

Der Kampf um den Rhein

•

•

•

+

+

+

+

Hermann Stegemann

Der Kampf um den Rhein

Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der
großen Politik und im Wandel
der Kriegsgeschichte



Der Kampf um den Rhein

II. bis 20. Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Berlin und Leipzig

1924

19331

943.06

N24

*

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1924 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Dem Deutschen Volke

+

■

I n h a l t

Vorwort	IX
I. Der Rhein und sein Stromgebiet bis zum Eintritt in die antike Stumene Von 500 v. Chr. Geb. bis 58 v. Chr. Geb.	1
II. Die Vorherrschaft Roms im Stromgebiet. Von 58 v. Chr. Geb. bis 20 n. Chr. Geb.	27
III. Das römische Weltreich und die germanische Staatenbildung am Rhein Von 20 bis 741	51
IV. Die Entwicklung des Kampfes um den Rhein vom Aufstieg der Karolinger bis zum Niedergang der Staufer. Von 741 bis 1215	87
V. Der Kampf um den Strombesitz vom Ausgang der Staufer bis zum Erscheinen der Valois am Oberrhein Von 1215 bis 1470	119
VI. Der Kampf um das burgundische Mittelreich und die Weltstellung der Schweizer im Quellgebiet des Rheins. Von 1470 bis 1519	147
VII. Das Zeitalter der Religionskriege und das Rheinproblem. Von 1519 bis 1648	183
VIII. Die Hegemonie Ludwigs XIV., das europäische Gleichgewicht und der Rhein. Von 1648 bis 1715.	239
IX. Das Stromgebiet im Schatten des englisch-französischen Weltverhältnisses und im Kampfe Friedrichs des Großen Von 1715 bis 1763	315
X. Der Kampf um den Rhein im Zeichen der Französischen Revolution Von 1763 bis 1795	367
XI. Die Entwicklung des Rheinproblems vom Basler Frieden bis zum Frieden von Amiens. Von 1795 bis 1802.	411
XII. Napoleon I und die Vorherrschaft Frankreichs im Stromgebiet. Von 1802 bis 1815.	461
XIII. Der Kampf um den Strombesitz vom Ausgang der Bourbonen bis zum Aufstieg der Hohenzollern. Von 1815 bis 1871	533
XIV. Die Entwicklung des Imperialismus, die europäische Krise und das Rheinproblem in unserer Zeit. Von 1871 bis 1923	603
Verzeichnis der wichtigeren Gefechte, Treffen und Schlachten	659
Zur Literatur	663

V o r w o r t

Ein Buch, das den Kampf um den Rhein zum Gegenstand hat, bedarf in unserer Zeit keiner Begleitung. Man gestatte mir aber der Arbeit, die diesen Kampf aus dem Weltgeschehen herausgreift, um ihn gesondert darzustellen, ein Wort der Einführung vorzusetzen.

Es mag gewagt, kann vermessen erscheinen, das Thema so scharf abgegrenzt durch die Jahrtausende zu verfolgen, und ich bin mir dieses Wagnisses vollkommen bewußt. Der Gegenstand wird im Rahmen der großen Politik behandelt, erscheint jedoch wesentlich in der Perspektive kriegsgeschichtlicher Betrachtungen und gewinnt dadurch Beziehungen, die zum Verständnis des Kampfes um den Rhein unentbehrlich sind. Tritt der heroische Charakter dieses Kampfes infolgedessen stärker hervor, als dies in einer allgemeinen geschichtlichen Darstellung geschieht, erscheint er vielleicht sogar schicksalhaft bestimmt, so möge daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß der Verfasser daraus eine Schicksalstragödie zu machen gedachte. Das Schicksal des Kampfes um den Rhein wird wesentlich von dem Charakter der Völker und der Entwicklung der Nationen bestimmt, die an ihm beteiligt sind. Stellt er sich aber hauptsächlich und ausdrücklich als Schicksalskampf der Deutschen dar, so geschieht dies in Übereinstimmung mit geographischen Verhältnissen und strategischen Gesetzen, von denen in diesem Buche zum erstenmal in großen Zusammenhängen gehandelt wird. Zu welchen Schlüssen dieser Versuch geführt hat, möge die Schrift selbst dartun. Sie ruht nicht auf neuen allgemeingeschichtlichen Forschungen, sondern sichtet und faßt nur gesicherte Ergebnisse zu einer einheitlich gestalteten Darstellung, die vom Eintritt des Stromgebiets des Rheins in die Geschichte bis auf unsere Tage reicht. Der große, von uns allen miterlebte Krieg, der den europäischen Kosmos des 19. Jahrhunderts und das europäische Gleichgewicht in Stücke geschlagen hat, ist jedoch darin nur flüchtig gestreift, denn eine Schilderung des vorab letzten Krieges um den Rhein würde den Rahmen des Buches aus allen Fugen treiben. Man erlaube dem Verfasser daher die Leser in diesem Zusammenhang an sein vierbändiges Werk „Die Geschichte des Krieges“ (1914—1918) zu weisen,

das durch die vorliegende Darstellung gewissermaßen an seinen Platz gerückt und neu beleuchtet wird. Erscheint doch alles, was in jenem Werke geschildert wird, in diesem vorbestimmt. Vielleicht konnte ich gerade deshalb dem Orange nicht widerstehen, der Geschichte des Weltkrieges nun die Geschichte des Kampfes um den Rhein als großen geschichtlichen Umriß folgen zu lassen. Daß dieser Kampf nicht ausgetragen ist, werden die nachlebenden Geschlechter erfahren.

Ich habe mir erlaubt das Werk dem deutschen Volke zu widmen. Man lege mir das nicht als Anmaßung oder als eine Bitte um wohlwollende Aufnahme eines Buches aus, das sich nicht nur an deutsche Leser wendet. Es liegt mir vielmehr daran, gerade heute noch einmal kund zu tun, daß ich den Glauben an das deutsche Volk nicht verloren habe. Deutschlands Weg ist nicht vollendet, seine Sendung nicht erfüllt. Anders denken hieße zugleich an der Zukunft Europas und der Neugestaltung der politischen Welt im Sinne einer Entwicklung zu höheren Lebensformen und zu einer größeren Solidarität der Nationen verzweifeln.

München, 11. Dezember 1923.

Sermann Stegemann.

I.

Der Rhein und sein Stromgebiet bis zum Eintritt in die antike Ökumene

Der Rhein, das Zentralproblem der westeuropäischen Politik — Das Bild des Stromes — Militärgeographische Gesichtspunkte — Die Einheit des Stromgebiets — Der Strom als Objekt der Politik — An der Schwelle der Geschichte — Der Kampf um den Urbesitz — Die Kelten — Die Römer an der Rhone — Kimbern und Teutonen — Arausio, Aquae Sextiae, Verceil — Die Rhein-Rhone-Linie — Strategische Beziehungen — Die Germanen am Oberrhein — Ariovist — Julius Cäsar — Der Auszug der Helvetier — Die Schlacht bei Vindicta — Cäsar und Ariovist — Das Recht auf Gallien — Die Ariovistschlacht — Das Cäsarische Gallien

Der Strom der Erde ist von der Geschichtsbildung stärker ergriffen worden als der Rhein. Er fließt seit dem Beginn seiner geschichtlichen Zeit im umkämpften Bett, obwohl er seine Uferlande bindet, statt sie zu scheiden, und dieser Kampf ist so tief im Wettbewerb um die Macht verankert, daß er die Entwicklung des politischen Begriffes Europa bis auf unsere Zeit bestimmt hat.

Wahrlich, kein Stromgebiet ist stürmischer umworben worden als das des Rheins, und kein Streit ist unentschiedener geblieben als der Kampf um den Rhein. Unentschieden bis auf diesen Tag, unentschieden, bis der Strom und seine Uferlande aufhören werden, das Zentralproblem der westeuropäischen Politik zu bilden, um dessen Lösung schon zwei Jahrtausende sich mühen.

Die Natur hat das Bild des Stromes mit Künstlerhand in die Erdkruste eingegraben.

Wir sehen ihn aus Gletscherseen und Eisstürzen zwischen dem St. Gotthard und dem Julier entspringen, in drei Schmalfurchen talwärts gen Norden rinne und die Gewässer der Bündner und der Glarner Berge an sich ziehen. Nach wilhem Lauf durch tiefgeessene Schluchten und dem Empfang der Albula und der Landquart glättet er sich zwischen Reichenau und Ragaz und gewinnt in breitem Tale nordwärts fließend den Bodensee. Er verläßt dieses mächtige Klärbecken, um das sich heute drei Länder deutschen Blutes ordnen, 50 Kilometer weiter nordwestlich von der Eintrittsstelle und wendet sich nun stracks gen Sonnenuntergang.

Solange der Rhein selbst um den Ausgang aus dem Hochgebirge kämpft, steigen alle Verbindungen zu ihm nieder. Ein einziger größerer Talgang der inneren Schweiz führt scheinbar von ihm weg. Diese Quersfurche öffnet sich zwischen Ragaz und Sargans und verbindet das Rheintal mit dem Valenssee, dem Lintal und dem Züricher See, aus dem die Linth als Limmat hervortritt, um gen Nordwesten zu enteilen und gleich der Reuß den Weg zur Aare zu suchen. Der Lauf der Limmat und die beiden gestreckten Seen bilden den ersten großen strategischen Abschnitt des rheinischen Stromgebietes. Der zwischen dem Züricher- und dem Bodensee gelagerte Raum beherrscht Süddeutschland aus der Südwestflanke. Das natürliche

Einfallstor gähnt zwischen dem Bodensee und dem Rheinfall, wo das seewärts gewendete Aachtal aufspringt und eine breite Senke aus dem Quellgebiet der Donau zum Rhein heruntersteigt. Der Porphyrykegel des Hohentwils blickt mit tausendjährigen Ruinen auf diese offene Scharte. Aus den ältesten Zeiten der Geschichte klingt's hier von wanderndem Volk und Schlachtgetöse. Noch auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts wurde hier gekämpft.

Der Rhein strömt nach seinem Austritt aus dem Untersee etwa 100 Kilometer westwärts, nagt sich donnernden Falls durch die Jurasklippen, empfängt rechts die Rur, die Mosel und die Wehra, die aus dem Schwarzwaldmassiv zu ihm niederströmen, links die Thur, die Elß, die Glatt und die stark einschließende Aare, die ihm alle Gewässer der inneren Schweiz zuführt, die Becken des Brienzers, des Thuner und des Neuenburger Sees unmittelbar mit dem Abersystem des Rheins verknüpft, und ihn zum Strome schwellt. Dann wird er nach kurzer Fahrt von einer fruchtbaren, weit nach Norden geöffneten Ebene empfangen. Er hat die zentrale Furche erreicht, die sein Stromgebiet der Länge nach symmetrisch teilt. Die Alpenwelt liegt hinter ihm, die Juramauer biegt sich gen Südwesten zurück und sendet ihm von der Nordflanke nur noch die Birse zu. Der Schwarzwald und die Vogesen treten als Rahmengebirge an die Ränder der breitausladenden oberrheinischen Tiefebene.

Als belebendes und bindendes Element zieht der Strom, beide Uferlande zu einem einzigen Landschaftsbild vermählend, unter hallenden Brücken mächtigen Dranges nach Norden. Die Südflanke des Schwarzwaldes füllt den Stromwinkel mit steilabfallenden Bastionen, am Scheitelpunkt und zugleich an wichtiger strategischer Stelle liegt Basel. Im Westen fließt die Senke, in der sich die Ausläufer des Juras und der südliche Abbruch der Vogesen flach ausstreichend zur Ruhe legen. Es ist das große Böldertor, durch das Kelten, Germanen und Römer zogen, das mächtigere und wichtigere Gegenstück zu dem Thal der Aach, das längst hinter den schwarzen Waldbergen versunken ist. Die höchste Ruppe der Vogesen, das Belchenmassiv, blickt auf die Böldertpforte herab, aus der die Ill hervortritt, um sich am Osthang der Vogesen, noch eine weite Strecke durch Geröll und Geschiebe vom Rhein abgedrängt, gen Norden zu tasten.

Der Rhein strömt heute raschen Laufes zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald im gerade gezogenen Bett und reißt rechts die Wiese, die Elz, die Dreisam, die Kinzig, die Rensch, die Murg und den Neckar, links die Ill, die Moder, die Sauer, den Selzbach, die Lauter, den Queich und den Speierbach mit sich zu Thal. Wo er einst geröllhäufend seine Rinnale nach Gefallen ausbreitete und seine Hochwasser nach Laune über Auen

und Felder ergoß, rauschen heute Weidenpflanzungen und Wiesen. Dahinter steigen die Lößterrassen empor, die hüben wie drüben Städte und Dörfer tragen und von Fruchtbarkeit überquellen. Sie führen zu den Rebenhalden, die an den Randgebirgen der Ebene emporklimmen und erst vor dem weit zurückgedrängten Waldgürtel Halt machen.

Die Vogesen liegen als mächtige, zwei- und dreifach gegliederte, nur hier und da ein Stück weit aufgebrochene Scheidemauer vor der untergehenden Sonne und fallen steil gen Osten ab. Der Schwarzwald schlägt breitere Quersalten und öffnet sich der Rheinebene gastlicher, aber die allgemeine Übereinstimmung der verschweiferten Gebirge spricht selbst aus den Verschiedenheiten einzelner Züge. Die Vogesenspässe sind schmale Soche, zu denen die Straßen in scharfen Rehren emporsteigen, die Schwarzwaldspässe bilden breite Sättel und werden in bequemeren Anstiegen überwunden. Die Vogesen senden die Hauptfülle ihrer Wasser gen Nordwesten, wo die Mosel sie empfängt, um sich mit der Meurthe, der Nied und der Saar zu einem starken Lauf zu vereinigen und sich zwischen dem Hunsrück und der Eifel in weitgeschwungenem Bogen zum Rheine durchzuschlagen.

Der Schwarzwald spendet seine Wasser reichlicher. Er läßt die Flüsse von der Höhe des Gebirges nach allen Seiten niederrinnen. In dem breiten Hochtal, das sich dicht hinter der Gipfelfette öffnet, liegen die Quellen der Donau, der Dreisam, der Murg und der Kinzig nahe beieinander. Aber nur die Donau entweicht sich dem Stromgebiet des Rheins, um ihre eigene Sendung zu erfüllen. Was sonst ostwärts rinnt, fällt in den Neckar und fließt in zurückgewendetem Bogen wieder dem Rhein zu. Der Neckar ahmt das Beispiel der Mosel in kleinerem Umfange nach. Er öffnet zwischen den Nordausläufern des Schwarzwaldes und dem Odenwald bei Heidelberg die wichtigste Ostpforte zu dem natürlichen Gartenland, das am Oberlauf des Stromes ausgebreitet liegt.

Der westliche Zugang der oberrheinischen Tiefebene liegt weiter oberhalb in der Nähe der Mündung, ist aber selbst von Natur wasserlos. Er führt als Zaberner Steige zwischen den Vogesen und der Haardt in die Niederung des Unterelsaßes. Die Zaberner Steige, durch die heute der Rhein-Marne-Kanal streicht, ist der kürzeste Weg aus dem Seinebecken das Marne-tal aufwärts über Nancy nach Straßburg.

Zwischen Zabern und Heidelberg schwingt das strategische Pendel im Kampf um den Rhein seit Jahrhunderten in ungezählten Feldzügen hin und her. Liegt Basel als Flankenstellung vor dem Sura und der Burgunder Pforte am Rhein aufgebaut, so ist Straßburg vor der Zaberner Steige als Trugfeste verankert. Beide Städte dienen als Defensivplätze gegenüber

einem von Westen anrückenden Feind. Basel bildet zugleich eine starke Ausfallsstellung gen Norden, Straßburg einen mächtigen Brückenkopf gen Osten mit dem Ausblick auf die Schwarzwaldpässe.

Zwischen Basel und Straßburg erhebt sich hart am Ostufer des Stromes das felsige Breisach, die kleine Naturfestung, die der Strom in uralten Zeiten geschaffen hat, als er sich am Westrande des Kaiserstuhls, eines bescheidenen vulkanischen Inselgebirges, eine Rinne wusch. Heute schießt er in steinernem Kunstbett daran vorbei.

Die großen Strombauten der oberrheinischen Tiefebene wurden erst im 19. Jahrhundert begonnen. Sie entführen das Wasser in einem um 85 Kilometer gekürzten Bett, geben den Anwohnern des Oberrheins Sicherheit und frische Weide und dem Strom größere Geschwindigkeit, schädigen aber Schifffahrt und Fischfang. Sie veränderten auch die militärgeographischen Verhältnisse, denn sie leihen dem korrigierten Rhein größere Ähnlichkeit mit einer natürlichen Grenze, als dem Naturstrom eigen gewesen war, der gemächlich hundert Schleifen geknüpft und ungezählte grüne Inseln in seine Arme geschlossen hatte. Heute sind die Schleifen verschwunden. Einzelne Inseln sind noch weiter stromabwärts sichtbar, wo Worms und Speier, aus den Kriegen der Jahrhunderte stets aufs neue entstanden, ihre Dome in den Wellen spiegeln. Zahlreicher werden sie auf der kurzen Strecke zwischen Mainz und Bingen, wo der Rhein sich nach Westen wendet, um am Fuße des Taunus die Einbruchsstelle zu gewinnen, die ihm das Schiefergebirge öffnet und den Weg zwischen den grauen Wänden in die nordische Tiefebene freigibt.

Es ist die zentrale Stelle des ganzen Rheingebiets. Sie wird durch die korrespondierenden Mündungen des Maines und der Nahe und die vier im Kreuz zusammenlaufenden Verbindungslinien des weitgespannten Stromsystems gekennzeichnet. Jahrhundertlang schlug hier das Herz Deutschlands.

Die Mainpforte ist das große Eingangstor, das jeder von Westen kommende Eroberer benützt, um seine Armeen ins Innere Deutschlands zu führen und entweder durch das Wettertal und das Kinzigtal die Weserlinie in der Flanke zu fassen oder mainaufwärts bis zum Thüringer Wald vorzurücken und die Saale- oder die Egerlinie zu gewinnen.

Wie gotische Schriftzüge nehmen sich Winkel und Haken des Mainlaufes auf der Karte aus. Als politische Runen sind sie in die Geschichte der Deutschen eingegraben. Durch diesen gezackten Flußlauf tritt das Stromgebiet des Rheins in Berührung mit dem Stromgebiet der Elbe. Durch diese tiefgegrabene Rinne wird der Rhein unlöslich mit dem Innern Deutschlands und dem System der großen Bergketten verknüpft; die

sich um das Fichtelgebirge ordnen. Etwa 180 Kilometer trennen die Mainquellen in der Lufthlinie von der Mündung des Flusses. So weit greift hier, an der breitesten Stelle, das rechtsrheinische Stromgebiet nach Osten, so innig ist es hier mit dem Wurzelgrund Altgermaniens verwachsen. Die Mainlinie, deren Kartenbild so wenig von einer Linie an sich hat, ist von Natur eine große Verbindungsader zwischen Ost und West, der von Norden und Süden fröhliche Wasser austreten, aber sie ist keine Trennungslinie zwischen Nord und Süd. Wäre der Main nicht, so würde das Einzugsgebiet des Rheins entscheidend von Westen bestimmt. Der Fluß, der das Fichtelgebirge an den Taunus knüpft, bindet zugleich den deutschen Osten an den Strom des deutschen Westens.

Der Rhein, der am Südfuß des Taunus gen Westen zieht, begrenzt auf dieser 30 Kilometer langen Strecke die mächtigste Naturfestung seines Stromgebiets. Sie fällt im Osten zur Wetterau ab und reicht im Norden bis zur Tiefenlinie der Lahn. Strudelnd wallt der Strom nach dem gemächlichen Gang durch das Binger Loch in das enge Thal zwischen dem Taunus und dem Hunsrück, um das romantischste Stück Weges auf seiner drängenden Fahrt zurückzulegen. Erst bei Koblenz weitet sich die Enge, die keiner breiten Talung Raum läßt. Hier zieht der Rhein die Mosel zu sich heran. Sie führt ihm nicht nur die Neurthe und die Saar zu, sondern enthält auch Ardennen- und Eifelwasser, stellt also die Verbindung mit den westlich hinausgerückten Grenzgebirgen des Stromgebiets her. Das rechte Rheinufer ist bei Koblenz noch scharf gekantet. Auf schroffer Grauwacke thront die Festung Ehrenbreitstein. Wenige Kilometer stromabwärts öffnet sich das Becken von Neuwied. Die Wied eilt aus dem Westerwald herab, der sich als grünes Hochland von der Lahn bis zur Sieg herunterzieht. Im Mündungsbogen der Sieg, gegenüber dem entfestigten Bonn, türmt das Siebengebirge hart am Strom die letzten Höhen. Dann treten die Gebirge weit auseinander.

Der Blick, der von den Thürmen des Kölner Doms in die Runde schweift, sieht im Westen nur noch flachere Linien. Aber das Gelände verbirgt noch zwei Einschnitte von Bedeutung, die Tiefenlinie der Erft, die sich in nordwestlicher Richtung gen Düsseldorf zum Rhein zieht, und die Roerlinie, die, weiter westlich gerichtet, parallel verläuft, um bei Roermund die Maas zu erreichen. Im Osten, jenseits des Stromes, steigen die Linien höher über den Horizont. Es sind die Ausläufer des Ebbe- und des Rothaargebirges, kleiner bewaldeter Vorsprünge des Schiefergebirges, von denen ein Rudel blinkender Gewässer seinen Lauf in die Ebene nimmt. Lahn, Sieg, Wupper, Lenne und Ruhr fließen dem Rhein, Eder und Diemel rinnen der Weser zu.

Das Stromgebiet des Rheins wird an dieser Stelle sehr schmal zusammengedrückt. Raum 100 Kilometer östlich des Stromes verläuft die Wasserscheide. Die Ruhr ist der letzte Zufluß, der sich noch durch gebirgiges Gelände zum Rheine Bahn brechen muß. Kurz darauf beginnt die Niederung. Sie öffnet sich auf dem rechten Ufer des Stromes bis zu 160 Kilometer Breite und streicht links ins Unbegrenzte. Eine bewaldete Hügelkette, die als Nordwestflanke des deutschen Mittelgebirgssystems von der Weser zu den Ems- und Saaseümpfen zieht, umfaßt die rechtsufrige Tieflandschaft mit starken Armen. Sie führt von alters her den Namen Ösning. Deutsche Geschichtsverklärung taufte sie später den Teutoburger Wald. Ihr entspringt, unweit der nordwärts eilenden Ems und der Berkel, der letzte große, von Osten kommende Nebenfluß des Rheins, die Lippe. Sie streicht durch eine flache, weit aufgeschlagene Mulde. Der Fluß war in alten Zeiten weithin von Mooren umgeben, aus denen nur wenige feste Landrücken aufstrebten. Aber der schiffbare Fluß erschloß nicht nur die große westfälische Landbucht, sondern führte auch unmittelbar zu den Ösningpässen und den Weserbergen, die den Ostzugang des niederrheinischen Stromgebietes beherrschen. Zwischen Ruhr und Lippe, zwischen Duisburg und Paderborn liegt das Schlüsselgebiet des deutschen Nordwestens.

So spricht hier noch einmal die Einheit des Stromgebietes eindringlich zu dem Beschauer, der den Rhein im Fluge von der Quelle bis zur Mündung begleitet und ihn nun, geschwellt von den braunen Wassern der Lippe, von Wesel gen Emmerich ziehen und die deutschen Grenzen verlassen sieht, um sich Holland zu vermählen und in fünf Armen in die Nordsee zu ergießen. Die letzte Wendung des Stromes vollzieht sich kurz vor seiner Auflösung in seine Mündungsarme. Da schwenkt er aus der nordwestlichen Richtung, die er seit der Durchbrechung des Schiefergebirges innegehalten hat, nach Westen. Ein einziger Arm, die Yssel, löst sich von der gesammelten Flut und schlägt sich nach Norden, um den Zuidersee zu erreichen. Die anderen, vor allem der mächtige Waal, dem sich vor Dordrecht die Maas gesellt, fluten westwärts in die offene See.

Wird die Maas dem Stromsystem des Rheines zugezählt, so entrollt sich die ganze niederländische Ebene bis zur Quelle der Sambre im Hügelland von Landrecies, maasaufwärts aber weitet sich der Ausblick bis zu den Faucillesbergen, wo die Maas kräftigen Schlages aus den Felsen springt. Dann schiebt sich das linksrheinische Stromgebiet über die westliche Abdachung der Vogesen, die Moselrinne und die Steilufer der Maas bis zu den Pässen der Argonnen vor und ruft die wilden Ardenennen zu sich heran. Im großen Mündungsbogen der Maas, zwischen Lüttich und Dordrecht, liegt das Schlüsselgebiet des äußersten Westens mit

Maastricht als Stützpunkt. Über Paderborn und Lüttich schwingen die Schalen der am Niederrhein aufgestellten strategischen Wage.

Mehr als 1200 Kilometer mißt der Lauf des Rheines von der Quelle bis zur Mündung. Die reichsten Kohlegruben, die größten Erzlager liegen in seinem Bereich, Fruchtbarkeit und Schönheit sind über seine Uferlande ausgegossen, als der wichtigste Handelsstrom Europas ist er samt seinem engern Stromgebiet zu einem Wirtschaftskomplex geworden, der auf Erden seinesgleichen sucht. Aber der Kampf, der zu Beginn der geschichtlichen Zeit um den Besitz des Rheines entbrannt ist und heute noch des endgültigen Austrags harret, ist kein Streit um Bodenschätze, sondern ein Ringen um den Rhein selbst. Es ist ein Kampf zwischen Ost und West. Der Besitz des Stromes verleiht von jeher jedem von Süden oder Westen kommenden Eroberer die Macht über die ganze Zone Mitteleuropas und somit die Vorherrschaft in der Welt, während der rechts des Rheins unmittelbar an seinen Ufern hausende Bewohner des Stromlandes bedarf, um frei und unabhängig zu leben.

So wurde der Kampf um den Rhein der im Westen Europas aufgetretenen französischen Nation zur politischen Leidenschaft, den in der drangvollen Mitte siedelnden Deutschen aber zum geschichtlichen Schicksal. Von dieser Erfahrungstatsache gibt uns die Kriegsgeschichte zweier Jahrtausende nur allzu berebte blutige Kunde.

Als die ersten Völkerbewegungen im Stromgebiet des Rheins sichtbar wurden, bildete das Festland Europas zwischen der Weichsel und dem Ozean und der Nordsee und den Alpen noch keinen politisch erfüllten Raum. Wohl ordnete sich um die Gestade des Mittelmeeres schon die antike Welt, aber sie blieb im wesentlichen noch an dieses gebunden. Die Alpen standen als Wall der politischen Ökumene aufgerichtet. Ligurische Stämme, die sich über die Seealpen bis zum Genfer See ausgebreitet hatten, saßen als verlorene Posten in den Walliser Tälern und an den Ufern des nach ihnen benannten Lac Léman. Nördlich der großen Scheidelinie, die von der Donau aufwärts zur Save und zu den Alpen führte, um sich an der Rhone zum Mittelmeer hinabzutasten, schweiften barbarische Völker. Sie wechselten zwischen Sesshaftigkeit und Wanderzügen und vertilgten den Schwächern, der ihnen den Weg vertrat. Rückstau und Rückwanderung rissen zuweilen weit nach Westen gelangte Schwärme über den Rhein zurück. Vom Weg abirrende Scharen wurden in das Tal der Save und der Drau gedrängt, aber der große Zug, der aus den großen Ebenen des Nordens und des Ostens, von Sonnenaufgang gen Niedergang führte, um sich erst angesichts des Mittelmeeres südlich zu wenden, bestimmte auf

ein Millennium den Kampf um den Raum der reichgegliederten Festlandsmasse, die sich zwischen der Elbe und dem Atlantischen Ozean erstreckt.

Der Rhein setzte diesem Vordringen keine Grenze. Die Kelten, das erste geschichtliche Volk, das seine Ufer auf diesen süd- und westwärts drängenden Zügen gewann, hat ihn leichten Fußes überschritten. Sie umgingen den von Pfahlbauten starrenden Bodensee und wälzten ihre Scharen über die Thur, die Eimatz, die Aare und die Reuss zum Genfer See und verdrängten die Ligurer, sie brachen durch die Burgundische Pforte ins Tal des Doubs, der Saone und der Rhone ein, sie stiegen in die ober-rheinische Tiefebene hinab und siedelten an den besonnten Hängen der Vogesen und des Haardtwaibes, sie drangen am Mittelrhein moselaufwärts bis zur Maas vor und gelangten am Unterlauf des Rheins in das Stromgebiet der Schelde und an die Gestade des Meeres. Sie stießen an der Schelde aufwärts ins Seinebecken vor, das sich hier gastlich vor ihnen öffnete. Sie überschritten den Kanal und bevölkerten die britischen Inseln.

Der Kelte blieb Jahrhunderte in Bewegung. Er erreichte den Unterlauf der Rhone und die Ufer der Garonne und überstieg die Pyrenäen, um sich auf der Iberischen Halbinsel mit den Iberern zu mischen. Als ein Rückstau eintrat und überquellende Massen durch die Pässe der Seealpen in die norditalienische Ebene drangen, bereitete sich der Zusammenprall des beweglichen Volkes mit der Römerwelt vor, die damals noch in ihrer Keimzelle auf den Eberhügeln schlief.

Wir wissen nicht, ob der Kelte am Rhein Widerstand gefunden hat. Fand er ihn, so war es dem überlegen gerüsteten Volke ein leichtes, den Verteidiger zu überwinden. Der Rhein bildete zu jener Zeit keine Verteidigungslinie, er besaß damals noch keine militärische Bedeutung, gleichgültig, ob der Übergang von Natur leicht oder schwierig war. Er schied zu Beginn der geschichtlichen Bewegung weder Reiche noch Völker. Die Keltenstämme, die sich an seinen Ufern niederließen und ihre Fluchtburgen auf den Vorhöhen der Randgebirge bauten, haben sich über eine Rheingrenze und die Verteidigung des Stromlaufes noch keine Sorgen gemacht. Erst als sie in Bedrängnis kamen, weil östlich wohnende Volksgenossen von den nachrückenden Germanen aus ihren Sitzen an der Elbe und der Saale aufgeschreckt wurden, begannen sie den Strom als Hindernis zu schätzen.

Die Ostelken waren ungern gewichen und hatten sich mannhaft gewehrt, ehe sie dem Druck der Germanen nachgaben. Am Main, am Neckar und am Oberlauf der Donau war mancher Keltenstamm unter den Germanen sitzen geblieben und hatte einen Teil des alten Bodens als eigen behalten. In der Naturfestung Böhmen, am Südufer der Donau und an

den Nordhängen der Alpen blieben sie geschlossen in großen selbständigen Verbänden wohnen.

Sie saßen an den Alpenflüssen der oberen Donau im Schutze des herzynischen Urwaldes dicht gedrängt und hausten hier hinter Wald und Strom noch unangefochten, als die ersten Germanenvölker längst im Weserlande und am Main in ausgeräumten Gebieten Wurzel geschlagen hatten.

Im 4. Jahrhundert vor Christi Geburt schien die allgemeine Bewegung der Kelten zwischen dem Rhein und den Säulen des Herakles, an der Drau, an der Donau und in Oberitalien zur Ruhe gekommen. Sie saßen auf eigener Hufe in Häuptlingschaften zusammengeschlossen und zogen nicht mehr insgesamt, sondern nur noch als geordnete Kriegsscharen aus und trugen ihre Waffen heutesuchend über den Apennin, den Balkan und die Dardanellen.

Von den Germanen, die drohend hinter ihnen standen, fiel noch kein Schatten auf die sonnenbeglänzte Mittelmeerwelt. Als im Jahre 390 ein keltischer Raubzug den Apennin überschritt und Rom brandschatzte, hatte noch kein Germane die Wunder des Südens erblickt, und die Römer, die im Jahre 218 gegen Hannibal ausrückten, um ihm an der Rhone entgegenzutreten, wußten noch nichts vom Rhein. Aber Rom rührte schon damals unwissentlich an das Rheinproblem. Der Versuch, die Rhone im Jahre 218 zur strategischen Grenze des Römertums zu machen, war der Beginn des Kampfes um den Rhein.

Der Versuch mißlang. Der Punier kam dem römischen Grenzschutz zuvor. Er überschritt die Rhone und stieg über den Mont Genève, ehe ein konsularisches Heer zur Stelle war. Rom büßte das Versäumnis auf den italischen Schlachtfeldern des zweiten Punischen Krieges. Erst hundert Jahre später kehrten die Römer triumphierend an die Rhone zurück und ergriffen nun von dem Stromdelta und dem Uferland Besitz. Die Keltenclane, die zwischen dem Meere und der Pyrenäenmündung saßen, wurden geschlagen, Massilia durch Freundschaftsbände gefesselt und die Provinz Gallia Narbonensis eingerichtet. Kurz darauf fielen auch die Ostzugänge Italiens in Roms Hand. Ein römisches Heer überschritt den Sponzo und zählte die keltischen Karnier und Taurisker.

Da stieß es an der Drau plötzlich auf einen nie gesehenen neuen Feind.

Das Grollen des ersten germanischen Schlachtgewitters schlägt an unser Ohr. Das Wandervolk der Simbern taucht aus dem Dunkel der deutschen Geschichte.

Weitab vom Rhein und seinem Stromgebiet, also auch fern vom politischen Ziel, das einem westwärts drängenden Volke gesteckt ist, erscheint der Germane zum erstenmal im Licht der Mittelmeersonne.

Die Zimbern waren sich keines höheren Zweckes, keiner geschichtlichen Sendung bewußt, sie hatten vielleicht nicht einmal ein bestimmtes geographisches Ziel vor Augen, als sie nach jahrzehntelanger Wanderung den Herzynischen Wald durchbrachen, über die Donau setzten und vor den Ostzugängen Oberitaliens erschienen. Ihre Heimat lag im grauen Norden, zwischen der Elbe und der baltischen See, aber sie waren nicht mit ihr verwachsen gewesen, hatten zwischen Sumpf und Wald auf larger Ackerflur gehaust und den Übergang vom schwelgenden Jägertum zur Gesäßhaftigkeit noch nicht vollzogen. So waren sie, von Wandertrieb und Wanderzwang ergriffen, einer größeren Bewegung gefolgt und über die Elbe und den Main südwärts gefahren. Hinter ihnen blieb rasch sich füllende Ode. Sie durchwanderten die große Waldbzone der Donaubene, stiegen in die Alpentäler und gelangten auf der Suche nach Beute, Korn und Land in die Gawe der keltischen Taurister und Karnier. Vielleicht lief dunkle Kunde von einem sonnigen Südbland mit ihnen und lockte sie gleich Rindern ins Tal der Drau.

Hier trat ihnen der Römer in seiner schweren Rüstung kalt und zweckbewußt entgegen und verbot den blonden Barbaren den Eintritt in seine fertige Welt. Sie unterhandelten, wollten sich zu einem Umweg bequemen, wurden in einen Hinterhalt gelockt und befreiten sich daraus, um nun, zur Erkenntnis ihrer Lage erwacht, das Römerheer in ausbrechendem Zorn vor die Klinge zu fordern. Sie schoben ihre Wagenburg zusammen, ordneten sich zum Keil, stimmten ihr Schlachtgeschrei an und warfen die Legionen in hemmungslosem Ansturm über den Haufen. Das konsularische Heer verließ flüchtend das Feld.

Der Sieg öffnete den Zimbern die Pässe der Karnischen Alpen, aber sie dachten nicht daran, ihn zu nützen. Sie ließen die teuer erkauften Früchte ihren Händen entgleiten, besannen sich auf eine andere Richtung und kehrten dem Lande Italien den Rücken. So steht am Anfang deutscher Geschichte ein deutscher Sturmzieg, der aus elementarem Zorn geboren wurde, aber ohne strategische Wirkung geblieben ist, weil dem Sieger politische Erwägungen fremd waren.

Die Zimbern wandten sich westwärts. Das Schicksal rief. Sie zogen, unsicher ins Weite tastend, den Ufern des Rheins zu. Sie marschierten am Nordfuß der Alpen entlang und erreichten nach mühevoller Wanderung den unbekannten Strom. Kein Nachweis sagt uns, wo die erste geschichtliche Überschreitung des Rheins vor sich ging, aber wir sehen die gewaltigen Scharen hochgewachsener blonder Männer und Frauen mit ihren Rindern, ihren Wanderkarren brot- und landsuchend an den Ufern des Rheins erscheinen und auch dieses wilde Wasser, wie so viele andere,

achtlos überschreiten. Sie fanden zwischen den Alpen und dem Jura weder Brot noch Land. Die keltischen Helvetier saßen hier auf schmaler Flur zwischen Rhein und Rhone in einer Wildnis, die nur Wenigen Nahrung bot, solange die Wälder nicht gerodet, die Gewässer nicht ins Bett gezwungen und die Pflugschar nicht tief in den Boden gestossen wurde. Die Simbern zogen weiter, mit ihnen eine Anzahl helvetischer Gaue und der streitbare Stamm der Tiguriner.

Als das starke Brudervolk der Teutonen zu ihnen stieß, waren sie zu einer Macht geworden, vor der alles wich. Sie überschwebten das Rhonetal und brachen über die Cote d'Or und die Faucillesberge in das Innere Galliens ein. Die natürliche Scheidewand, die das Rhonetal von dem Seine-Loire-Becken trennte, hemmte den Zug der Verblindeten nicht. Auch jenseits der Berge bot ihnen niemand erfolgreichen Widerstand. Sie lebten wandernd und dreinschlagend von der Beute, die ihnen das von der Clanherrschaft zerklüftete Land trotz seiner besseren Bewaffnung und höheren Kultur nicht zu weigern vermochte. Doch ihre Fahrt entbehrte immer noch der Sicherheit und der Stetigkeit des Handelns. Sie fanden nicht Rast noch Ruh, nicht Feld noch Flur.

Im Jahre 109 tauchen sie plötzlich im Mündungsgebiet der Rhone auf.

Sie waren aufs neue in den Bannkreis der römischen Macht geraten. Die Westpforten Italiens lagen vor der Spitze ihres Zuges. Wiederum stand ein konsularisches Heer zum Empfang der Barbaren bereit, wiederum kam es zu Verhandlungen. Die Germanen baten um Land und Korn und eine Gesandtschaft trug die Völkerbitte nach Rom. Die römische Geschichtschreibung hat die Tatsache aufgezeichnet und sie der Welt als die erste historische Forderung des Germanentums hinterlassen. Als der römische Senat die Bitte der Weltfremden aus politischen Gründen ablehnte, griffen Simbern und Teutonen Vergeltung fordernd zu den Waffen und schlugen im Verein mit den Helvetiern und Tigurinern Roms zweites Heer. Aber sie ließen auch diesmal die Frucht des Sieges wellen. Statt den Feind zu verfolgen und in Italien einzubrechen, wandten sie sich westwärts und zogen am Südfuß der Cevennen durch die blühende Provence der Garonne zu. Die Wanderschaft wurde zum Selbstzweck, die Heimatlosigkeit zur Norm.

Rom sandte ihnen den Konsul L. Cassius Longinus nach, um sie zur Entscheidungsschlacht zu stellen. Doch diesen traf noch schlimmeres Geschick als seine Vorgänger. Er wurde auf dem Vormarsch abgeschnitten, von den Tigurinern angegriffen und geschlagen und zur Übergabe gezwungen. Mit der Hinterlassung des Kriegsgerätes und dem Schimpf des Raubnischen Sochs erkaufte die Römer Leib und Leben. Die ganze Küsten-

landschaft fiel von den geschlagenen Herren ab, aber die Germanen ließen sich nicht auf dem eroberten Boden nieder, sondern folgten, von innerer Unrast getrieben, dem Ruf ins Weite und wandten sich der Loire zu.

Nach vier Jahren erschienen sie wiederum an den Ufern der Rhone. Die Römer standen zum drittenmal zu ihrem Empfang bereit. Sie hatten die Provence wieder in ihre Gewalt gebracht und waren entschlossen, den Schimpf des Cassius Longinus zu rächen. Zwei konsularische Armeen standen im Feld, aber der Zwist der Feldherren hinderte gemeinsames Handeln und schwächte die römische Kraft. Bei Arausio kam es zur Schlacht. Die Germanen fochten sie als Gottesurteil aus und vertilgten unter schweren eigenen Verlusten das ganze feindliche Heer. Trotzdem wandten sich die Sieger von der Walstatt nach Westen und zogen noch einmal drei Jahre an der Loire und im Seinebecken hin und her. Erst dann kamen sie auf den Gedanken, gen Italien zu ziehen. Sie ließen absplitternde Volksteile an der Sambre zurück und rückten über die Cevennen nach Süden.

Da wurden sie vom Glück verlassen, das ihnen hold gewesen war, solange sie naiv in den Streit gegangen waren. Sie hatten den großen Augenblick dreimal versäumt und suchten ihn nun vergebens zurückzurufen. Im Rhonetal trennten sie sich in zwei Volkshäufen. Die Simbern wandten sich durch Helvetien über den Rhein zurück, um über den Brenner nach Italien hinaufzusteigen, die Teutonen und ihr keltischer Anhang folgten der Rhone bis zur Mündung, um die ligurische Küste zu gewinnen. Getrennt marschierend, getrennt schlagend unterlagen sie dem Feldherrn Marius und der neu-gestalteten Taktik gleichstarker, besser gerüsteter, auf den inneren Linien operierender römischer Heere. Die Teutonen liegen bei Aquae Sextiae erschlagen, die Simbern starben bei Vercelli. Flüchtende Keltenhäufen sind in den Alpen verschollen.

In ihrem Blut hat sich Rom verjüngt. Erst seit dem Feldzug des Marius erhebt sich die römische Kriegskunst zu imperatorischem Stil. Erst die Vernichtung der Simbern und Teutonen verließ Roms Herrschaftsansprüchen über die Gallier der transalpinischen Festlandsmasse nachwirkende Kräfte.

Die ersten Germanenvölker, die uns aus dem Dunkel der deutschen Geschichte entgegentreten, sind weitab vom Rhein als Vorkämpfer freien barbarischen Volkstums verblutet, aber sie haben auf ihren Irrwegen die äußersten Grenzen erreicht, wo der Puls dieses Stromes noch in strategischen Beziehungen zu historisch wichtig gewordenen Gebieten der deutschen Geschichte zu spüren ist.

Die Simbern, die am 18. Juli 101 auf den Rhodischen Feldern, südöstlich von Vercelli, erschlaft von den Fieberdünsten des Südens, ihre

Todesschlacht kämpften, sind einen der Wege hinabgestiegen, die aus dem Stromgebiet des Rheins über die Alpenpässe gen Süden führen, und die Teutonen, die als die ersten in den Tod gingen und im Jahre 102 bei Aquae Sextiae im Mündungsgebiet der Rhone erlagen, sind an der Stelle gefallen, wo die große Bewegungslinie endet, die den Norden mit dem Mittelmeer verknüpft.

Die Rhonelinie hängt mit der Rheinlinie strategisch unmittelbar zusammen.

Der Beherrscher des unteren Rhonetals sah nicht nur die Provence, das Küstenland bis zur fernen Garonne und die Westausgänge Helvetiens in seine Gewalt gegeben, sondern konnte auch ungefährdet rhoneaufwärts marschieren, ins Gebiet der Saone und des Doubs gelangen und die Hand auf das Schlüsselgebiet legen, wo sich die Pässe nach Westen über die Cote d'Or ins Innere Galliens, nach Osten durch die Senke zwischen Jura und Vogesen in die oberrheinische Tiefebene öffnen. Stand der Römer bei Besangon am Doubs, so lag das Rheintal vor ihm aufgeschlagen. Rhone und Rhein bildeten also für einen von Süden kommenden, auf ein organisiertes Machtgebilde gestützten Eroberer eine einzige, durch ihre geringe westöstliche Staffelung kaum gebrochene Bewegungslinie vom Mittelmeer bis zur Nordsee.

Gleich stürzenden Meteoriten waren Simbern und Teutonen zwischen der Rhone und der Gesta untergegangen. Sie hatten das Stromgebiet des Rheins weit überschritten und fielen weitab von ihren Volksgenossen, aber sie verkündeten der römischen Welt, die die Keltenfurcht verlernt hatte, das Erscheinen eines neuen, gewaltigeren Elementes im Kampf um den bewohnbaren Raum.

Während der zimbrischen Wanderzeit ist der germanische Völkerkreis am Rhein festhaft geworden. Am Niederrhein schoben sich germanische Stämme an die Küste und durch die Waldungen der Tiefebene über die Maas vor, am Mittelrhein setzten sie sich zwischen Lahn und Main fest und am Oberrhein suchten sie zwischen Main und Neckar und im Obenwald Fuß zu fassen. Die Bitte um Land und Korn wird zum Herrenrecht auf erobertes Gebiet.

Ein Menschenalter nach Vernichtung der Simbern — noch fochten blonde Simbernknaben als Gladiatoren in der römischen Arena — richteten die Germanen auf beiden Ufern des Oberrheins ihre Herrschaft auf.

Im Jahre 72 überschritt der Sueve Arminius, der erste deutsche Herzkönig, von dem die Geschichte meldet, an der Neckarmündung den ruhig fließenden Rhein. Er kam, von Kelten gegen Kelten zu Hilfe gerufen, mit 15 000 Streikern und der Masse des dazugehörenden Volkes, schlug die

feindlichen Parteien und breitete seine Herrschaft vom Neckar bis zur Saone aus. Aber er kam um zu siedeln, und heischte für seine Suevenkrieger zwei Drittel des Landes der oberrheinischen Tiefebene zu eigen. Der Clan der Sequaner, der ihn gerufen, beugte sich dem Stärkeren. Das Elsaß und die Pfalz gerieten in deutsche Hand. Die Sueven Ariovists saßen am Osthang der Vogesen mitten unter gefügigen Kelten. An der Haardt und vor der Zaberner Steige zwischen dem Speierbach und der Lauter fanden Vangionen, Nemeter und Triboker, geschlossene germanische Gaue, Grund und Boden, Heim und Herd. Sie deckten Ariovist gewissermaßen den Rücken, als der kriegsgewaltige Mann stromaufwärts rückte, um dem Keltenheer entgegenzutreten, das sich am Doubs gegen ihn sammelte. An strategisch vorgezeichneter Stelle, auf der Wasserscheide der beiden Stromgebiete, schlug der Suevenfürst die feindlichen Stämme aufs Haupt und unterwarf sich das Land von der Lorraine bis zum Doubs. Im Jahre 59 reichte seine Schwertgewalt von der Nahe bis zur Birs und vom Neckar bis zur Saone. Rom erkannte, daß sich im unruhigen, zerklüfteten Barbarenlande, in der Nähe seiner Herrschaftsgrenze eine politische Festsetzung vollzog und trug dem Erscheinen des neuen Herrn Rechnung. Es nannte ihn seinen Freund und erkannte den Barbarenfürsten in seinem Machtbereich als König an. So wahrte Rom sich selbst das Recht des Besitzes von der Ysere bis zur Mündung der Saone.

Die Hand des Suevenkönigs lag hart auf den Kelten. Er forderte schweren Tribut und ließ seine Krieger nicht auseinanderlaufen, sondern hielt sie jahraus jahrein im Felde zusammen, um sein Heerkönigtum sicherzustellen und das weite Herrschaftsgebiet mit seinen geringen Streitkräften ungestraft zu behaupten. Ariovists Schwertarbeit war der erste Versuch, das Stromgebiet des Rheins zum Sitz eines großen politischen Machtgebildes zu machen. Die souverän gelübte Herrschaft dieses deutschen Kriegsfürsten war der Beginn einer größeren, über Stamm- und Clankwirtschaft hinausreichenden Reichsgründung.

Als Julius Cäsar im Rhonedelta erschien, war Ariovists Stellung gefestigt und anerkannt. Der Römer schildert den Sueven als stolzen, gewalttätigen, jähzornigen Barbarenfürsten. Wir haben keinen Grund, dem Urteil des Römers zu mißtrauen.

Ariovist hatte sich der Burgundischen Pforte und des Gebiets zwischen dem Jura und der Cote d'Or aus strategischen Gründen bemächtigt. Die keltischen Häbuer, die an der Saone und am Doubs saßen, hielten die Schlüssel zum Rhonetal, zur oberrheinischen Tiefebene und zu den Pässen von Lutun und Dijon in den Händen. Ariovist war daher des Elsasses nur dann sicher, wenn er die Häbuer in seine Gefolgschaft zwang. Darum

duldete er hier, vor den Toren des keltischen Kernlandes und am Saume des römischen Einflußgebietes, keine Schmälerung seiner Rechte.

Er wußte, daß die Römer seine Herrschaft nur anerkannt hatten, um ihre eigene zu Gewicht zu bringen. Drohte seinem Heerkönigtum Gefahr, so war's an dieser Stelle. Die unruhigen, in Uneinigkeit lebenden Gallier fürchtete er nicht. Selbst die kriegerischen Helvetier hielten sich aus der Reichweite seines Schwertes. Er machte seinen Einfluß von der Nahe bis zur Mündung der Aare geltend, war aber nicht so töricht, ins Innere des Westlandes einzudringen, das sich hinter dem natürlichen Mauerkranz der Cevennen, der Cote d'Or, der Faucillesberge, der Maashöhen und der Argonnen wie in einer riesenhaften Zitadelle verbarg. Seine Macht wurzelte im Elsaß und an der Haardt. Er durfte sich nicht zu weit von den Pforten des Mains und des Neckars entfernen, aus denen ihm im Falle der Not neue Volkskraft zufloß. Die Schwarzwaldpässe waren zu jener Zeit noch unbetreten. Urwälder bedeckten die Höhen, Sümpfe und wilde Wasser füllten die Talgründe des schwachbesiedelten badischen Landes. Hier bedurfte Ariovists Macht keiner Stütze. Auch um den Norden sorgte er sich nicht. Er führte mit den keltischen und germanischen Stämmen, die unabhängig von ihm an der Mosel, am Niederrhein und in den Ardennen saßen, keinen Krieg. Sie stärkten ihm den Rücken, während er sein Reich gen Süden rundete. Keine Todfeindschaft trennte Kelten und Germanen. Rühmten sich doch die am Unterlauf der Maas sitzenden Keltenstämme ausdrücklich ihres Einschlages germanischen Blutes. So waltete Ariovist am Oberrhein als Führer seines Volkes in einem Herrschaftsgebiet, das sich so weit dehnte, als sein Erobererrecht reichte. Der Suevenfürst fürchtete trotz seiner beschränkten Mittel im Vertrauen auf die kriegerische Tüchtigkeit seiner Mannen keinen Feind.

Da trat Julius Cäsar voll politischen Ehrgeizes aus der Tiefe der römischen Weltbühne hervor und stürzte die Verhältnisse um. Er brauchte Triumphe, Tribute, ein ergebenees Heer und eigene Macht, um sich zum alleinigen Herrn Roms zu machen, nachdem er sich zum Triumvirn emporgeschwungen hatte, und ging zielbewußt an die Eroberung des reichen Landes, das sich hinter dem Gebirgskranz der Cevennen und der Cote d'Or verbarg. Er eröffnete den „Gallischen Krieg“ mit einem Feldzug im Rhonetal.

Als Cäsar den Vormarsch nach Norden antrat, schoß die große Bewegungslinie, die das Rhonetal im Zusammenhang mit der Doubs- und Saonelandschaft, der Senke zwischen Jura und Vogesen und dem Rheintal bildet, auf einen Schlag in klar gezeichnete Gestalt. Alle Feldzüge Cäsars in Gallien und Germanien ruhen auf der Erkenntnis von der Wichtigkeit

dieser unvergleichlichen Operationslinie. Cäsar wußte, daß er diesen Vormarsch nicht fortsetzen konnte, ohne auf Uriovist zu stoßen, und daß der Kampf um die Vorherrschaft im Kernlande der Kelten und die Zwangung der keltogermanischen Völkerschaften des Nordens an den Austrag des Kampfes mit dem germanischen Heerkönig geknüpft war. Aber er zog erst gegen Uriovist, nachdem er das Rhonetal völlig in seine Gewalt gebracht hatte. Hierzu wurde Rat.

Die Keltenstämme, die im Elsaß, in der Doubslandschaft und an den Seinequellen saßen, waren schon gewohnt, sich in ihren inneren Kämpfen an Uriovist oder Rom zu wenden, um Hilfe zu erbitten, aber sie fürchteten die harte Faust des Suevenkönigs mehr als die verhüllte Herrschaft Roms. Jetzt fanden Boten den Weg zu Cäsar und flehten ihn an, sie von der Schwertgewalt Uriovists zu lösen. Cäsar verschleppte die Verhandlungen, bis ihm der Auszug der Helvetier aus ihrem Lande Gelegenheit bot, sich die politische Überlegenheit im Kampfe um die Vorherrschaft zu sichern und mit Anstand das Schwert zu ziehen.

Die Helvetier waren ihrer Sitze seit der Rückkehr von der Zimbernfahrt nicht mehr froh geworden. Die Unruhe der Wanderschaft und der Geist der Ferne wirkten in ihnen nach. Das Land wurde ihnen zu eng, schwerer Druck lastete auf ihren Grenzen. Von Osten drängten keltisch-germanische Gaue herein, im Norden drohte Uriovist, und im Westen erhob sich die Macht Roms.

Cäsar erzählt, sie hätten sich zur Auswanderung entschlossen, um zu den Santonen durchzubrechen, die zwischen der Garonne und der Loire auf reicher Scholle saßen. Das mag sein, aber vielleicht war es gar keine Auswanderung an die Gestade des fernen Meeres, sondern ein kriegerischer Zug ins Innere Galliens, wo im Kampf Aller gegen Alle reißiges Volk willkommen war. Als sich der Auszug an der Rhonepforte sammelte, um aus dem Becken des Lémansees ins offene Rhonetal hinauszutreten, verwehrte Cäsar dem streitbaren Volke den Weg. Er täuschte die Gegner durch Verhandlungen, bis ein Heer von sechs Legionen zur Stelle war, und schlug ihnen dann den Durchzug ab. Da wandten sich die Helvetier nordwärts. Sie stiegen durch die Jurasschluchten zur Saone hinab, brachen ins Land der Häduer und rückten mit ihrem Karrentroß gen Nordwesten, um die Pässe der Cote d'Or zu gewinnen und über die Morvanberge ins Tal der Loire zu gelangen. Cäsar folgte ihnen als Beschützer der Häduer auf dem Fuße, zersprengte ihre Nachhut beim Übergang über die Saone, brachte ihre Massen aber nicht zum Schlagen und sah sich bald in blutige Marschgefechte verflochten, die den Eifer seiner keltischen Reiterei rasch abkühlten.

Die Helvetier überwandten die Schluchten der Cote d'Or und begannen im Schatten der Morvanberge ins Loiretal hinabzusteigen. Da verlockte Cäsar sie durch ein Manöver zur ersehnten Schlacht. Er wandte sich von ihnen ab, um sein darbenendes Heer mit Vorräten zu versehen und sich zugleich der Häbuerstadt Bibracte zu bemächtigen, die die Verbindung zwischen dem Saone- und dem Loiretal beherrschte. Sofort machten die Helvetier kehrt. Sie wollten ihn auf dem Flankenmarsch überfallen und ihm Verfolgung und Bedrängnis durch einen Überfall mit gesamter Macht vergelten. Doch Cäsar war schneller als sie, er sandte ihnen die Reiterei entgegen, schlug ein Marschlager, warf zwei junge Legionen Besatzung hinein und stellte vier alte Legionen auf dem Hügelhang in drei Treffen zur Schlacht.

Die Helvetier ließen sich nicht schrecken. Sie zersprengten die gallorömische Reiterei und griffen Cäsars erstes Treffen in geschlossenen Haufen an. Sie fochten zwei gegen einen, aber die Römer hatten die stärkere Bewaffnung, die bessere Stellung und die überlegene Taktik voraus. Als die römischen Pilensalven im Wurf aus der Höhe Schild an Schild spießten, ließen die Helvetier die zusammengehefteten Schilde fahren und kämpften mit nackter Brust, bis sie der Kunst des römischen Schwertkampfes und dem Eingreifen des zweiten Treffens erlagen. Vergebens griff ihre Nachhut die Römer in der Flanke an, um das Schicksal zu wenden. Sie zerschellte an Cäsars drittem Treffen. Gegen Abend gingen die Römer zum Angriff über und warfen den Feind auf seine Wagenburg zurück. Hier fraß das Römerschwert im Endkampf die Blüte des helvetischen Volkes. Die Nacht bewahrte die geschlagene Masse vor völliger Vernichtung.

Als Cäsar sich am vierten Tage nach der Schlacht zur Verfolgung aufmachte, boten die nordwärts geflüchteten Helvetier Unterwerfung an. Er sandte die Trümmer des Volkes in ihre Heimat zurück und empfing die Glückwünsche der umwohnenden Stämme. Siegreich stand er mitten im Passgebiet, auf der Wasserscheide der Rhone und der Seine, unfern der Stelle, wo Saone und Doubs sich vereinigen, etwa 150 Kilometer nördlich von Lyon. Flüchtige Helvetier entrannen Doubsaufwärts dem Rheine zu und trugen die Kunde von der Niederlage in das Lager Ariovists. Sie kamen als Boten einer neuen Zeit. Hinter ihnen wuchs Roms Schatten über die Berge.

Cäsar hatte die Helvetier besiegt, um sich in die keltischen Händel zu mischen und zu Ariovist Bahn zu brechen. Das Vorspiel war zu Ende, die Tragödie begann. Zwischen der Cote d'Or und der Jurafenke prallten Roms und Ariovists Machtansprüche feindlich aufeinander. Cäsars Zielbewußtsein und gallische Empfänglichkeit für den Wert des politischen

Augenblicks wirkten zu rascher Tat zusammen. Die romfreundlichen Keltenparteien baten Cäsar auf einem Landtag feierlich um Hilfe gegen den Germanenkönig und lieferten dem Römer den Vorwand zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die Sueven. Cäsar nahm die Bitte gnädig auf und handelte danach. Er trat dem germanischen König als Erretter der Gallier vor germanischer Gewalt gegenüber, um sich der Rhone-Rhein-Einie zu bemächtigen und Galliens dadurch um so leichter Herr zu werden. Als er sein Schwertrecht durch politische Handlungen gestützt sah, machte er sich zum Vorkämpfer gallischer Wünsche und römischer Macht. Ariovist setzte Cäsar sein Erobererrecht entgegen. Es war nicht schlechter als das des Römers, denn auch er war einst von gallischen Boten ins Land gerufen worden, aber der Germane wußte es nicht politisch aufzuputzen und pochte auf Verträge, die seit dem Sieg von Vibracte ihre Kraft verloren hatten.

So blieb die Entscheidung dem Schwert anheimgestellt.

Während Gesandte hin und her gingen, rüsteten Römer und Germanen zu dem großen Sommerfeldzug des Jahres 58, der über den Anspruch auf die Vorherrschaft in Gallien entscheiden sollte.

Ariovist saß im Elsaß auf unbekannter Königsstätte, als der Römer mit 40 000 Mann gegen ihn rückte.

Cäsar erreichte in Gewaltmärschen Besontio, die Stätte von Besançon, und versah sich hier in Eile mit Lebensmitteln, um vor dem Feinde in die offene Hügelandschaft zwischen dem Jura und den Vogesen zu gelangen und die Pforte der Rheinebene zu gewinnen.

Da brach unter seinen jungen Truppen und den gallischen Hilfsvölkern plötzlich eine Panik aus und drohte seine Bewegungen zu lähmen. Der zimbriische Schrecken ging durch das Römerheer. Die Rekruten, die bei Vibracte das Lager gehütet und den wilden Mut der Helvetier kennen gelernt hatten, weigerten sich, gegen die Überwinder der Gallier, die gefürchteten Germanen, zu fechten. Cäsar dämpfte die Meuterei durch kluge Surede. Er forderte die erprobte zehnte Legion auf, allein mit ihm gegen Ariovist zu ziehen, und brachte die Angstlichen dadurch zur Besinnung. Er wußte, was er wagte, wußte, daß Ariovist ihm mit weit geringeren Streitkräften entgegenging als die Helvetier, und daß der Sueve ihm an schwerem Fußvolk ohne Zweifel unterlegen war. Er führte seine Legionen und die gallischen Hilfsvölker nicht zum Kampf mit ungezählten Tausendchaften reißiger Barbaren, sondern in eine Schlacht, die von gleichen Kräften ausgetragen wurde.

Als die Legionen sich ermannt hatten, riß er sie in raschem Zuge dem Feind entgegen. Er bog aus dem felsigen Doubstal nach Norden ab, gewann die Wasserscheide des Doubs und des Rheins, überschritt die Lifaine

und betrat noch vor dem Feind die Senke, die in die oberrheinische Ebene hinunterführt.

Cäsar zwang Ariovist durch diesen kühnen Vormarsch, die Schlacht anzunehmen, bevor der Germane größere Verstärkungen aus dem alten Suevenland heranziehen konnte. Er mußte den Kampf mit seinen Heer-
gesellen und Gefolgsmännern allein aufnehmen, um sein Soldatenreich gegen Rom zu verteidigen.

Der Sueve war des Gegners wert. Er raffte seine Macht mit raschem Griff zusammen und trat dem Römer am Rande der oberrheinischen Ebene, im Schutze der Ausläufer der Vogesen entgegen. Aber er forderte ihn nicht sofort zum Kampf, sondern ersuchte ihn zuvor um eine Unterredung. War's, um Anspruch gegen Anspruch zu verteidigen? War's die alte Bitte um Korn und Land? War's eine Kriegslist, um Zeit zu gewinnen?

Die Feldherren reiten auf den zum Stellbichein bestimmten Hügel. Ariovist sprengt an der Spitze seiner Gefolgsmänner heran, Cäsar setzt römische Legionäre auf die Pferde seiner gallischen Reiter und führt sie in eine Aufnahmestellung am Fuße des Hügels.

Ein heißer Sommertag brüht über der grünen, bewaldeten Ebene. Gen Norden und Osten verschwimmt das Stromland in zarten Dünsten, die aus den Rinnalen und den Altwässern der Ill und des Rheins stammen, die bewegten Umrisse des Schwarzwaldes fließen über den östlichen Horizont. Im Nordwesten und Westen stehen die runden hohen Gipfel der Vogesen Wall an Wall, fern im Süden schließt die blaue Saakenlinie der Juralette den Gesichtskreis. Im Südwesten aber, dicht vor den beiden Gegnern, öffnet sich das breite, mit sanften Schwellen angefüllte Gebirgstor, an dessen Besitz die Herrschaft über die Stromebene und die Verfügung über das Paßland des Doubs und der Saone hing.

Cäsar erzählt in seinen Kommentaren, daß der Germanenkönig in dieser denkwürdigen Unterredung auf sein Schwertrecht gepocht und sich in leidenschaftlichen Anklagen und Drohungen ergangen habe. Der Erzähler steht selbst kalt, stolz und kulturbewußt im geschickt verteilten Schatten seines eigenen Berichtes verhorgen, aber die Macht Roms spricht aus jeder Zeile.

Die erste historische Unterredung, die Römertum und Germanentum auf nordischem Boden pfl egten, trug keine Früchte. Als Cäsar gewahr wurde, daß die germanischen Reiter seine Legionäre hänselten, wandte er sich zum Gehen und bereitete alles zur Schlacht.

Wir wissen nicht, ob Ariovist die Zusammenkunft von seinem Feinde gefordert hat, um Recht und Unrecht oder den Wert älterer und jüngerer Privilegien zu erörtern. Unähnlich sah dies dem germanischen Charakter

nicht, aber es ist auch möglich, daß der Sueve seinen Gegner von Angesicht zu Angesicht sehen und Zeit gewinnen wollte, um sich zum Entscheidungskampf zu stellen. Ariovist war nicht gewillt, der Schlacht auszuweichen, aber er wußte, daß er seine Herrschaft und das Schicksal seines Heervolks aufs Spiel setzte, wenn er dem überlegen gerüsteten Römer auf der Schwelle seines Schwertbesitzes zur Entscheidungsschlacht gegenübertrat. Landadlandad saßen seine Sueven und die ihm zugewandten Germanengauen zerstreut unter den unruhigen Kelten, die stets bereit waren, sich auf die Seite des Stärkeren zu schlagen. Sicher streifte noch manche suevische Hundenschaft zwischen Mosel und Rhein, um Sequaner und Treverer zu jagen, während er dem Feind mit wenig mehr als 20 000 bewehrten Streiterei entgegengegangen war. Er hatte Reiter und Läufer ausgesandt, die letzten Mann zum Kampf zu laden, und wartete auf die Gaue, die sich zwischen dem Neckar und dem Main sammelten, um über den Rhein setzen und ihm im Kampfe mit dem seltsamen Feinde beizustehen, der plötzlich im Stromgebiet des Rheins erschien und seine Hand gebieterisch über Kelten und Germanen ausstreckte.

Da dem Germanenführer sein Königsstolz, die Rücksicht auf die Gallen und die Fehlwirkung seines Volkes nicht erlaubten, seine Streitkräfte noch weiter rückwärts zu sammeln, war ihm vielleicht kein anderes Mittel geblieben, um Zeit zu gewinnen und sich einen Überblick über die Lage zu schaffen, als die geforderte Unterredung. Vielleicht war dies der Grund, der ihn veranlaßte, seinen großen Feind nach der abgebrochenen Verhandlung zu einer zweiten Besprechung zu laden. Als Cäsar nicht mehr fern erschien, sondern seine Legaten sandte, legte Ariovist, in seinem Stolz gekränkt, die Stellvertreter des Prokonsuls als Spione in Fesseln und schrie zu kriegerischem Handeln.

Der Kampf um den Rhein gebahr die erste geordnete Schlacht. Das Bild des Stromes erscheint im Rahmen der Geschichte.

Drei kleine Tagesmärsche auf Urboden, mit schwerem Gepäck, Karren, Hausrat und Säubern trennten die beiden Heere. Das Römerlager lag südlich oder südwestlich von den Germanen vor der Gebirgspforte und deckte die rückwärtigen Verbindungen. Täglich trafen Verpflegungskolonnen von Doubs ein, um die Legionen vor Mangel zu schützen. Da Cäsar 100 Kilometer von Besontio entfernt stand, hatte er alles getan, sich den Rücken zu decken. Er war bereit zu schlagen, sobald die Germanen sich zur Schlacht im freien Felde stellten.

Da tat Ariovist einen überraschenden Zug. Er stützte sich nicht in eine blinde Zimbernenschlacht, sondern führte sein kleines, bewegliches Heer sanft

dem Karrentroß in einem Gewaltmarsch über die Vogesenhalbe am Römerlager vorbei und fuhr seine Wagen, zweitausend Schritte von den römischen Wällen entfernt, hart an Cäsars Verbindungs- und Rückzugslinie zu neuer Burg zusammen. So blisschnell handelte der Barbarenfürst, daß Cäsar ihn weder auf diesem Flankenmarsche anfallen, noch beim Aufbau seiner Karrenbefestigung stören konnte. Es ist das erste kriegsgeschichtlich bezeugte Manöver germanischer Kriegführung. Der Barbar hatte sich dadurch zum Meister der rückwärtigen Verbindungen der Römer gemacht, ohne schlagen zu müssen.

Vergebens suchte Cäsar sich auf dem Fled von der geworfenen Fessel zu befreien, indem er seine leichten Truppen fünf Tage lang gegen die Wagenburg sandte und die Germanen zur Schlacht im freien Felde lockte. Ariovist ließ Reiter und Läufer ausschwärmen, die die keltischen Schwadronen und die Hilfsvölker Cäsars übel zerzausten, hielt aber sein schweres Fußvolk in der Karrenburg zurück und wartete auf die Wirkung der gelegten Sperre. Da tat Cäsar, des Spieles müde und um seine Verpflegung besorgt, den entscheidenden Gegenzug. Er bestellte eine Besatzung zum Schutz des alten Lagers, führte die Masse des Heeres in Schlachtordnung unter der Karrenburg vorbei, schlug westlich von Ariovist an der Rollonnenstraße ein zweites Lager, warf zwei Legionen in die neuen Wälle und führte seine Hauptmacht in das alte Lager zurück.

Ariovist hatte dem starken, gefechtsbereiten Feind während des Marsches nichts anhaben können. Er sah sich durch den Doppelzug seines Gegners nicht nur um seinen Vorteil gebracht, sondern auch mattgesetzt. Aber er war nicht gewillt sich zu fügen. Er versuchte Cäsars Kräfte in der Teilung zu schlagen und griff das kleine Lager an. Ungestim warfen sich die Sueben auf das umwallte Viereck.

Cäsar rührte sich nicht, sondern blieb ruhig im alten Lager stehen. Er wußte, daß Ariovist nur einen raschen Überfall wagen konnte, und vertraute auf die Widerstandskraft seiner Legionen. Der Kampf war kurz und blutig und endete im Handgemenge auf den Wällen. Als die Germanen nach mißglücktem Sturm in ihre Karrenburg zurückwichen, neigte sich die strategische Wage vollends zu Cäsars Gunsten. Nur die Schlachtentscheidung fehlte seinem Glück. Sie wurde ihm schon am Tage darauf angetragen, denn Ariovist fühlte sich jetzt zum offenen Kampf gedrängt. Er konnte mit seinen schmalen Lagervorräten nicht länger auf die Verstärkungen warten und durfte den Kampfsorn seines Volkes nicht erkalten lassen.

Als Cäsars Legionen in der Ebene zwischen den beiden Lagern aufmarschierten, nahmen die Sueben die Herausforderung an. Die Schlacht wurde mit halbverwandter Front ausgetämpft. Der Germane focht, das

Gesicht südwärts, der Römer nordwärts gewendet. Die Legionen standen breitgefächert in drei Treffen. Die Sueven ordneten sich zu schmalen tief gegliederten Geviertthausen. Beide Feldherren verstärkten den rechten Flügel, um den Gegner von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Der Römer suchte den Feind vom Rhein und von den nordwärts führenden Straßen abzudrängen und ihn vor seiner Wagenburg zu vernichten, der German trachtete danach, den Gegner von der Doubsstraße abzuschneiden und nach Süden gegen den Rhein zu werfen.

Wir wissen nicht, wo die Walstatt liegt. Von Montbeliard und La Grange bis Zellenberg und Schlettstadt schweift die Forschung, aber je dichter wir die Schlacht an die Ostschwelle der Burgunder Pforte rücken, desto mehr nähern wir uns der Stelle, wo beide Gegner bei richtigem Verhalten aufeinandertreffen mußten. Hier sei die Schlacht auf ebener Fläche unfern des Vogesenhanges zwischen Thann und Altkirch verankert.

Von Osten dehnt sich die Ebene, durch die der Rhein in breiten, wildverflochtenen Strähnen zwischen Buschwäldern, Geröll und toten Wasserr nordwärts wallt, im Westen öffnet sich die große Senke, die zum Doubs, zur Saone und ins Rhonetal führt. Die Entscheidung ruht auf beiden Seiten bei der schweren Infanterie. Cäsar wagt die gallischen Auxilien nicht dem Barbarensturm auszusetzen und benutzt sie zur Aufrichtung einer Flankenstellung, Ariovist läßt einen Theil seiner Reiter abziehen und ruft seine Läufer in die Schlachtlinie des schweren Fußvolkes, um die Wucht des Andrangs zu verstärken. Der Germanenfürst setzt alles auf einen Wurf. Schlägt sein Fußvolk die Legionen im Zusammenprall, so ist der Tag gewonnen. Es bleibt ihm keine andere Wahl, denn der Feind ist stärker gewappnet, aber Ariovist scheut den gefährlichen Angriff mitnichten. In sieben Reilen treten die Deutschen, nach Gauen und Geschlechtern geordnet, tief gegliedert zum Sturm. Von der Höhe der Wagenburg, die sich als Flankendeckung zur Linie auseinanderzieht, klingen die hellen, anfeuernden Zurufe der Frauen.

Cäsar rafft seine beiden ersten Treffen dichter zusammen, um dem feindlichen Anprall im Gegenangriff zu begegnen, und hält das dritte Treffen nebst der Reiterei unter dem Befehle des Publius Crassus als Reserve zurück.

Plötzlich brechen die Germanen mit wildem Angestüm zum Angriff vor. Bevor die Römer die Pilen von der Schulter heben können, ist der Feind heran. Die Speere rasseln zu Boden, die Legionäre zücken das gefährliche doppelschneidige Schwert. Das erste Römertreffen fängt den Stoß der Gewaltthausen, das zweite Treffen schließt die aufspringenden Lücken, der Kampf kommt nach kurzem Schwanken zum Stehen. Der Druck der Bar-

barentheile war nicht stark genug, die tiefe römische Schlachtordnung zu durchbrechen. Damit entschwindet den Sueven die Hoffnung auf einen raschen, entscheidenden Sieg, aber sie lassen nicht vom Kampf, sondern machen sich bereit, bis zum bitteren Ende zu fechten. Was hinten steht, quillt auf beiden Seiten nach vorn, die Reile schließen sich zur Phalanx. Aber das zeitraubende Manöver gelingt nicht überall. Die Legionäre sind schon zwischen den Geviertthäufen durchgebrochen und packen die Reile in den Flanken. Da bleibt den Deutschen nur noch ein Mittel. Sie lösen die Linie und ballen sich zu Schildeburgen, um sich des Gegners zu erwehren. Beide Feldherren eilen auf den Entscheidungsfügel. Cäsar wirft plangemäß den erschütterten Feind nach innen, Ariovist rafft seine Tapfersten zusammen und bricht in Cäsars linke Flanke. Die Schlacht rückt in die Krisis.

Auf beiden Seiten ist der rechte Flügel in siegreichem Vordringen, der linke im Weichen, das Zentrum ver kämpft. In diesem Augenblick führt Crassus das zurückgehaltene dritte Treffen auf Cäsars linkem Flügel zur Unterstützung vor, schwenkt ein, zersprengt den Feind und entscheidet den Tag zugunsten der Römer. Ariovist sieht seine Schildeburgen zer schlagen, die Reile zersplittert, die Einzelkämpfer unter die Füße getreten und weicht fechtend auf die Wagenburg. Aber dort steht keine Reserve zur Aufnahme der Überwältigten bereit. Alles, was fechten kann, ist vom Strudel der Schlacht verschlungen worden. Es bleibt den Germanen nichts übrig, als mit der Waffe in der Faust gegen die Karren gedrückt zu sterben.

Da wirft sich Ariovist mit seinen Gefolgsleuten noch einmal ins Gewühl. Mannentreue und Verzweiflung brechen ihm Bahn. Er sprengt den Ring und reißt die Trümmer seines Heeres nach Nordosten dem Rheine zu.

Cäsar ruft die Seinen sofort zur Verfolgung, setzt sich selbst an die Spitze der Reiterei und jagt die Flüchtigen über die Ebene ins Ubergeslecht der Ill und des Rheins. Die tatkräftige Verfolgung krönt Cäsars Sieg. Mit Mühe erreicht der geschlagene Heerkönig am späten Abend das Ufer des Rheins. Er entkommt mit einer Handvoll Getreuer über den Strom, rettet aber keinen Fußbreit seines linksrheinischen Besitzes. Sein Heer ist zersprengt, seine Macht gebrochen, das erste deutsche Volkskönigtum versinkt in den Fluten des Rheins.

Auf die Kunde von diesem Ausgang treten die Suevengau, die sich am Mittelrhein versammelt haben, um Ariovist im Kampfe mit den Römern beizustehen, den Rückzug an und entschwinden, von Stammesfeinden verfolgt, in den germanischen Wäldern.

Der Sieg, den Cäsar vor der Burgunder Pforte errungen hatte, entschied nicht nur den Feldzug, den er gegen die Germanen unternommen, sondern auch über die Zukunft Galliens. Cäsar ließ die Sueven, die

unter Sequanern und Treverern vor der Zaberner Steige und an der Saar-Wurzel geschlagen hatten, auf ihrer Scholle sitzen, rechnete sie aber fortan zu den Galliern und bestimmte den Begriff Gallien neu.

Als Ariovist flüchtend über den Rhein setzte, erhob sich hinter ihm das Römerreich als Erbe seines linksrheinischen Besitzes. Dadurch wurde die natürliche Einheit des oberrheinischen Stromgebiets — des einzigen Stückes, das im Jahre 58 ins Licht der Geschichte getreten war — aufgelöst. Der Oberrhein erhielt den Charakter einer politischen Grenze. Politik und Strategie gingen dabei Hand in Hand. Cäsar hatte nicht nur das Reich Ariovists zerstört, sondern auch die Rhonelinie mit der Rheinlinie verknüpft und bedrohte fortan Gallier und Germanen aus der Flanke. Er nannte mit Bedacht alles Land zwischen dem Rhein und dem Meere Gallien, um es dem Zugriff anderer zu entziehen und dadurch einen Rechtstitel auf seinen Besitz zu gewinnen. Er trat nach dem Siege über Ariovist als Schutzherr der Keltenstämme auf, die er von der Schwerthegerrschaft des germanischen Herrenvolkes befreit hatte, um sie dem Szepter Roms zu unterwerfen. Er eroberte das halbbarbarische Gallien von der Rhone und dem Rheine aus für die römische Zivilisation, nachdem er es vor den Barbaren gerettet hatte. Die Gallier, die ihn gegen die Germanen zu Hilfe gerufen hatten, konnten sich dieser klug geprägten Auffassung nicht entziehen. Sie haben sie hingenommen und sich schließlich ganz zu eigen gemacht, obwohl auf der Waise Ariovists nicht die germanische, sondern die gallische Freiheit zugrunde gegangen ist.

So wuchs die Schlacht, die die Germanen am Eingang der Senke zwischen den Vogesen und dem Jura an nicht bestimmbarer Stelle verloren, zu weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie krönt den ersten Abschnitt des Kampfes um den Rhein und bestimmt für Jahrhunderte die politische Gestaltung seines Stromgebiets.

Fortan raucht der Strom, dem Dunkel entrückt, zwischen geschichtlichen Ufern.

II.

Die Vorherrschaft Roms im Stromgebiet

Der Rhein und der Bosporus — Zwei Brückenschläge — Cäsars Grenzbestimmungen — Das 16. Kapitel des 4. Buches des Gallischen Krieges — Galliens Unterwerfung und die Rheinlinie — Roms universaler Herrschaftsgedanke — Cäsars militärisches Testament — Die Elbelinie — Der Kampf um die Alpenpässe — Die Niederwerfung Germaniens — Die Feldzüge des Drusus — Die Lippeinie — Die Mainlinie — P. Quintilius Varus — Armin der Cherusker — Die Schlacht im Teutoburger Wald — Armin und Marbod — Der deutsche Dualismus — Armin und Germanicus — Die Befreiung Germaniens — Der Anspruch der Germanen auf den Rhein



Zwei zentrale Probleme beherrschen die europäische Politik. Das eine liegt am Bosphorus verankert, das andere ruht auf dem Grunde des Rheins. Ungelöst hat die Geschichte beide aus dem Altertum in unsere Zeit herübergewälzt.

Zwei antike Kriegsberichte umgeben diese weltpolitischen Probleme mit symbolisch anmutender Verkleidung, indem sie von den großen Brückenschlägen erzählen, die dem Hellespont und dem Rhein in grauen Zeiten auferlegt wurden. Jahrhunderte liegen zwischen dem Übergang des Perserheeres, das Xerxes im Jahre 480 nach Europa führte, und dem Vorstoß, den Cäsar im Jahre 55 auf das rechte Rheinufer unternahm, aber die politische Betrachtung rückt beide Begebenheiten hart zusammen.

In Herodots wunderbarer Erzählung vom Aufmarsch des Orients gegen den Därient feiert mythisch verklärte Fabulierkunst einen ungeheuren Triumph. Wir sehen den König der Könige auf seinem Throne, sehen das unruhige, zur Strafe mit Ruten gepeitschte Meer und die kunstvoll gegliederte Brücke. Wir sehen Myriaden asiatischer Krieger in farbige Gewänder, eiserne Rüstungen und köstliche Felle gehüllt, zwischen Menschenopfern zum Strand ziehen und siegesbewußt gegen den aufblühenden griechischen Mitrokosmos rücken, um die Herrschaft über Hellas und die Agais zu gewinnen und die griechische Freiheit unter das Szepter einer despotischen Universalmonarchie zu bücken.

Welch ein Gegensatz, wenn wir uns von dieser Erzählung zu den Denkwürdigkeiten Julius Cäsars wenden!

In Cäsars schmucklosem Bericht über den Bau der ersten Rheinbrücke triumphiert die Sachlichkeit. Der nüchterne Römer hat nichts von der poetischen Gestaltungskraft des „Vaters der Geschichte“, er schreibt zweckbewußt, um sein Handeln vor der römischen Wählerschaft zu rechtfertigen, aber in seinen Taten lebt die politische Gestaltungskraft des Begründers des römischen Kaisertums, der dem universal gerichteten Machtinstinkt Roms die weltbestimmende Richtung wies.

Als Julius Cäsar im Jahre 55 bei Andernach den Rhein überbrückte, lag Gallien niedergeworfen zu seinen Füßen. Er hatte die uneinigen Keltenclane nacheinander besiegt und fürs erste ihrer Kraft beraubt. Die

von germanischem Blut gespeisten Stämme des Nordens trosteten seiner Herrschaft noch, aber er hatte sie geschwächt und durch sein Vordringen am Rhein zur Ohnmacht verdammt. Um sie vom unbändigen Germanenblut zu lösen und die politische Rheingrenze vom Oberrhein auf das ganze Stromland auszudehnen, ging er gegen die Germanenvölker, die am Mittel- und am Niederrhein auf beiden Ufern saßen, mit rücksichtsloser Vernichtung vor. Er rottete sie erbarmungslos aus und hat zu diesem Zweck das Völkerrecht und das den Alten doppelt geheiligte Gastrecht gebrochen. Vernichtete er doch die Tenkterer und die Ulpeter, die ihm eine Schlappe beigebracht hatten, im Becken von Neuwied, indem er ihre Gaufürsten in seine Wälle lockte und dort festhielt, um dann die führerlose, auf den Waffenstillstand vertrauende Masse in ihrem Lager zu überfallen und Mann für Mann niederzuhauen. Weiber und Kinder wurden ins Verderben mitgerissen, nur die Reiterei, die auf einem Streifzug begriffen war, schlug sich durch und entkam auf das rechte Ufer des Rheins.

Da erschien Cäsar selbst auf dem rechten Ufer des Stroms im Gebiet der Sigambrier, der Ubier und der Tenkterer und pflanzte seine Ubier auf dem Boden Germaniens auf. Der Bau der kunstvollen Balkenbrücke und der Übergang des Heeres vollzogen sich ohne Bedrängung durch den Feind. Aber der Vormarsch ins Innere Germaniens nahm ein rasches Ende. Cäsar kehrte schon nach 18 Tagen aus den Wäldern über den Strom zurück. Er begnügte sich, die Ubier durch Geschenke und Drohungen für die Sache Roms zu gewinnen, und trat den Rückzug an, als er erfuhr, daß irgendwo in unangreifbarer Ferne Sigambrier und Sueben zu einem Volksaufgebot wider den Eindringling zusammentraten.

Gewiß, die strategische Bedeutung des Übergangs war gering, aber die politische war um so größer. Wir stehen vor dem bedeutsamsten Akt, den das Rheinproblem im Laufe der Jahrtausende gezeitigt hat. Er übt als solcher unendlich größere Wirkung als die Schlacht vor der Burgunder Pforte. Ihn zu begreifen, hilft uns Cäsar selbst.

Er schreibt im 16. Kapitel des 4. Buches seiner Denkwürdigkeiten aus dem gallischen Krieg, er sei über den Rhein gegangen, um die Germanen einzuschüchtern, und sei zugleich einem Hilferuf der rechtsrheinischen Ubier gefolgt, die seinen Beistand gegen wilde Nachbarn erbeten hätten. Aber dies hätten sich die Germanen allzu leicht verleiten lassen „in Gallien einzufallen“. Da der Römer sich der Schwäche und Gezwungenheit dieser Begründung bewußt ist, fügt er bei, die Sigambrier hätten tenkterische Reiter bei sich aufgenommen und ihm Trotz geboten, als er die Auslieferung der Flüchtlinge verlangt habe, und ihn dadurch gewissermaßen gezwungen, seine Waffen über den Strom zu tragen.

Cäsar bestimmt in diesen Sätzen den geographischen Begriff Gallien aufs neue, indem er den Rhein als östliche Grenze Galliens festlegt, und erblickt in der Aufnahme der Tentkerer durch die Sigambrier eine feindselige Handlung. Er fügt ausdrücklich bei, die Tentkerer hätten „ihn und die Gallier“ betrogen und gibt sich damit als Schutzherrn der Kelten zu erkennen. Er geht noch weiter. Er läßt die Germanen selbst zu Worte kommen und behauptet, die Sigambrier hätten ihm sagen lassen, „am Rhein höre Roms Herrschaft auf“, und die Frage an ihn gestellt, mit welchem Rechte Cäsar, der das Überschreiten des Rheins durch Germanen als ein Vergehen ansehe, selbst jenseits des Stromes Befehle erteilen und Gewalt üben könne. Die Abier dagegen sollen nach seinem Bericht erklärt haben, sein Erscheinen auf dem rechten Ufer werde genügen, sie vor den Sueven zu schützen, denn durch seinen Sieg über Ariovist und die Vernichtung der Alipeter und Tentkerer hätten die römischen Truppen sich auch bei den entferntesten Germanen einen solchen Namen erworben und so in Achtung gesetzt, daß es keines anderen Beweises von der Macht der Römer mehr bedürfe.

Unter diesen wohlüberlegten Worten schlummert der Drache des Rheinproblems. Cäsar verhüllt darin den strategischen Fehlschlag seines Rheinüberganges, stellt aber zugleich politische Grundsätze von weltgeschichtlicher Bedeutung auf. Das Rheinproblem, das die Welt heute noch in Atem hält, wird darin zum erstenmal als eine politische Machtfrage umschrieben. Cäsar stellt die Fragen, um sie zugleich zu beantworten, und bedient sich dabei des Gegenspielers, um diese Antwort zu eigenem Vorteil zu formen. Er verführt den Leser, seiner Sachlichkeit zu vertrauen, indem er dem Gegner das Wort gibt, und verschiebt durch diesen forensischen Kunstgriff die ganze Lage zugunsten Roms. Hat nicht der Germane recht, wenn er sich dagegen verwahrt, daß der Römer, der auf dem linken Rheinufer herrsche, seine Gewalt über den Strom ausbreiten dürfe? Gewiß, aber in diesem, dem Feinde in den Mund gelegten Ausspruch liegt bereits der Verzicht der Germanen auf das linke Rheinufer beschlossen. „Am Rhein hört Roms Herrschaft auf,“ sagt der Sigambrier nach Cäsars Zeugnis. Damit ist Roms Herrschaft westlich des Rheins von den Germanen anerkannt und zugleich die geographische und politische Neuschöpfung Gallien als römisches Herrschaftsgebiet gekennzeichnet.

Ja, Cäsars Beweisführung lockt noch zu viel weitergehenden Schlüssen. Er bannt die Germanen auf das rechte Ufer, aber er ist weit davon entfernt, die Rheinlinie als römische Grenze zu bezeichnen. Er wahrt sich ausdrücklich das Recht, auf dem rechten Rheinufer aufzutreten, und schiebt zu diesem Zweck die Abier als Hilfsbedürftige und Eideshelfer vor.

Die Schlussfolgerung liegt auf der Hand. Der Germane ist hinter den Rhein verwiesen, der Römer bleibt Herr seiner Entschlüsse.

Das ist der politische Inhalt des Cäsarischen Berichtes, der zum Verderben Deutschlands und zum Unheil der Völker Roms Herrschaft um Jahrtausende überlebt hat. Ist auch der Übergang auf das rechte Rheinufer im Jahre 55 vor Christi Geburt nur eine Demonstration gewesen, so hat sie doch zur Aufstellung politischer Forderungen geführt, die der arglose Deutsche selbst zu seinem Nachteil formulieren half.

Fortan steht der Römer „zu Recht“ am linken Ufer, und der Rhein rollt seine Wogen als trennendes Element durch die große, einheitlich aufgebaute Landschaft, als gäbe es keine bessere, natürlidere Völker- und Länderscheide als die Fluten des Stromes. Damit ist aber auch das Schicksal der Kelten als Urvolk besiegelt. Der Gallier, der den römischen Vogt für sich sprechen ließ, wird künftig in den Germanen zwar keine Bedrücker finden, aber auch keine Bundesgenossen mehr gewinnen. Er muß seinen Kampf mit Rom allein ausfechten.

Als die Gallier sich in den Jahren 54 und 53 in wilden, verzweifelten Aufständen gegen die blutsaugerische römische Herrschaft erheben, die Cäsar mit kalter Berechnung übt, da er ungezählter Gelder zur Erhaltung seines Heeres, zur Durchsetzung seiner ehrgeizigen Pläne in Rom und zur Vermehrung seiner Klientel bedarf, versuchen die Sueven vergeblich noch einmal auf das linke Rheinufer überzusetzen und den Eburonen und den Treverern Zugang zu leisten. Sie kommen zu spät. Die Treverer werden von Labienus geschlagen und der suevische Gewalthaufe zieht sich unverrichteter Dinge über den Rhein zurück. Drohend erscheint Cäsar zum zweitenmal im Lande der Abier, aber er vermag die Sueven wiederum nicht zur Schlacht zu stellen und tritt bald den Rückzug an. Diesmal bricht er die Brücke nicht völlig hinter sich ab. Er baut den linksrheinischen Brückenkopf zu einem Standquartier aus und legt 12 Kohorten als Besatzung in die Schanzen. Der feste Platz erhält den Charakter einer Ausfallbasis gegen Germanien. Die Rheinlinie wird zur strategischen Grenze. Das Stromgebiet des Rheins bricht von Ufer zu Ufer in zwei Hälften, die sich feindlich gegeneinander kehren.

Als Gallien sich im Jahre 52 unter der Führung des Arvernerfürsten Vercingetorig noch einmal erhob und die Römerherrschaft in Gefahr geriet, erprobte Cäsar zum erstenmal die Hilfe germanischer Söldner. Er schlug mit ihnen im Loirefeldzug die keltischen Reiter bei Noviodunum und dankte ihnen in der Schlacht, die Vercingetorig den Römern vor den Pässen der Cote d'Or, bei dem heutigen Dijon, lieferte, den Sieg. Als der keltische Nationalheld sich nach Alesia warf, hüteten die germanischen

Reiter die Flanken der Belagerungsarmee und überwältigten die Ritterschaft des gallischen Entsatzheeres in der Entscheidungsschlacht. Der Fall Vespasienus und die Gefangennahme des Vercingetorix machten dem Aufstand ein Ende. Die Herrschaft Roms fand zwischen dem Rhein und den Pyrenäen keine Widersacher mehr. Cäsars Schwert und seine grausamen Vergeltungsmaßregeln hatten ein Drittel der wehrhaften Männer vertilgt. Ein Menschenalter später war die Provinz romanisiert.

Die Kelten verloren durch die Einverleibung in den Machtkreis Roms und durch die Aufnahme in den römisch-hellenistischen Kulturkreis nicht nur ihre Unabhängigkeit, sondern auch ihre nationale Eigenart. Als Kelten waren sie frei, als Gallier wurden sie zu römischen Untertanen. Bald setzte eine gewaltige Blutmischung ein. Ihre Sprache begann zugunsten der lateinischen zu schwinden. Aus allen Teilen des römischen Weltreiches, vornehmlich aus Italien und Syrien, strömten Einwanderer herbei. Abgedankte Legionäre wurden angesiedelt, keltische Marktflecken und Zufluchtsstätten, darunter Orte, die schon Tausende sesshafter Bürger zählten, wurden zu römischen Städten. Römische Heerstraßen durchzogen das Land und römische Festungen schirmten die Grenzen. An die Stelle der geplünderten Heiligtümer, deren goldene Weihgeschenke Cäsar zur Entlohnung seiner Getreuen in Sesterzien verwandelt hatte — selbst Ciceroehrte vom Keltengold — traten die Tempel der effektischen römischen Gottheiten.

Die reichste Kultur strömte den östlichen Gebieten zu. Sie folgte der strategischen Linie das Rhonetals aufwärts und ergoß sich durch die Burgundische Pforte in die Rheinebene. An der großen Rochadelinie des römischen Heeres zwischen dem Jura und dem Rheindelta erwuchs Kastell auf Kastell, dahinter, dem Innern Galliens zugewendet, aber doch vom Stromgebiet des Rheins umfassen, erhob sich Stadt an Stadt. Die ganze westliche Hälfte des rheinischen Stromgebiets wurde damals dem Glanze der antiken Kultur erschlossen, während die östliche Hälfte noch im Schatten germanischen Halbbarbarentums verharrte. Aber den Germanen schien die Sonne der Freiheit, die den Kelten und den unter ihnen sitzen gebliebenen Überresten germanischer Volksteile nach rühmlichem Kampfe auf immer verloren gegangen war.

Galliens bürgerliche und militärische Verwaltung war von Cäsar vor seinem Scheiden aus dem eroberten Lande nach eigenem Ermessen geordnet worden. Er blieb seinem politischen Grundsatz treu, das Land zwischen dem Ozean und dem Rhein als Einheit zu betrachten, um es aus der Flanke zu beherrschen. Er war zweimal nach Britannien übergefahren und hatte die Inselkelten eingeschüchtert, damit sie keiner Empörung der Gallier als

Rückhalt dienen konnten, und hatte dabei erfahren, wie wichtig der Besitz und die Sicherung der Rhone- und der Rheinlinie von der ligurischen Küste bis zum Suidersee für Roms Herrschaft war. Deshalb ging er darauf aus, die militärische Macht an der Rhone und am Rhein zu vereinigen. Er hatte zwar zuweilen sein Quartier zu Lutetia im Seinebecken und in Amiens an der Sommeporte aufgeschlagen, aber er hielt sich, die römischen Streitkräfte im Gebiet der Aisne, der Somme und der Loire zu zerplittern. Die Rheinarmee sicherte Gallien nach zwei Fronten, in östlicher Richtung gegen die freien Germanen, in westlicher Richtung gegen Aufstandsgelüste der unterworfenen Kelten. Das Rheinproblem erscheint hier nicht in germanischer oder gallischer, sondern in römischer Perspektive. Am Po steht die Generalkreserve der rheinischen Legionen. Am Tiber thront der Gebieter der Welt.

Der Rhein lief zu der Zeit, da Cäsar sich zum Herrn des römischen Imperiums aufschwang, als nasser Graben an der Ostseite der römischen Grenzfestung entlang. Am Oberrhein lag versumpftes Obland bis zu den Schwarzwaldhöhen ausgebreitet, in das der Römer von Westen erst viel später eindrang, um in den stillen Tälern und an den warmen Quellen der Diana Abnoba seine Villen und Thermen zu bauen. Hinter den Waldbergen wohnten Kelten und Germanen im Hochtal der Donau und an den Neckarhalben in gemeinsamem Besitz. Zwischen der Illmündung und der Nahe saßen unter romanisierten Kelten die gebändigten Reste ariovistischer Gefolgschaft, Triboker, Nemeter und Vangionen. An der Mainmündung, im Speßart und an der Lahn hausten die Chatten. Auf dem Westerwald, an der Sieg, im Rothaargebirge und im Weserlande begannen sich Eidgenossenschaften zu bilden, die die Sigambrier und andere Stämme in sich aufnahmen. Am linken Ufer des Niederrheins lebte keltisches und germanisches Blut innig gemischt. Im Jahr 38 wurden sogar römerfreundliche Abier auf das linke Rheinufer verpflanzt, um sie vor ihren Bedrängern zu schützen.

Die Völkerflut, die seit Jahrhunderten in den unbekannten Barbarenländern Mitteleuropas und des Ostens wogte, warf damals keine großen Auswanderermassen gegen die von den Römern gehaltene Kulturgrenze. Die Zeit der großen Wanderungen schien vorbei. Die Westgermanen begannen sich zwischen dem Rhein und der Elbe an den Boden zu heften und sich und ihren Göttern dort eine bleibende Stätte zu bereiten. Roms Stellung am Rhein ist dadurch erleichtert worden. Aber es lag in der Entwicklung der Dinge vorgezeichnet, daß die Römer nicht am Rheine stehenbleiben würden. Roms universaler Herrschaftsgedanke, der damals nur noch bei Parthern und Germanen Widerstand fand, und militärische

Gründe, die in der Eroberung selbst lagen, heischten an der Euphratgrenze und am Rhein den Vormarsch nach Osten. Er war am Rheine von Cäsar vorbereitet worden und wurde von O k t a v i a n aufgenommen.

Das 16. Kapitel des 4. Buches der Kommentarien zum Gallischen Krieg enthielt nicht nur Cäsars Auffassung von der politischen Lage am Rhein und die diplomatische Voraussetzung zur Weiterführung der eingeleiteten kriegerischen Handlungen, sondern auch ein militärisches Testament. Roms Herrschaft hörte am Rhein nicht auf, denn am Rhein stehenbleiben, ohne ihn zu überschreiten, hieß den Besitz des linken Rheinufers und der ganzen linksseitigen Hälfte seines Stromgebietes gefährden. Ein selbständiges Gallien konnte sich in seinen natürlichen engeren Grenzen hinter der Rhone und der Maas in dem Gebirgskranz einschließen, der von den Cevennen über die Cote d'Or, das Plateau von Langres, die Argonnen und die Ardennen bis zur Scheldemündung reicht, ein von Rom beherrschtes, an den Süden geknüpftes Gallien konnte das mitnichten. Das römische Weltreich, das vom Mittelmeer über die Alpen gegriffen hatte, nachdem es Nordafrikas, Spaniens, Griechenlands, Illyriens, Makedoniens, Ägyptens und Kleasiens Herr geworden war, konnte Gallien samt Helvetien, Britannien und dem Rheingebiet nicht behaupten, wenn es tatenlos am Rhein und an der Drau stehen blieb. Ihm war die Alpengrenze gesetzt oder der Zwang zur Überschreitung des Rheins und der Donau auferlegt.

Das Stromgebiet des Rheins gehört in eine Hand. Wer die Hand nur nach einer Hälfte ausstreckt, zerrt an innerlich unlöslichen Zusammenhängen.

Die Germanen hatten dieses Problem weder gestellt noch begriffen, aber sie waren vom Schicksal außersehen, ihm ihr Dasein unterzuordnen, als sie hinter den west- und südwärtsblickenden Kelten über den Rhein setzten, um sich auf beiden Ufern des Stromes niederzulassen, ihr Volkstum zwischen der Elbe und der Maas aufzurichten und sich von der Jagd zum Ackerbau zu bekehren.

Der Römer war der erste, der natürliche Zusammenhänge und völkische Bindungen zerriß, als er erobernd in die nordische Welt brach und die antike Kultur nach Gallien trug. Er büßte den Einbruch in das Stromgebiet des Rheins mit dem Zwange, der nun die Eroberung des rechtsrheinischen Gebietes von ihm forderte.

Und doch war es klare strategische Erkenntnis, der die Römer gehorchten, als sie die Rheinlinie zu sichern trachteten, indem sie die Elbelinie zu gewinnen suchten. Der Rhein bildete eine Militärgrenze, aber keine militärische Grenze. Das linksseitige Rheinland war von der Elmat und der

Nare bis zur Mosel und von der Mosel bis zum Unterlauf der Maas Aufmarsch- und Heeresgebiet und als solches nach Osten, Norden und Westen zu verwenden. Da das rechtsseitige, vom Bodensee bis zum Thüringer Wald und vom Main bis zur Lippe westwärts gewendet, demselben Zweck dienen konnte, war das ganze Stromgebiet in zweier Herren Händen als Dauerbesitz und Kultureinheit undenkbar. Der Römer gehorchte dem Gesetz. Er ging als der politisch und kulturell Überlegene daran, den Rhein ein Menschenalter nach Cäsars Tode zu überschreiten, um die rechte Hälfte seiner Uferlande zu gewinnen und alles Land bis zur Elbe seinem universal gedachten Reiche einzuverleiben.

Augustus gab das Zeichen zum Vormarsch erst, als die Alpenpässe gesichert waren, vor denen sich immer noch unabhängige, auf ihre Freiheit bedachte Barbarenstämme keltisch-igurischen Blutes behauptet hatten. Sie waren dort unangefochten geblieben, da die Römer den Hochwall des Gebirges östlich vom Brenner und westlich vom Kleinen St. Bernhard umgangen hatten, als sie aus Italien hervorbrachen. Ihre Armeen waren im Osten durch die Karnischen und Julischen Alpen und über den Karst, im Westen durch die Pässe der Seealpen und zu Schiff vorgeführt worden. Jetzt schuf Augustus die Verhältnisse neu. Zuerst wurde das Gebiet des heutigen Piemont ausgeräumt und das Quelltal der Rhone von Süden geöffnet, dann das Quellgebiet des Rheins, Graubünden, Tirol und Vorarlberg gewonnen. Ein Doppelfeldzug führte zum Ziele. Tiberius Nero, der Statthalter Galliens, marschierte das Rhonetal aufwärts, durchzog das Hochland Helvetiens und erreichte den Bodensee. Hier stieß er auf den Bund der Vindelicer, die von der Nach bis zum Neckar siedelten und ganz Schwaben beherrschten. Er vernichtete ihre Kriegsflootille, überschritt den Rhein zu Füßen des Hohentwils und drang an der Nach zu den Donauquellen vor. Hier warf sich ihm alles entgegen, was von keltogermanischen Stämmen im Umkreis der Donaupforte saß. Der blutige Kampf endete mit dem Siege der Römer. Tiberius erschien gebietend in der Südflanke des rechtsrheinischen Stromgebiets. Die oberrheinische Tiefebene war umgangen, das ganze badische Land erlag der Rückenbedrohung.

Unterdessen bezwang Drusus die Anwohner der Etsch und die tapferen Keltenstämme, die am Nordfuß der Ostalpen saßen, und suchte den Weg zur Donau von Süden her zu öffnen. In vier Feldzügen erreichten die Römer dieses glänzende Ziel. Im Jahre 9 war der Lauf der Donau gewonnen. Die mit germanischem Blut durchsetzten Ostelken fügten sich der Herrschaft des römischen Reiches. Rom stand in der Südflanke Germaniens.

Die Germanen, die nördlich des Herzynischen Waldes, am Main, im Weserlande und am Rhein saßen, waren den Kelten und den keltogermanischen Volksbünden des Alpenvorlandes nicht zu Hilfe gezogen. Sie saßen sich am Mittelrhein und am Unterlauf des Stromes selbst bedroht und waren in Stammesfehden und Umbildungen befangen, die ihrer Stoßkraft Abbruch taten. Im Jahre 16 waren die Sigambrier vereint mit den Erilmern der Centkerer und Ulpeter noch einmal auf das linke Ufer des Rheins übergegangen. Aber die Kriegsfahrt war kein Feldzug mit großen Zielen, sondern nur ein Raub- und Rachezug. Die wilden Scharen suchten das Ansiedlungsgebiet schwer heim, kühlten ihre Wut an den Ubiern, verbrannten die römischen Höfe und brandschatzten die Kolonen. Als der Legat Lollius ihnen mit den niederrheinischen Legionen den Weg vertrat, fielen sie das Römerheer überraschend an und bereiteten ihm eine schwere Niederlage. Der Uldier der fünften Legion fiel in germanische Hand. Beutebeladen kehrten sie heim. Roms Rache folgte ihnen auf dem Fuße.

Als die Donaugrenze gesichert war, gab Augustus den Befehl zum Angriff am Niederrhein. Die Vorbereitungen waren längst getroffen. Das römische Reich plante keinen Strafzug, sondern einen Feldzug imperatorischen Stils. Er galt der Niederwerfung Germaniens. Die Römer hatten den Begriff Germanien analog dem Begriff Gallien nach eigenem Gefallen umschrieben. Sie verfesten das Land der Deutschen in den Raum, der durch den Rhein, die Donau und die Elbe begrenzt wird. Es ist ihrem Unterscheidungsvermögen entgangen, daß die Ostgermanen, aus denen später die großen Wandervölker entstehen sollten, bis zur Weichsel und darüber hinaus gelagert auf ihre Heldenzeit warteten, und von den seefahrenden Nordgermanen besaßen sie nur ungewisse Kunde.

Drusus, der Bestieger der Rätier und Noriker, war zum Bezwiner Germaniens ausersehen. Er zog mit einer Heeresmacht heran, die den Germanen keine Hoffnung auf Widerstand ließ. In seinem Feldzugsplan wirkte der elementare Gedanke, daß das rechtsseitige Stromgebiet gewonnen werden mußte, um den Rhein zu behaupten. Die Unterwerfung Germaniens bis zur Elbe ergab sich daraus von selbst. Es galt zunächst die Pässe zu erobern, die ins Innere des Barbarenlandes führten. Sie lagen gleich den Pässen, die das Innere Galliens öffneten, weitab vom Rheine. Der römische Feldherr war durch Händler und Späher, ausgesandte Offiziere und um Sold dienende Germanen über die Natur des Landes und die Zustände der Germanen wohl unterrichtet. Er wußte, daß sich das Herzland Germaniens hinter dem Taunus, dem Rothaargebirge, dem Osnig und den Weserbergen verbarg. Drusus entschloß sich daher, die vorgelagerte Lippellandschaft und das flankierend wirkende Ruhrgebiet zum Aufmarsch

zu benötigen, um auf dem rechten Ufer des Stromes festen Fuß zu fassen und eine sichere Operationslinie zu gewinnen. Zwar war die offene Lippe-landschaft mit Sümpfen und Wäldern angefüllt, aber das schreckte die großen Straßenbauer nicht. Der schiffbare Fluß gestattete ihnen ohnedies die Magazine vier Tagesmärsche weit ins Innere zu verlegen. Drang der Angriff an der Lippe wider Erwarten nicht durch, so genügte der Besitz des Ruhr- und Lippegebiets zum mindesten, die Rheinlinie gegen Rückstöße zu sichern und auf dem Lippeglacis und an der Ruhr eine drohende Stellung einzunehmen, um einen Flankenangriff von Mainz oder von der See aus vorzubereiten. Da der Stoß die Sigambrier in der rechten Flanke traf, erfüllte er zugleich die Aufgabe, die einem Rachezug gestellt war.

Die Germanen gaben sich keine Rechenschaft von der Größe der drohenden Gefahr. Sie waren weder einig noch geneigt, sich zu vereinigen, um den Kampf mit dem mächtigen Feinde aufzunehmen. Drusus hatte ihre Reihen gespalten und die Küstenvölker zu sich herübergezogen. Er bedurfte ihrer, denn er war gesonnen, den Stirnangriff durch einen Einbruch in die Seeflanke zu krönen.

Grabstich und Beil eröffneten den Feldzug. Drusus grub einen Wasserweg, der den Rhein mit dem Zuidersee und den See mit dem offenen Meere verband, und legte in die Sumpflandschaft der Lippe Knüppeldämme, die den Vormarsch des Heeres erleichterten. Am Rhein erstanden neue Rastelle, an der Lippe wurden feste Lager abgesteckt und im Hügelland der Ruhr eine Vormarschstraße erkundet. Legion auf Legion rückte von Mainz und Trier rheinabwärts. Als die Römer bei Castra Vetera, dem heutigen Xanten, den Strom überschritten, leisteten die Brukterer in der westfälischen Landbucht verzweifelter Widerstand. Drusus erkannte bald, daß die Germanen den Legionen im Felde nicht gewachsen waren, aber den kleinen Krieg meisterlich führten. Er brach sich unter blutigen Gefechten Bahn, vermochte jedoch nicht bis zur Quelle der Lippe vorzudringen. Die Sorge um seine rückwärtigen Verbindungen erlaubte ihm nicht, sich allzuweit vom Rhein zu entfernen. So wurde aus dem raschen Vormarsch ein mühevoller, am Boden klebender Feldzug. Da wandte sich der römische Feldherr plangemäß gegen die Flanken der deutschen Verteidiger. Im Sommer des Jahres 12 stach die römische Flotte in See. Sie durchfuhr die „Fossa Drusiana“ und gelangte glücklich auf die Höhe der Emsmündung. Doch Flut und Ebbe setzten ihr gewaltig zu und der unwirtliche Strand gestattete keine Landung. Der Ausfall führte nicht zum Ziel, aber er schreckte die Strandbewohner und lenkte die Aufmerksamkeit der Weserdeutschen von der Lippefront ab.

Im Jahre 11 vollendete Drusus die Eroberung der Lippellandschaft. Als sie ausgebrannt und gebändigt zu seinen Füßen lag, hallte er seine Macht zum Vormarsch auf die Weser. Die Trümmer der Bructer und die hinter ihnen stehenden Cherusker wichen dem Stoß. Drusus überstieg den Osnig und trug seine Feldzeichen durch die Waldberge an die Weser. Hier zerrissen seine rückwärtigen Verbindungen. Schwere Herbstregen überfielen das Römerheer und füllten die Zelte mit Kranken. Von Mangel bedroht trat Drusus den Rückzug an.

Da erfaßten die Germanen die Gunst der Lage. Sie brachen aus ihren Walbverstecken hervor und bedrängten den Feind auf dem Rückmarsch in wildem Kleinkampf.

Unter hitzigen Gefechten brach Drusus sich durch die Osnigpässe Bahn. Auf der Schwelle der Lippellandschaft bot er dem Verfolger Halt. Die Cherusker prallten an seinem Standlager Aliso ab und zogen sich hinter die Berge zurück. Aliso wurde zu einem Kastell ausgebaut. Als Vorburg des Römertums, als Verpflegungsbasis des Heeres und Stütze der Osnigpässe stand die Feste 160 Kilometer östlich von Xanten in altgermanischem Gebiet hart an der Wasserscheide des Stromgebiets des Rheines und der Weser aufgerichtet. Die Lippellandschaft war erobert und gesichert.

Im Jahre 10 eröffnete Drusus die eigentliche strategische Offensive. Er führte den Stoß nicht am Osnig, sondern aus der rechten Flanke. Das Schwergewicht des Feldzugs wurde mit kühnem Entschluß von der Lippe und der Meeresküste an den Main und die Eder verlegt. Die Römer wandten sich gegen die Ratten. Sie trafen auf die Schwäche des Gegners, denn Ratten und Sigambren lagen in erbitterter Fehde, und niemand versah sich des Angriffs, der mit Blitzesschnelle über die Uneinigen hereinbrach. Die Legionen waren in Gewaltmärschen gen Mainz gerückt und setzten unangefochten über den Strom. Der Taunus wurde umfaßt und von Osten aufgebrochen. Überall, wo der Römer Stand gewann, sicherte er sich durch Wachtposten und Befestigungen. Turm auf Turm wuchs auf den Höhen des Rheingaus empor, weitläufige Schanzen sperrten die Zugänge, das ganze Rheinknie wurde zu einer römischen Zitadelle. Die Mainpforte und die Wetterau gerieten unter römische Hut.

Im Jahre 9 reifte die Frucht des vierjährigen Krieges zur letzten Fülle. Der Feldzug gipfelte in einem großangelegten Zusammenwirken von Heer und Flotte und dreiteiliger konzentrischer Offensive. Drusus sandte die Flotte mit Vorräten zu den verblindeten Friesen, stellte zahlreiche gallische, rätische und kelto-germanische Hilfsvölker ein und führte die Hauptmacht des Heeres mainaufwärts in die linke Flanke und den Rücken der gegen den Rhein gewendeten Barbaren. Vergebens opferten sich die Ratten

am Saume der Wetterau in offener Schlacht. Über ihre Leichen drang der Römer gegen die Werre vor und erschien plötzlich im Rücken der Sigambrier, der Fosen und der Cherusker. Der Westerwald, das Rothaargebirge, die Eder- und die Diemelschluchten, der Osnig und die Weserberge waren umgangen, die Pforten des Weserlandes sprangen auf.

Es war ein bedeutamer kriegsgeschichtlicher Augenblick. Die Mainlinie trat aus dem Dunkel der Zeit und malte ihre kausen Schriftzeichen auf die Tafel des Geschehens. Die Deutung dieser Zeichen ist nicht schwer. Die Mainlinie erscheint im Jahre 9 vor Christi Geburt sofort als natürliche Bewegungslinie eines von Westen anrückenden Feindes, der sich je nach Gefallen nach Norden oder Osten wenden und auf die Weser oder auf die Elbe marschieren kann, wenn er seine rechte Flanke gesichert weiß. Das war damals der Fall. Die rechte Flanke des Drusus war nicht gefährdet, da Rom sich schon in den Besitz der Donaulinie gesetzt hatte und die zwischen dem Main und der Donau hausenden Germanenvölker vor dieser Bedrohung über den Böhmer Wald zurückgewichen waren. Die Germanen hatten sich zwar zu einer Markgenossenschaft vereinigt, aber die Kraft der Markomannen reichte nicht hin, den Kampf mit den Römern zu erneuern. Auch die Hermunduren, die am Oberlauf des Mains saßen, wagten nicht standzuhalten, sondern wichen über die Saale.

Drusus fand die Wege offen.

Er stieß die Mainpforte nach innen auf und zerriß Germanien, indem er Nord und Süd im Kampfe trennte. Er spaltete das Stromgebiet des Rheins in der Quere und krönte den operativen Durchbruch durch einen siegreichen Vormarsch in den Rücken der entwurzelten Wesergermanen. Die Völker Nordwestgermaniens fanden die Kraft nicht, die Umklammerung zu lösen. Vom Rhein her bedroht und im Süden umgangen, durch den Übergang der Chauken und der Friesen zu Rom von der See abgeschnitten und im Innern von Zwist und Vesteckung durchwühlt, ließen sie die Waffen sinken.

Drusus zog sengend und brennend bis zur Elbe und spiegelte seine Abster in dem neugewonnenen Grenzstrom. Römische Kriegsschiffe kreuzten vor der Wesermündung. Da sammelten die Nordwestgermanen auf Frieden. Sendboten erschienen vor Drusus und in den Festungen am Rhein und baten um die römische Freundschaft. Auf Freundschaft, nicht auf Unterwerfung ging ihr Trachten. Sie wurden mit Unterhandlungen hingehalten, bis Drusus sich von der Elbe rückwärts wandte. Sein Werk war getan. Unterwegs traf ihn der Tod. Er stürzte mit dem Pferd, zog sich den Wundbrand zu und stand nicht wieder auf. Die Germanen nützten den Sturz des Feldherrn nicht zu einer Erhebung wider die Bedränger. Sie achteten

den von den Göttern geschlagenen Helden. Ungefährdet trugen die Legionäre den Todwunden durch die Maingau nach Mainz. Sterbend legte Drusus den Kommandostab in die Hand des Tiberius und ließ dem Augustus den germanischen Triumph.

Die Germanen bewahrten den Waffenstillstand auch nach seinem Tode und traten mit Tiberius in Friedensverhandlungen ein.

Das Stromgebiet des Rheins war in eine Hand zurückgekehrt. Diesmal in die des Römers. Nur jenseits der Elbe, wo Drusus, der „Unersättliche“, Halt gemacht hatte, und in Böhmen, wo die Markomannen sich zu einem starken Bunde ordneten, saßen noch wahrhaft freie Germanen. Um die Ostelbischen kümmerte sich der Römer noch nicht. Er ging zuerst daran, die friedenswilligen Weserdeutschen ins Joch zu spannen, um dann die Markomannen zu beugen. Der Übergang über den Rhein und die Eroberung des Weserlandes legten dem Sieger neue Sorgen auf. Der Gedanke der Elbgrenze verlangte bereits den Anschluß Böhmens an das römische Reich. Tiberius suchte daher den Krieg am Rhein zu beenden. Er überredete die Stammeshäupter der Nordwestgermanen, sich nach Gallien zu begeben und mit Augustus selbst zu verhandeln, der um diese Zeit zu Lyon einen glänzenden Landtag hielt. In diesem Vorschlag lauerte welsche Tücke. Der Nachfolger des göttlichen Cäsar scheute sich nicht, das Beispiel seines Oheims nachzuahmen, und setzte die Unterhändler als Geiseln fest. Nun brach Tiberius noch einmal in Germanien ein und zwang die führerlose Masse zum Gehorsam.

Vergebens entleibten sich die deutschen Geiseln mit eigener Hand, um ihr Volk zu lösen. Der Widerstand der Betrogenen, die den Feind mitten im Lande, die Fürsten gefallen und die Bedingungen des Waffenstillstandes gebrochen sahen, erlosch wie eine abgezehrte Flamme. Enttäuscht, entmutigt, vom vierjährigen Kriege geschwächt, durch die Verwüstung ihrer Äcker dem Hunger überliefert, beugten sich die Deutschen dem hohnlachenden Feind. Tausende wurden des Landes verwiesen, Tausende auf das linke Rheinufer verpflanzt, römische Legionen erschienen in rechtsrheinischen Sammelagern, Steuerboten gingen durchs Land, unter deutschen Götterzeichen sprachen Römer mit lateinischer Zunge nach römischer Weise Recht.

Zur Vergewaltigung trat die Verführung. Rom förderte die Einfuhr südländischer Erzeugnisse, verlieh hervorragenden germanischen Kriegern das Bürgerrecht, goldene Ehrenketten und die Ritterwürde und machte aus seiner überlegenen Kultur ein Mittel der Politik. Das Land zwischen Rhein und Elbe begann den romanischen Künsten „friedlicher Durchdringung“ zu erliegen, und als ein Jahrzehnt vergangen war, schien Germanien mit diesem Schicksal versöhnt.

Im 4. Jahre nach Christi Geburt unternahm Tiberius einen Paradezug, um das Ergebnis der römischen Politik sicherzustellen. Er zog an der Spitze von 80 000 Mann lippeaufwärts und sandte die Flotte aus dem Zuidersee zur Elbemündung. Die Legionen rückten auf gebahnten Straßen gen Alliso, auf Knüppelbämmen und abgesteckten Wegen durch die Dünungspässe, lagerten in den Standquartieren des Weserlandes und marschierten unangefochten durch die Elneburger Heide auf die Elbe. Die Flotte fuhr in Sicht der Frieseninseln von der Ems zur Weser und lief in die Elbemündung. Als die Legionen und die Flotte sich an der Elbe die Hand reichten, war Roms Triumph vollendet. Stämme, deren Namen die Römer noch nie gehört hatten, boten ihre Unterwerfung an. Tiberius erntete die Saat, die der Stratege Drusus mit gewaltigem Schwung über das germanische Land geworfen hatte.

Nun war es Zeit, die Elbelinie durch die Eroberung Böhmens gen Süden zu sichern und die Reichsgrenze an die March zu rücken. Tiberius übergab den Oberbefehl in Nordgermanien dem Legaten P. Quintilius Varus, stellte ihm 5 Legionen und die Nordseeflotte zur Hand und brach vom Rhein gen Böhmen auf. Es galt den Markomannenbund zu sprengen, den Marbod, der zweite geschichtliche Volkskönig der Deutschen, zwischen dem Böhmer Wald und der Oder gestiftet hatte. Rom gedachte die Macht des neuen Barbarenkönigs durch einen Zangenangriff vom Main und von der March aus zu vernichten. Zwei Armeen setzten sich in Bewegung. Marbod, der bisher klug, vielleicht allzu klug, jedem Zusammenprall mit den Römern ausgewichen war, schien verloren.

Da erhoben sich Illyrier und Pannonier, meuternde Aulilien, bedrückte Kolonen und die ganze Masse der geknechteten Völkerschaften zwischen der Adria und dem Inn in einem Verzweiflungskampf wider Rom. Marbod war gerettet. Augustus brach den böhmischen Feldzug kurz vor der Vereinigung der beiden Armeen vor dem Feinde ab und gewährte den Markomannen einen günstigen Frieden. Der Markomannenfürst verschärzte die Gunst der Stunde und nahm den Frieden, statt mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen.

Die Römer wurden drei Jahre in Illyrien gefesselt. Es war die Zeit der großen Wende im Stromgebiet des Rheins. Die Flammen des pannonischen Aufstandes erhellten den nordischen Himmel und weckten Germanien aus der Erstarrung. Die Gestalt Armins, des Cheruskers, tritt ins Licht der Geschichte.

Der cheruskische Edeling kehrte als römischer Ritter aus dem pannonischen Aufstand zurück, in dem Tiberius die Kraft von 15 Legionen und ungezählte germanische Soldner verbrauchte, und kam mit dem Vorsatz

heim, die Römerherrschaft abzuschütteln. Der 26jährige Jüngling war vor der Zeit gereift. Politischer Ehrgeiz und eine gewaltige Leidenschaft lagen in seiner Natur gebunden. Der Römerdienst genügte dem Edeling nicht, dem Marbods Volkskönigtum ins Auge stach und die Unterwerfung seines eigenen Volkes auf dem Herzen brannte. Er fand ein zersplittertes, von der Römersucht angefressenes Volkstum, aber er kannte die Schwäche der Römer, die das Weserland wie eine asiatische Satrapie behandelten, und zettelte eine Verschwörung an, um die Cherusker von dem fremden Banne zu befreien. Gelang es ihm, die römische Feldarmee zu vernichten, die Germanien im Saume hielt und von Feldlager zu Feldlager ziehend im unterworfenen Land ein schwelgerisches Leben führte, so traf er Roms Herrschaft an der Wurzel. Er löste sich von seiner ganzen römerfreundlichen Verwandtschaft, um dieses verwegene Beginnen ins Werk zu setzen. Als er seiner Sache sicher zu sein glaubte, schlug er los.

Varus lag mit der 17., 18. und 19. Legion, 6 Kohorten Hilfsvolk und 3 Allen Reiterei, etwa 18 000 Mann stark, im Sommerlager an der Weser, als ihm Rundschau von einem Aufstand in südlicher Richtung zugetragen wurde. Da es auf den Herbst ging, beschloß er, den Aufruhr sofort zu dämpfen und dann an den Rhein abzurücken. Die Verschworenen sagten ihm ihre Hilfe zu und sandten Boten aus dem Lager, um ihre Gefolgschaft zum Kampf zu laden. Aber der Kampf galt nicht den sagenhaften Aufrührern, sondern den Römern selbst. Armin, der Barbar, handelte nicht schlechter als der Vernichter der Usipeter und der Sentkerer. Am Abend vor dem Abmarsch speisten die Verschworenen noch bei Varus zu Nacht. Armin saß neben dem römischen Statthalter an der reich mit Silber gedeckten Tafel. Dann verließ er das Lager, um sich zu den Seinen zu begeben und den Befehl über die Freiheitskämpfer zu übernehmen, die in den Weserbergen zusammenströmten.

Varus ließ ihn ahnungslos ziehen. Ums Morgengrauen fädelte sich die römische Armee sorglos zu Marschkolonnen. Ein schwerfälliger Troß wälzte sich hinter den Legionen ins Freie. Schwere Regengüsse hatten die Waldgründe durchfeuchtet, Herbststürme wühlten in den Kronen der Urwaldbäume. Als die Kolonne sich auf dem beschwerlichen Marsch durch karge Heide und über moorigen Boden weit auseinandergezogen hatte, griffen die Germanen an. Die Römer wurden völlig überrascht. Varus erkannte die drohende Gefahr und lenkte den Marsch auf Alliso, um aus den Waldschluchten der Weserberge ins Freie zu gelangen, ehe die Ordnung riß. Aber er konnte sich des Feindes nicht erwehren, der von allen Seiten auf ihn eindrang, und sah sich durch den Troß verhindert, in Gewaltmärschen gen Westen durchzubrechen. Er schlug daher unter dem Schutze

der Legionen auf einem freien Platz ein Marschlager und opferte den reichen Troß den Flammen. Unterdessen zog Armin seine Scharen zum Entscheidungskampf zusammen. Der Urwalb hallte vom Klang der germanischen Hörner, die Ösningpässe wurden besetzt, die Straße nach Aliso gesperrt. Als Varus am 10. September aus den Lagerwällen trat, fand er den Feind zum Empfang bereit. Das Plänklergefecht wurde zum Kampf der Gewalthaufen. Die Germanen warfen sich mit voller Wucht auf die Legionen, die sich um die Adler ballten und unter schweren Verlusten Raum gewannen. Ganze Manipel gingen zugrunde, um der Masse Flanke und Rücken freizuhalten, während die Spitze sich mit Beil und Schwert gegen Aliso Bahn brach. Als es Abend wurde, erreichte das Römerheer den Dßhang der Ösningkette und sank vor der Dörensclucht nieder. Die zerzausten, gelichteten Verbände waren nicht fähig, den Paß vom Fleck weg zu stürmen. Es blieb Varus nichts übrig, als noch einmal Halt zu machen und hinter Wall und Graben den Morgen zu erwarten. So gewann Armin Zeit, seine rasch wachsenden Scharen zu versammeln und das flüchtig abgesteckte Lager von allen Seiten zu umstellen.

Als der Morgen dämmerte, brachen die Legionen aus den Wällen, um den Paß mit Gewalt zu öffnen. Sie drangen in die mit nassem Sand gefüllte Schlucht, zogen sich an den verwachsenen Bergflanken empor und gewannen in blutigem Ringen ein Stück weit Raum. Da führte Armin die zurückgehaltenen Harste zum Gegenangriff und warf die Erschöpften aus dem Paß und von den Höhenrändern in den Talteßel zurück. Varus befahl den Rückzug in das verlassene Lager.

In diesem Befehl lag die Ergebung in das Unvermeidliche beschlossen. Tausende fielen, bevor sie die Wälle erreichten, zwei Adler gerieten in Feindeshand. Die Reiterei benützte den Augenblick, da alles im Gewühl verstrickt war, schlug den Gäulen die Hacken in die Weichen, sprengte nach Norden und entramm. Als die Cherusker die Wälle niedertraten und die Trümmer des Heeres zusammenhieben, stürzte Varus sich nach altem Brauch ins eigene Schwert. Um ihn fielen die Legaten, die Tribunen, die Centurionen und die Legionäre. Das ganze Heer wurde vernichtet. Was am Leben blieb, wanderte in die Sklaverei.

Armin sandte das Haupt des Varus an Marbod, raffte die Rüstungen der Erschlagenen zusammen, bewaffnete die Cherusker mit der römischen Wehr und rief ganz Germanien zum Befreiungskampf. Damit erhob er sich aus der Sphäre des Kriegerturns zur Höhe politischer Betrachtung. Als er Varus tückte und sein Heer im Teutoburger Walde vernichtete, hatte er als Schüler Roms gehandelt, der diplomatischen Trug und strategische Künste zu vereinen weiß, jetzt reifte er zum Staatsmann und zum ersten

Denker der deutschen Geschichte. Aber die blutige Kopfspende blieb ohne Wirkung. Der Markomanne war nicht gesonnen, sein Schicksal an das der Eidgenossenschaft zu knüpfen, die Armin im Feuer des Sieges schmiedete. Er verfolgte im Böhmerlande eigene Ziele, gedachte von der böhmischen Zitadelle aus Thüringen, Mähren und die Donauebene zu beherrschen und hielt sich den Römern für ebenbürtig, seit Tiberius ihm den Titel eines Freundes und Verbündeten Roms angetragen hatte. Der Schatten des Arriovist warnte König Marbod nicht. Der Markomannenfürst erblickte in Armin keinen Genossen und wandte sich gleichgültig von ihm ab, um seine Hausmacht zu mehren und mit Rom Frieden zu halten.

Der deutsche Dualismus kündigt sich an.

Armin zog die Folgerungen aus Marbods Absage und rief die kriegेरischen Scharen zurück, die nach der Vernichtung des Varus in die Lippe-landschaft eingebrochen waren und ihre Waffen an den Rhein getragen hatten. Von der Lippe- bis zur Ruhrmündung war der Römer bestürzt über den Strom gewichen. Die Brückenköpfe lagen vereinsamt am rechten Ufer, bis zu den Germanen des Stromdeltas und der Maas drang die erlösende Runde. Die Römer riefen die gallische Miliz unter die Fahnen und sandten Boten nach Lyon, um Hilfe zu holen. Die oberrheinischen Garnisonen eilten in Gewaltmärschen nach Köln. Das ganze Stromland wurde von Unruhe erfasst. Selbst in Italien klang die Werbetrommel. Das Goldene Haus des Augustus hallte von der Klage um die vernichteten Legionen.

Armin schied sich ungern von dem Plan eines Angriffs auf das von Truppen entblößte Rheinland, aber er konnte die Jugend Niedergermaniens nicht über den Rhein führen, wenn Marbod lauend vor den Thüringer Pässen stand. Er durfte dem Markomannen die Flanken nicht preisgeben und wandte sich über den Teutoburger Wald ins Weserland zurück, um die Notgemeinschaft, die er als Verschwörer gestiftet und auf dem Schlachtfeld zu einem Waffenbündnis emporgehoben hatte, zu einem großen Volksbund auszugestalten, bevor der Römer mit Seeresmacht wiederkehrte und Marbod dem Cheruskerbunde aus eigenem Antrieb oder im Einvernehmen mit Rom in den Rücken fiel.

Rom ließ fünf Jahre verstreichen, ehe es sich zum Rachefeldzug erhob.

Armin entfaltete in dieser Zeit eine fieberhafte Tätigkeit. Er suchte der römerrfreundlichen Elemente seines Volkes Herr zu werden und die Eidgenossenschaft des Weserlandes über den ganzen Nordwesten auszudehnen. Bis zu den Ratten und den Hermunduren und an die Spree zu den Semnonen ritten seine Boten. Als die Römer im Jahre 14 mit neuer Seeresmacht erschienen, lag Armin noch in heftigen inneren Kämpfen verstrickt. Er stand nicht stärker, sondern schwächer vor dem Gegner, der den Rachefeldzug gespart

hatte, bis Pannonien unterworfen war und Tiberius in der Fülle der „Majestät“ den Stuhl des Augustus bestiegen hatte. Rom, dessen Politik von der Tradition der Jahrhunderte getragen wurde hatte mehr Zeit als der einzelne, auf sich selbst gestellte Armin, dem kein politischer Gemeinfinn das mühevolle Werk deutscher Machtbildung zwischen Rhein und Elbe erleichterte.

Tiberius sandte seinen Neffen Germanicus, den Sohn des großen Drusus, gegen die Cherusker und ihre Schwertgenossen. Germanicus rückte auf des Vaters Spuren lippeaufwärts, warf die Brutterer und die Cherusker über den Osnig und erschien drohend vor den Pässen. Hier bot ihm Armin Halt und fiel ihm mit beweglichen Scharen in die Flanken, um seine Verbindungen zu unterbrechen. Der Vorstoß stumpfte sich ab, Mangel und Sorge um die Verbindung mit dem Rheine zwangen die Römer zum Rückzug. Germanicus hatte das Schlachtfeld nicht erreicht, auf dem die Gebeine der varianischen Legionen bleichten.

Da machte der jugendliche Feldherr sich die großen Umfassungspläne des Vaters zu eigen. Er rückte rheinaufwärts und brach im Frühling des Jahres 15 ins Land der Ratten ein, aber wiederum zwang ihn die Bedrohung der Flanken zum Rückzug aus den verwüsteten Gauen. Als Germanicus den Feind an der Eder und der Lahn gefesselt sah, wandte er sich blitzschnell nach Norden, um den entscheidend gedachten Stoß in die Seeflanke der Germanen zu führen. Er drang zu Wasser und zu Lande aus dem Suthersee gegen die Ems vor und sandte gleichzeitig mit der Hauptmacht 40 Kohorten unter der Führung des Legaten Caecina lippeaufwärts. Während der Feldherr die Emslandschaft verheerte, baute Caecina Aliso zu einem mächtigen Waffenplatz aus und verwandelte die Lippelinie in eine gesicherte Marschstraße. Armin sah sich zwischen Germanicus und Caecina eingeklemmt und räumte die Osnigpässe. Vergebens suchten die Römer ihn in den Weserbergen zu erdrücken. Er löste das Volksaufgebot in kleine Scharen auf und entzog sich in den Wäldern der Umgehung. Diesmal erreichte Germanicus die Walsfitt des Teutoburger Waldes. Er las die bleichenden Gebeine auf und bestattete sie nach römischem Brauch.

Unterdessen sammelte und ermutigte Armin seine Streiter zu neuem Kampf. Er war im Drange der Not der Römerpartei im eigenen Lager Herr geworden. Die Verwüstung des Maingaaues, der Ems- und der Lippe-landschaft hatte das Blut der Germanen erhitzt. Armin nützte den Augenblick und fiel den Feind, der, vom Herbst und Mangel bedroht, abermals auf den Rückzug denken mußte, zwischen dem Osnig und der Weser von allen Seiten an. Wiederum waren die Pässe besetzt und die Wege grundlos, aber die Rückzugslinie der Römer führte diesmal nach Norden. Sie strich

an der Ems zwischen Engen und Sümpfen dem Meere zu. Dort wartete die Flotte des zurückgehenden Heeres. Germanicus marschierte voraus, Caecina deckte, in der Staffel links marschierend, die gefährdete Flanke. Die Germanen setzten den Legionen des Germanicus hart zu und ließen erst von ihnen ab, als sie die Brückenköpfe der Ems erreichten und Caecina plötzlich links schwenkte, um in einem meisterhaften Marsch durch Sumpf und Bruch über die Knüppeldämme nach Westen durchzubrechen. Die Germanen warfen sich wütend auf die kleine Armee des Legaten, aber Caecina hatte seine Kohorten fest in der Hand, schlug größere Angriffe durch Gegenangriffe im Zusammenprall ab und erreichte nach schweren Kämpfen den Rhein. Auch Germanicus geriet in große Not. Er hatte nur die Hälfte seiner Truppen einschiffen können und war gezwungen, zwei Legionen mit der Reiterei hart am Strande abziehen zu lassen. Diesen tat die nordische Flut noch größeren Schaden als der Feind. Der ganze Troß ging verloren.

Als Germanicus sein Heer am Rhein sammelte, stand er vor den Ergebnissen eines verlorenen Feldzuges. Nur die Totenfeier auf der Stätte der „Clades Variana“ täuschte die römische Welt über den strategischen Fehlschlag hinweg.

Der Sohn des Drusus ließ sich nicht schrecken. Er traf umfassende Vorbereitungen, um den Feldzug im Jahre 16 zu erneuern. Er warb germanische Söldner, stellte gallische Auxilien auf, verstärkte die Reiterei, verbesserte das Troßwesen, versah die Lippeburgen und die Strandkastelle mit Vorräten und versammelte im Rheindelta eine Flotte von 1000 flachgehenden Seekähnen, um dicht am Strande zur Weser vorzudringen. Germanicus zählte auf die Zwietracht in den deutschen Reihen.

Armins Stellung war erschüttert. Er hatte seinem Volke zu Großes angeschlossen. Der römische Glanz strahlte heller als die germanische Freiheit. Zahlreiche Edle unterhielten Verbindungen mit Rom, Armins eigener Schwiegervater Segestes war zu den Römern entronnen und hatte Armins Weib Thusnelde als Geisel entführt. Sie trug ein Kind unter dem Herzen, als sie an der Kantener Brücke den Häschern des Tiberius überliefert wurde, um nach Rom gesandt zu werden. In dieser Not wuchs Armin, der Cherusker, zur vollen Größe seiner geschichtlichen Erscheinung. Als die Politik sich in die Sphäre der menschlichen Gefühle verirrte, begriffen die Germanen ihre Pflicht. Da scharten sie sich enger um Armin und erkannten in ihm den Träger ihres Geschicks.

Armin war auf die gewaltige strategische Überraschung vorbereitet, die ihm der römische Generalstab vorbehalten hatte. Er wußte, daß der Widerstand an der Lippe und der Ems, Daß- und Waldkämpfe am Osnig und die Verteidigung der Weserberge den mächtigen Zangenangriff nicht

brechen konnten, der ihn von der Lippequelle bis zur Wesermündung bedrohte, und wich nach Osten. Die römische Lippearmee öffnete sich die Ösningpässe und rückte in breiter Front gegen die Weserpforte. Die Nordarmee zog unter dem Geleit der Flotte durch das Land der befreundeten Chauken und Friesen und erreichte die Wesermündung. Germanicus ging am linken Ufer ans Land und marschierte nach der Anlegung von Magazinen stromaufwärts, um sich bei Hameln mit der Lippearmee zu vereinigen. Plänkeln und Armin vor beiden Armeen gen Südosten, während Sendboten in die entferntesten Gauen eilten, den Landsturm zum Freiheitskampf aufzubieten. Die Römer verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert und rückten mehr als 60 000 Streiter stark in geschlossener Masse südwärts, um den Übergang auf das rechte Ufer zu vollziehen. Da griff Armin wütend an. Die Germanen warfen die gallo-romanische Reiterei und die schweren Reiter der Bataver, zersprengten die Auxillen, prallten aber an den Legionen ab. Tagelang stürmten sie gegen die römischen Kolonnen. Es war keine geordnete Schlacht, sondern ein großes Marschtreffen. Als die Kraft seiner Streiter sich erschöpfte, wich Armin dem Gegenangriff der Legionen und zog sich ostwärts an das Steinhuder Meer auf die Aufgebote der Allerlandschaft zurück. Er hatte eine Wunde empfangen, blieb aber an der Spitze der Seinen.

Germanicus folgte ihm auf der Suche nach der Entscheidungsschlacht. Der Kampf an der Weser hatte die Germanen große Opfer gekostet, aber die Römer waren des Gegners nicht Herr geworden. Der Kampfwille und die Schlagkraft Armins und seiner Streiter gingen ungebrochen aus den blutigen Gefechten hervor, die die „Elfentwiesen“ im Wesergrund mit Gefallenen besät hatten. Als Germanicus die Verbündeten am Steinhuder See angriff, prallte er an befestigten Stellungen ab. Erst am Abend drang er in den Feind, aber die Germanen wichen Schritt für Schritt und wandten sich nirgends zur Flucht. Da erkannte der Sohn des Drusus, daß die Schlacht im Teutoburger Walde untilgbar im Gedächtnis der Deutschen fortlebte. Er konnte ihr Land verwüsten und ihre Aufgebote schlagen, aber er konnte ihren kriegerischen Willen nicht mehr beugen und ihren Freiheits Sinn nicht brechen.

Germanicus gab den Befehl zum Rückzug auf den Rhein. Hinter ihm blieb Verwüstung, vor ihm ging der Schrecken. Armin rief die Seinen zur Verfolgung und bedrängte das Römerheer, bis es die Wesermündung und die Ösningpässe erreichte. Die Flotte geriet auf dem Rückmarsch in einen Weststurm, der die Hälfte der Schiffe verschlang, das Landheer behauptete sich auf dem Lippegelände, vermochte aber nicht mehr über Aliso vorzudringen.

Um die Germanen zu schrecken, brach Germanicus im Herbst noch einmal ins Land der Marsen ein und verwüstete das Ruhrgebiet und das

Lennetal. Auch dort liefen Abtrünnige zu ihm über, die Armin und das Vordringen der Cherusker mehr scheuten als die Herrschaft Roms, aber die Masse des Volkes verharrte im Trotz und barg sich in den Wäldern, bis der Römer, des Kampfes müde, über den Rhein zurückging.

Tiberius sandte dem jugendlichen Feldherrn den Befehl, die Offensive einzustellen und zur Feier seines Triumphes nach Rom zurückzukehren. Der Kaiser verbarg in diesem Befehl die Größe der Niederlage, die die römische Politik trotz der rühmlichen Kriegszüge am Rhein erlitten hatte. Die Germanen blieben frei.

Germanicus feierte zu Rom einen cäsarischen Triumph.

Als Vercingetorix in Ketten vor dem Triumphwagen Cäsars einhergeschritten war, hatten die Gallier aufgehört zu bestehen und ihr Volkstum und ihre Sprache der Romanisierung ausgeliefert; als Thushelba mit dem Söhnlein Armins in den Armen dem Biergespann des Germanicus folgte, saßen die Germanen als befreites Volk auf eigener Scholle und sahen ihr Volkstum, ihre Sprache und ihre Zukunft gerettet. Der Römer war des Stromgebietes des Rheins bis zur Lippequelle und zur Eder Herr geworden, aber darüber hinaus blieb ihm die deutsche Welt verschlossen. Die Mainlinie entglitt seiner Hand.

Aber Roms Rückzug war mehr strategischer als politischer Natur gewesen.

Tiberius verzichtete nicht ohne politischen Hintergedanken auf die Fortführung des Krieges am Rhein. Er überließ die Germanen einem schlimmern — nein, ihrem schlimmsten Feind, ihrer unausrottbaren Zwietracht. Er wußte, daß sie dem römischen Reiche nicht furchtbar werden konnten, solange sie sich selbst zerfleischten. Er rechnete nicht nur auf die Gegner, die Armin im eigenen Lager gefunden hatte, sondern auch auf den großen Gegensatz, der den Cheruskerbund und das Markomannenreich scheidete. Trafen Armin und Marbod feindlich aufeinander, so stritten beide für Rom. Vielleicht maß der grübelnde Kaiser dem König der Markomannen größere Kräfte zu als dem Cheruskerfürsten, der sich mit Mühe gegen seine nächsten Verwandten behauptete. Jedenfalls tat ihm der Gedanke Genüge, daß die germanischen Wölfe sich selbst zerrissen, während Rom vom Streite ruhte.

Die Entwicklung gab dem Imperator recht. Armin zog gegen Marbod, der seine Hand über die Berge gestreckt hatte und von den Mainquellen in die Flanke des Cheruskerbundes griff, und bot ihm an der Saale Trotz. Die Würfel fielen nicht zu Marbods Gunsten. Armin schlug Marbods Heer vor der Saalepforte und warf die Markomannen nach Böhmen zurück.

So führte der Dualismus im Jahre 19 nach Christi Geburt zur ersten Schlacht Deutscher gegen Deutsche und zugleich zum ersten Siege des Nordens über den Süden. Marbods Königsbau hielt dem Stoß nicht stand. Die Hausmachtpolitik des ersten Böhmenkönigs brach wie ein Kartenhaus zusammen. Aufstände und Sonderbestrebungen zerrissen das geschwächte Reich und trieben den von den Seinen Verlassenen zuletzt ins römische Lager. Aber Tiberius hatte für den „Freund und Verblindeten Roms“ keine Hilfe. Er hielt ihn fest und spendete ihm das Gnadenbrot, und der Asylbedürftige vergaß seiner Königssehne und aß davon, bis er nach 18 langen Jahren zu Ravenna starb.

Tacitus erzählt, daß auch der Sohn Armins in Ravenna gelebt habe, und spricht in dunkeln Worten von dem schmachvollen Schicksal des in Ketten Geborenen.

Um so heller erstrahlt das Bild Armins, des einsam Gewordenen, der der römischen Zivilisation Weib und Kind zum Opfer gebracht hatte, um sein Vaterland frei zu sehen und der Macht Roms ein deutsches Machtgebilde entgegenzustellen.

Es war dem Cherusker nicht beschieden, sein Werk zu vollenden. Er fiel mit 37 Jahren in inneren Kämpfen, von denen uns keine nähere Kunde erhalten ist. Daß er, wie Tacitus berichtet, nach Wehrung seiner Macht gestrebt habe und darüber zugrunde gegangen sei, liegt in seiner selbstbewußten politischen Erscheinung begründet. Ob er dem „Freiheitsfinn“ seiner Volksgenossen erlegen ist, die keine Königsgewalt duldeten, bleibe dahingestellt. Das Zeugnis des Tacitus entbehrt der unbedingten Sachtreue, da dem römischen Geschichtschreiber zur Zeit des Tyrannen Domitian die Verherrlichung republikanischer Tendenzen am Herzen lag. Arminius starb „als Germaniens Befreier, in Schlachten nicht immer glücklich, aber im Kriege unbefiegt“. Er ist nicht zum Volkskönig geworden wie Ariovist und hat die Machtfülle Marbods nicht erreicht, aber man mag ihn den ersten deutschen Herzog nennen, den ersten, der bewußt alle Kräfte gegen die Römer zusammengefaßt hat und in der Surenderoherung des Rheins das vornehmste Ziel der deutschen Politik erblickte. Armins Kampf begründet daher nichts Geringeres als den Beginn einer politischen Geschichte der Deutschen.

Der germanische Name des Cheruskers ist verlorengegangen, aber er lebt in der Helbengestalt Siegfrieds, des Drachentöters, und in der sagenhaft verklärten Schlacht im Teutoburger Walde, und der Kampf um den Rhein gewinnt, von ihm aus gesehen, jene sehnuchtsvolle, schicksalhafte Bedeutung, die den Strom zum Sinnbild deutscher Größe gemacht hat.

III.

Das römische Weltreich und die germanische Staatenbildung am Rhein

Roms militärische Organisation des Stromgebiets — Militäraufstände und Thronwirren — Der Bataver Julius Claudius Civilis und das Imperium der Gallier — Domitian — Der Limes — Das Dekumatenland — Der Beginn der germanischen Einbrüche ins Römerreich — Julian Apostata — Gallien als Operationsbasis — Die Alemannenschlacht bei Straßburg — Chnodomar — Die Franken an der Schelde — Die Rarnelinie — Valentinian — Der Kampf um die Neckar- und die Mainpforte — Die Burgundionen — Gratian — Die Alemannenschlacht bei Colmar und die Gotenschlacht bei Adrianopel — Das Rhein- und das Dardanellenproblem — Franken und Alemannen wurzeln am Rhein — Aetius — Die Schlacht am Rohlenwalde — Die Zerstörung des Burgunderreiches — Attila überschreitet den Rhein — Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern — Das Stromland als Teil des Systems germanischer Frühstaaten — Das Rheinproblem im 5. Jahrhundert nach Christi Geburt — Rückblick auf die Entwicklung des Problems von Cäsar bis Syagrius — Chlodwig und die Vorherrschaft der Franken am Rhein — Theodorich der Große — Die Merowingerzeit — Das Erscheinen der Slawen — Dagobert I. — Die Hausmeier — Pipin von Heristall — Austrasien und Neustrien — Die Sachsen — Karl Martell — Die Pipiniden am Rhein — Die Araber an der Garonne und an der Rhone — Die Schlacht bei Poitiers — Karl Martells Ritt von der Loire an den Rhein — Die Friesen — Auf den inneren Linien — Die Bayern — Karl Martells Stellung zum Rheinproblem

Der Rhein floß nach dem Tode des Cheruskers zwischen römischen Ufern, aber auf dem ganzen Stromgebiet lastete der Anspruch der Germanen, den Arminius mit rächender Waffe erneuert hatte.

Drei große Gebiete hoben sich voneinander ab, das Alpenland, das von der Quelle bis zum Jura und dem Eintritt des Stromes in die oberrheinische Tiefebene reicht und sich, zur Donau übergreifend, durch die Hegauer Scharte und den Allgäu bis zur Iller erstreckt, das Mittelgebirgsland, das die oberrheinische Tiefebene, den Rheingau und das Stromtal bis zum Siebengebirge umschließt, und das Niederland, das sich von der Mündung der Ruhr bis zur Küste dehnt und vom Ösning bis zur Maas in die Breite fließt.

Im Alpenland, an den Ufern des Bodensees und des Neckars und im Donauland saßen die romanisierten Helvetier und die kelto-germanischen Vindeliker; das Elsaß, die Pfalz, der Rheingau und die Mosellandschaft waren von dem lauten Leben rheinabwärts rückender Legionen erfüllt und vom militärischen Wesen der Grenzkultur erfaßt, welche Kelten und Germanen, Veteranen und Kolonen mit römischem Firnis überzog und ihren Einfluß bis weit in die Niederung zur Mündung der Lippe geltend machte. Im Stromdelta saßen die germanischen Bataver. Sie hatten sich Rom zur Heeresfolge, aber nicht zur Steuerfron verpflichtet und ihre Soldatentreue auf der Elfwiese und auf den Rückzügen des Germanicus mit der Aufopferung ihrer Kontingente bezahlt.

Das römische Weltreich stand am Rhein zu voller militärischer Größe aufgerichtet. Roms kriegerischer Puls schlug nirgends voller als am Rhein. Die Rhein-Rhone-Linie war die wichtigste strategische Linie, die die Mittelmeerwelt mit dem Norden und Britannien verknüpfte. Cäsars genialer Gedanke, die transalpine Herrschaft auf diese Linie zu stützen, war unverfehrt aus den Cheruskerstürmen hervorgegangen. Solothurn, Windisch, Kaiser-augst, Straßburg, Zabern, Mainz, Trier, Koblenz, Sülzpich, Köln, Xanten und Nymwegen bildeten die Hauptknotenpunkte des strategischen Netzes, das die Römer im Stromgebiet des Rheins gesponnen und mit Marseille und Augsburg verknüpft hatten. Mainz bildete den Zentralpunkt dieser bewunderungswürdigen Organisation. Hier war das Hauptstandlager der

oberrheinischen Legionen. Der stärkste Waffenplatz war mit Bedacht rheinabwärts geschoben worden. Er faßte die Verbindungen der helvetischen Grenzfestung, der Burgunderpforte und der Saberner Steige mit denen des Saartals und des Niederrheins an unangreifbarer Stelle zusammen.

Diese Unordnung hatte sich während der Germanenfeldzüge in Glück und Unglück bewährt.

Als Varus im Teutoburger Wald vernichtet wurde, als Drusus im Innern Germaniens seinen Todessturz tat, als Germanicus in Bedrängnis geriet, war Mainz zur Hochburg des Römertums geworden. Nun hütete die große Lagerfestung die Mainpforte, die Drusus nach Osten eingestoßen hatte. Der Mündungsbogen des Mainflusses, der Taunus, der ganze Main-Lahn-Winkel gerieten in den Bereich dieser strategischen Zentralstellung. Drusus hatte den Grund zu einer großartigen Befestigung gelegt, indem er einen Pfahlgraben vom Mündungsbogen des Mains bis zum Taunus zog. Die Arbeiten ruhten nicht. Allmählich wurde das Vorgelände bis zur Lahn erweitert und gegen die Wetterau vorgeschoben. Rom beherrschte Germanien von Mainz aus der Flanke, nachdem Armin ihm das Innere des freien Landes verschlossen hatte, und wahrte im Besitze dieser Zentralstellung zugleich den Oberrhein, den Niederrhein, die Mosel und die Saar und das ferne Britannien.

Auch rheinabwärts saß der Römer sicher im Stromgebiet des Rheins. Dagegen war er aus dem Teutoburger Wald und von der Lippe verschüchelt. Er hielt das Vorland des rechten Ufers nur noch als Wüstungsgürtel fest und stützte die Verteidigung des Niederlandes auf die Brückenköpfe. Die Gegend von Köln und Xanten war seit der Erhebung Armins wieder Frontgebiet geworden. Hier saßen auf schmalem Streifen die auf das linke Rheinufer verpflanzten reinblütigen Germanen, saßen Ubier und Sigambrier im Umkreis der stärksten Stromfesten als Wache gegen die Iyren. Sie wurden von Rom zugleich geduldet und umworben, waren zu Schanz- und Kriegsdienst verpflichtet und im Aufmarschgelände der niederrheinischen Legionen den gebieterischen Notwendigkeiten der Stunde unterworfen. Wenn Rauch- und Feuerzeichen das Nahen des Feindes kündeten, wurden ihre Feldmarken zum Glacis und von Freund und Feind zertreten.

Die freien Germanenvölker lauerten auf jede Gelegenheit zum Angriff und wurden dem reichen Siedlungsgebiete halb gefährlich. Um sie zu züchtigen, nahm Kaiser Claudius im Jahre 41 die Rachezüge wieder auf und sandte seine Feldherren gegen sie. Kleine Erfolge waren der Preis schwerer Kämpfe im Randgebiet. Als die Ratten allzuheftig drängten, siedelten die Römer am Südfuß des Taunus die friedlichen Mattiater an.

Um die Mitte des Jahrhunderts kehrte das kriegerische Leben am Rhein zur ständigen Bereitschaft zurück. Rom ging im ganzen Stromgebiet des Rheins zur Verteidigung seines Besitzstandes über und erblickte am Niederrhein im Strome selbst die ihm gesetzte Grenze. Die Statthalter beschränkten sich darauf, die Überfälle heutesuchender Germanengäue zurückzuweisen und das Vorgelände durch kurze Gegenstöße freizumachen.

Da erschütterte ein Stoß von innen das kunstvoll gegliederte Gebäude. Die Rheinlande wurden in den Strudel der ersten großen Thronwirren gerissen und zum Schauplatz cäsarischer Kämpfe.

Neros Wahn entfesselte den Sturm.

Ein Aquitanier namens C. Julius Vindex fand den Mut, sich gegen den kaiserlichen Harfenschläger zu erheben und, umgeben von gallischer Miliz und unzufriedenen Kolonen, im Rhonetal zum Kampfe für die römische Freiheit aufzurufen. Doch seine Rechnung trug. Virgilius Rufus eilte an der Spitze der oberrheinischen Legionen von Mainz gen Lyon, um den Aufstand zu dämpfen. Die Gegner trafen bei Besançon aufeinander, beide bereit, den Kampf zu meiden und eine Verständigung zu suchen, aber die ergrimmtten Legionäre waren nicht zu bändigen. Sie fielen über die Gallier her und hieben sie erbarmungslos zusammen.

Wenige Tage später rief Neros Tod die Sputzgestalten Galbas und Othos aus der Asche. Der Kampf der Generale um die Welt Herrschaft begann, das Prätorianerschwert entschied über die Besetzung des Kaiserstuhls. Als Galba und Otho in ihrem Blute lagen und Vitellius und Vespasian einander zum Entscheidungsgang gegenübertraten, tauchte der erste Rindottiere germanischen Blutes aus dem Dunkel der Geschichte. Der Bataver Julius Claudius Civilis mischte sich keck in das Spiel der Großen. Er stritt zuerst für Vitellius, führte seine Kohorten dann dem Vespasian zu und schlug sich plötzlich auf die Seite, um ein eigenes Reich aufzurichten.

Auch unter den Galliern regten sich Absonderungsgelüste. Zwei kühne Treverer, Tutor und Classicus, suchten ihrem Volk ein Stück Eigendasein zu retten. Ein Lingone, namens Julius Sabinus, gab sich sogar als einen Urentkel Cäsars aus und forderte die Provinz zum Abfall auf. Die Gallier hatten ihren Besieger, den großen Cäsar, längst zu ihrem Heros erhoben und folgten dem Abenteurer, der die ganze Champagne mit sich zog, in rascher Aufwallung in den Krieg.

Der Gedanke eines Imperiums der Gallier, in dem die Rheingermanen und die Moselkelten vereint haufen wollten, begann sich in den Gemütern der Auführer festzusetzen und bedrohte Roms Herrschaft mit Vernichtung. Die Empörer machten sich zu Herren aller festen Plätze am Niederrhein,

stürmten *Castra vetera*, nahmen Köln, schlugen die treugebliebenen Legionen, rückten rheinaufwärts, eroberten Trier, überschritten die Nahe und erschienen siegreich vor Mainz. Bis ins Alpenland griff die Flamme der Empörung. Meuternde Kohorten hieben Tribunen und Legaten in Stücke und legten die Rastelle in Asche. Nur Mainz und Windisch entgingen der Vernichtung. Trier wurde zur Hauptstadt erhoben, ein Senat der Treuerer ergriff die Zeichen der Gewalt.

Da erlitt der Aufstand eine Wandlung. Civilis kehrte sich von dem Trugbild eines gallisch-germanischen Imperiums ab, um am Rhein ein eigenes batavisches Reich aufzurichten. Bataver, Chauken, Friesen, Selterer, Brutterer, Marsen kämpften in seinen Reihen. Das ganze Niederland von der Maas bis zur Ems schwor auf seinen Namen.

In dieser Not sandte Vespasian, der unterdessen des Vitellius Herr geworden war, seinen besten General, Pettilius Cerealis, über die Alpen. Cerealis eilte mit frischen Truppen an den Rhein, zog die Legion von Vindonissa an sich und warf auf seinem Marsch alles vor sich nieder. Die Treuerer baten Civilis um Hilfe. Cerealis stand schon vor Trier, als Civilis sich mit den Galliern vereinigte und entschlossen gegen ihn rückte. Die Germanen stürmten das römische Lager und die Moselbrücke, ließen sich aber zum Plündern verlocken und wurden von der letzten Reserve des Cerealis aus den eroberten Wällen herausgeworfen. Da trennte Civilis sein Los von dem der Kelten und marschierte ab. Aber er entging seinem Schicksal nicht. Cerealis unterwarf das Moselland und rückte dann auf den Spuren der Bataver gegen Köln. Als die Bürger von seinem Anmarsch erfuhren, meßelten sie die germanische Besatzung nieder und schlugen sich auf die Seite der Römer. Civilis wich vor dem Feind auf Xanten und stellte sich hier zur Schlacht. Zwei Tage rangen die Germanen im Schwemmland des Rheins mit den vespasianischen Legionen. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Civilis sah die Zahl seiner Streiter schwinden und zog sich daher am dritten Tage sechtend auf das Stromdelta zurück. Verrat ging um, das Glück wich von seinen Fahnen. Er trug den Verhältnissen Rechnung und betrat den Weg der Verhandlung, um Batavien vor dem Einmarsch der Römer zu bewahren. Seine Rolle war zu Ende.

Der Versuch, am Niederrhein ein germanisches Reich in romanischen Formen aufzurichten, war mißlungen.

Auch der Traum des Sabinus, das Imperium Galliarum ins Leben zu rufen, verflüchtigte sich bald. Vespasian verhängte die schwersten Strafen über die Abtrünnigen und führte Gallien rasch zur Unterwerfung zurück.

Von dem großen Militäraufstand blieb nichts als namenlose Verwüstung. Doch das Land erholt sich rasch, und Vespasian sorgte bald für straffere

Zucht und stärkere Abwehr. Die Kastelle wurden aufgebaut und mit steinernen Brustwehren versehen, die Straßen vermehrt und befestigte Linien gegen die Barbarengrenze vorgeschoben. Helvetische Gauen sahen sich von der Aare an den Neckar und die Donauquellen verpflanzt und im „Dekumatenland“ mit besonderen Siedlungsrechten ausgestattet. Im Jahre 74 marschierten die römischen Kohorten auf geglätteter Straße von Straßburg über Offenburg und den Schwarzwald bis Rottweil.

Domitian tat noch mehr für des Landes Sicherheit. Er erweiterte den Mainzer Brückenkopf über den Taunus hinaus und schloß die Lücke zwischen dem Main und dem Neckar durch einen Pfahlgraben, der das Werk des Drusus mit dem „Dekumatenland“ verband. Der Kaiser zog selbst zu Feld und verdrängte die Ratten aus der Wetterau. Es war ein Vernichtungskrieg mit niedrig gesteckten Zielen. Die Legionen mordeten die Landschaft aus und legten einen Wüstungsgürtel vor den befestigten Grenzrain, der die rheinische Zitadelle und das ganze Vorland umgab. Vom Neckar bis zur Lahn liefen die Linien. Der Limes entstand.

Als Domitian im Jahre 85 vom Rheine schied, war der Grundsatz der befestigten Grenze von der Donau bis zum Niederrhein durchgeführt. Das römische Weltreich sann am Rhein nicht mehr auf neue Kriege, gestaltete aber die Rhein-Donau-Grenzen zu einem militärischen Grenzland von ungeheurer Stärke. Es war die erste Zonenbefestigung großen Stils im nordischen Land. Solange eine Feldarmee hinter dem Limes stand, um durchbrechende Germanenheere zur Schlacht zu laden, war die Römerwelt vor der Germanenflut gesichert. Als Trajan kurz darauf den Strom mit einer steinernen Brücke überspannte, die Mainz dauernd an das rechte Ufer knüpfte, war die letzte Erinnerung an die Episode der großen Militärrevolten beschworen. Da der Gedanke der Universalherrschaft Gemeingut aller alten Provinzen des Reiches geworden war, bildete Gallien um diese Zeit keinen Gegenstand der Sorge mehr. Selbst Britannien fügte sich, bis zum Clyde unterworfen, den römischen Waffen und dem romanischen Wesen.

Die Gefahr lag nicht mehr bei den gallischen Kohorten, sondern bei den germanischen Hilfsvölkern. Die geschichtliche Entwicklung führte zu einer merkwürdigen Wechselwirkung, indem sie die Romanisierung der Rheinlande mit der Barbarisierung der römischen Armee beantwortete. Die Legionen, die die Rheingrenze hüteten, die Armeen, die in Siebenbürgen unter Trajans Adlern fochten, waren von langbärtigen Barbaren durchsetzt und traten nicht mehr mit dem Anruf der Götter, sondern mit dem „Barritus“ auf den Lippen zur Schlacht an. Germanen fochten gegen Germanen. Im Jahre 160 brachen Markomannen und Quaden als erster Barbarenschwall in die festgesteckten Grenzen und überschritten den rätischen

Limes. Sie fanden keinen Widerstand hinter der Außenlinie, denn zwei Drittel der Donauarmee waren an den Euphrat gerufen worden. Ganz Noricum wurde überrannt. Endlich erschien Marc Aurel und warf die Eindringlinge wieder aus den Grenzen.

Das Stromgebiet des Rheins wurde vom Markomannensturm nicht berührt, aber die Germanen sammelten sich jetzt in großen Völkerbünden, in denen die Namen der kleineren Völker untergingen, dicht vor dem rätischen und dem germanischen Grenzrain. Zusehends staute sich der Schwall über die Elbe setzender Germanen vor den Toren der Römerwelt. Im Norden erschienen die Franken, südlich des Mains die Alemannen. Sie kamen zu günstiger Stunde. Die Besatzung des Limes war damals kaum 10 000 Mann stark, dahinter lagen am Rhein und an der Donau zwei schwache Armeen, deren Kriegszucht in den inneren Kämpfen des Imperiums schwer gelitten hatte. Die Schwäche der Feldarmee nahm auch dem Limes seine Kraft. Es war der Beginn des offenkundigen Niedergangs der römischen Militärgewalt. Trotzdem gelang es den römischen Kaisern, die Germanen noch anderthalb Jahrhunderte abzuwehren. Dann brachen die morschen Schranken. Alemannen und Franken durchstießen die Grenze und setzten über den Strom, um in Gallien zu plündern.

Als die Städte des linken Rheinufers und des Innern Galliens sich zur Zeit des Kaisers Gallienus mit Mauern umgaben, war nicht nur der Limes eingeebnet und das „Defumatenland“ verloren, sondern auch die Stromschränke durchbrochen. Die Alemannen rissen den rätischen Limes nieder, drangen in Rätien ein, überstiegen den Brenner und ritten in der Poebene bis Umbrien. Die Franken durchbrachen den germanischen Grenzrain, überschritten den Rhein und die Maas, plünderten die Champagne und das Seinebecken und gelangten auf flinken Rossen bis Aquitanien. Diesen kriegerischen Fahrten fehlte noch das Gepräge politischer Eroberungen — manche heutebeladene Schar wurde auf dem Rückweg von römischer Miliz eingeholt und zersprengt —, aber schon quollen Ansiedlerhaufen mit Weib und Kind über den Neckar und den Schwarzwald und suchten im Elsaß und in Helvetien bleibende Stätte. Als das 3. Jahrhundert sich neigte, boten die Soldatenkaiser Aurelian und Probus den Einbrüchen der Germanen noch einmal Halt. Die Alemannen wurden über den Neckar zurückgedrängt und die Rheingrenze neu besetzt.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts nehmen die Einfälle der Germanen die Gestalt von zielbewußten Eroberungszügen an. Die oberrheinische Tiefebene und Helvetien werden von alemannischen Bauern besiedelt, alemannische Reiter tränken ihre Rosse auf beiden Ufern des Rheins. Im Jahre 357 kommt es im Elsaß zur zweiten Germanenschlacht. Um 400 Jahre

hatte Cäsar die Germanen zurückgeworfen, als er die Suevenherrschaft stürzte und das Elsaß zum Glacis des römischen Reiches machte. Jetzt fechten die Alemannen mit Julian Apostata um das blühende römische Land. Die Alemannen gehen auf sich gestellt in den Kampf. Kein Bund verknüpft sie mit den Franken, die sich um dieselbe Zeit auf den niederrheinischen Fluren ausbreiten und Julians Bindung am Oberrhein benutzen, um die ubischen Marken zu überschwemmen und zwischen dem Niederrhein, der Mosel und der Maas die ersten großen Siedlungen zu bilden.

Julian schlägt keine vereinzelte Schlacht, sondern steht in einem groß angelegten Kriege. Es ist der erste Feldzug, der sich die ganze linksseitige Hälfte des Stromgebietes als Kriegstheater dienstbar macht, und Julian, der Schüler Cäsars und Marc Aurels, ist der erste Feldherr, der sich auf das Innere Galliens als Operationsbasis stützt und den Krieg aus der Champagne über die Zaberner Steige an den Rhein trägt.

Er sammelt seine Truppen bei Paris, rückt aus dem Seinebecken in die Champagne, überschreitet die Argonnenpässe, die Maas und die Mosel und lagert sich im Sommer des Jahres 357 vor der Zaberner Steige. Er weiß die Franken am Niederrhein durch eigene Saumseligkeit und trotz bietende Festungen gefesselt und will die Alemannen in einem sorgfältig vorbereiteten Feldzug vernichten, um dann gegen die Franken zu marschieren. Es gilt den Alemannen keine Stirn Schlacht zu bieten, sondern sie mit zwei Armeen zu umfassen. Der großangelegte Entwurf scheitert an der Überwindung des Raumes. Julian selbst ist zur Stelle, aber die zweite Armee, die aus Rätien heranmarschiert, wird bei Kaiseraugst zurückgeschlagen und scheidet aus dem Spiel. So kommt es doch zur einfach gegliederten Schlacht.

Die Alemannen haben ihre Hundertschaften bei Straßburg vereinigt und ihren ältesten Vorkämpfer, den Recken Chnodomar, zum Heerkönig gewählt. Chnodomar scheut die Schlacht mit den Römern nicht. Er hat sein Roß im Elsaß und in der Champagne getummelt und ist des Römerkampfes kundig. Aber wie Uriovist, so ist auch er dem Gegner an Streichern nicht gewachsen. Vielleicht ist seine Unterlegenheit sogar noch größer als die des ersten germanischen Heerkönigs, der im Elsaß gefochten hat. Trotzdem marschiert er vor der Zaberner Steige, in der geräumigen, zum Reiterkampf günstigen Ebene hart am Rheine zur Schlacht auf. Er stellt sein kleines Heer, das wenig mehr als 10 000 Mann gezählt haben mag, wenige Kilometer westlich von den miteinander verflochtenen Wasserarmen des Rheins und der Ill in Schlachtfeldordnung, verbirgt das schwache Fußvolk im sumpfigen Gelände des Illvorlandes und ordnet die Masse der

Reiterei links anschließend in der offenen Ebene zum Angriff auf den sehnlich erwarteten Feind.

Der Rhein fließt etwa tausend Schritte hinter der Front und verbietet den Germanen den Rückzug. Sie denken nicht daran zu weichen und empfangen noch bis zuletzt Verstärkungen durch kleine Haufen, die auf Rähnen, auf Schilben und an den Mähnen der Rosse hangend den Strom kreuzen, um in der Schlacht ihres Volkes nicht zu fehlen.

Seið brennt die Augustsonne auf die elsässische Ebene, als Cäsar Julianus von der Saberner Steige vorrückt und seine Armee in drei Treffen an den Feind führt. Er weiß, daß er dem Feind überlegen ist und zählt auf den Sieg. Es gilt dem ersten Anprall standzuhalten und dann die Übermacht zur Geltung zu bringen. Julian bildet aus den Legionen — sie sind's kaum noch dem Namen nach — eine dichte Masse, unterstützt sie durch ein paar Schwadronen und entsendet sie gegen das schwache alemannische Fußvolk, das die Schilde zusammendrängt, um dem drohenden Anprall zu begegnen. Die römische Kavallerie erhält Befehl, Chnodomars Angriff aufzuhalten, und ballt sich auf dem rechten Flügel zur Attacke. So steht Fußvolk gegen Fußvolk, Reiterei gegen Reiterei. Aber der Römer hält sich, alles aus der Hand zu geben. Er ist dem Gegner um ein paar tausend Streiter überlegen und bildet aus diesen seine Schlachtfreserve. Julian bestimmt nicht die Erstbesten zu diesem Rückhalt. Schwergerüstete germanische Söldner, Kornuten und Braccaten, stehen im Hintergrund, auf ihre riesigen Schilde gelehnt, und warten auf des Feldherrn Ruf. Auch Chnodomar läuft nicht blindlings in die Schlacht, aber er setzt alles auf einen Wurf. Er sieht, daß der Römer ungeduldig drängt, um zu schlagen, ehe neue Verstärkungen über den Rhein setzen und die Wage umstürzen, ist aber gezwungen, dem Ungedul digen standzuhalten, da er weder seitlich ausweichen noch auf den Strom zurückgehen kann, der schon allzunah in seinem Rücken fließt. Da hilft nur unbändiges Draufgehen, die alte wilde hemmungslose Angriffslust des deutschen Mannes, der aus der Schlacht ein Fest macht und sich mit voller Hingabe in die Speere wirft.

Chnodomar handelt danach. Er befiehlt dem Fußvolk standzuhalten und setzt sich an die Spitze seiner Reifigen, um die römische Kavallerie auseinanderzusprennen und dann gegen Julians Mitte einzuschwenken und die Legionen über den Haufen zu reiten.

Die Schlacht zieht mit der Schnelligkeit und der Majestät eines Sommergewitters herauf und vorbei. Julians Infanterie geht geschlossen zum Angriff vor, stürzt bei dem Erscheinen einer alemannischen Seitenhut, die in Schilf und Weidicht verborgen gelegen hat, wird durch die Flügelschwadronen vor dem gefährlichen Flankenstoß bewahrt und bricht mit dem Ge-

wicht ihrer Masse in die dünne germanische Front. Wütend kämpfend weicht Chnodomars Fußvolt rückwärts gegen den Strom.

Unterdessen tobt auf dem Südflügel die Reiterschlacht.

Chnodomars Riesengestalt beherrscht das Bild. Das lange weiße Haar mit roten Bändern durchflochten, den Königsspeer über dem Haupt schwingend, reitet der greise Held auf seinem schweren Rosse den Seinen voran. Mit ungeheurer Wucht und hallendem Schlachtruf wälzt sich die germanische Attacke gegen den Feind. Julians Kavallerie erträgt den furchtbaren Anblick nicht. Hart vor dem Zusammenprall wirft sie die Gäule herum. Vergebens sucht der Cäsar die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Sie entscharen sich in panischem Schreck und verlassen Hals über Kopf das verlorene Feld. Siegesgewiß reißt Chnodomar die Masse seiner Reifigen nach rechts herum, schwenkt ein und führt sie aus der Flanke gegen die römische Infanterie. Aber Julian ist auf der Hut. Sein Feldherrnauge hat den kritischen Augenblick erpäht. Er befiehlt die Bildung eines Flankenhaufens und ruft die Reserve in den Kampf. Der rechte Flügel der Legionen schwenkt nach außen. Kornuten und Braccaten lassen den Barritus ertönen und werfen sich Chnodomars Reitern in gedrängter Phalanx entgegen. Der Stoß der Alemannen bricht sich an den Langschilden der germanischen Söldner. Vergebens schwingt sich Chnodomar vom Pferd, um die Trümmer seines Fußvolkes und die abgeseffenen Reiter zu neuem Angriff zu hallen. Sein kühnes Manöver ist am Kräfteverhältnis und an der Umsicht Julians gescheitert. Nach kurzem Gemenge erliegen die Alemannen dem Doppelangriff der Übermacht. Die Römer treiben die Trümmer des Heeres in die Fluten des Rheins.

Chnodomar fällt in Gefangenschaft. Seine Gefolgsmannen weigern sich, ihn zu verlassen, und teilen das Los des geschlagenen Heerkönigs. Chnodomar wird von Julian nach Mailand, von Mailand nach Rom gesandt und stirbt kurz darauf im Angesicht der Siebenhügelstadt.

Zum zweitenmal sind die Germanen von dem römischen Weltvölk über den Rhein zurückgeschleudert worden, aber wiederum sind deutsche Siedler auf dem linken Ufer des Stromes sitzen geblieben. Die romanisierte Bevölkerungsschicht der oberrheinischen Tiefebene wird durch die Auffrischung des Blutes neu belebt.

Julian hat den Sieg mit geringen Verlusten erkaufte. Die Reiterei ist wie ein Haufen welker Blätter in die Weite geblasen worden und wird wieder zusammengefügt, die Infanterie hat den kurzen Zusammenprall mit weniger als 2000 Mann bezahlt. Das alemannische Fußvolt und die abgeseffenen Reifige sind vernichtet, mancher wunde Mann wurde ein Opfer des Rheins.

Die Kunde von der Niederlage der Alemannen erreichte die Franken mitten in ihrem Siegeslauf im Schlüsselgebiet des äußersten Westens. Sie hatten die Ardennenschluchten überwunden, die Maas überschritten und breiteten sich zwischen der Maas und der Schelde und der Sambre aus, um in dem fruchtbaren Weidland Wurzel zu schlagen. Julian fühlte sich nicht stark genug, sie des Landes zu verweisen, und bot ihnen Frieden, indem er sie in ihren Sizen ließ, sie aber zur Seeresfolge verpflichtete und hinter ihnen den Festungsgürtel enger zog. Dann kehrte er in das Seinebecken zurück.

Die Alemannen waren nach der Schlacht bei Straßburg über den Schwarzwald zurückgegangen, ohne auf die Wiederkehr zu verzichten. Es gelang Julian im Laufe der Zeit, die Grenze noch einmal bis zum Limes vorzuschieben, aber er handelte nicht mehr vom römischen Gesichtspunkt aus, sondern folgte politischen Tendenzen, die an der Seine wurzelten und den romanisierten Westen gegen den germanischen Osten bewaffneten. Cäsar Julianus handelte nach dem Jahre 357 als Herrscher Galliens, als Imperator Galliarum, indem er sich die alte cäsarische Lehre von den Rechten der Gallier auf die Rheingrenze und von den Privilegien Roms am Rhein zu eigen machte und die freien Germanen vom Stromgebiet ausschloß.

Seine Residenz Lutetia Parisiorum gewann zentrale Bedeutung. Die Rhonelinie begann hinter der Marnelinie zurückzutreten. Ein starker gallo-romanischer Zug ging durch seine Regierungsmethode. Als er im Jahre 361 von den eingeborenen Truppen und den germanischen Söldnern zum Augustus ausgerufen wurde, nahm er nicht römische, sondern altkeltische Abzeichen souveräner Herrschergewalt an. Der Gedanke einer politischen Neugründung spiegelt sich in diesem symbolischen Vorgang. Aber es war nur ein flüchtiger cäsarischer Gedankenblitz, die Zeit zur Aufrichtung eines zentralistischen Reiches im Seinebecken war noch nicht gekommen. Das romanische Reichenland bedurfte deutscher Blutes und deutscher Kraft, um als politisches Machtgebilde zu entstehen.

Julian verließ sein gallisches Königreich, tauschte Paris an Italien und bestieg den römischen Kaiserthron.

Als Julian Apostata zwei Jahre später einem Partherpfeil erlag, standen die Alemannen zu neuem Einbruch bereit. Sie übersluteten die lothringische Hochebene, durchbrachen die Argonnen und zogen plündernd durch die Champagne. Kaiser Valentinian entsandte seinen Feldherrn Jovinus gegen sie. Es glückte dem umsichtigen spätrömischen Kriegsmann, einzelne Heerhaufen der Barbaren zu überfallen. Er schlug sie bei Metz, warf sie über die Mosel und schnitt eine zweite Heerschar, die unter der Führung des Herzogs Vitricas heuteschwer aus dem Marnetal heimkehrte, in der Champagne ab. Die sorglosen Alemannen liefen blind in das aufgestellte

Nach, wurden umzingelt und vertilgt. Valentinian hielt darauf zu Paris ein großes Siegesfest und erhob seinen Sohn Gratian unter dem Beifall des Heeres zum Augustus. Dieser Staatsakt bestätigt die Verschiebung des Schwergewichts von Trier nach Paris und die Erhebung des Seinebeckens zum Kernstück spätrömischer Macht.

Valentinian gab sich damit nicht zufrieden, sondern rüstete zu einem Feldzug imperatorischen Stils. Drei Armeen rückten ins Feld. Der Kaiser überschritt, von den Armeen Jovinus und Severus auf den Flügeln begleitet, zwischen Mainz und Straßburg den Rhein und brach durch die Neckar- und die Mainpforte in Obergermanien ein. Die deutschen Völkerblinde wurden auseinandergeworfen und der Limes zurückgewonnen. Aber der Erfolg war von kurzer Dauer. Die Alemannen rafften sich auf und verstrickten den Feind am Neckar und an der Kinzig in blutige Gefechte. Valentinian wurde gezwungen, den Rückzug anzutreten, und wich eilends über den Odenwald. Hinter ihm verbrannten die Alemannen die neuerstandenen Kastelle.

Als die Sieger die Neckarpforte zurückeroberten und Herzog Randolf die Mainzer Zentralstellung überrumpelte, erlitt das Spätrömertum einen Schlag, von dem es sich nicht mehr erholen sollte. Die alamannischen Krieger erstürmten die Wälle von Mainz und schleuderten die Brandfackeln unter die Schiffe im Hafen. Valentinian bot im Drange der Not die Franken auf und rief die Besatzungen Britanniens und Ahyriens an den Rhein, um den Schwall zu stauen, der von den Alpen bis zur Seeflanke brandete und das ganze Stromgebiet des Rheins zu überfluten drohte. Die Alemannen rüsteten zur Eroberung Lothringens, und der neuauftauchende Völkerbund der Sachsen erschien in den Gauen Bataviens und erreichte auf verwegener Fahrt die Gestade Britanniens. Der ganze gallo-romanische Besitz geriet ins Wanken. Valentinian erwehrte sich mit äußerster Anstrengung der Bedränger und bot dem Ansturm, gestützt auf die Seereskraft der Franken, die sich in ihrem Schwertbesitz durch Alemannen und Sachsen bedroht fühlten, noch einmal am Rheine Halt.

Da trat ein neues Germanenvolk aus der Saalepforte ins offene Mainland und trug seinen Speer in den Kampf um den Strom. Burgundionen, die an der Warthe geseffen hatten und von der gewaltigen Bewegung ergriffen worden waren, die damals aus der Tiefe Asiens hervorbrach und die Steppenvölker des Ostens gen Westen scheuchte, zogen landsuchend den Ufern des Rheins zu. Valentinian konnte sich nicht entschließen, ihnen den Weg zu öffnen und ihnen die begehrte Pfalz einzuräumen, aber er sah sie gern im Speffart und im Odenwald Wurzel schlagen, und den Alemannen die Ufer des Mains und des Neckars streitig machen.

Als der kriegskundige Kaiser im Jahre 375 auf einem Donaufeldzug starb und sein Sohn Gratian auf den Thron erhoben wurde, erfreute sich die römische Herrschaft dank der Zwietracht der germanischen Völker im Stromgebiet des Rheins einer kurzen berauschenden Nachblüte. Gratian machte Trier zu seiner Residenz und scharte fränkische Große als Herrscher und Konsuln um sich. Letzter Glanz antiker Spätkultur leuchtete über den rheinischen Landen. Aber die Schwertgewalt ruhte nicht mehr bei den Nachkommen der Römer, sondern bei den Germanen. Als das oströmische Reich im Jahre 378 von den Goten überflutet wurde und Gratian sich bereit machte, dem oströmischen Kaiser, seinem Oheim Valens, zu Hilfe zu eilen, brachen die Alemannen abermals über den Oberrhein vor. Sie überschritten die Schwarzwaldpässe, kreuzten bei Breisach den Strom und erschienen mit geringer Macht, aber voll kühner Entwürfe, in der elsässischen Ebene. Da sandte Gratian die zurückgebliebenen Staffeln seines Heeres gegen die allzufrüh im Felde Erschienenen und bereitete ihnen mit fränkischer Hilfe bei Kolmar eine schwere Niederlage. Die Alemannen wichen über den Rhein. Gratian stieß ihnen bis auf die Höhe des Schwarzwaldes nach und wandte sich dann nach Rätien, um den Marsch nach dem fernen Osten anzutreten. Er kam zu spät. Valens hatte sich verleiten lassen, den Goten bei Adrianopel entgegenzutreten, und war samt seinem Heere erschlagen worden. Gotische Reiter umschwärmten die Mauern Konstantinopels. Es war der schwärzeste Tag der römischen Kriegsgeschichte. Der Vorstoß der Alemannen hatte den strategischen Aufmarsch der beiden Kaiserheere zerrissen, ihre Niederlage bewahrte die Goten vor dem Flankenangriff Gratians.

Der Kampf um den Rhein und der Kampf um den Bosphorus verdrängten sich im Jahre 378 einen Augenblick zu einem Kampf des Germanentums um die erzentrischen strategischen Grenzen des Römerreiches. Das Rheinproblem und das Dardanellenproblem erscheinen zum erstenmal im Lichte gemeinsamer Betrachtung.

Es war die Zeit der Gründung der katholischen Staatskirche, des Beginns der großen Glaubenskämpfe und der Festsetzung germanischer Staaten in den Grenzen des römischen Reiches. Der Römer behauptet sich am Bosphorus noch länger als ein Jahrtausend, verliert aber im Laufe weniger Jahrzehnte das ganze Stromgebiet des Rheins, denn er ist nicht mehr stark genug, sich am Po gegen die von der Balkanhalbinsel vorrückenden Barbaren zu behaupten, ohne die rheinischen und die gallischen Armeen über die Alpen zu rufen.

Der Zusammenbruch beginnt im Jahre 401.

Damals rief Stilicho, der Reichsfeldherr des Kaisers Honorius, alle

verfügbaren Truppen nach Oberitalien, um den Westgoten Alarichs entgegenzutreten. Er ging mit Franken und Alemannen Verträge ein, die Gallien sicherstellten, und vereinigte die militärische Kraft des Westens am Po, warf Alarich auf Syrien zurück und vernichtete die Banden des Radagais. Aber Altrömer ziehen den kraftvollen Heermeister vandalischer Geburt des Verrats, weil er mit Alarich Verrat gesponnen habe, und fanden mit dieser Einflüsterung Eingang bei aufständischen Legionen. Als Stilicho im Jahre 408 ermordet wurde, brach die Germanenflut von allen Seiten herein.

Alarich durchzog Italien, führte einen Gegenkaiser und eroberte Rom, Alanen, Sueben und Vandalen überschritten den Rhein. Die Burgunder nahmen die Stunde wahr, um sich zwischen den Moselfranken und südwärts ausweichenden Alemannen im Umkreis des Speiergaus niederzulassen. Die Burgunder kamen nicht als Ackerbauer, sondern als Kriegervolk, und begnügten sich als Nutznießer mit geringem eigenem Besitz. Das wurde ihnen zum Verhängnis. Sie schlugen keine tiefen Wurzeln an den Ufern des Rheins und schienen von Anfang nicht zu bleibender Siedlung bestimmt. Ihr kleines lockeres Reich hing als lustiges, von Hifthorn-, Becher- und Schwertklang erfülltes Gebilde zwischen dem Odenwald und dem Donnersberg ausgedehnt.

Um so fester wurzelten Franken und Alemannen. Der Alemanne schritt nicht über das Stromgebiet des Oberrheins hinaus, denn der Vogesenwall und die Saramauer lockten den Ackerbauer nicht, der Franke, den sein Geschick in die niederrheinische Tiefebene geführt hatte, fand den Zugang zu den Sambrequellen und dehnte sich auf beiden Ufern der Schelde aus.

Aber die festhaften Westgermanen hinweg ergoß sich, rasch anschwellend, rascher abfließend die Flut der Wandervölker und plünderte das reiche Land. Vandalen, Sueben und Alanen ritten gen Westen, die Westgoten Alarichs verließen nach dem Tode ihres Heldenkönigs das Land Italien und bemächtigten sich Südgalliens von der Mündung der Rhone bis zur Mündung der Garonne. Spanien fiel in germanische Hand. Die Vandalen setzten über das Meer und erschienen in den Grenzen Mauretaniens.

Da erstand dem Kaisertum Valentiniens III. in Aetius, dem Halbbarbaren aus Silistria, der letzte große Feldherr römischer Prägung. Er vertrieb die Westgoten von der Rhone und rettete dem weströmischen Reich das Rhonetal und die Verbindung mit dem Rhein. Darauf zog er gegen die salischen Franken, die schon tief im Quellgebiet der Schelde standen. Im Jahre 431 kam es im äußersten Westen des rheinischen Stromgebiets, im Roflenwalde, der sich von den Sambrequellen bis zum Oberlauf

der Schelde zog, zur ersten Frankenschlacht vor den Toren des Seinebeckens. Aetius schlug den falschen Gaufürst Chlodio und zwang ihn zum Rückzug auf Tournai. Dann warf er einen großen Bauernaufstand nieder, der ganz Gallien erfaßt hatte und soziale Wünsche mit heidnischen Erinnerungen verband, und befriedete das verwüstete Land. Darüber ging Afrika verloren, aber die Sicherung Galliens überwog die zweifelhafte Rettung des überseeischen Besitzes.

Nun schlug die böse Stunde der Burgunder. Aetius wandte sich im Bunde mit hunnischen Freischaren gegen sie, um sie für ihre Parteinahme gegen Valentinian III. zu strafen. Das Reich des Burgunderkönigs Gundicar erlag dem Doppelangriff, der das kleine, vereinsamte, mit Franken und Alemannen verfeindete Volk im Jahre 436 nach heldenhaftem Widerstand auf die Knie zwang. Der gebrochene Stamm nahm den Frieden aus Roms Hand und folgte dem Befehle des Aetius, sich auf der Hochebene des Genfer Sees, an den Jurapässen und an der Saone niederzulassen. Aetius legte sie als Teilbesitzer in die romanischen Siedlungen und gewann dadurch Schutz vor den Alemannen. Der germanische Riegel sperrte dem zähen Alemannenvolke, das schon das ganze Quellgebiet des Rheins bis zum Neuenburger See erobert und mit eigenem Leben erfüllt hatte, fortan den Abstieg ins Rhonetal. Auch in der verlassenen Pfalz breiteten sich alemannische und fränkische Siedler aus, aber der Abzug der Burgunder ließ trotzdem eine Lücke in dem germanischen Völkerzaun, der sich von der Quelle der Rhone bis zur Sambre zog. Zahlreiche burgundische Edle waren den hunnischen Bundesgenossen als Sklaven überlassen worden und folgten ihren mongolischen Herrn in die Ebenen Ungarns zu König Egels Zelt.

Das deutsche Volk hat den Untergang der Burgunder im Gedächtnis bewahrt, bis er sich, mit älteren und jüngeren Geschichten verwoben, im Nibelungenlied zum größten Heldensang verdichtete, der je einem Sänger über die Lippen floss.

Der Kampf um den Rhein war dem Volke der Burgunder zum Verhängnis geworden, vertilgt war es nicht. Es brachte seinen Namen an der Rhone und in den Bergen Sabaudiens zu hohem Ansehen, empfing Zuzug später aufgebrochener Volksgenossen und gründete zwischen der großen Gebirgspforte, die diesen Namen für alle Zeiten bewahrt hat, und der Küste des Mittelmeeres ein blühendes Reich. In der Lücke aber, die es am Rhein offen gelassen, erschienen wenige Jahre später der König Egel des Nibelungenliedes mit Hunnen, Gepiden, Ostgoten, Serulern und Thüringern und forderte freie Fahrt ins Römerland. Das Waffenbündnis, das Aetius und die Hunnen verknüpft hatte, wandelte sich zur Todfeindschaft.

Der Osten erhob sich zielbewußt gegen den Westen und setzte triumphierend über den Rhein. Der erste Brückenschlag barbarischer Völker klingt über den Strom.

Attila schlug in der Nähe der Neckarmündung zwei Brücken und fiel mit Heeresmacht in Gallien ein. Alle Städte der Pfalz und des Mosellandes sanken in Asche, Kirchen und Kapellen wurden zerstört, die Gläubigen niedergehauen und die Weiber verschleppt — die Reiter der Apokalypse brausten über die bebende Erde. Attila überschritt die Saar, erstürmte Metz und erschien unangefochten an der Maas. Der Stoß, der die entblößte Mitte getroffen hatte, bohrte sich tief in das Herzland Galliens. Die wehrlose Champagne erlag dem Sturm. Da keine Feldarmee zur Stelle war, riefen die christlichen Städte des gallischen Landes die Heiligen an und verteidigten sich hinter ihren Zinnen im Zeichen des Kreuzes aus eigener Kraft. Attilas Reiterheer prallte an den Mauern von Troyes, Soissons und Orleans ab, plünderte und verwüstete aber das offene Land, bis unter den Hufen seiner Roffe kein Gras mehr sproß. Unschätzbare Beute an Gold und Silber, Vieh und Menschen häufte sich in der hunnischen Wagenburg. Willen und Höfe lagen zertreten, das Ende der Welt schien angebrochen.

Endlich kam Hilfe. Der Hunnenkönig stand vor Orleans, um in das Westgotenland einzubrechen, das sich zum reichsten Kulturgebiet des Westens entwickelt hatte, als ihm der Okzident mit Heeresmacht gegenübertrat. Aetius führte Römer, Westgoten und fränkische Volksstämme als Verteidiger der Kultur und des Christentums gegen die Steppenvölker heran. Attila wurde durch die Manövrierkunst des Römers gezwungen, über die Seine zurückzuweichen, und stellte sich erst in der Champagne zur Schlacht. Aetius nützte die Frist, um burgundische, alemannische und fränkische Hilfe heranzuziehen. Da der Sommer sich neigte, entschloß sich Attila, den Feldzug mit einem Schlag zu Ende zu bringen. Er suchte die Entscheidung in der Nähe von Troyes auf den Katalaunischen Feldern.

Zwei Welten ritten gegeneinander, die römisch-germanische Christenheit und der heidnische Osten. Die Geschichte weiß keine brauchbare Kunde von der großen Völkerschlacht, die im Jahre 451 in der Champagne geschlagen worden ist. Gewiß ist, daß die Westgoten das Beste taten, das Abendland zu retten, und ihren König als Heldenopfer auf dem Schlachtfeld ließen.

Attila vermochte den Feind nicht zu werfen und zog sich gegen Abend in seine Wagenburg zurück. Er gab damit den Feldzug verloren, denn sein Reiterheer verdarb, wenn es nicht frei im Lande schweifen konnte. Aetius ebnete ihm den Rückzug durch Verhandlungen, um nicht in einen Verzweiflungskampf verstrickt zu werden. Die Hunnenflut rollte über den Rhein

zurück. Der Westen pries des Himmels Gnade und baute Mauern und Kirchen höher. Das Weltgefühl feierte den Rückzug der Hunnen als einen Sieg der Völkergemeinschaft Westeuropas und erhob die Schlacht dadurch zu einem Ereignis von universalhistorischer Größe.

Die Hunnenschlacht ist außerhalb des Stromgebiets des Rheins geschlagen worden, aber sie wurde für dieses von grundlegender Bedeutung. Sie fügte das Stromland endgültig dem System germanischer Staaten an, das sich auf den gigantischen Trümmern des römischen Weltreiches erhob, den Rhein in deutsche Ufer schloß und nun mit ungeheurer Kraft zur politischen Erfüllung des neugewonnenen Raumes drängte.

Der Kampf um den Rhein wurde zu einem Ringen germanischer Stämme um die Vormacht im ganzen linksrheinischen Stromgebiet. Kelten, Gallier und Römer waren aus dem Kampf um den deutschen Strom geschieden, kein Reichsfeldherr germanischen Geblüts focht mehr am Rhein, kein germanisches Volk kämpfte mehr um Gold, im Vasallendienst oder als Förderatstaat für die Erhaltung der hinfällig gewordenen, unnatürlichen Rheingrenze. Der Rhein floß von der Quelle bis zur Mündung durch Gebiete deutscher Stämme. Nicht weniger als 500 Jahre hatte die Auseinandersetzung zwischen dem Römertum und dem Germanentum gewährt, nachdem das entmannte Keltenum im cäsarischen Weltreich aufgegangen war.

Als die geschichtliche Entwicklung den Begriff des Abendlandes an die Stelle des „Imperium Romanum“ setzte, waren alle kriegerischen Möglichkeiten erschöpft, die der Kampf um den Rhein und seine Uferlande in sich trägt. Es gibt kein strategisches Problem, das nicht damals schon andeutungsweise in die Erscheinung getreten wäre. Das liegt nicht an der Vielgestaltigkeit der militärischen Aufgaben, die Kelten, Römern und Germanen gestellt waren, sondern an der Unveränderlichkeit des Stromgebiets und seiner klaren geographischen Bestimmtheit. Der Kampf um den Rhein hatte damals schon zu der sicheren Feststellung geführt, daß das ganze Stromgebiet eine natürliche Einheit bildet und daß der Rheinlauf weder als politische noch als strategische Grenze angesehen werden kann. Diese Tatsache hat dem kriegerischen Handeln aller Wettbewerber um den Besitz des Stromes die Bahn gewiesen.

Selbst Cäsar, der den Strom seinem politischen Leitgedanken dienstbar gemacht und ihn willkürlich als Galliens Ostgrenze bezeichnet hatte, war gezwungen worden, dieses eiserne Geseß zu ehren. Er war im Jahre 58 vor Christi Geburt ausgezogen, Gallien zu erobern, und hatte Rhone und Rhein als strategische Bewegungslinie von Süden her erkämpft, indem er die

Helvetier als Hüter dieser lebenswichtigsten Verbindung in ihre Sitze zurückdrängte, Ariovist seiner Herrschaft am Oberrhein und im Paßgebiet des Suras und der Cote d'Or beraubte und die stromabwärts wohnenden Germanen auf das rechte Ufer des Stromes warf oder unterjochte. Erst als er erkannte, daß er nun zwar aus der Flanke gegen Gallien vorgehen und sogar ungestraft nach Britannien übersetzen konnte, daß er indes gleichwohl unfähig war, den Strom selbst zu beherrschen, trug er seine Waffen über den Rhein und wahrte sich das Recht und die strategische Möglichkeit, auf dem rechten Ufer zu operieren. Cäsar hat die Gallier überwunden, weil er die Rhonelinie und die Rheinlinie unlösbar verknüpfte, er hat sie aber nicht vom Rhein, sondern vom Mont Genève und von der Cote d'Or aus beherrscht. Der Ufergermanen dagegen konnte er nur Herr werden, wenn er auch die rechtsseitige Stromhälfte unter militärische Obhut nahm.

Solange ein Genius von der Größe Cäsars die trozigen Barbaren schreckte, waren die Römer von Feldzügen ins Innere Germaniens entbunden, aber sie blieben ihnen nicht erspart. Als Cäsar Gallien verließ, hatte er für die militärische und politische Vorbereitung dieser Zukunftsaufgabe das Nötige getan. Wir fanden die Spur im 16. Kapitel des 4. Buches seiner Denkwürdigkeiten niedergelegt. Die Zusammengehörigkeit beider Hälften des Stromgebietes ist anerkannt, der Kampf um den Rhein erhält einen tieferen Sinn. Er wird zum Kampf um den Besitz des entwickeltsten Stromsystems Europas, er hat mit der Eroberung des von der Rhone und der Maas begrenzten, von seinem Gebirgswall behüteten Galliens nichts mehr zu tun.

Der Kampf um das Stromgebiet ist in der römischen Kaiserzeit zuerst zwischen Römern und Germanen, zuletzt zwischen der im römischen Imperium zusammengefaßten italisch-hellenistischen Kulturwelt und dem Land und Gestaltung suchenden Germanentum ausgefochten worden.

Die Entscheidung im Kampfe um den Besitz des ganzen Stromsystems fiel rasch. Armin, der Cherusker, ertötete den Anspruch des Römertums auf das rechte Ufer des Rheins und erneuerte den Anspruch des Germanentums auf den Besitz des linken Ufers für alle Zeit. Von dieser großen strategischen und politischen Wende im weltgeschichtlichen Kampf um den Rhein zeugt heute noch das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde.

Der Cherusker focht den Kampf im Lande der Ruhr und an der Lippe an der bedeutungsvollsten Stätte aus und verhinderte dadurch den Fall Nordgermaniens. Die Germanen kämpften am Osnig, in den Weserbergen, am Main, am Neckar und an der Donauquelle um ihre Freiheit und um die Freiheit des Rheins, und im Elsaß und an der belgischen Maas um die Sicherung des rheinischen Stromgebietes gegen Westen. Die Römer-

welt focht um der Herrschaft willen. Die Feindschaft, die darob zwischen beiden Völkern entstand, war elementarer Natur, denn keines von beiden mochte, keines von beiden konnte auf das Ganze verzichten, wenn es die Hälfte behaupten wollte.

Als Rom nach jahrhundertlangen Kämpfen aus dem Felde schied und die germanische Staatenbildung den ganzen Westen erfaßte, wurde der Rhein zum Hauptstrom und zur Lebensader des nördlich gelagerten Raumes und von dem politischen Filialverhältnis gelöst, das ihn seit den Tagen Cäsars an die Rhone und den Po geknüpft hatte.

Das strategische Verhältnis blieb bestehen. Die Rhonellinie bewahrte ihre verbindende Kraft und verknüpfte den freien Rhein mit dem lockenden Süden. Der Kampf zwischen Süden und Norden war ausgekämpft und zugunsten des Nordens entschieden, der Kampf zwischen West und Ost begann. Die Gestaltung und der Austrag dieses neuen Kampfes wurde von der Staatenbildung bestimmt, die sich damals in Gallien und in Germanien abzugrenzen begann. Da Franken, Goten, Burgunder, Alemannen und Sachsen den politischen Raum zu erfüllen trachteten, der Roms absterbenden Händen im 5. Jahrhundert entglitten war, handelte es sich nach der Abwehr des Hunnensturmes und dem Zusammenbruch des letzten römischen Patriziats, das sich im Seinebecken noch bis zum Jahre 483 erhalten hat, um die Auseinandersetzung unter Germanen.

Nach dem Glauben der damals von apokalyptischen Vorstellungen erregten Welt haben die Geister der Helden, die in der Schlacht auf den Ratalaunischen Feldern gefallen sind, noch drei Tage in den Lüften gestritten. Diese Sage zeugt für die Wut, mit der in der Champagne gekämpft worden ist, und für die Tatsache, daß der Rückzug der Hunnen und ihrer Verbündeten von den Völkern des Abendlandes als ein tiefer Einschnitt in das Weltgeschehen und als eine Errettung der Kulturwelt des Westens vor der Barbarei des Ostens empfunden wurde. Aber die Auffassung, die die Welt in jener Zeit von der Gestaltung der staatlichen Entwicklung in der neuen politischen Ökumene zwischen der Elbe und dem Atlantischen Ozean hatte, sagt sie nichts. Das Kulturgefühl war stärker entwickelt als das Nationalgefühl, das bei Römern und Galliern beinahe erloschen, bei den Germanen noch nicht erwacht war. Die Romanen ließen sich an ihrem religiös vertieften Kulturgefühl genügen und erprobten bald dessen werbende Kraft, die Germanen wurden von ihrem starken Stammesgefühl beherrscht und gespalten, schöpften aber gerade daraus den schwach entwickelten Anreiz zu politischem Handeln.

Der Kampf um den Rhein fiel auf die Franken und die Alemannen. Zwar waren auch Thüringer mainabwärts über den Strom vorgeprallt,

um in der Haardt Raum zu suchen, aber die politische Aufgabe lag bei den beiden mächtigen Bünden, die von der Quelle bis zur Mündung des Stromes saßen und ihn vor den anderen mit Schwert und Pfug überschritten hatten, ohne sich von seinen Ufern zu lösen. So wurde der Kampf um den Rhein nun zu einem Kampfe zwischen Franken und Alemannen. Sie kehrten sich gegeneinander, wie sich Römer und Germanen gegeneinander gekehrt hatten, fochten aber mit verwandter Front. Römer und Germanen standen ost- und westwärts gekehrt, Franken und Alemannen bekämpften sich süd- und nordwärts gewendet. Der Rhein floss nicht als Fronthindernis zwischen den Kämpfenden, sondern schob seine Nebenflüsse, die Mosel, die Nahe, den Queich und die Lauter zwischen ihre Streiter. Der Franke stieß südwärts, der Alemanne drängte nach Norden. Der Franke focht sowohl um des größeren Raumes willen als auch in der Abwehr, der Alemanne suchte den Jura und den Vogesengebirge zu umgehen und sich in der Niederung auszudehnen. Hinter den Franken standen die Sachsen und die Friesen, die schon aus der Flanke hervorbrechend über die Meere schweiften und als Angelsachsen in England ans Land stiegen, hinter den Alemannen saßen die Bayern, die dem Druck slawischer Massen nachgegeben und sich aus Böhmen donauaufwärts von der Drau bis zur Iller und innaufwärts ins Alpenvorland gewälzt hatten. In der linken Flanke der Bayern erschienen die südwärts drängenden Langobarden.

Dieser vielgespaltenen Germanenwelt stand im transalpinischen Gebiet nur noch das Römertum des Seinebeckens gegenüber. Im berg- und stromungstürrten Kernland der alten Gallier wohnte noch römische Staatskraft, die nicht müde wurde, sich zur Abwehr zu ballen und das letzte Stück des verchristlichten Imperiums zu verteidigen. Da die westliche Reichshälfte im Germanentum aufgegangen war, suchte dieses Trümmerstück Anlehnung an Byzanz. Syagrius, der letzte Heermeister des Seinebeckens, wandte sich an den oströmischen Kaiser Zeno, ließ sich von ihm zum Patrizius ernennen und nahm den Titel „Rex Romanorum“ an, um seine Legitimität zu erweisen und die Franken durch den Glanz dieses Namens zu schrecken. Aber die Frankenkönige ließen sich dadurch nicht vom Vordringen abhalten. Sie erwehrt sich der Alemannen und stießen zur gleichen Zeit aus der Scheldeebene und dem Hügelland der Sambrequelle nach Süden vor.

Syagrius kämpfte für eine verlorene Sache. Im Jahre 481 durchbrach Chlodwig, der König der falschen Franken, die Diveschranke, warf Syagrius über die Marne, schlug ihn bei Orleans und zertrümmerte das letzte Gebilde spätrömischer Staatskunst. Als er im Jahre 486 seinen

Königsitz von Tournai nach Soissons vorschob und die Hand auf das römische Staatsgut legte, um seine Gefolgsleute auszustatten, verblähte das letzte kümmerlose Abbild einstiger Römergröße. Die Franken rückten an die Loire und setzten sich an die Seite der Westgoten und der Burgunder.

König Chlodwig führte die burgundische Fürstentochter Chrotechildis heim, die ihm trotz ihres Bekenntnisses zur römisch-katholischen Staatskirche nicht versagt wurde, und wandte sich dann gegen die Alemannen.

Der deutsche Dualismus erfuhr seine zweite Wandlung. Armin und Marbod hatten ihm an der Saale gefrönt, Franken und Alemannen trugen ihn an den Rhein.

Chlodwig erschien mit einem zahlreichen Heere, in dem Germanen und Romanen nebeneinander fochten, am Niederrhein und warf die alemannischen Freischaren aus dem alten Abierlande gen Süden. Unverbürgte Kunde berichtet, daß Chlodwig die Alemannen bei Zülpich, der alten Römerstätte Tolpiacum, westlich von Bonn, zur Entscheidungsschlacht gefordert habe, aber die Bestimmung des Ortes gibt zu Zweifeln Anlaß. Wahrscheinlich sind die Alemannen in einer Reihe von Gefechten südwärts gewichen, um nicht von dem überlegenen Feind in der verwundbaren linken Flanke umgangen zu werden. Chlodwig überschritt die Ahr, die Mosel und die Nahe und vertrieb die Alemannen von den neugegründeten Heimstätten im Pfälzer Lande.

Da sammelten sich die oberrheinischen Aufgebote, um dem Frankenkönig an der Lauter mit letzter Kraft Halt zu gebieten, aber die alemannische Bauernschaft erlag dem fränkischen Kriegerthum und wurde nach erbittertem Kampf auseinandergesprengt. Eine alte Mär erzählt, daß dem Frankenkönig der Sieg geworden sei, weil er im Drange der Gefahr gelobt habe, sich zum Gotte Chrotechildens zu bekehren. Diese Legende zeugt von der Schwere des Kampfes und von dem gewaltigen Einfluß, den der Eintritt der Franken in den Kreis der römischen Staatskirche auf die Neuordnung der germanischen Welt geübt hat.

Die Alemannen wichen über die Lauter, gaben das Elsaß preis und saßen sich im Jahre 500 ins alte Dekumatenland am Neckar zurückgeworfen. Der Rückstau trieb alemannische Volksteile ins Gebiet der Bayern und in den Herrschaftsbereich Theodorichs des Großen. Der König der Ostgoten reckte seine mächtige Hand über die Alpen, gewährte den tapferen Bauern Aufnahme im Allgäu und in Rätien und bot Chlodwigs Verfolgung am Bodensee Halt.

Die Befiegung der Alemannen gab den Rhein in fränkische Hut. Die alemannische Oberhoheit machte fränkischer Königsgewalt Platz. Chlodwigs Reich dehnte sich nun vom Neckar bis zur Loire und von der Meeres-

küste bis zur Alpenwand. Er herrschte über Franken und Alemannen, mischte sich in die blutigen Wirren des burgundischen Königshauses, schlug im Bunde mit Godegisel, dem König der Ostburgunder, vor dem Paß von Dijon den arianischen König Gundobad und rückte auf Lyon. Das Schlüsselgebiet der Saone hallt von neuen Schlachten. Als Godegisel auf der Verfolgung von Gundobad gefangengenommen wurde und der fränkisch-ostburgundische Heerbann eine Niederlage erlitt, versöhnte Chlodwig sich klug mit König Gundobad, gewann ihn zum Bundesgenossen undkehrte die Waffen gegen die Westgoten. Da Chlodwig vom Rhein bis zur Loire auf eigenem Boden saß und die Pässe der Cote d'Or beherrschte, war er des Sieges gewiß. Er brach im Jahre 507 aus dem Seinebecken hervor, überschritt die Loire, schlug und tötete den Westgotenkönig Marich II. in der Schlacht bei Vouillé in der Nähe von Poitiers und eroberte Toulouse.

Da trat ihm Theodorich der Große abermals entgegen. Diesmal rief ihn das eigene Blut. Er kam, um seinem Enkel Amalarich, dem Sohne Marichs II. und seiner Tochter Theudigotha, im Kampfe mit den alles verschlingenden Franken beizustehen. Chlodwig wurde von Carcassone zurückgeschlagen, behauptete sich aber im Besitze des Landes zwischen der Loire und der Garonne.

Der oströmische Kaiser Athanasius nahm den politischen Augenblick wahr, die universalhistorische Idee des römischen Kaisertums im Westen aufs neue zu beleben, und sandte dem Beherrscher Galliens die Abzeichen eines römischen Patrizius und Konsuls. Als „Augustus“ und christlicher König hielt der wilde Franke nach der Beendigung des Gotenkrieges seinen Einzug in Paris.

Chlodwig stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Er hatte sich die römisch-katholische Kirche dienstbar gemacht, indem er sich zu Rom bekannte, er herrschte vom Neckar bis zur Garonne und sicherte seinem Hause die fränkische Erbfolge, indem er die Gaufürsten der Rheinfranken und die Fürsten des Scheldelandes samt und sonders ermordete. Er wies den Franken den Weg zur Größe und bettete den Rhein in ihrem Machtgebiet.

Der Kampf um den Strom war zugunsten der Franken entschieden, aber die Kraft der Alemannen war nicht gebrochen. Ihre Siedlungen wurzelten tiefer als die Waldbäume, die das weite jurassische Hochland, die elsässische Flur und den Schwarzwald bedeckten, und ihre Erbständigkeit vermählte sie der oberrheinischen Tiefebene, dem Alpenland und dem Neckargrund für ewige Zeiten. Der rasche Franke und der trostige Alemanne lernten einander tragen.

Die starke Ballung der fränkischen Kräfte zu einem westwärts gerichteten Königreich rückte den Rhein an den Ostsaum der westgermanischen Zone und drückte auf die Verbindung des Rheins mit der Rhone.

Als Chlodwigs wilde Söhne das väterliche Erbe teilten, fiel das Stromland dem Ältesten, Theuderich I., zu, der seine Königstätte in Metz aufschlug. Chlodomer, der zweite Sohn, erhielt das Loiregebiet und wählte Orleans zu seinem Sitz, Childebert I. erhielt Nordwestgallien und setzte sich in Paris fest, Chlothar I., Chlodwigs jüngster Sohn, erbte die alten italischen Lande und hauste in Soissons. So saßen die drei Jüngeren zusammengedrängt im Westen, Theuderich einsam und von den Brüdern abgewandt im Stromgebiet des Rheins.

Die Teilung ist geographisch bedingt. Theuderich blickt nach Osten, die anderen schauen nach Süden. Die Erdgestaltung weist die jüngeren Söhne Chlodwigs auf die politische Zusammenfassung des Raumes westlich der Maas hin und scheidet ihre Interessen von denen Theuderichs, der die Uferfranken auf beiden Seiten des Rheins und der Mosel unter seinem Szepter vereinigt und dem Strom verbunden bleibt.

Chlodwigs jüngere Söhne stürzten sich bald in Kämpfe mit den Burgundern, um die Saonellandschaft und das Rhonetal an sich zu reißen. Sie drangen im Jahre 523 in Burgund ein und schlugen den Burgunderkönig Sigimund. Der König wurde gefangen von Chlodomer nach Orleans gebracht und samt seiner Sippe ermordet. Sein Bruder Godomar rächte ihn, besiegte das Frankenheer bei Vienne, tötete Chlodomer und behauptete sich mit der Hilfe Theodorichs des Großen im Mündungsgebiet der Rhone gegen Childeberts und Chlothars neue Aufgebote. Der König der Ostgoten setzte den Söhnen Chlodwigs an der Salenge zwischen den Cevennen und den Voralpen eine Grenze, um die Verbindung seines italischen Reiches mit dem Reiche der Westgoten sicherzustellen. Grollend wichen die Franken dem größten Germanenkönig der Zeit, dessen Weltstellung das Reich der Franken überschattete. Theodorichs Macht reichte damals vom großen Donautrie bei Preßburg bis zum Ebrostrand und vom Bodensee bis Sizilien. Aber sie stand auf der Spitze seines Schwertes, lebte vom Zauber seiner gebietenden Erscheinung und zerfiel, als ihr Schöpfer sich zum Sterben legte.

Während die jüngeren Söhne Chlodwigs über die Cote d'Or flogen, um Burgund zu erobern, kämpfte Theuderich mit Friesen, Dänen, Sachsen und Thüringern. Friesen, Dänen und Sachsen suchten das niederrheinische Tiefland auf Beutezügen heim, die Thüringer strebten nach dem Besitz des Rheingaus und der Pfalz. Die Uferfranken wurden der Beutefahrer Meister, aber die Thüringer setzten ihnen hart zu und zwangen Theuderich,

die Hilfe seiner Brüder anzurufen. Im Jahre 531 überschritten die vereinigten Frankenkönige den Rhein und warfen die Thüringer mainaufwärts zurück.

Nun reichte der fränkische Einfluß bis zum Thüringer Wald. Außer dem Lippetal, das die Sachsen immer wieder als Ausfallstor benutzten, um die Rheinlande heimzusuchen, lag das ganze Stromgebiet des Rheins von der Quelle bis zur Mündung und von der Mainquelle bis zur Sambrequelle in fränkischer Hut.

Als Chlothar I., der letzte überlebende Sohn Chlodwigs, im Jahre 561 starb und das Reich abermals unter vier Söhne geteilt wurde, rückte das Schwergewicht des Frankenreiches wiederum ein Stück weit nach Westen. Sigibert I., der älteste Sohn Chlothars, verlegte die Hauptstadt des östlichen Erbteilstückes von Metz nach Reims. Es war ein bedeutungsvoller Entschluß.

Die politische Entwicklung wendet sich vom Rhein ab. Aber der Strom fließt ruhig zwischen deutschen Ufern und seine Anwohner bewahren ihr germanisches Wesen, während das Frankentum jenseits der Argonnen unaufhaltsamer Romanisierung verfällt.

Um diese Zeit geriet die Rhein-Rhone-Linie in doppelte Gefahr. Die Langobarden, die das italische Erbe der Ostgoten angetreten hatten, wandten sich gegen Burgund, und die Avarn, die sich die Slawen Mährens und Böhmens unterworfen hatten und zwischen Thüringen und Bayern durchgebrochen waren, erschienen am Oberrhein. Da die Söhne Chlothars sich in Bruderkriegen zerfleischten, die durch Brunhilde, die westgotische Gemahlin Sigiberts, und Fredegunde, die fränkische Geliebte des Neustriers Chilperich, angefaßt worden waren, drohte der stolze Bau Chlodwigs mit Einsturz. Sigibert warf die Steppenreiter im Jahre 562 über den Böhmer Wald zurück und entriß seinem Bruder Guntram einen Teil Burgunds, sah sich aber im Jahre 573 gezwungen, nach drei Seiten Front zu machen, um sich der Avarn, seiner Brüder Chilperich und Guntram — Charibert, der König von Aquitanien, war gestorben — und der Langobarden zu erwehren. Er sandte seinen Sohn Chlodwig gegen Burgund, den Herzog Gundobad gegen Chilperich und zog selbst gegen die Avarn. Diese Dreiteilung ging über die Kraft des Austrasiens. Sigibert erlag der Übermacht. Sein Sohn Chlodwig wurde von den Burgundern, sein Feldherr von Theudebert, dem Sohne Chilperichs, geschlagen, und er selbst von den Avarn umringt und zur Übergabe gezwungen. Die Langobarden machten sich Sigiberts Not zunutze, überschritten den Kleinen St. Bernhard und eroberten das Wallis. Das Reich Chlodwigs war an der Wurzel bedroht, der Rhein und die Rhone gerieten in Gefahr. Da rafften

die Burgunder und die Loirefranken alle Kraft zusammen, um sich der Langobarden zu entledigen. Sie warfen sich auf den sorglos gewordenen Feind und schlugen ihn bei Bez bis zur Vernichtung. Nur wenige Flüchtlinge entrannten über die Berge. Sigibert aber löste sich durch reiche Spende von den Avarn, rief die auf dem rechten Ufer des Rheins sitzenden Alemannen und Franken zu den Waffen und erschien mit Heeresmacht im Rücken seiner Brüder. Im Jahre 575 eroberte Sigibert ganz Neustrien und zwang Chilperich zur Flucht nach Tournai. Kurz darauf fiel der Sieger unter den Dolchen zweier seiner Gefolgsleute, die Fredegunde gegen ihn bewaffnet hatte.

Es war der Beginn des Zerfalls der merowingischen Königsherrschaft. Chilperich beerbte Sigibert und wütete als Autokrat wider den Geist des Germanentums und das eigene Fleisch.

Während das Haus der germanischen Utriden Greuel auf Greuel häufte, lag der Kampf um den Rhein im Schoße der Entwicklung gebunden, aber die Zeit nahte, da er zu einer neuen weltgeschichtlichen Auseinandersetzung wesensfremder Völker reifen sollte. Die Slawenwelt bereitete sich zum Eintritt in die Geschichte vor.

Als die Bayern aus Böhmen wichen, wo sie als Marobods Nachfahren die Zitabelle Mitteleuropas gehütet hatten, rückte die Slawengrenze an den Böhmer Wald. Die Westgermanen wurden zu Hütern der christlichen Welt. Zwischen der Elbe und dem Rhein nördlich des Mains stemten sich die Sachsen fest, an den Quellen der Saale fochten die Thüringer um ihr Leben, zwischen dem Böhmer Wald und dem Alpenwall, südlich des Mains, kämpften Franken, Bayern und Alemannen gegen den westwärts drängenden Feind. Der Kampf um den Raum führte abermals zum Kampf um das Stromgebiet des Rheins.

Der Auszug der Bayern aus der böhmischen Naturfestung, der dem Deutschtum im Laufe der Jahrhunderte zum politischen Verhängnis werden sollte, führte um diese Zeit zu einer seltsamen slawischen Machtbildung zwischen dem Riesengebirge und dem Böhmer Wald. Ein Franke namens Samo, der als Kaufmann unter den Tschechen wohnte, bewog die slawischen Siedler Böhmens und Mährens, sich gegen die Avarn zu erheben, und brach die Macht des großen Reitervolkes. Der „Königliche Kaufmann“, der erste, der die Unternehmungslust und den aufbauenden Sinn seines Standes zu politischen Taten nützte, erhob sich zum König von Böhmen und vereinigte Tschechen, Mähren, Lugier und Wenden unter seinem glücklichen Szepter. Sein Reich erstreckte sich um die Mitte des 7. Jahrhunderts vom Baltischen Meer bis zur Save. Als er gegen die Thüringer zog und, die Saale überschreitend, mit Heeresmacht ins Land der Sachsen fiel, überschattete das Slawentum die Weserberge und die Ufer des Mains.

Da vergaßen die Deutschen ihrer Zwietracht. Sachsen, Thüringer, Franken, Bayern und Alemannen verbündeten sich gegen das Slaventum, dem in dem fränkischen Abenteuer ein Führer erstanden war, den es selbst nicht hatte erzeugen können, und rüsteten zum Angriffskrieg gegen den Kaufmann von Böhmen.

Der Zufall wollte, daß das Geschlecht der Merowinger damals nur einen König kannte. Dagobert I., der einzige Sohn Chlothars II., beherrschte seit dem Jahre 628 das ganze Frankenreich. Der König saß zu Paris, dem Rheine abgewandt, und verwaltete Aufrastien und Burgund durch seine Hausmeier. Er erkannte die Gefahr, die dem Bestande des Gesamtreiches von Osten drohte, und sandte ein Heer nach Böhmen, um Samo's Macht zu zertrümmern. Die Franken rückten bis zur Unstrut vor und forderten die Slawen zur Schlacht. Samo verlockte sie zum Sturm auf seine Ringburg, bot ihnen zwei Tage Trost und warf die gelichteten, von Marsch und Kampf ermüdeten Scharen am dritten Tage unter schweren Verlusten auseinander. Es war die erste Niederlage, die den von Westen anrückenden Deutschen im Böhmerlande auf den Nacken fiel.

Da die Schlacht weitauf von der fränkischen Operationsbasis verloren wurde, blieb den Trümmern des Heeres nichts als haltlose Flucht, um dem Verderben zu entkommen. Samo folgte ihnen auf dem Fuße. Er breittete seine Macht über die Saale aus und erschien siegreich an den Ufern des Mains. Als die slawischen Heerhaufen sich über die Rednitz wälzten und an den Ufern der Tauber und der Jagst erschienen, drohte den Franken der Verlust des ganzen rechtsrheinischen Besitzes. Da rafften sich die Deutschen im Stromgebiet des Rheins, der Weser und der bayerisch-schwäbischen Donaulande zu geschlossener Abwehr auf. Diesmal wich das Glück nicht von ihren Fahnen.

Als Dagobert die Verteidigung Aufrastiens dem Statthalter Adalgisel übertrug, Bischof Kunibert von Köln das Kreuz vorantrug, Herzog Radulf die Thüringer aufs neue zum Kampf vorführte und Sachsen und Bayern sich zum Volkskrieg erhoben, kam die Slawenflut zum Stehen. Slawen und Deutsche kannten in diesen Kämpfen keine Schonung. Wer unterlag, verfiel dem Schwert. Zwei Rassen standen sich als Todfeinde gegenüber, der Deutsche rang um den Bestand seines Volkstums, der Slawe um den Alleinbesitz der deutschen Erde. In jahrelangen Kämpfen wurden die Scharen Samo's über die Rednitz und die Saale gegen die böhmische Festung zurückgedrängt.

König Dagobert I., der letzte Merowinger, dem das verseuchte Blut noch kräftig durch die Adern floß — *rex fortissimus, ecclesiarum largitor, severissimus in iudiciis*, nennen christliche Chronisten den mythisch verklärten

Herrscher —, starb über diesem Kampfe. Auch Pipin von Landen, der Hausmeier Austrasiens, wurde vom Tode ereilt, ehe der Krieg zu Ende war. Ansagisel, der Pipins Tochter Begga heimgeführt hatte, hob die Last des Kampfes auf die eigenen Schultern, denn die Nachkommen Dagoberts waren nicht mehr fähig, des Reiches zu walten, das wiederum in drei Erbstücke auseinanderbrach. So wurde Austrasien im Kampf um den Rhein zum Bollwerk des Germanentums.

Da sich in den Slawen die Heidenwelt verkörperte und das Frankenreich die Verchristlichung der Germanen auf seine Fahne geschrieben hatte, trat die fränkische Kirche in diesem Rassenkampf als Mitstreiterin bedeutsam hervor und sandte ihre Glaubensboten in die rechtsrheinischen Lande, um Alemannen und Sachsen zu bekehren und dadurch das christliche Gemeingefühl der abendländischen Welt zu stärken. Die Zeit der großen irischen und angelsächsischen Mönche bricht an. Gallus, Columban, Pirmin, Bonifatius tauchen ins Licht der Geschichte. Klostergründungen sammeln das geistige Leben der Schweiz, der schwäbischen Seengegend, des Elsasses und der blühenden rheinischen Lande. Fränkische Große führen den Bischofstab neben dem Schwert. Das Stromgebiet des Rheins wird zum Träger geretteter antiker Kultur, die sich in der Kirche erhalten hat und nun auf jungem Boden von frischen Säften gespeist und mit germanischem Empfinden erfüllt wird. Die Christianisierung wurde unter das Schwert gestellt und forderte Blut, aber sie half den Austrasiern zu stärkerem Gemeingefühl.

Der Kampf, den Austrasien gegen die Slawen führte, ließ den austrasischen Großen die Kraft, sich gegen die unitarischen Bestrebungen des neustrischen Hausmeiers Ebroin zu kehren und die Einsetzung eines eigenen Königs und eines eigenen Statthalters zu verlangen. Ebroin willfahrte ihnen. Dadurch wurde zwar die Zusammenfassung des Frankenreiches im Jahre 660 verhindert, aber auch das Aufgehen Austrasiens in Neustrien vereitelt und dem Stromgebiet des Rheins seine politische Sonderstellung erhalten, bis der Arnulfinger Pipin das Land aus Bruderkrieg und Königsmord erlöste und das Schwergewicht des Reiches wieder von der Seine an die Mosel rückte.

Pipin von Heristall, der Sohn Ansagisels und Gemahl der bayrischen Fürstentochter Plektrudis, zog im Jahre 687 gen Neustrien und erschien mit austrasischem Heervolk an der Disepforte, schlug den neustrischen Hausmeier Berthar bei Tertry zwischen den Sümpfen von Peronne und St. Quentin und erstreckte seine Macht über Neustrien und Burgund. Kurz darauf wurde Pipin durch die Sorge um den Rhein in die Niederlande gerufen.

Pipin warf die Friesen, die sich abermals gegen die Franken erhoben und die Bffel überschritten hatten, bei Utrecht, eroberte Westfriesland und hielt sein Schwert über das Bekehrungswerk in den friesischen Landen. Der Angelsache Willibrord wurde zum Apostel der Friesen und dehnte das Feld seiner Tätigkeit unter dem Schutze des Frankenschwertes in kurzer Zeit bis zur Elbemündung aus. Als Pipin im Jahre 714 starb, lag das Stromgebiet des Rheins in Sicherheit hinter dem Grenzwall der germanischen Völker.

Pipin starb als „Herzog der Franken“. Ob dieses Herzogtum an der Mosel gelegen oder sich vom Niederrhein bis zur Maas erstreckte, sagt uns die Geschichte nicht, in jedem Falle wurzelte seine Macht am Rhein.

Da der Tod des bestgehaßten Mannes das Frankenreich in neue Wirren stürzte, flüchtete seine Witwe Plektrudis mit dem Merowingerschatz in die Mauern Kölns. Plektrudis suchte Pipins Erbe ihrem Enkel Theodebald zuzuwenden und hielt deshalb den natürlichen Sohn Pipins und der schönen Alpheida, Karl Martell, in Haft, aber ihr Arm war zu schwach, das leidenschaftliche Volk zu bändigen. Neustrien erhob sich unter dem Hausmeier Raginfred und machte mit Friesen und Sachsen gemeinsame Sache gegen die Schatzhüterin. Die Gefolgsleute Plektrudens wurden an der Scheldesporthe geschlagen, Friesenschiffe erschienen unter den Mauern Kölns, sächsische Heerhaufen verwüsteten die Rippellandschaft und setzten bei Wesel über den Rhein.

Karl Martell benutzte die Verwirrung und entfloß der Haft. Sein erster Versuch, sich in den Streit zu mischen, mißlang. Die austrasische Ritterschaft, die sich auf seinen Ruf um ihn geschart hatte, wurde von den Friesen geschlagen, sein kleines Heer zersprengt. Er warf sich in die Ardennen und ließ den Verbündeten das Feld. Diese zwangen Plektrudis im Jahre 715 zur Anerkennung Raginfreds und des von ihm gegängelten Merowingers Chilperich II. und zogen dann in getrennten Haufen heimwärts. Da überfiel Karl Martell die Neustrier in den Ardennenschluchten, schlug sie, jagte sie über die Maas und die Sambre und erschien im Frühling des Jahres 717 vor Cambrai. Raginfred warf sich ihm bei Vincy mit dem Aufgebot der letzten Kraft entgegen, erlitt aber eine neue Niederlage und wurde von Karl bis unter die Mauern von Paris verfolgt. Dann eilte Pipins heldenhafter Sohn an den Rhein zurück und zwang Plektrudis zur Herausgabe des Schatzes und zum Verzicht auf die Macht. Ganz Austrasien fiel ihm zu.

Aber der Kampf war noch nicht ausgekämpft. Weder die Sachsen, noch die Friesen, noch Raginfred machten Frieden. Karl wandte sich zuerst gen Osten. Er erschien mit Heeresmacht in den Grenzen der Sachsen und erneuerte die Feldzüge der Römerzeit. Die Sachsen handelten, wie einst

Bructer und Cheruster gehandelt hatten, und wichen vor ihm lippeaufwärts über den Ösning und die Weser. Der Krieg wurde zu einem Wüstungszug nach dem Vorbild des Drusus. Karls Zorn traf die Sachsen schwer und brachte sie zur Ruhe, aber nicht zur Unterwerfung. Karl ließ sich darargenügen und wandte sein Schwert von ihnen ab.

Da verschaffte der Tod des Friesenherzogs dem großen Hausmeier Gelegenheit, das Mündungsgebiet des Rheins auf friedliche Weise sicherzustellen. Er zeigte sich als Staatsmann, bot den Friesen einen Vertrag, bei dem Franken Westfriesland wiedergab und den Mönchen die Rückkehr auf ihre Beseßungsstätten erlaubte, und kehrte dann dem Rhein den Rücken, um mit Raginfred zu Ende zu kommen.

Die Neustrier hatten sich inzwischen mit dem Herrscher des klein gewordenen gispyrenaischen Westgotenreichs Eudo von Aquitanien verbündet und traten den Austrasiern bei Soissons entgegen. Karl schlug sie und erhob rasch gefaßt Chilperich II. aus eigener Kraft zum König von Austrasien, Neustrien und Burgund. So stellte er die Einheit des Frankenreiches wieder her, ohne den Schwerpunkt westwärts zu verlegen. Die Macht der Pipiniden blieb an den Rhein gebunden.

Der Kampf um das Reich und der Kampf um den Rhein verschmolzen zum Kampf um die Alleinherrschaft im germanischen Abendland.

Da drohte diesem plötzlich größere Gefahr von Westen, als ihm je von Osten gedroht hatte. Die Araber, die das von Fehden zerrissene spanische Westgotenreich in blutigen Schlachten zertrümmert hatten, stiegen über die Pyrenäen, um Gallien und Germanien dem Schwerte Mohammeds zu unterwerfen und die Herrschaft des Islams an der Seine, an der Rhone und am Rheine aufzurichten. Sie erschienen mit zahlreichem Volk in Aquitanien und eroberten Narbonne. Die ganze Christenheit geriet in Gefahr.

Da Maslama, der Feldherr des Kalifen Omar II., um dieselbe Zeit die Dardanellen überschritt und den oströmischen Kaiser Leo III. in Konstantinopel belagerte, schlugen die Flammen von Osten und Westen zusammen. Die beiden polaren Probleme der europäischen Politik verschlangen sich im Jahre 718 zu einer Weltkrisis.

Byzanz widerstand, und Eudo schlug die Araber bei Toulouse, vermochte jedoch Narbonne nicht zurückzugewinnen. Im Jahre 720 schien die Krisis beschworen. Da wandte Eudo sich plötzlich auf die Seite des berberischen Zeils der Muselmänner, der sich mit den Arabern zerstritten hatte, und suchte mit diesem zusammen Spanien und das alte Gotenreich von der Garonne bis zur Rhone wiederaufzurichten. Der verschlagene Westgote gab dem

Führer der Berbern, Mumiſa, ſeine Tochter zum Weibe, knüpfte Verbindungen mit Raginfred und machte kühn gegen das Frankenreich Front. Neuſtrische und burgundiſche Große erhoben ſich unter der Führung Raginfreds, um ihm beizustehen und die Herrſchaft der Auſtraſier abzuschütteln. Aber Karl Martell ließ ſich nicht werfen. Er wurde der Empörer zum drittenmal Herr und vereinigte das weite Frankenreich wiederum in ſeiner Hand.

Eudo, der noch unangefochten zu Toulouse ſaß und ſich ſeiner Verbindung mit den Berbern freute, ſah ſich bald von der Rhone abgeſchnitten. Sarazeniſche Heerhaufen drangen auf eigene Fauſt an der Küſte oſtwärts und erreichten, von ihrer Flotte unterſtützt, Maſſilia. Das Rhonetal ſprang auf. Der Rhein war, wie zu Cäſars Zeiten, aus der Ferne bedroht, die burgundiſche Flanke öffnete ſich nach Süden. Karl Martell wandte ſich trotzdem nicht gegen die rhoneaufwärts reitenden Sarazenen, ſondern ſetzte über den Rhein und zog gegen die Bayern, die mit Abfall zu den Langobarden drohten. Er knüpfte das Herzogtum Bayern durch einen Freundschaftsbund an das Frankenreich und zwang die Alemannen im Alpenvorland zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit.

Unterdeſſen verwiſteten die Sarazenen Burgund. Sie ritten bis ins Paßgebiet der Morvanberge und legten Autun in Aſche, wichen aber dann der Bedrohung ihrer Flanken und zogen ſich auf ihre Operationsbaſis im Mündungsgebiet der Rhone zurück.

Karl Martell ließ ſie ziehen, wandte ſich gegen Eudo von Aquitanien, zwang den Weſtgoten, der vergebens auf herberiſche Hilfe wartete, zur Anerkennung ſeiner Oberhoheit, vermied aber wiederum einen Zusammenstoß mit den Arabern und zog ſeine Truppen über die Loire zurück.

Da erhoben ſich die Araber auf den Befehl des Kalifen zum Glaubenskrieg, um das Wort von der Erfüllung der Welt durch Mohammeds Lehre wahrzumachen, und brachen unter der Führung Abderrahmans über Aquitanien herein. Der Stoß ging über das Berberreich hinweg, zerrümmerte es und traf die Weſtgoten mit vernichtender Gewalt. Ganz Aquitanien ſank in Schutt und Aſche, Bordeaux ging in Flammen auf, in Damaskus füllten ſich die Hareme der Großen mit abendländiſchen Frauen. Eudos kleines Heer wurde an der Dordogne umzingelt und niedergehauen. Der König entkam mit einer Handvoll Reiter und warf ſich in die Arme ſeines Feindes Karl Martell. Karl nahm ihn zu Gnaden auf.

Der Auſtraſier erkannte, daß er dem Kampf nicht mehr ausweichen konnte, ſondern die auſtraſiſche Ritterschaft an der Loire einſetzen mußte, um Rhein und Rhone zu ſchützen. Er hatte Bayern, Alemannen, Sachſen, Frieſen und die Neuſtrier durch kraftvolles Handeln und eine kluge Politik an ſich

gebunden und konnte den Kampf wagen, von dessen Ausgang das Schicksal des Abendlandes abhing.

Karl rückte ernst, aber voller Zuversicht ins Feld. Er kam nicht mehr mit ein paar hundert Gefolgsnamen und geworbenen Leuten, sondern mit einem gewappneten, wohlberittenen Heere. Er hatte Chlodwigs zerfallene Kriegoorganisation auf eigentümliche Weise erneuert und führte das erste Lehnshoer in die Uraberschlacht. Er hatte tief in die Schätze und den Grundbesitz der fränkischen Kirche gegriffen, um Edle und Freie auszustatten und ihnen Ros und Harnisch zu beschaffen; nun zogen sie, von neuem Geist durchdrungen, der Loire zu. Die Feudalordnung steigt aus germanischer Wurzel und hebt die Staaten und das Heerwesen aus den Trümmern der römischen Welt und dem Chaos der frühgermanischen Wanderreiche ins Dämmerlicht der neuen Zeit.

Karl Martell kämpfte auf schmalein Boden um den Bestand des Frankenreiches und für die Errettung der christlichen romano-germanischen Welt.

Der Sarazene bedrohte Neustrien, Burgund und Italien von Westen, der Slawe bedrohte Austraßen von Osten, die heidnischen Sachsen saßen grollend vor den Toren des Niederrheins, die ungebärdigen, zerstörungsfähigen Langobarden verpraßten das ostgotische Erbe und waren unzuverlässige Genossen im Kampfe um die Erhaltung der mühsam bewahrten Kultur und der kaum geborenen neuen Ordnung — wahrlich, Karl Martell trat an eine schwere Aufgabe heran. Mit ihm stand und fiel das Abendland.

Austraßen trug die militärische Last dieses weltgeschichtlichen Kampfes. Rheinfranken und Alemannen zogen auf schweren, gerüsteten Pferden gen Aquitanien. Die Kraft des Frankenreiches wurzelte damals nicht mehr an der Seine und der Loire, sondern an der Mosel und am Rhein. Karl ritt bis Tours und erwartete Abderrahman im Mündungswinkel des Clain und der Vienne an der Straße von Poitiers. Er hütete sich, seine Streiter der arabischen Übermacht preiszugeben und sie zur Feldschlacht in die Ebene zu führen, wo die Schwarmattacken berittener Bogenschützen die schwerfälligen Harste der Franken aus der Ferne mit Vernichtung bedrohten. Am 18. Oktober 732 erschienen die Sarazenen vor Tours. Sie schlugen ein festes Lager, um ihre gewaltige Beute zu bergen, und suchten dann die Franken zur Schlacht zu locken. Aber Karl blieb gelassen stehen, wies ihre Plänkler ab und schirmte seine Flanken. Am siebenten Tage entschlossen sich die Sarazenen zum Stürmangriff auf das zwischen den Flüssen stehende Heer. Die Franken hielten dem Anprall stand, ließen sich die Schilde mit Pfeilen spießen und empfingen die heranbrausenden Geschwader mit schweren Streichen. Mit An- und Abprall verging der Tag. Die arabische Übermacht zerschellte an der eisernen Wehr des kleinen Frankenheeres.

Als es Abend wurde, ließen die Muselmänner vom Kampf und zogen sich in ihr Lager zurück. Die erschöpften Franken ruhten auf der Walfstatt und rüsteten sich auf den nächsten Morgen. Aber der Feind kehrte nicht wieder, sondern lud seine Beute auf und entzog sich vor Tagesgrauen der Erneuerung der Schlacht. Karl Martell wagte seine Vasallen nicht an eine gefährliche Verfolgung zu setzen. Der große Kriegermann beschied sich mit dem Abwehrsieg und führte seine Armee über die Loire zurück. Die Sarazenen enteilten gen Narbonne und über die Pyrenäen. Sie wagten fortan nicht mehr, über die Garonne gen Norden vorzudringen, verzichteten jedoch keineswegs auf ihre Eroberungen, sondern machten Narbonne zur Operationsbasis und nahmen ihre Vorstöße an der Küste und gegen die Rhone wieder auf.

Karl wandte sich von ihnen ab und ritt in Gewaltmärschen von Tours nach Köln, von der Loire an den Rhein, um die Friesen zu züchtigen, die den Vertrag nicht gehalten hatten und nach Verjagung der angelsächsischen Mönche und der Vernichtung der fränkischen Besatzungen mit Feuer und Schwert ins Rheinland eingefallen waren. Er ordnete den Sarazenenfeldzug den Erfordernissen der fränkischen Politik, im besonderen der Politik Austrasiens unter und wandte die Schärfe seines Schwertes gegen Friesen und Sachsen, um das Stromgebiet des Rheins, die Heimat seines Hauses und die Quelle der fränkischen Kraft, zu sichern. Seine Austrasier spornten die Kasse gern dem Rheine zu, der ihnen räumlich und politisch unendlich näher lag als die Loirelandschaft und Aquitanien.

Karl Martell setzte alles daran, den Aufstand rasch zu unterdrücken. Er wußte, daß der Sarazene nicht entscheidend geschlagen war und daß die Bedrohung der Rhone die Gefahr näherrückte als die Eroberung Aquitanien und ein Plünderungszug nach Tours. Wurde doch die Rhein- und Rhonelinie durch den Aufstand der Friesen im Norden und durch das Vordringen der Araber im Süden zum erstenmal an beiden Polen exzentrisch bedroht. Karl handelte mit rücksichtsloser Tatkraft, drang zu Wasser und zu Lande in die Friesengau ein, rottete das reichsfeindliche Heidentum erbarmungslos aus und sandte Verstärkungen an die Rhone, um die Araber zu fesseln, bis er selbst die Hände frei hatte. Martells Scharfblick beherrschte Raum und Zeit. Er unterwarf Friesland im Jahre 734 völlig und sah die Sarazenen gelassen näherrücken. Als Eudo im Jahre 735 starb, überließ er Burgund wiederum sich selbst und eilte an die Garonne, um vorerst Aquitanien zu erobern.

Unterdessen erkämpften die Moslim im Rhonedelta Sieg auf Sieg. Sie drangen, auf ihre Flotte gestützt, von Narbonne gegen Arles vor, nahmen Arles und Avignon und überschwemmten die ganze Provence. Karl Mar-

tell forderte die Langobarden zum Zuzug auf und übertrug ihnen und seinen austrasischen und burgundischen Vasallen bis zu seiner Ankunft die Verteidigung des Stromtales und der Alpenpässe.

Als er endlich selbst im Felde erschien, war die Offensive der Sarazenen schon im Niedergang begriffen. Eine fränkische Heerschar hatte Avignon zurückgewonnen, und die Langobarden bedrängten den Feind aus der Flanke. Karl schritt zur Belagerung von Narbonne, schlug ein Entsatzheer, das von Spanien herandrückte, konnte aber den Feldzug wiederum nicht zu Ende führen, denn nun standen plötzlich die Sachsen auf. Ohne Säumen eilte er nordwärts. Wenn Köln bedroht war, war ihm Narbonne feil. Er kämpfte um den Rhein und nicht um die Küsten des Mittelmeeres und rückte in Gewaltmärschen rhoneaufwärts.

Der Feldzug war kurz und blutig. Die Sachsengaue wurden abermals verheert und das trotziges Volk zur Ruhe gebracht. Karl forderte Tribut und Geiseln, machte wiederum lehrte und stürmte den langen Weg zurück den Langobarden zu Hilfe, die nach seinem Abzug von den Arabern aufs neue bedrängt und durch einen Aufstand burgundischer Großer in doppelte Gefahr geraten waren. Diesmal traf Karls Hammer Sarazenen und Abtrünnige mit zerschmetternder Gewalt. Der burgundische Adel brach in die Knie und die Araber wichen flüchtend über die Pyrenäen.

Der große Austrasier stand in der Fülle seiner Macht. Er war nur der Majordomus des Frankenreiches, aber er gebot mit wahrhaft königlicher Größe über das von ihm errichtete, erweiterte und gefestigte Reich und fühlte sich stark genug, dem Schattenkönig Theuderich, der im Jahre 737 den Strohstod gestorben war, keinen Nachfolger mehr zu bestellen.

Da fiel ein bitterer Tropfen in den Becher seines Glückes. Der Bayernherzog Abilo wandte sich an Papst Gregor III., schuf im Verein mit Bonifatius vier Bistümer in den bayerischen Landen und besetzte sie, ohne der fränkischen Oberhoheit zu gedenken. Die Bayern kamen dadurch zu einer kirchlichen Sonderstellung von dauerndem Bestand und zogen daraus politische Kräfte, die die staatliche Entwicklung des Landes vom fränkischen Reiche wegdrängte, dem Herzogtum Bayern aber um so größere Pflichten als germanische Mark im Kampfe mit Slaven und Ungarn auferlegte.

So ward Bayern von Natur und durch seine politische Rolle im 8. Jahrhundert zum Hüter des Rheins gegen Osten verpflichtet.

Als Karl Martell im Jahre 741 starb, schied die schönste Gestalt des Fränkentums aus dem Kampf der Zeit. Der Sohn Pipins von Herstall hatte erkannt, daß die Kraft des Frankenreiches am Rhein wurzelte, und danach gehandelt. Er hielt das Erbe Chlodwigs mit starker Hand zusammen und ritt von der Weser bis zur Garonne und von der Nordsee bis zur

Rüste des Mittelmeers, um seine Grenzen zu schützen, aber er hütete sich, den Rhein um der Loire oder der Seine willen hintanzusetzen.

Er war Austrasier vom Scheitel bis zur Sohle und deutsch im Fühlen und im Handeln. Er hat sich von der Hingebung an fremdes Wesen ferngehalten, die den Völkern der deutschen Frühzeit bei dem Eintritt in die römische Welt, der Annahme der antiken Kultur und dem Bekenntnis zu dem auf antiker Grundlage ruhenden Christentum so furchtbar gefährlich geworden ist.

Als er starb, schied nicht nur der größte Franke, sondern auch die machtvollste Erscheinung, die das Westgermanentum seit den Tagen Armins, des Cheruskers, hervorgebracht hatte.

Seine Söhne Karlmann und Pipin erbten seine Gaben, sein Enkel Karl erhob sich zum größten Herrscher des Abendlandes, aber keiner von ihnen erreichte die Geschlossenheit und die demantene Härte seines Wesens. Seine Riesengestalt bezeichnet die Stelle, wo die germanische Frühzeit endet und der Aufstieg des Deutschtums zur Selbständigkeit beginnt. Er hat sich in dem verführerischen Kampf um die Erhaltung des Christentums, der zur Eroberung des gallischen Südlandes und Spaniens lockte, den klaren Blick für die Bedeutung des Stromgebiets des Rheins nicht trüben lassen und das germanische Wesen vor völliger Romanisierung gerettet, indem er das Schwergewicht des Frankenreiches so tief in den rheinischen Grund senkte, daß Austrasien nicht mehr zu Neustrien hinübergezogen werden konnte. So wurde Karl Martell, der Vorkämpfer der abendländischen Christenheit, zum Bewahrer des Deutschtums und zum Paladin des Rheins.

IV.

Die Entwicklung des Kampfes um den Rhein vom Aufstieg der Karolinger bis zum Niedergang der Staufer

Der Rhein und das Schicksal der germanischen Wandervölker — Die Rhein-Rhone-Einie in fränkischer Hand — Die Söhne Karl Martells — Die Querteilung des Stromgebietes — Karl der Große und der Rhein — Die Sachsenfeldzüge — Der Rhein als zentraler Strom des fränkischen Weltreiches — Der Kampf der Söhne Ludwigs des Frommen — Das Mittelreich Lothars — Der Vertrag von Verdun — Die Zerstückelung des Stromgebietes — Der Kampf Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen um das Mittelreich — Der Vertrag von Meersen — Welsch und deutsch — Ein Millennium im Kampf um den Rhein — Die Schlacht bei Andernach — Normannen und Ungarn am Rhein — Arnulf von Kärnten — Zwentibold und Lotharingen — Der Einbruch des westfränkischen Karolingers, Karls des Einfältigen, ins Rheintal — Ludwig das Kind und die Ungarnnot — Der Kampf um den Rhein wird in politische Teilfragen gespalten — Die Zeit Konrads I. — Das Elsaß — Die Abkunft von Bonn — Otto der Große — Die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld — Der Rhein als Grundlage des deutschen Machtgebietes — Frankreich und die Raumbeschreibung — Frankreichs natürliche Grenzen — Friedrich Barbarossas große Zeit — Die Capetinger — Englands Eintritt in die europäische Politik — Die Kreuzzüge und der Rhein — Deutsche Wirren und französische Ansprüche — Der erste Zusammenstoß der westeuropäischen Mächte und der Kampf um den Rhein — Die Schlacht bei Bouvines — „Europäische Folgen“



Als Karl Martell starb, lag das ostgermanische Kriegerum, das sich von seiner Wurzel gerissen hatte, um als Schwertadel in Italien, Südfrankreich, Spanien und Nordafrika eigene, rasch aufblühende, rascher abwellende Reiche zu bilden, unter dem Rasen gebettet. Außer den Langobarden, die zuletzt aus dem Donauland aufgebrochen und in der Poebene sessig geworden waren, herrschte kein germanisches Wandervolk mehr auf welscher Erde. Was noch lebte, war der Romanisierung verfallen.

Die Germanen waren nicht zu ungezählten Hunderttausenden ins römische Reich gebrochen — der Vandalen Heiserich führte kaum 20 000 Krieger über die Meerenge von Gibraltar —, sondern als geringe Minderheit im Süden erschienen, aber sie kamen als Herren, und starben, als ihr Kriegerum sich im fernen Land, unter heißerer Sonne, in aufgeteiltem Besitz, vielfach sogar in enger Hausgemeinschaft mit fremdbütigem Volk auf kulturgefülltem Boden erschöpft hatte. Sie starben alle dem Rheine abgewandt. Wäre das Ostgermanentum nicht aus durchaus sachlichen, politisch, kulturell, klimatisch und ethnisch bestimmten Gründen in den Randländern des Mittelmeers dahingeschwunden und das Westgermanentum nicht aus ebenso genau nachweisbaren Gründen der Zukunft erhalten geblieben, so könnte der Deutsche heute zu mythischen Vorstellungen gelangen und sagen: Die da starben, sind verdorben, weil sie sich vom Rheine gelöst haben oder weil sie ihn nicht gewannen, und die da geblieben, sind erhalten geblieben, weil sie dem Strome treu geblieben sind.

Selbst die Franken scheinen diesem geheimnisvollen Gesetze unterworfen. Die am Rheine und im linksseitigen Stromgebiet hausenden Volksstämme bewahren ihr germanisches Wesen, die ins gallische Stromland verpflanzten verlieren rasch von ihrer deutschen Art und verschmelzen mit der alten keltischen Bevölkerung und eingewanderten Italikern zu Romanen, die sich scharf und wesenhaft von den Ostfranken scheiden.

Karl Martell hatte dem Rhein Treue und Sorge gewahrt und den Strom tiefer im Frankenland gebettet als Chlodwig und das ganze Haus der Merowinger. Die Unterwerfung der Friesen und die Zurückdrängung der Sachsen vom Stromufer verbanden das Gebiet des Niederrheins dem Frankenreich, die Verdrängung der Thüringer und der Alemannen vom

Mittelrhein und das Vordringen der Franken bis zum Thüringer Wald, dieser erste große intergermanische Rückstau, füllte das Mainland und den Raum zwischen dem Main und der Donau mit fränkischen Siedlungen, und die Neuordnung der Alemannen am Oberrhein, am Neckar und in der Schweiz umstreckte die oberrheinische Tiefebene und das Quellgebiet des Stromes von der Schwäbischen Alb bis zum Neuenburger See mit festen Schranken.

Die Rhein-Rhone-Linie war in fränkischer Hand. Der Römer saß zur Zeit des Augustus nicht sicherer am Rhein als der Franke in den Tagen Karl Martells.

Das Stromgebiet war nicht nur germanisch geworden, sondern wurde auch von einem germanischen Rechtsstaat gehütet, der die Macht besaß, seine Rechtsordnung zu schützen. Aber die Entwicklung lief noch in unregelmäßigen Bahnen. Die Verbindung von Staat und Kirche, das Verhältnis des Hausmeiertums zum verwaisteten Königtum und die Beziehungen der ausübenden Gewalten zum Volke waren ungeklärt. Innen und außen drohten Konflikte, die die Errungenschaften Karl Martells gefährdeten und das Stromgebiet des Rheins nicht zur Ruhe kommen ließen.

Karl übergab das Reich seinen Söhnen Karlmann und Pipin. Karlmann erhielt Aufrassen, Pipin Neustrien, Aquitanien und Burgund. Karls natürlicher Sohn Grifo, der Anspruch auf einen Teil des väterlichen Machtbesitzes erhob, schied rasch aus dem Spiel, aber die Einheit des Frankenreiches war durch die Zerteilung ohnedies gesprengt. Der Tod Karl Martells hob also das Gleichgewicht auf, das sich in den Ländern des Mittelmeeres und der europäischen Festlandsmasse zwischen dem Frankenreich, dem Oströmertum und dem Kalifat herausgebildet hatte, nachdem das intergermanische Gleichgewicht der deutschen Frühreiche in sich selbst zusammengebrochen war. Hätten Karlmann und Pipin sich nicht gegenseitig Treue gehalten und das Heil des Reiches nicht über ihre Hausinteressen gestellt, so wäre daraus namenloses Unglück hervorgegangen und die germanische Welt rascher zerfallen, als sie entstanden war.

Die Söhne Karl Martells schlugen die Aquitanier und die Alemannen, die sich nach Karls Tod empört hatten, gemeinsam, erhoben als Schattenkönig den Merowinger Childerich III. auf den Thron, um sich gegenseitig den Rücken zu decken, ordneten auf großen Konzilien die Beziehungen zwischen Staat und Kirche und überwand den Bayernherzog Dilo, der sich seine Selbständigkeit nicht nehmen lassen wollte, in einer Schlacht am Lech. Als Karlmann, der harte Kriegermann, der die heidnischen Alemannen zu Tausenden vertilgt hatte, dem religiösen Geiste der Zeit folgend,

im Jahre 747 zerknircht aus der Welt schied, um in ein Kloster zu treten, fiel das Erbe Karl Martells in eine Hand zurück.

Der kluge Politiker Pipin wurde des ganzen Reiches Meistler und bemühte sich bald um die verstaubte Krone Childeberts. Aber er hob sie nicht als deutscher Heerkönig auf sein Haupt, sondern umgab sich mit römischem Ritual. Erst als er den Papst gewonnen hatte, tat er den entscheidenden Schritt.

Im Jahre 751 wurde Pipin mit dem Einverständnis des Papstes in Soissons zum König der Franken ausgerufen. Es war das erste große Zugeständnis des Königtums an das Papsttum und zugleich die Einsetzung der Dynastie der Karolinger in das Recht Merowechs. Pipin übernahm die Wahrung des Reiches und die Mehrung der christlichen Kirche. Seine Politik wurde dadurch noch enger mit der Politik der Kirche verflochten, als dies bereits geschehen war. Darüber zerbrach die fränkisch-langobardische Freundschaft, die Karl Martell zeit seines Lebens gepflegt hatte, denn nun stand der Frankenkönig dem Papste näher als dem König der Langobarden. Die deutsche Geschichte wächst in die Geschichte des Papsttums hinein. Der Kampf um den Rhein verbirgt sich hinter dem weltgeschichtlichen Kampf des germanischen Königtums mit dem theokratischen Gedanken.

Pipin wurde durch seine lombardischen Feldzüge und die Bekriegung der Aquitanier vom Rheine abgelenkt — er war nicht zufällig zum Neustrier geworden —, aber er hielt das Stromland fest und gab ihm feste Einrichtungen. Er erhob Mainz zur rheinischen Metropole und wies Bonifatius die alte römische Zentralfestung, die neue zentrale fränkische Siedlung, als Erzsitz an. Die Einheit des Stromgebietes wurde durch diese Wahl aufs neue gestärkt. Dagegen sonderte sich Bayern um so schärfer vom Rheine ab. Herzog Thassilo, der Erbe Odilos, führte eine Langobardin heim und suchte sich völlig von der fränkischen Oberhoheit zu befreien.

Pipin starb, ehe er diesen Verlust wettmachen konnte, und ließ sich in St. Denis begraben. Sein Testament gab das Frankenreich zu gleichen Teilen an seine Söhne Karl und Karlmann und brach es in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Karl erhielt das Seinebecken, Belgien und die Lande am Nieder- und Mittelrhein bis zur alemannischen Stammesgrenze, Karlmann erbte Aquitanien, die Provence, Burgund und Alemannien. Die Einheit des Stromgebietes des Rheins wurde durch diese unnatürliche Teilung gesprengt, das Stromgebiet in der Quere durchgebrochen. Vielleicht geschah diese unnatürliche Teilung, um beide Söhne im Osten und im Westen zu verankern, vielleicht war sie bestimmt, der Romanisierung Neustriens entgegenzuwirken und die italische Politik der Frankenkönige neu zu ordnen — doch wie dem auch sei, dem Rheine tat sie Ge-

walt an. Glücklicherweise machte der Tod Karlmanns dem kühnen Teilversuch ein rasches Ende.

Im Jahre 771, drei Jahre nach Pipins Tode, war Karl Alleinherrscher der Franken. Mit ihm begann die große Ernte. Das Frankenreich wuchs über den Rhein bis zur Elbe, erweiterte sich donauabwärts bis zum Wiener Wald, überschritt die Pyrenäen und die Alpen und eroberte den Ebro und den Po. Das Imperium Karls des Großen steigt herauf.

Der Kampf um den Rhein entbrannte in unveränderter Gestalt. Karl setzte ihm die alten, von den Römern gesuchten Ziele neu. Die Feldzüge der Römer galten der Grenzsetzung des römischen Weltreiches an der Elbe, die Sachsenfeldzüge Karls des Großen schlugen dem Frankenreich die Bahn nach Osten frei. Der Römer wollte die Weserdeutschen seinem fremdherrlichen Reich unterwerfen, der Franke wollte sie gewaltsam zu sich herüberziehen. Roms Grenzsetzung war ein Einbruch in die deutsche Sphäre, Karls Vormarsch führte zu einer Bereicherung der germanischen Welt. Der Franke bezahlte einen hohen Preis. Karl zertrümmerte in zwei kurzen Feldzügen das Langobardenreich, beugte die Bayern, indem er das Herzogtum in die eigene Hand nahm, warf die Byzantiner mit einem Schulterstoß aus Syrien, bekriegte die spanischen Sarazenen auf wechselvollen Kriegsfahrten, deren Schwere Rolands Horn mit sagenhaftem Schall verkündet, und — rang dreißig Jahre mit den Erben des Cheruskers um den Osnig und das Weserland.

Karls Sachsenfeldzüge zeugen von der Kraft des sächsischen Stammes und der strategischen Bedeutung, die die Lippellandschaft, die Ruhr und die Diemel im Kampfe um den Rhein behauptet haben. Der König stand den Sachsen von Anfang auf zwei Fronten gegenüber. Er besaß den Niederrhein und die Mainlinie und führte seine Stöße an der Lippe, an der Eder oder an der Werra aus kurzer Entfernung und mit besserer Rückendeckung als der auf den Po gestützte Römer. Aber auch er traf auf cheruskischen Widerstand und verbrauchte in den Sachsenkriegen mehr Kraft als auf sämtlichen anderen Schauplätzen seines unvergleichlichen kriegerischen Wirkens.

Das sächsische Stammgebiet erstreckte sich vom Niederrhein bis zur Eider. In diesem großflächigen Lande saß ein hartes, weder Könige noch Herzöge dulbendes Volk, das in schrankenloser Unabhängigkeit lebte und das seinen alten Götterglauben und die ererbte Freiheit mit ungemeiner Zähigkeit verteidigte.

Karl zog mit kleinen, schwer gerüsteten Reiterheeren gegen sie. Die Zeit, da römische Kriegskunst Armeen von 60 000 bis 80 000 Mann in Bewegung gesetzt hatte, war längst vorbei. Die Franken rückten im Jahre 772 an der Lahn aufwärts, nahmen den Diemelübergang Eresburg, zerstörten das

Götterzeichen der Irminsul und führten alle Weihgeschenke fort, die im Laufe der Zeiten zu Füßen des Heiligtums niedergelegt worden waren.

Die Sachsen wichen einer Schlacht aus und zogen sich auf die Weser zurück. Die Gaue, die an Karls Wege lagen, boten Unterwerfung an. Futtermangel und Herbststürme zwangen die Franken an der Weser zum Rückzug und nahmen dem glücklichen Vorstoß jegliche Wirkung. Der Gegenstoß ließ nicht lange warten. Im Jahre 774 taten sich die Südgau des Sachsenlandes zusammen und drangen rächend bis Fritzlar vor, während Karl in Italien mit den Langobarden verknüpft lag. Als der König im nächsten Jahre mit stärkeren Kräften wiederkehrte, wich der Feind abermals plangemäß über die Weser. Karl nahm die Ruhrfeste Sigiburg und die wieder verlorengegangene Eresburg und folgte dem Gegner über den Strom. Diesmal glückte den Franken der Übergang. Karl zerstreute den Feind und warf ihn über die Oder. Wiederum kam es zu einem Vertrag, wiederum verließ Karl das scheinbar unterworfen Land mit der Miene des Siegers. Da erhoben sich die Sachsen aufs neue und brachen die Eresburg. Karls Erscheinen warf sie zum drittenmal auf die Knie. Feuer und Schwert verwüsteten das unglückliche Land nicht anders als zur Römerzeit. Ganze Gaue wurden verheert und zusammengehauen.

Der König der Franken fühlte sich stark genug, im Jahre 777 einen Heereszug nach Paderborn zu berufen, und ließ sich dort von den Überwundenen huldigen. Aber nicht alle kamen. Widukind, der Führer der Unabhängigen, floh zu den Eiderdänen und rief die Elbgau und die Dänen zum Kampfe wider den Bedränger.

Karl handelte, wie Drusus gehandelt hatte. Er errichtete an der Lippe eine Zwingfeste und trat abermals den Rückzug an, um den Gefahren eines Winterfeldzuges zu entgehen.

Als Karl im Jahre 781 gegen die Araber zog und jenseits der Pyrenäen in einen blutigen wechselvollen Feldzug verstrickt lag, erfaßte Widukind den Augenblick und riß die Sachsen zur Offensive fort. Sie vertrauten sich seiner Führung, durchbrachen die Linie der Zwingfesten, schlugen die fränkische Scharwache, die das rechte Rheinufer hütete, und erschienen drohend vor dem Kölner Brückenkopf. Das ganze Anland des Rheins von der Mündung der Lippe bis zur Mündung der Lahn fiel in sächsischen Hand. Die Sieger übten furchtbare Vergeltung. Wie Karl ihre heidnischen Heiligtümer verbrannt und ihre Burgen gebrochen hatte, so verbrannten und brachen sie jetzt die fränkischen Höfe und die christlichen Kapellen. Bis in die Wetterau rollte die Sachsensflut. Mit Mühe rettete ein alemannisches Aufgebot das Kloster Fulda. Aber wiederum schreckte Karls Rückkehr sie ins Innere ihres Landes.

Der König beschloß, nun alles daran zu setzen, um die Sachsen seinem Reich und dem Kreuz zu unterwerfen. Die fränkischen Wüstungszüge wurden zu methodischen Vernichtungsfeldzügen. Im Jahre 778 drang der König lippeaufwärts bis zur Weser vor, im Jahre 780 ritt er bis zur Elbe. Er hielt die Zeit für gekommen, die Unterwerfung der Trögigen zu verkünden und sie fortan als Empörer zu behandeln. Deshalb sprach er ihnen im Jahre 781 auf einem zweiten Reichstag zu Paderborn ihre Sonderrechte ab, befahl die Tausche und den Kirchenzehnten und setzte auf die Ausübung des heidnischen Götzendienstes die Todesstrafe. Da er seiner Macht vertraute, sandte er gleichzeitig drei fränkische Streifkorps und sächsische Freischaren von der Weser an die Saale, um die Slawen zu züchtigen, die plündernd ins Gebiet der Thüringer gefallen waren. Die Sachsen erfaßten die Günst des Augenblicks, erhoben sich unter Widukinds Führung vom Rheine bis zur Eider gegen den Frankenkönig und fielen seinen Streifkorps in den Rücken. Karl begegnete dem gefährlichen Stoß, indem er ein rheinfränkisches Korps gegen Widukind in Bewegung setzte und die gegen die Slawen ausgesandten Truppen kehrschwenken ließ. Aber die Vereinigung der beiden Kolonnen mißglückte. Die von Osten heranrückenden Franken ließen sich verleiten, die Sachsen vor dem Eintreffen der Entsatzkolonnen am Süntelgebirge anzugreifen, wurden von ihren sächsischen Kontingenten im Stiche gelassen und verfielen im offenen Felde der Vernichtung. Als Karl rache-schnaubend heranzog, wich Widukind wiederum nach Osten. Da ließ der König sich zu einer furchtbaren Tat hinreißen. Er bestellte die Sachsen, die sich ergeben wollten, zur Kniebeuge nach Verden an der Aller, sprach ihnen als Rebellen das Leben ab und überlieferte ihrer mehr als Viertausend dem Schwerte.

Der Massenmord von Verden schrie zum Himmel und rief alle Sachsen-gaue von der Ems bis zur Eider unter die Waffen. Aber die Zukunft war nicht mit ihnen. Sie wehrten sich noch drei Jahre im offenen Krieg gegen die fränkische Macht, kämpften bei Detmold in einem unentschiedenen Treffen und gingen im Jahre 783 auf dem Wittefeld an der Saase in ihre Todes-schlacht. Karls Vasallenheer schlug und zersprengte das lockere Aufgebot der Unversöhnlichen und brach ihre Kraft.

Auf dem Wittefeld fiel die Entscheidung zugunsten der Franken, der Reichseinheit und der Vereinigung des niederrheinischen Stromgebiets mit den Landen am Rhein. Dem Römer war die Einverleibung Nieder-deutschlands trotz des Aufgebots überwältigender Kräfte mißglückt, der Franke riß das Land in mühevолlem Streit zu sich herüber und lehrte es dem Rheine zu, der dadurch der Ostzone des Reiches entrückt und zum zentralen Strom des fränkischen Weltreiches gemacht wurde.

Die Sachsen haben zwar nach der Niederlage an der Haase dem 1 tigen Karl noch jahrelang widerstrebt und noch manches Mal den C wider ihn erhoben, aber die Kraft ihres Widerstandes war gebrochen der Glaube an die alten Götter der Vergänglichkeit überliefert. Wid nahm im Jahre 785 die Taufe und legte das Schwert nieder. Rönig unterwarf das Land bis zur Elber, rief gegen die Widerspenstigen 3 sogar Slawen ins Feld und verpflanzte Tausende von Sachsen in die 1 rheinische Tiefebene, um ihrer Treue sicher zu sein.

Karl der Große hatte den Sachsenkrieg im Schatten seiner weltpolititi Unternehmungen ausgekämpft. Er hatte sein Schwert während dr Jahren nach allen Himmelsrichtungen geschwungen, hatte in einem 2 und Vierfrontenkrieg Langobarden, Sarazenen, Sachsen, Byzantiner Slawen zugleich bekämpft und war in diesem Riesenkampfe Sieger blieben. Als der große Kriegsmann zum Reichshaumeister wurde und se Schild über den Papst hielt, um als Dank von ihm die Kaiserkrone empfangen, als er das Abendland zu einem römisch-germanische Universalreich vereinigte, schien der Kampf um den Rhein wieder mal zur vollen Ruhe ausgekämpft.

Das Stromgebiet des Rheins liegt gesichert auf der strategischen politischen Mittellinie des neuen Imperiums. Seine verletzlichste St das Einbruchsgebiet des Lippe-Ruhr-Beckens, ist durch die Verlagerung Grenze nach Osten jeder Bedrohung entrückt, das Stromtal zur Ha schlagader des Nordens und in Verbindung mit der Rhonellinie zur 2 wegungssache des Reiches geworden. An den Ufern des Rheins und sei Zuflüsse liegen die schönsten Bistümer, stehen die stolzesten Kaiserpfalz Aachen wird die Lieblingsstätte und der Altersstz des Vorherrschers Christenheit. Hier wird der lebensfreudige, starknackige Franke zur leg dären Gestalt. Die Gesandten des byzantinischen Reiches und die Ge boten der Kalifen ziehen dem Rheine zu, um dem Träger der abeländischen Kaiserkrone ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Im Rheintal samm sich Karls Vasallen, wenn die Marken, die der Kaiser gegen Dän Slawen und Sarazenen aufgerichtet hat, den Andrang nicht m hemmen können und seine Gefolgsleute zum Feldzug aufgefordert werd Am 28. Januar 814 stirbt Karl der Große in Aachen und läßt das Re verwaist zurück.

Der Tod des Kaisers rief den Kampf um den Rhein noch nicht aus 1 Tiefe ans Licht zurück, aber er füllte das Rheintal bald mit Bruderklämp seiner Nachfolger auf den fränkischen Thronen. Da Karl nur einen einzige Sohn hinterlassen hatte, wurde das Stromgebiet erst in der zweiten C neration von neuer Teilung bedroht, aber Ludwig der Fromme 1

sich gezwungen, während seines ganzen Herrscherlebens gegen seine Söhne zu streiten, und wurde schließlich von ihnen überwunden.

Als der Kampf der Söhne Ludwigs des Frommen mit dem Vater nach Ludwigs Tode im Jahre 840 zu einem Streit der drei Kaiser söhne unter sich führte, brach das Universalreich Karls des Großen in Stücke. Die geschichtliche Entwicklung, die sich an die Teilung des Karolingerreichs knüpfte, setzte dem Kampfe um den Rhein scheinbar neue, in Wirklichkeit aber die alten, mit frischen Fähnlein geschmückten Ziele. Es ging immer noch um die Einheit des Stromgebiets und seine Vereinigung in einer Hand und um die Lösung der Frage, ob der Rhein und seine Uferlande dem germanischen oder dem romanischen Völkertreis gehören sollten.

Lothar, Ludwig und Karl, die Söhne Ludwigs des Frommen, ritten ohne Säumen gegeneinander. Ludwig und Karl stritten gemeinsam wider Lothar, der die Kaiserkrone geerbt hatte und die Hand auf das ganze Erbe schlagen wollte. Der Kampf wurde „am Bache der Burgundionen“ in der Nähe von Luxerre ausgefochten. Ludwig erschien mit den rheinfränkischen, alemannischen, sächsischen und bayerischen Vasallen, Karl führte die Neustrier heran, und Lothar zog mit Burgundern und Langobarden zu Feld. Der Kampf war kurz. Die germanischen Reissigen warfen die verwelkten Gefolgsleute Lothars über den Haufen. Die Schlacht entschied den Erbstreit zugunsten der Teilung des Reiches, aber der Friede wurde auf der Walstatt nicht gewonnen. Die Brüder ritten unveröhnt auseinander.

Lothar wandte sich über die Cevennen ins Rhonetal, Karl sicherte sich durch einen Zug an die Dife ganz Neustrien, und Ludwig eilte nach Westfalen, um einen Sachsenaufstand niederzuschlagen. Im Jahre 842 ballte sich der Bruderkrieg im Rheintal zu einem neuen Feldzug.

Lothar rüstete in Italien und in Burgund und warb an der alten Machtstätte seines Geschlechtes, zwischen Mosel und Maas und am Niederrhein, streitbare Helfer. Ludwig führte die deutschen Geschwader heran, Karl die Neustrier. Jeder der drei Brüder ritt mit fränkischen Vasallen ins Feld, aber keiner gebot mehr über ein fränkisches Heer.

Das Frankenreich hatte aufgehört zu bestehen, als Karl der Große, der Herr über alle deutschen Stämme und das Romanentum des Abendlandes, die mächtigen Augen schloß. Der Kampf seiner Enkel gehorchte neuen Gesetzen.

Ludwig und Karl vereinigten ihre Ritterschaft bei Straßburg und stellten ihren Bund auf neue Grundlagen. Sie banden sich angesichts ihrer Mannen durch einen Eid und befahlen ihren Kriegern, in ihrer Muttersprache zu schwören, nicht mitzutun, wenn der Herr seinen Eid breche. Die Gefolgsleute Ludwigs leisteten den Eid in deutscher Sprache, die Krieger

Karls schworen in romanischer Zunge. Deutsch sprachen Rhein- und Mainfranken, Sachsen, Alemannen und Bayern, welsch die Reifigen, die von der Marne, der Seine, der Somme, der Loire und der Garonne stammten. Aus dieser großen Sprachenscheidung sprach die neue Zeit.

Lothar, in dessen Zwischenreich Deutsch und Welsch noch hundertwülfteilt lag, hatte den Aufmarsch seiner Brüder nicht stören können, obwohl die strategische Vereinigung Ludwigs und Karls am Oberrhein seine Territorien in der Mitte auseinanderriß und die Lotharingischen Niederlande von Burgund und Italien abschnitt. Da der Kaiser zu schwach war, mit geteilten Kräften zu schlagen, war der Feldzug von vornherein für ihn verloren, als seine Brüder die Finger zum Schwur hoben. Er hoffte umsonst auf Parteigungen und Zerwürfnisse im feindlichen Lager.

Karl und Ludwig rückten vereinigt rheinabwärts, zogen in Mainz Ludwigs Sohn Karlmann mit Verstärkungen an sich und wandten die Rösse gegen Aachen, um die geheiligte Grabstätte des großen Karl und das Niederland zu erobern.

Da bot Kaiser Lothar Unterhandlungen an. Er begrub den Traum der Alleinherrschaft und suchte zu behaupten, was er besaß. In dem St. Rasthof zu Koblenz, auf dem windumwehten Fleck, wo die Mosel in den Rhein fällt, hielten die Abgesandten der drei Kaisersöhne Rat. Auf harten Bänken saßen die Großen des mächtigen Frankenreichs, das von der Baltischen See bis zum Golf von Biskaya und vom Nordmeer bis zum Meerbusen von Neapel reichte, und erwogen die privatrechtliche Teilung der Hinterlassenschaft Ludwigs des Frommen, als handelte es sich um die Veräußerung eines fränkischen Landhofes an der Schelde. Erst als sie tagten, wurden sie gewahr, wie reichgestaltig und verschiedenartig das Gebiet und die Völker waren, die nun für immer geschieden werden sollten, um alten fränkischen Rechtsgrundsätzen zu genügen und zugleich den Machtwillen der Erben zu befriedigen. Erst im Sommer gebießen die Verhandlungen zum Abschluß. Die Einheitsidee, die von der Kirche gestützt worden war, unterlag den partikularen Gewalten, die Dreiteilung wurde bekräftigt, das Testament Ludwigs war stärker als das Interesse des Reiches, in dem noch keine nationale Überlegung.

Am 11. August 843 unterschrieben die Enkel Karl des Großen zu Verdun den Teilungsvertrag, der das Frankenreich in drei Stücke brach, um drei Brüdern möglichst gleichartige, zu gemeinsamer Politik und selbständiger Verwaltung taugliche Erbteile zuzurufen, der aber dem besiegten Lothar ein Zwischenreich ließ, das jeder Gestaltung spottete. Die Kaisertrone bot Lothar keinen Ersatz für den Mangel eines abgerundeten Reiches. Sie schwebte als wesenloser Schein über seinem Haupte, denn ihr

Unsehen war an die fränkische Gesamtmacht geknüpft und an den Gebrauch derselben zur Erfüllung theokratischer Ideen. Die anationale, auf klassizistischer Grundlage ruhende Universalmonarchie Karls des Großen wurde im Jahre 843 von der Neugestaltung romanischer und germanischer Reiche abgelöst. Die theokratische Idee ging darüber nicht zugrunde. Sie wurde vom Papsttum in die neue Zeit hinüber gerettet und bis zur Neuschmiedung eines obwaltenden weltlichen Schwertes wohl verwahrt.

Der Vertrag, der in der alten Maasfeste am Rande der Argonnen geschlossen wurde, ließ Karl dem Kahlen die Lande westlich der oberen Maas und der Schelde und das burgundische Land westlich der Saone, gab Ludwig dem Deutschen alle Lande rechts des Rheins und auf dem linken Ufer die alemannischen Gebiete Rätien, Thurgau und Aargau und die weinreichen Gegenden von Worms, Speier und Mainz. Zum erstenmal schieden sich in den Erbteilen Ludwigs und Karls, abgesehen von dem deutschsprechenden Flandern, die Länder germanischer und romanischer Zunge, dagegen wußte das Mittelreich Lothars nichts von Wohlgestalt und einheitlicher Zunge. Lothar erhielt Friesland bis zur Wesermündung, das Gebiet zwischen der Schelde und dem Niederrhein und das Uferland rechts des Stromes bis zum Einlauf der Sieg, das Moselland, das Elsaß bis zur Maas, Burgund und Italien. Er besaß die Kaiserstädte Aachen und Rom und die Rhonelinie, aber kein natürlich abgerundetes, völkisch zusammengehaltenes Reich.

Das Stromgebiet des Rheins lag willkürlich zerstückelt und zerrissen, alle Zusammenhänge waren gelöst.

Lothar I. erkannte, daß er sein seltsames Reich nicht in einer Hand behalten konnte, und übergab das Königreich Italien seinem ältesten Sohne Ludwig II. Wenige Jahre später teilte der lebensmüde Kaiser den burgundischen und rheinischen Besitz unter seine beiden anderen Söhne. Lothar II. erhielt Friesland und die linksrheinischen Lande, der jüngste Sohn Karl erbte das Saoneland, Burgund und die Provence. Der Kaisertitel fiel an den Beherrscher Italiens. Diese Erbteilung vollendete den Zusammenbruch der fränkischen Zentralstellung. Die Rhein-Rhone-Linie zerriß, und das Stromgebiet des Rheins wurde von völliger politischer Auflösung bedroht. Das Aussterben des lotharingischen Hauses machte dem Spuit ein rasches Ende. Der Kaiser verschied im Jahre 855, Karl starb im Jahre 863 und Lothar II. sank im Jahre 869 ins Grab. Kaiser Ludwig II. herrschte in Italien, dem Frankenreiche abgewandt, bis ihn der Tod im Jahre 875 zu sich rief.

Nach dem Tode Lothars II. sahen sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche vor die Aufteilung des lotharingischen Erbes gestellt. Karl der

Rahle griff sofort nach Lotharingen, um die alten Stammlande mit Neustrien zu vereinigen, aber Ludwig der Deutsche verscheuchte den Jüngeren durch eine drohende Gehärde aus dem Erbe der Pipiniden und forderte gleiches Recht. Die Brüder waren seit dem Tage von Verdun zu natürlichen Feinden geworden. Als das Mittelreich zusammenbrach, traten sie sich als Erben gewappnet gegenüber, legten jedoch bald das Schwert aus der Hand, um zu teilen, was zwischen ihren Grenzen lag. Am 8. August 870 fertigten sie zu Mersen an der Maas, unweit der Kaiserstadt Aachen, den Vertrag, der das Reich Karls des Großen in zwei Hälften schied. Die Scheidelinie wurde von der Mündung der Maas zum Genfer See gezogen. Friesland, Holland, das Land zwischen der Maas und dem Niederrhein, der Mosel und dem Mittelrhein, das Elsaß, Hochburgund und die Schweiz fielen an das Reich Ludwigs des Deutschen, das Land zwischen der Maas und der Schelde und Burgund fiel an Karl. Die friedliche Abkunft rettete das Stromgebiet des Rheins vor dem politischen Zerfall und gab das linksrheinische Stromland zum größten Teil dem Ostreich, in dem die gemeinsame deutsche Sprache klang, befriedigte aber keinen Erben ganz.

Die Uferlande des Rheins verloren durch diese Teilung die zentrale Stellung, die ihnen im Reiche Karls des Großen zugefallen war, und rückten an die Westgrenze des Ostreiches, das nicht nach Westen, sondern gen Osten blickte. König Ludwig der Deutsche saß in Regensburg und hütete Bayern, das Reich und den Rhein vor den Slawen und den neuauftauchenden Ungarn. Das Ostreich kämpfte an der Elbe, am Böhmer Wald und im Donautal nicht nur für sich und den Rhein, sondern auch für das glücklichere Westreich, das seinen Bestand unendlich weniger gefährdet sah. Der Westfranke focht mit den Arabern, die die spanische Mark bedrohten, und erwehrte sich der Normannen, die seine Küsten plünderten, war aber vor Slawen und Ungarn geschützt, solange das Ostfrankenreich die Kulturgrenze des Abendlandes hütete. Da der Westfranke von Anfang an nach Osten schielte und auf den Augenblick wartete, seine Grenzen über die Maas und die Mosel in den Rhein vorzuschieben, bildete sich zwischen beiden Reichshälften in elementarer Gegensatz, der rasch gefährliche Gestalt gewann. Er führte zum neuen Kampf um den Rhein.

Als Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle den Vertrag zu Mersen unterschrieben, war ein Jahrtausend im geschichtlichen Kampf um den Rhein erfüllt. Der Blick schweift zurück.

Die Schattenheere der Stribern stehen am Anfang des Millenniums, am taucht das Schwertkönigreich Arriovists aus der Tiefe der geschichtlichen Erinnerung. Cäsar erscheint und führt das Römertum zum Siege. Er bindet Rhone und Rhein zur strategischen Bewegungslinie, um Gallien

aus der Flanke zu beherrschen, vertreibt die Germanen vom linken Ufer des Stromes, bedroht Britannien und wirft die Germanenwelt vierhundert Jahre vom Rhein zurück. Drusus und Tiberius treten in seine Stapsen, ziehen wider die Deutschen, stoßen die Tore Süddeutschlands, Mitteldeutschlands und Norddeutschlands ein und tragen Roms Ueber den duldenden Strom. Die Alpen fallen, die Pässe springen auf, das römische Weltreich überschattet die Festlandsmasse zwischen dem Mittelmeer und der nordischen See. Am Tiber sitzt der Welt Herrscher, dem Gallien flaglos zinst, während der Deutsche zum Freiheitskampfe rüstet. Die Gestalt Arminius, des Cheruskers, reckt sich über den Teutoburger Wald, die Varusschlacht widerhallt im goldenen Hause des Augustus, das Nordtor Deutschlands öffnet sich nach Westen, deutsche Waffen spiegeln sich im Strom. Sie werden zurückgerufen und schlagen im Kampfe Arminius und Marobodus vor der böhmischen Zitadelle die erste Bruderschlacht. Der Römer überläßt Germanien seiner Zwietracht und freut sich des Besizes des Rheins. Plötzlich rüttelt der Bataver Civilis an den militärischen Stützen des Römerreiches, der Schatten eines gallischen Imperiums huscht über die Szene, und die Soldatenkaiser eilen, Germanien in den Limes einzuschließen, um die Barbaren vom Strome fernzuhalten. Aber die jungen raumfordernden Völker lassen sich von dem alternden Kaisertum nicht mehr bannen. Sie durchbrechen die gefesteten Grenzen und tragen ihr Volkstum auf Schilden und Speeren über den Rhein. Der Kampf um den Strom wird zum Kampfe der freien Germanen mit dem barbarisierten Römerheer. Julian Apostata erneuert mit der Hilfe germanischer Vasallen Cäsars Alemannenschlacht und rückt die Grundstellung der römischen Verteidigung vom Po an die Seine. Gratian erröthet den letzten Sieg im Angesicht des Rheins, der Limes fällt in Trümmer, germanische Siedler, germanische Reiche füllen die entkräftete Römerwelt, der Rhein fließt zwischen germanischen Ufern. Das Rheintal weitet sich zum Stromgebiet. Römisch-germanische Nachfolgestaaten erheben sich am Rande der politischen Oikumene des kulturgefüllten Abendlandes und vereinigen ihre Streitkräfte auf den Ratalaunischen Feldern mit denen des letzten römischen Feldherrn, um die Summen aus den Grenzen der Kultur zu scheuchen. König Etzel düstere Gestalt kreuzt flüchtend den Strom. Die Westgermanen streiten sich um den Besitz des Stromlandes. Der Franko macht sich zum Herrn des gallischen Kernlandes, der Alemanne stößt den Pflug in die Erde des Oberrheins, der Burgunder wird zum Romanen, Chlodwig betet zum Gott Chrodechildens und schlägt die zweite Bruderschlacht. Der Alemanne weicht gegen die Alpen. Er begehrt keinen Anteil an dem Königsglanz germanischer Frühreiche und läßt dem Ostgoten Theodorich und den Merowingern den

Ruhm und die Last des Patriziats und des Wettkampfes um die Macht. Theodorichs römisch-germanischer Idealstaat wird mit der Leiche des großen Amalers im Mausoleum zu Ravenna bestattet, der Rhein wird zur Kraftquelle germanischen Helventums. Das selbstflüchtige, selbstherrliche Reich der Franken steigt empor, das Erbkönigtum der Merowinger fällt in die starken Hände der Hausmeier, Karl Martell schmiedet das neue Reich, bettet den Rhein in staatliche Grenzen und errettet die abendländische Christenheit vor dem Schwerte Mohammeds. Pipin der Kurze macht sich mit der Hilfe der Papstkirche zum König der Franken, die Slawen überfluten die Ostgrenzen der germanischen Welt, der Rhein wird zur Glaubensgrenze, bis der Franke dem Kreuz im Sachsenland mit Feuer und Schwert den Weg bereitet. Karl der Große hebt die Kaiserkrone aufs Haupt und macht den Strom zur Hauptschlagader seines universalen, von einer klassizistischen Idee eingegebenen und von germanischer Schwertgewalt getragenen Reiches. Der Tod des Kaisers löst die Klammern der zyklisch gestalteten Welt. Ludwig der Fromme hält die auseinanderstrebenden Teile im Kampfe mit dem eigenen Blut noch mühsam zusammen, dann spaltet sich der stolze Bau und der Rhein fällt in politische Klüfte. Über ihm tobt der Bruderstreit der Karolinger. Als tausend Jahre erfüllt sind, taucht der Strom ins Licht einer neuen, geschichtlichen Entwicklung. Der Ostfranke wird zum Deutschen, der Westfranke wandelt sich zum Welschen. Beide begehren des Stromes, der zwischen deutschen Ufern fließt und dem Deutschen zugesprochen wird, aber den Welschen nicht ruhen läßt und nun, aufs neue umkämpft, schicksalhafter als je seine Fluten ins zweite Millennium wälzt. — — —

Als Lothars letzter Sohn, Kaiser Ludwig II., im Jahre 875 starb, griff Karl der Kahle über das ältere Recht Ludwigs des Deutschen und seiner Nachkommen hinweg nach Italien und der Kaiserkrone. Er fand den Papst bereit, ihn zu krönen, und gab dafür willig bisher souverän gelübte Rechte hin. Sein Zug nach Italien und die Krönung zu Rom schufen neue Voraussetzungen zur Führung des Kaisertitels. Ludwig der Deutsche fiel Recht und Rache suchend in die Champagne ein, starb aber schon im Jahre 876 und überließ den Austrag des Streites seinen Söhnen Karlmann, Ludwig und Karl.

Karl der Kahle kehrte triumphierend von Rom zurück und rüstete sofort zur Eroberung des Rheins. Er sammelte seine Vasallen bei Soissons, überschritt die Schelde, die Maas und die Ardennen, besetzte Aachen und Köln und rückte zuversichtlich rheinaufwärts, um sich des Rheingaus zu bemächtigen und Mainz, Worms und Speier zu erobern. Er zweifelte nicht, daß ihm der Zug gelinge, und ließ den Söhnen Ludwigs

sagen, er käme mit so vielen Pferden, daß sie den Rhein aussaufen könnten. Aus dieser sinnfälligen Prahlerei spricht die erste französisch gedachte Drohung, die über den Strom verhängt wurde.

Ludwig III., der zweite Sohn Ludwigs des Deutschen, übernahm den Schutz des Rheines und trat dem Herrn Neustriens, Aquitaniens und Italiens im Becken von Neuwied, auf alter Römerstätte, entgegen. Am 8. Oktober 876 kam es vor den Toren Andernachs zur Schlacht. Karls Feldherr, der Franke Reginhard, ordnete die welschen Scharen zum Angriff und führte sie siegesbewußt gegen den schwächeren Feind. Ludwig nahm den Kampf an, stürzte sich auf Karls glänzende Geschwader und warf sie im Zusammenprall auseinander. Reginhard fiel im Handgemenge, das geschlagene Heer flüchtete über die Mosel.

Der Tag von Andernach rettete den Deutschen den Rhein und das Moselland. Es war die erste Schlacht, die zwischen dem Ostreich und dem Westreich der Karolinger um den Besitz des Rheines ausgekämpft wurde, die erste Auseinandersetzung zwischen Deutsch und Welsch und darum keine Bruderschlacht. Sie wurde von den Deutschen in der Verteidigung aufgenommen, im ritterlichen Zusammenprall auf offenem Plan gewonnen, und hat den Streit zugunsten des germanischen Besitzstandes entschieden. Das Westreich und das in ihm sich bildende Franzosentum wurden über die Merseburger Vertragsgrenze und die Argonnen zurückgeworfen. Ludwig III. holte Metz und Lotharingen heim.

Karl der Kahle büßte den Tag von Andernach schwer. Er fühlte sich fortan von seinem Glück verlassen, vermochte auf einer zweiten Römerfahrt Italien und das Patrimonium Petri vor sarazentischen Raubzügen nicht zu schützen, sah Karlmann, den ältesten Sohn Ludwigs des Deutschen, über sein Haupt weg nach der Kaiserkrone greifen und starb kurz darauf als ein gebrochener Mann. Mit seinem Tode begann das große Sterben unter den Karolingern. Sie fielen wie Ähren unter der Sense des großen Schnitters und ließen Reiche und Kronen verwaist. Im Zeitraum von zehn Jahren sanken sieben herrschfähige Karolinger ins Grab. Beide Reiche gerieten darob ins Wanken.

Die ganze abendländische Festlandsmasse wurde um diese Zeit durch seefahrende Raubvölker und das wilde Reitervolk der Ungarn in ihren Grundfesten erschüttert. Die Normannen fuhren die Ströme hinauf und plünderten die deutschen und die romanischen Lande, die Sarazenen setzten die Küsten des Mittelmeeres in Schrecken und erreichten auf verwegenen Landzügen die Südgrenzen Alemanniens. Die Ungarn überschritten den Böhmer Wald, den Inn und die Sulzischen Alpen und ritten raubend und verwüstend bis Spanien. Die Karolinger erwehrt sich mühsam dieser äußeren Ge-

fahren und zerstritten sich im Inneren über das fallende Erbe, bis aus dem jählings hereingebrochenen Chaos eine neue Ordnung geboren wurde.

Der Kampf um den Rhein schweigt in dieser wilden, trüben Zeit mitnichten, aber er ringt sich nicht aus Karolingerfehden, Normannenfahrten, Slawenkriegen, Madjarenstürmen, Reichsteilungen und Stammeswirren an die Oberfläche. Um ihn her gestaltet sich die Welt.

Das Westfrankenreich löst sich in selbstständige Teile. Hoch- und Niedenburgund werden zu unabhängigen Reichen, die atlantische Küste fällt in die Gewalt der Normannen, das Franzosentum des Seinebeckens schließt sich gegen die Randländer ab, schlägt die Normannen unter den Mauern von Paris zurück und sammelt die Kräfte, aus denen später ein größeres Reich hervorgehen soll. In Italien kämpfen eingeborene Fürsten um die Macht, die den Karolingern entglitten ist, und werfen einander die entwertete abendländische Kaiserkrone als Spielball zu.

Das Ostfrankenreich erkennt sein Deutschtum als gemeinsames Zeichen der von Karl dem Großen zusammengeschweißten Stämme. Sachsen, Alemannen, Franken, Thüringer und Bayern werden sich ihrer Stammeszugehörigkeit aufs neue bewußt und suchen sich einen König. Arnulf von Kärnten empfängt Mantel und Schwert. Aber die Erhebung Arnulfs, des natürlichen Sohnes Karlmanns, zum deutschen König ehrt nicht das Blut der Karolinger, sondern den tapferen Mann, der als Vorkämpfer des Deutschtums auf den Schild gehoben wird, um gegen Normannen, Italiener, Slawen und Ungarn zu fechten.

Arnulf rückt im Sommer des Jahres 891 an den Rhein, erscheint im Herbst vor den Ardennenpässen, scheucht normannische Beutescharen über die Maas und fordert die Hauptmacht des Feindes am 1. November 891 bei Löwen an der Dyle vor den Wällen des normannischen Strandlagers zur Schlacht. Die Deutschen werfen den Feind, steigen von den Pferden, stürmen das Räuberneß und jagen die Wikinger auf ihre Schiffe. Arnulf sucht das gefährdete Niederland durch Stärkung der Königsgewalt zu sichern und erhebt seinen natürlichen Sohn Zwentibold zum König von Lotharingen. Dem leidenschaftlichen Jüngling leuchtet kein glücklicher Stern. Er wird in die Fehden der lothringischen Großen gerissen, läßt sich zu Gewalttaten verleiten, überwirft sich mit seinem Berater, dem Grafen Reginar vom Hennegau, und treibt den mächtigen Mann in das Lager der westfränkischen Karolinger. Reginar ruft die Neustrier zu Hilfe und findet an der Seine Gehör. Karl der Einfältige, der Sohn Ludwigs des Stammers, fällt mit neustrischer Heeresmacht in Lothringen ein und erneuert die Politik seines Großvaters Karls des Kahlen. Er besetzt Aachen und Nymwegen und rückt wie sein Ahn rheinaufwärts, um das ganze Erbe Lothars

vom Meere bis zu den Vogesen an sich zu reißen. Deutsche Swietracht gibt ihm den Weg frei. Zwentibold flüchtet über die Mosel.

Arnulf von Kärnten liegt in Italien und an der Slavengrenze verstrickt und kann seinem ungebärdigen Sohne nicht helfen. Karl wird trotzdem geschlagen.

Der welsche Karolinger findet am Rheine kein Willkommen, das Volk kehrt sich ab, seine Vasallen weigern ihm die Heeresfolge und reiten nach Hause. Das Unternehmen sinkt kraftlos zu Boden.

Unterdessen hat Arnulf von Kärnten die Last der Römerzüge auf sich genommen. Er zieht nach Italien, entreißt den Spoletinern die Kaiserkrone und wird in Rom zum Kaiser gekrönt. Aber es ist ihm kein langes Leben beschieden. Als er zum zweitenmal über die Alpen steigt, um die italienische Kleinstaatenwelt zu ordnen, erkrankt er und kehrt als siecher Mann über den Brenner heim. Er müht sich noch in seiner Heimat gegen die Slawen, aber seine Kraft ist gebrochen. Im Jahre 899 naht ihm auf seinem Königssitz Regensburg der erlösende Tod. Er hat das Karolingerblut noch einmal zu Ehren gebracht und läßt das Reich seinem ehelichen Sohne Ludwig, der dem Altern als schwaches Geschöpflein geschenkt ward.

Ludwig, das Kind, wird als sechsjähriges Knäblein zum König der Deutschen gekürt und trägt das Karolingertum in Deutschland unter Stammesfehden, Kämpfen zwischen weltlichen und geistlichen Fürsten und Ungarnstürmen zu Grabe. Zwentibold fiel zuerst. Der letzte König von Lotharingen sank in einem Gefecht an der Maas gegen seine aufständischen Großen. Vergebens hofften die Westkarolinger, daß die Vasallen Zwentibolds sich nun zu ihnen bekennen. Sie wandten sich dem Rhein zu und huldigten dem Kinde Ludwig. Es war der letzte Lichtstrahl, der dem Ostkarolingertum zuteil wurde.

Slawen, Ungarn und deutsche Swietracht tauchten das Reich des königlichen Kindes bald in finstere Nacht. Im Jahre 907 erlagen die Bayern, auf sich selbst gestellt, dem Einbruch der ungarischen Reiterheere, die mit vielen tausend Pferden ins Land fielen. Markgraf Luitpold, die Bischöfe und die Blüte der bayerischen Ritterschaft deckten das Feld. Im Jahre darauf brausten die Ungarn über die Saale und verwüsteten Sachsen, im Jahre 909 erschienen sie sengend und brennend in Schwaben. „Herr, bewahre uns vor der Ungarn Not“, betete das Volk, als sie Jahr für Jahr aus der Rheisebene hervorbrachen, um sich im Christenland gütlich zu tun. Im Jahr 910 überrannten sie das wehrlose Bayern und lenkten ihre Rosse dem Schwäbischen Meere zu. Da trat ihnen der kleine König an der schwäbischen Stammesgrenze mit geringer Gefolgschaft entgegen. Er schlug als Siebzehnjähriger am Lech seine einzige Schlacht und verlor sie

an die vorüberbrausende Übermacht. Die siegreichen Ungarn ergossen sich plündernd über die schwäbischen Gefilde und zertraten Klöster und Flecken. Vorpreschende Scharen erblickten den Spiegel des Bodensees, ritten den Schwarzwald hinauf, schwammen über den Rhein und zogen auf den Spuren der Hunnen gen Westen.

Im Jahre darauf erlosch das Lebensflämmlein Ludwigs des Kindes. Die Deutschen schritten abermals zur Königswahl. Franken, Sachsen, Alemannen — nun Schwaben genannt — und Bayern, die vier großen Stämme, die sich während des Niedergangs des Karolingerreiches zu festen, von Herzögen geschützten Verbänden entwickelt hatten, traten zur Wahl zusammen. Nur Lothringen hielt sich fern. Die lothringischen Großen begehrten keinen König aus anderem Geschlecht, solange noch ein Karolinger lebte, und wandten sich nun Karl dem Einfältigen zu, dessen Schwäche ihnen wohlgefälliger war als die Kraft eines unbekannten Königs. Die Grenze des karolingischen Westreiches rückte an den Rhein. Karl eilte nach Aachen und nannte sich fortan „König der Franken“. Der vielgewandte Graf Reginar, der einst für und gegen Zwentibold, dann für Ludwig das Kind und für und gegen Karl selbst gekämpft hatte, war der eifrigste Parteigänger der welschen Sache. Er übte unter diesem schwächlichen Herrn die größte Macht und sann zugleich auf die Errichtung eines eigenen Herzogtums.

Der Gedanke Lothars kommt nicht zur Ruhe. Die lothringische Erbschaft wandelt sich zur Machtfrage und rollt als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich. Der Kampf um den Rhein wird in politische Teilfragen gespalten.

Während dies im Westen geschah, gab sich der Osten ein neues Haupt. Die Deutschen kürten Konrad, den Herzog der Franken, zum König, aber die Wahl wandte das Glück nicht zugunsten des notleidenden Reiches. Konrad vertat Kraft und Ansehen in Kämpfen um Mehrung seiner Hausmacht und vergaß, daß er die Königsgewalt am sichersten stärkte, wenn er die deutschen Stämme gegen den äußeren Feind, gegen Ungarn und Neufriar, vereinigte. So verfiel das Ostfrankenreich immer größerer Schwäche. Die Ungarn suchten Deutschland unter dem Schwerte Konrads schlimmer heim als in den Tagen Ludwigs des Kindes, und die Fehde, die Konrad mit Herzog Heinrich von Sachsen, dem mächtigen Ludolfinger, ausfocht, endete mit der Niederlage des kurzichtigen Königs. Selbst im Kampfe um den Rhein versagte dem König die Kraft zur Wiedererwerbung des abtrünnigen Lothringens. Vergebens zog er gegen den Westen zu Felde. Er mußte sich bescheiden, dem Osten das Elsaß zu erhalten, das schon von Norden und Süden bedrängt wurde. Lothringen gab sich zwar in dem

Grafen Reginar vom Hennegau einen eigenen Herzog, hielt aber zum Hause der Karolinger.

Als die Ungarn im Jahre 918 auf neuer Raubfahrt ungestraft alle Lande von den Ostmarken bis zum Rheine brandschatzten und sogar in die oberrheinische Tiefebene einbrachen, entsank dem unglücklichen König das Schwert. Mit den Herzögen verfeindet, von den Bischöfen verlassen, legte er sich zu Ende des Jahres 918 zum Sterben.

Da rettete er in der Todesstunde sein Gedächtnis und die Ehre seines Namens, indem er seinen Bruder mit Königsmantel, Krone und Schwert zu seinem größten Gegner Heinrich von Sachsen sandte und ihn aufforderte, sich zur Königswahl zu stellen. Es war die einzige politische Tat, die dem tapferen Manne gelang. Er band die Zukunft der Deutschen in der grimmigsten Not an die Kraft des zähesten deutschen Stammes und bezeichnete den unabhängigsten Mann als seinen Nachfolger, nachdem der Schwung der Franken ermattet war und die Bayern sich nahezu verblutet hatten. Die Sachsen übernahmen die Führung. Die Stunde der Schwaben war noch nicht gekommen.

Als Herzog Heinrich vom Vogelherd aufstand, um die Zeichen der Königsmacht zu empfangen, trat Deutschland in eine neue Zeit. Konrad I. war ein geduldeter König, Heinrich I. wurde zum geachteten König der Deutschen und zum Begründer deutscher Macht. Die föderative Grundlage des deutschen Reiches erwuchs aus dem Verständnis, das der erste Herrscher sächsischen Stammes der Herzogsgewalt und dem Stammesbewußtsein entgegentrug.

Ein starker König tat dem Reiche not, das sich der äußeren Feinde kaum erwehren konnte. Heinrich I. schloß mit den Ungarn einen Vertrag, der die sächsisch-thüringischen Lande neun Jahre vor den Einfällen der wilden Scharen schützte, schlug unterdessen die Slawen, eroberte ihre Feste Brennabor, drang dann, von dem Herzog Arnulf von Bayern in der Flanke gedeckt, durch die Saalepforte in Böhmen ein und stürmte die Burg Prag. An der Havel, der Saale, der Unstrut und an den Papswegen des Harzes erstanden deutsche Burgen, die Mari^a Schleswig wurde wieder aufgerichtet — ein Zug frischen kriegerischen Handelns und zielbewußter politischer Tätigkeit ging, dem Rhein abgewandt, durch das tief im sächsischen Boden verwurzelte Königtum des Finklers, der mit beiden Füßen auf heimische Erde trat und den Blick nicht in die Wolken schweifen ließ. Als neun Jahre vergangen waren und die Ungarn wiederkehrten, traf sie Heinrichs Schwert. Sie erschienen im Frühling des Jahres 933 in Thüringen und stießen an der Unstrut auf die thüringische Ritterschaft. Heinrich ging ihnen in tiefgescharter Kolonne entgegen, ließ ihnen keine Zeit, den zweiten

Pfeil abzuschließen, entwickelte seine Geschwader im Anritt zur Linie und zersprengte den überraschten Feind. Wo die sächsischen Lanzen zum Stich, die Schwerter zum Hauen kamen, leerten sich die ungarischen Sättel. Da wandten die Madjaren die Gäule und ließen den Deutschen das Feld.

Während Heinrich kraftvoll und zielbewußt im Osten kämpfte, floß der Rhein auf der Abendseite des Reiches an verschatteter Grenze. Aber auch hier regte sich frisches Leben und erfüllte das Stromland mit stärkerem Blutschlag.

Der Kampf um den Rhein wurde um diese Zeit zum Kampf um die Behauptung deutscher Art im Stromgebiet und führte zur Verknüpfung alemannischer und burgundischer Interessen und zur Rückwendung Lothringens zum stammesverwandten Ostreich. Herzog Burkart von Schwaben und Alemannien gab seine Tochter Berta, die fromme Spinnerin, dem König Rudolf von Hochburgund zur Frau und schuf so eine starke Verbindung zwischen dem Bodensee und dem Lémansee. Das Elsaß hatte an den Vorteilen dieser Vermählung keinen Teil. Es lag seit dem Zerfall der fränkischen Macht in drückender Enge dem Einfluß des Westreiches preisgegeben, wahrte mühsam seine deutsche Art und seine Einordnung ins stammesverwandte Ostreich und wurde die Beute vorüberbrausender Ungarnschwärme. Von allen Seiten brachen die wilden Reiter über das Klosterreiche, gesegnete Land herein. Im Jahre 917 zerstörten sie Basel und die Vogesenklöster, im Jahre 926 schweiften sie plündernd von St. Gallen bis Besançon und bereiteten dem Grafen Liutfried, der sich ihnen an der Burgunder Pforte entgegenwarf, im Vorüberbrausen eine schwere Niederlage.

Das Elsaß überwand auch diese Pein und hielt zäh und treu zum Reiche. Als Lothringen sich auf sein Ostfränkentum zurückbesann, wurde die Stellung des Vogesenlandes erleichtert. Karl der Einfältige behauptete seine Macht nur wenige Jahre. Reginars Sohn Giselaert, der seinem Vater im Jahre 915 in der Macht gefolgt war, erhob sich zuerst wider ihn, vermochte ihm aber die Gewalt nicht zu entreißen und wurde aufs neue zur Kniebeuge gezwungen. König Heinrich konnte ihm nicht helfen, solange er an der Elbe gefesselt stand. Er hütete sich, einen kraftverzehrenden Zweifrontenkrieg zu führen, und schloß im Jahre 921 einen Freundschaftsvertrag mit Karl dem Einfältigen, um seine Aufgaben an der Elbe zu erfüllen.

Karl und Heinrich, der westfränkische und der ostfränkische König, kamen auf einem Schiffe zusammen, das bei Bonn in der Mitte des Stromes verankert wurde, und gelobten einander treue Freundschaft. Der faule Friede, der auf dem rinnenden Strom abgeschlossen wurde, wahrte nicht lange. Zwei Jahre später stürzte eine Erhebung der westfränkischen Feudalherren den Karolinger vom Throne. Da riefen die Lothringer Großen, an ihrer

Spitze Graf Gisbert und der Erzbischof von Trier, den König des Ostreiches zu Hilfe wider die Welschgesinnten, und König Heinrich erschien, den Bann der Slawenkriege brechend, an den Ufern des Rheins, warf die westfränkische Partei in Lothringen nieder und verband das Rheinland, das Moselland und die Niederlande wieder mit dem Deutschen Reich, das nun binnen kurzer Frist aus tiefster Not zum Gipfel neuer Machtbildung emporstieg.

Heinrich I. schied im Jahre 936 als schlichter deutscher Heerkönig von hinnen und ließ den Deutschen seinen Sohn Otto als Führer zu weltgeschichtlicher Größe. Der Rhein trat aus dem Schatten ins Licht. Die deutschen Herzöge hoben den Sohn Heinrichs nicht auf den Heerschuh, sondern setzten ihn an geheiligter Stätte auf den Stuhl Karls des Großen, die Erzbischöfe von Mainz und Köln erteilten ihm die Weihe, Aachen, „der erste Königshof, der Hauptsitz des Reiches“ erstand zu neuem Glanz. Die Saat, die Heinrich in blutigen Boden gesät, schoß in die Ähren und umwogte den Erben als goldenes Meer. Aber es war dem jungen König nicht gegeben, sie mit leichter Hand zu ernten. Die Herzöge waren nicht geneigt, sich seinem starken Herrscherwillen zu fügen.

Der Kampf um den Rhein verlor unter dem Scepter Ottos des Großen seine Schärfe. Das Westfrankenreich, das sich im Seinebecken und in den Randländern zwischen der Marne, der Sambre, der Maas und der Loire abgekapfelt hatte und aus einem Reiche der Westfranken allmählich zu Frankreich wurde, lag in Thronwirren und Feudalfehden gebunden und wandte sich für eine Weile vom Osten ab.

Die Kämpfe, die damals im Stromgebiet des Rheins entfesselt wurden, galten nicht dem Besitz des Stromes, sondern dem Austrag des Kampfes zwischen Otto und den Herzögen. Da Herzog Gisbert auf der Seite der Empörer stand, wälzte sich der Kampf im Jahre 939 über den Strom. Ottos Anhänger schlugen den Lothringer auf dem rechten Ufer des Rheins, gegenüber von Andernach, und jagten ihn in den Strom. Im Jahre darauf drang der König an der Spitze der Seinen durch Lothringen in Frankreich ein, um seinem Neffen Ludwig IV., dem Sohne Karls des Einfältigen, zu Hilfe zu kommen und ihn vor seinem Widerpart, Hugo dem Großen, dem Herzog von Francien, zu retten. Die deutsche Ritterschaft durchzog die Champagne und lagerte am Ufer der Seine. Der deutsche König führte den Karolinger auf den Thron zurück und begehrte keinen anderen Dank als die Anerkennung, daß Lothringen dem Reiche gehöre.

Zwei Jahre später trafen die Könige an der Maas zusammen, um den Frieden zu beschwören. Ludwig verzichtete feierlich auf jeden Anspruch an Lothringen. Die Zusammenkunft an der Maas löschte die Erinnerung an das Jahr 899 und die Abrede von Bonn.

Als Otto der Große im Jahre 948 wiederum an den Rhein zurückkehrte, erschien er als Schiedsrichter im französischen Kronstreit. Er rückte abermals an die Seine, um seinem Spruche Geltung zu verschaffen, zwang Hugo, dem Karolinger zu huldigen und ihm die Felsenfeste Laon abzutreten, und blieb unter den Mauern von Paris stehen, bis die Sentenz erfüllt war. Dann zog der König nach Italien, die Königinwitwe Adelheid, die Tochter des Königs Rudolf II. von Burgund, zu freien und die lombardische Krone zu erringen. Er ließ den Rhein, das Elsaß und das alte lotharingische Gebiet im Frieden hinter sich. Die Lande lagen sicher in des Reiches Hut und sahen außer den Ungarn keinen Feind.

Die Ungarn hatten die Schlacht an der Anstrut längst verschmerzt. Im Jahre 954 brachen sie wiederum über die deutschen Grenzen, fegten das Maintal und ergossen sich ins rheinische Niederland. Als sie im Jahre darauf abermals an die Marken des Reiches pochten, erteilte sie die Rache.

König Otto brach auf die Kunde vom Einfall der ungarischen Scharen sofort von seinem Königssitz Magdeburg auf, rief Böhmen, Bayern, Franken und Sachsen heran, konnte sich auf dem Nordufer der Donau mit ihnen vereinigen, setzte im Rücken des Feindes über die Donau und trat den Madjaren bei Augsburg mit verwandter Front entgegen. Da die deutsche Swietracht schlafen gegangen war, erfochten die vereinigten deutschen Heerhaufen am 10. August 955 auf dem Lechfeld einen entscheidenden Sieg. Die Ungarn wurden umfaßt und zersprengt und erlitten bei dem Versuche, durchzubrechen und auf Umwegen ihre Rückzugslinie zu gewinnen, ungeheure Verluste.

Der Sieg hallte im ganzen Abendland wider und beschwor die Erinnerung an den Tag von Poitiers herauf. Es war die erste große Schlacht, die von den vereinigten deutschen Stämmen unter dem Banner des neuen Reiches ausgefochten wurde. Sie scheuchte die Ungarn für immer aus den Grenzen des Abendlandes und setzte dem tapferen asiatischen Volke im Tiefland der Donau zwischen Nord- und Südslawen feste Grenzen.

Der König, der diese Schlacht gewonnen, war der Kaiserkrone wert. Als Otto der Große das Kleinod im Jahre 962 empfing und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation aufrichtete, das, die Alpen verleugnend, das ideelle Schwergewicht von deutscher Erde nach Italien trug, trat der Kampf um den Rhein in den Hintergrund der Weltbühne, die nun von dem gewaltigen Ringen des Papsttums mit dem Kaisertum erschüttert und von den großartigen Wandelbildern der Kreuzzüge erfüllt wurde. Das mystische Zeitalter zog herauf, ergriff Orient und Okzident, Christenheit und Islam, und hielt Europa und die Mittelmeerwelt drei Jahrhunderte in seinem Bann.

Auf der Hinterbühne des Welttheaters aber wurden Auseinandersetzungen vorbereitet, die die universalen Ideen mit nationalen Idealen im Kampfe sahen.

Der Rhein liegt seit der Erhöhung Ottos des Großen zum römischen Kaiser zwischen deutschen Ufern und, wiederum eng mit der Rhone verknüpft, im gesichertsten Machtgebiet des ost- und südwärts gerichteten Reiches. Die Christianisierung des Oberlandes und die Beherrschung Italiens ruhen auf der festen Grundlage des Stromgebietes des Rheins.

Trotzdem bleibt der Strom nicht ungefährdet. Der Gedanke des alten lotharingischen Zwischenreiches kommt nicht zur Ruhe und lockt die lothringischen Großen zu Aufständen, die dem Eingreifen Frankreichs den Weg bereiten.

Im Jahre 978 erscheint König Lothar von Frankreich vor Aachen, um den Sohn Ottos des Großen zu überfallen. Otto II. entrinnt nach Köln, die Kaiserstadt wird geplündert und das Land verheert. Lothar befiehlt, den ehernen Adler der Kaiserpfalz nach Westen zu drehen. Aus dieser französischen Geste blickt zum erstenmal spielerisch, aber sinnfällig verdeutlicht der Gegensatz, der Frankreich und Deutschland trennt, blickt der angemessene Anspruch Frankreichs auf den Rhein. Doch Lothars Feldzug bleibt ohne Erfolg. Die Festung Metz verschließt ihm die Tore und Ottos Rückkehr zwingt den König, Lothringen preiszugeben und ins Seinebecken zu weichen.

Der Kaiser erscheint an der Spitze der deutschen Ritter, um den Friedensbrecher zu züchtigen. Die Deutschen überschreiten die Mosel, verheeren die Champagne und rücken vor Paris, erleiden aber auf dem Rückzug an der Aisne eine Schlappe. Das Mißgeschick kränkt die deutschen Herren, bewegt aber den Kaiser nicht, den Kampf mit Frankreich auszutragen. Er ist der italienischen Politik verfallen und macht Frieden. Lothar und Otto treffen bei Sedan zusammen, der französische König verzichtet auf einen Teil Lothringens zugunsten seines Bruders Karl und der Kampf um den Rhein bleibt unausgetragen.

Deutschland veräumte damals einen großen geschichtlichen Augenblick. Da König Lothar im Jahre 986 starb, sein Sohn Ludwig der Faule schon im Jahre darauf aus dem Leben schied und Karl von Lothringen ihm bald in den Tod nachfolgte, erlosch um die Jahrtausendwende das karolingische Haus, um den Capetingern Platz zu machen. Die erste nationale französische Dynastie bestieg den Frankenthron. Die französische Machtbildung begann. Sie ging im Schatten der europäischen Entwicklung vor sich und beschränkte sich auf die Erfüllung des Seinebeckens mit neuem politischen Inhalt, aber gerade diese Verschattung, diese Abgeschlossenheit gediehen Frankreich zum Heil. Das fruchtbare, kulturgefüllte, von dreifachen Gebirgswällen umschirmte Seinebecken bot sich von Natur zur Bildung eines

Einheitsstaates an. Ein begabtes, auf Kristallisation bedachtes Mischvolf gebieh darin zur gefestigten Nation. Die Raumbescheidung wurde Frankreichs Glück.

Erst als Frankreich aus seinen natürlichen Grenzen hervortrat, um die alten westfränkischen Gebiete unter seinem Scepter zu vereinigen und cäsarischen Anwandlungen zu gehorchen, begann der Kampf um den Rhein aufs neue und mit ihm der Kampf auf Leben und Tod zwischen dem imperial gerichteten Einheitsstaat Frankreich und dem universal empfindenden vielgestaltigen Deutschland. Dazwischen lagen die Kämpfe, die Frankreich mit England führte, um dynastische Fesseln zu lösen und das Inselreich von dem festen Land auszuschließen, das die französische Machtbildung sich als eigen vorbehalten hatte.

Solange Frankreich in seiner Gebundenheit verharrte und sich an der Seine und der Loire befestigte, um von dort aus, dem Laufe der Gewässer folgend, die atlantische Küste zu erreichen oder, südwärts rückend, den Besitz der Gestade des Mittelmeeres zu erstreben, schwieg der Kampf um den Rhein, denn der Drang der Deutschen nach dem Westen war gestillt, seit die Franken sich gespalten hatten und die Burgunder im Rhonetal und im westschweizerischen Hochland zur Ruhe gekommen waren.

Diese stille, beruhigte Zeit sah die Rheinlande von der Quelle bis zur Mündung in strahlender Lebensfülle erblühen. Es war keine Zeit des Friedens, denn die Lande am Rhein nahmen leidenschaftlichen Anteil an den Kämpfen, die das Kaisertum, das Papsttum, Fürsten und Städte miteinander führten, und wurden in wilder Parteilung auseinandergerissen, aber diese inneren Kämpfe flossen aus lebendiger Teilnahme am politischen Geschehen im Rahmen des deutschen Nationalverbandes und trieben das Blut rascher durch die Adern. Darum schweigt die Feder von dieser hohen Zeit, die um das Jahr 1002 mit dem frühen Hinschied Kaiser Ottos III., des schwärmerischen Sohnes Ottos II. und der byzantinischen Prinzessin Theophano, beginnt und etwa mit dem Tode Friedrich Rotharts, des größten deutschen Kaisers, zu Ende geht.

Als Sehnsucht und Glaube des Volkes den auf der Kreuzfahrt gestorbenen Barbarossa in den Rhythhäuser versetzten und ihm Odins Raben zum Geleite gaben, tauchte der Kampf um den Rhein gespenstisch aus dem Dunkel, in das ihn das Zeitalter der Kreuzzüge, das Ringen des Papsttums mit dem Kaisertum und die Krafftülle des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gebannt hatten.

Die Capetinger waren im Schatten der Weltgeschehnisse zu Herren eines größeren Frankreichs herangewachsen. Während Kaiser Heinrich IV. mit Papst Gregor VII. rang, befestigte König Philipp I., der vierte Cape-

tiger, die Macht des französischen Königtums und erstreckte den Einfluß des Seinerreiches über die flandrische Ebene und die Pyrenäen. Sein Sohn, Ludwig VI., brach die Schlösser der großen Feudalherren und unterstützte den Prätendenten Wilhelm Cliton, der Anspruch auf die Normandie erhob, im Kampfe mit König Heinrich von England, um das Haus Wilhelms des Eroberers vom Boden Frankreichs zu verdrängen. Der Versuch mißlang. Heinrich von England fand an seinem Eidam Kaiser Heinrich V., dem Gemahl seiner einzigen Tochter Mathilde, einen starken Helfer. Das Erscheinen eines deutschen Ritterheeres in der Champagne machte dem Streit ein jähes Ende. Ludwig VI. ließ Cliton fallen und König Heinrich I. vereinigte das Land seiner Väter aufs neue mit dem Inselreich. Der Capetinger wich nicht aus Schwäche, sondern aus Klugheit. Er hatte im Angesicht der drohenden Gefahr die Großen und das Volk gegen den Feind aufgerufen, die Driflamme als nationales Banner aufgerichtet und ein glänzendes Heer versammelt, um die Verhandlungen, auf das Schwert gestützt, zu gutem Ende zu führen.

In dieser Episode liegt ein weltgeschichtlicher Augenblick gebunden. Das Verhältnis Englands, Frankreichs und Deutschlands wird zum erstenmal politisch bestimmt.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts schoß der Gegensatz Frankreichs und Englands in drohendere Gestalt. Es war um die Zeit, da Welf und Waiblingen zum Schlachtruf des deutschen Dualismus wurden, der vom Harz bis zum Sorakte widerklang, und Bernhard von Clairvaux die französische und die deutsche Ritterschaft zum zweiten Kreuzzug rief. Heinrichs Nachfolger auf dem deutschen Throne, König Konrad III., hatte gemeinsam mit Ludwig VII. von Frankreich das Kreuz genommen, Mainz hatte die christlichen Heerschaaren Deutschlands und Frankreichs unter seinen Mauern vorbeiziehen sehen, die Blicke waren nach Osten gewendet. Der Kreuzzugsgedanke schien alle Unterschiede getilgt zu haben. Feudalismus und Glaubenseifer erhoben den Begriff des Abendlandes noch einmal als ideale Einheit über den Machtsstreit der Könige und den Entwicklungskampf der Völker. Aber auf diesem Kreuzzug ist der Gegensatz Frankreichs und Englands auf seltsame Weise zugespitzt worden. Ludwig VII. hatte seine Gemahlin Aliénor von Aquitanien auf die Fahrt zum Heiligen Grabe mitgenommen. Die hohe Frau wurde gleich vielen anderen von dem Sinnenrausch des Morgenlandes erfaßt, der im christlichen Königreich Jerusalem üppigere Blüten trieb als im sanfteren Frankreich und an den Ufern der Garonne. Sie freute sich der heiteren Welt und mißachtete Ludwigs Gattenehre. Der König führte die schöne Pilgerin unwirsch nach Hause und ließ sich im Jahre 1152 durch Spruch und Siegel von ihr scheiden. Da rächte sich die

Aquitanterin auf ungewöhnliche Art. Sie nahm die Werbung des jungen Herzogs Heinrich Plantagenet von Anjou, des Enkels des Königs Heinrich I. von England, an, bestieg im Jahre 1154 den englischen Thron und brachte ihrem Gemahl die Anwartschaft auf Südwestfrankreich in die Ehe.

Das Reich der Capetinger lag fortan im Seinebecken eingekreist. Wohl war der König von Frankreich der Suzerän des Herzogs der Normandie und des Grafen von Anjou, aber die Macht dieses Vasallen, der zugleich König von England war, war größer als die seines Lehnsherrn.

Als Ludwig VII. im Jahre 1180 starb und sein Sohn Philipp August den Thron bestieg, schien die Macht Frankreichs dank Eleonorens Heirat für geraume Zeit zwischen der Loire und der Elbe gebunden. Da Friedrich Barbarossa um diese Zeit mit dem Papste und den italienischen Städten Frieden gemacht hatte und in Deutschland der Welfen Herr geworden war, erschien Frankreich gegenüber dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation klein und ärmlich. Und doch wohnte in diesem zurückgesetzten Frankreich eine große Kraft. Die nationale Ueberlegenheit schlug in dem kleinen, fest am Boden haftenden Reiche der Capetinger stärker als in dem großen, vom Dualismus gespaltenen und von seiner universellen Politik zu ungeheuren Opfern angehaltenen deutschen Kaisertum. Frankreichs Stärke wurde bald offenbar.

Als Saladin im Jahre 1187 Jerusalem eroberte und Papst Clemens III. zum dritten Kreuzzug rief, erschien Philipp August mit einem glänzenden Ritterheer und einer eigenen Flotte im Felde und trat mitnichten hinter seinem Feinde Heinrich von England zurück. Auch dieser nahm das Kreuz, starb aber vor dem Auszug und übertrug seinem Sohne Richard Löwenherz die Pflicht, das Heilige Grab zu befreien. Richard ließ seinen Bruder Johann in England zurück und zog mit Philipp ins Morgenland. Kaiser Friedrich Rothbart, der ihnen an der Spitze der Deutschen als höchster Fürst der Christenheit vorausgeritten war, auf byzantinischen Schiffen den Hellespont überschritten hatte und durch Armenien nach Syrien vorgebracht war, lag schon vom Tod in den Wellen des Rhykladnos dahingerafft, als die Könige von England und Frankreich zur heiligen Fahrt aufbrachen. Richard nahm den Kampf fürs Kreuz ernst und nützte ihn zugleich zu Ruhm und Beute. Der Capetinger aber betrachtete sein Gelübde bald als erfüllt und kehrte eilends nach Frankreich zurück.

Der Tod Friedrich Barbarossas und die Abwesenheit Richards gaben ihm die Hände frei und lockerten den Ring, der sein Königtum im Seinebecken umspannt hielt. Das Glück wollte ihm wohl und hielt Richard Löwenherz viel länger vom westeuropäischen Felde fern, als Philipp gehofft hatte, denn der König von England fiel auf der Rückkehr von Akkon als Pilger

in die Hände des Herzogs Leopold von Österreich und wurde von diesem gefangen gesetzt. Leopold rächte durch diese strafwürdige Tat die Schmach, die der gewalttätige Brute seiner Ehre angetan, als er das österreichische Banner von einem von Leopold eroberten Mauerturm Alfons hatte herunterreißen und in den Rot treten lassen. Der Herzog lieferte Richard bald darauf dem Sohne Barbarossas, Kaiser Heinrich VI., aus. Kaiser Heinrich erblickte in Richard I. den Schwager Heinrichs des Löwen, des grimmigsten Feindes seines Hauses, und hielt den König auf dem Trifels gefangen, bis er sich durch Gold und politische Zugeständnisse löste. Der Kaiser bediente sich seiner, um mit den deutschen Fürsten Frieden zu machen, und ließ ihn erst im Jahre 1194 ziehen. Philipp August hatte die Frist, die er dank Heinrichs rücksichtsloser Politik gewonnen, gut angewendet und sich mit Richards Bruder Johann „ohne Land“ gegen den Abwesenden verbündet.

Richards Rückkehr rettete den englischen Festlandsbesitz nicht mehr vor dem drohenden Zerfall. Der englische König schlug zwar seinen Feind im Jahre 1198 bei Courcelles, fiel aber bald darauf und ließ seinem Bruder Johann ein erschüttertes Reich. Philipp August sprach Johann seiner Lehen verlustig und eroberte die Normandie, Anjou und Poitou. Das französische Königtum, das soeben noch schwer bedrängt erschienen, trat aus dem Seine becken ins Freie.

Unterdessen war Kaiser Heinrich VI., der gewalttätigste Staufer, aber auch der Schöpfer der riesenhaftesten Entwürfe staufischer Mittelmeerpolitik, eines jähen Todes gestorben. Er hatte schon von seinem Herrschaftssitz Sizilien die Hand nach Griechenland und Spanien gestreckt und Byzanz zum Tribut gezwungen, als ihn ein tödtliches Fieber im Jahre 1197 aus vulkanisch durchglühtem Leben riß. Ihm folgte zu Deutschlands Unheil kein großer Kaiser auf dem ersten Thron der Christenheit. Dagegen wurde der Kirche damals einer der größten Vertreter des Papsttums, der gewaltige Innozenz III., zum Pontifex bestellt. In Deutschland aber erhob der Dualismus sein Haupt aufs neue. Welf und Waibling wütheten gegeneinander. Der Norden krönte Otto IV., den Sohn Heinrichs des Löwen, der Süden entschied sich für Kaiser Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben. Otto erhielt die Unterstützung des ihm verwandten Hauses Plantagenet und des Papstes, Philipp von Schwaben die des Königs Philipp August von Frankreich. Zum erstenmal verflochten sich deutsche Wirren mit politischen Absichten Frankreichs. Der Capetinger ging darauf aus, England zu schwächen und zugleich in den deutschen Reichslehen Flandern und Brabant Boden zu gewinnen. Es kam zu verheerendem Kriege.

Philipp von Schwaben und Philipp August waren vom Glück begünstigt. Während der Capetinger die Grafschaften Poitou und Anjou eroberte,

drang Philipp rheinabwärts, lagerte sich vor Köln und schlug das welfische Entsatzheer an der Roer. Als ihm das sturmfreie, mit Bastionen versehene Köln nach diesem Siege die Tore öffnete, entwich Otto nach England. Philipp sah sich hart am Ziele und machte bereits seinen Frieden mit Innozenz, da wurde er im Jahre 1208 von Otto von Wittelsbach aus Rache für erlittene Unbill meuchlings getötet. Der Welfe kehrte zurück, errang des Papstes Wohlwollen und die Hilfe der Fürsten und wurde als Otto IV. Deutschlands unbestrittener König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Aber dieses Reich hatte im Bürgerkrieg namenlos gelitten, sah die Kaisermacht geschwächt, das Papsttum erstarkt, die Herzogtümer zu selbständigen Gewalten emporgehoben und Reichsfürsten und Reichsstädte zu Territorialgewalten herangewachsen. Im Osten war wertvoller Besitz verloren gegangen, Böhmen war zu einem Königreich geworden, das sich von germanischen Wesen sonderte, Italien schied sich mehr und mehr vom transalpintischen Reich, Burgund, das Konrad II. dem Reiche gewonnen hatte, besann sich auf seine Neigung zu Frankreich, und die Niederlande rückten enger zusammen.

Der Kampf um den Rhein taucht um diese Zeit noch nicht aus dem Dunkel, in das er seit dem Auftreten der Hohenstaufen vertwießen worden ist, aber er kündigt sich schon von ferne in der veränderten Weltstellung Deutschlands, Englands und Frankreichs an, die im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts zum ersten Zusammenstoß der drei großen westeuropäischen Mächte führt. Es war ein episodischer Konflikt, soweit Deutschland daran beteiligt war, aber der Vorgang trägt Merkmale, die von bleibender politischer Bedeutung geworden sind und das gegenseitige Verhältnis der drei Mächte für nicht weniger als sechs Jahrhunderte bestimmt haben.

Kaiser Otto erschien im Frühling des Jahres 1214 in Flandern, um England den Dank für die Geldhilfe und die Zuflucht zu erstatten, die das englische Königshaus ihm und seinem löwenherzigen Vater im Kampfe mit den Staufern gewährt hatte. Die Engländer lagen auf zwei Fronten mit den Franzosen in mühevолlem Streit. Ihre Hauptmacht kämpfte an der Loire, ein kleiner Heerhaufen focht in Flandern. Diesem zog der Kaiser zu. Er vereinigte sich bei Nivelles mit der englisch-flandrischen Ritterschaft, die von dem Earl of Salisbury, einem Halbbruder König Johannis, befehligt wurde, und rückte an der Sambre aufwärts gen Valenciennes, um das große Eingangstor Nordfrankreichs zu gewinnen. König Philipp erkannte die drohende Gefahr. Er eilte mit seinen Reifigen von Paris nordwärts, zog bei Péronne die Bürgerwehren der nordfranzösischen Städte an sich und suchte Otto und Salisbury zwischen Lille und Valenciennes den Weg zu verlegen. Da die Gegner keine sichere Runde voneinander hatten, begab

es sich, daß Otto von Nivelles bis Valenciennes marschierte, während Philipp auf der westlichen Straße nach Lille gelangte und bis Tournai vorstieß. Die Gegner hatten einander unwissentlich umgangen.

Als die Verbündeten erfuhren, daß der König bei Tournai stehe, wandten sie sich sofort von Valenciennes rückwärts, um Philipp zur Schlacht herauszufordern. Der König wagte nicht, bei Tournai stehen zu bleiben und mit verwandter Front zu schlagen. Er beschloß daher, auf Lille zurückzugehen. Philipp gelangte halbwegs ans Ziel. Als die französische Ritterschaft im Begriff war, die versumpfte Mulde des Marcaßflüßchens, zehn Kilometer südöstlich von Lille, bei dem Dorfe Bouvines zu überschreiten, hallte in der Ferne Gefechtslärm. Die Verbündeten hatten die Straße Valenciennes—Lille gewonnen und waren vor der Flußschranke auf den Nachtrab der französischen Armee gestoßen. Da das französische Fußvolf, Spießer und Schützen, noch diesseits der Brücke stand, entschloß sich der König, auf der Stelle zu schlagen. Er war stark genug, den Kampf mit dem versumpften Flußthal im Rücken zu wagen, und führte seine Reifigen über die Brücke zurück, ehe der Feind in Schlachtordnung stand. Salisburys Plan, die Franzosen auf dem Marsch anzufallen, war gescheitert.

Die Verbündeten zogen mit 1500 Rittern und einer unbekannten Anzahl leichter Reiter und Fußgänger, „vielleicht kaum 20 000, vielleicht auch 40 000 Mann stark,“ in den Kampf. König Philipp war ihnen in der Hauptwaffe weit überlegen, an Fußvolf etwas schwächer. Um so fester faßte der französische Bürger den Spieß und trug ihn entschlossen für den angestammten König und für die ihm von der Krone verliehenen städtischen Rechte in den Strauß der ritterlichen Herren. Der Welfe zog als Englands Degen zu Felb. Er fühlte sich mit seinem Heere nicht so eng verbunden wie der Capetinger, aber er zählte auf die Treue seiner Ritterschaft, auf die Standfestigkeit der deutschen Fußknechte und die Brabanter Söldner.

Spießer und Bogner kamen zuerst ins Gemenge. Die französischen Bürgerwehren schlugen sich tapfer, vermochten jedoch dem Andrang der deutschen Knechte nicht zu widerstehen, und wichen fechtend auf die Ritterschaft zurück.

Da ließ König Philipp antraben. Die verdeckten Rosse setzten sich langsam in Bewegung und der französische Ritterhauf schob sich, mit dem König an der Spitze, rasselnd nach vorn. Das französische Fußvolf gab den Herren das Feld frei, aber die deutschen und die flämischen Knechte liefen nicht auseinander, sondern drängten die Spieße zusammen und suchten standzuhalten, bis Otto und Salisbury zum Anritt bereit waren. Ihr Mut wurde übel belohnt. Die französische Ritterschaft sprengte die Spießerphalanx auseinander. König Philipp schwebte einen Augenblick in Gefahr, erstochen zu werden, als er ihre Reihen durchbrach. Ein Spieß

Der Kampf um den Strombesitz vom Ausgang der Staufen bis zum Erscheinen der Valois am Oberrhein

Die Erweiterung der nordischen Welt — Friedrich II. und die Mittelmeerküste — Der Kyffhäuser — Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und Frankreichs Vormarsch an den Rhein — Die Zeit Rudolfs von Habsburg — Hausbergen und Worringen — Adolf von Nassau und Eduard I — Albrecht von Habsburg — Der Schatten Philipps des Schönen — Die Schlacht bei Büllheim — Frankreich an der Burgunderpforte — Albrecht I. und Philipp der Schöne — Die Schlacht bei Courtrai — Die „natürlichen Grenzen“ — Der Rhein als Objekt französischer Politik — Kaiser Heinrich VII. und Dante — Die Unterbrechung der Rhein-Rhone-Linie — Die Alpenpässe — Der Kampf um die römische Krone — Ludwig der Bayer und der Rhein — Die Eidgenossen — Die Schlacht bei Morgarten — Die Schlacht bei Mühldorf — Demokratische Regungen — Eduard III. in Koblenz — Das germanische Gemeingefühl — Der Hundertjährige Krieg — Der Rhein im Schoße der deutschen Fürstenrepublik — Die Bedrohung der Jurapässe und der Burgunderpforte — Burgund am Rhein — Das Haus Habsburg und die Eidgenossen — Die Schlacht bei Sempach — Die Valois erscheinen am Oberrhein — Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare — Die Formulierung der vermeintlichen Ansprüche Frankreichs auf den Rhein — Das Elsaß wider die Welschen — Die Stellung der Schweizer im Kampf um den Rhein

•

•

•

Die nordische Welt hatte sich um die Zeit, da Philipp August das kaiserliche Banner von Ottos Fahnenwagen brach, gewaltig erweitert. Das Dänenreich stand zu voller Größe aufgerichtet, slawische Reiche erhoben sich an den Ufern der Ostsee, die Polen traten aus halbasiatischem Schatten, und die Mongolen erschienen unter der Führung Tschingis-Khans in den südrussischen Steppen. Trotz dieser Erweiterungen und drohenden Umwälzungen im östlichen Raume lag das Weltischwergewicht immer noch in der antiken Ökumene gebunden.

Zwei große Ereignisse ordneten auf der Schwelle des 13. Jahrhunderts die Mittelmeerwelt neu. Abendländische Fürsten normannischen und französischen Geblüts eroberten im Jahre 1204 im Bunde mit Venedig die Kaiserstadt Byzanz und richteten am Bosporus für die Dauer eines Menschenalters das Lateinische Kaiserreich auf, und die christlichen Fürsten Spaniens besiegten im Jahre 1212 unter der Führung Alfonsos VIII. von Kastilien bei Navas de Tolosa die Mauren und drängten sie auf Cordova und Granada zurück.

Die Eroberung von Byzanz und die Schlachten von Navas de Tolosa und Bouvines bezeichnen den Kreis, aus dem sich das Gestirn des letzten großen Staufens erhob, der dem Imperium noch einmal universale Ziele steckte. Es war ein Gestirn von südlichem Glanz und dem deutschen Himmel fremd. Friedrich II. war schon im Jahre 1212 aus seinem Inselreich Sizilien über die Alpen geeilt, ins Bündner Rheintal hinabgestiegen und am Bodensee von den Schwaben mit Jubel begrüßt worden. Als er am 9. Dezember in Mainz die deutsche Königskrone empfing, spaltete sich das Reich abermals. Aber noch trug Otto IV. die Krone mit größerem Recht. Friedrich erschien als Verbündeter des Papstes, der die Partei gewechselt hatte, und des Königs Philipp August, der in dem Gegenkönig wiederum seinen natürlichen Bundesgenossen erblickte. Die Schlacht bei Bouvines löste den Zwiespalt zugunsten Friedrichs. Der Sieger sandte ihm Ottos rotes Banner.

Noch einmal erhob sich das Staufentum zu weltgeschichtlicher Größe. Aber der letzte Staufenkaiser verkörperte den Reichsgedanken und die Reichsherrschaft nicht mehr in deutscher Gestalt, sondern in mediter-

ranischen Formen. Seine universale Persönlichkeit vereinigte die Kulturen der Mittelmeerwelt, die damals von Sarazenen, Normannen und Spaniolen auf eigentümliche Weise bereichert wurde, in vollendeter Fassung, und sein politisches Ingenium schaute und erbaute das erträumte Weltreich nicht auf dem Boden Germaniens, sondern an den Gestaden des Mittelländischen Meeres. Es stieg und sank mit ihm und warf auf Deutschland nur den Abglanz phantastischer Größe.

Als Kaiser Friedrich II., der Träger von sechs Kronen, im Jahre 1250 nach erschütternden Kämpfen mit dem Papsttum, mit den lombardischen Städten, den Sarazenen und deutschen Gegenkönigen aus einem Leben voll berauschender Fülle abgerufen wurde, blieb Italien in Gibellinen- und Guelfenkämpfen, Deutschland in blinder Verwirrung zurück, aber die Siege, die er mit deutschen und normannischen Rittern in Italien erfochten hatte, und der Glanz, der von seinem Reiche ausgegangen war, haften so tief im Gedächtnis der Deutschen, daß sich die Sehnsucht des Volkes mit unlöslichen Organen an seine magische Erscheinung klammerte. Der letzte gekrönte Staube wurde zu einer deutschen Nationalgestalt verklärt und verschmolz mit dem Bilde seines Vornherrn Friedrich Barbarossa. Der gewaltige Kaiser, der tief im Kyffhäuser schläft, trägt die Züge beider Herrscher ins versteinerte Anstich gegraben.

Der Tod Friedrichs II. stürzte das deutsche Reich vollends in Zwiespalt, Ohnmacht und Verwirrung. Als der französische Rondsottiere Karl von Anjou das Königreich beider Sizilien mit dem Willen des Papstes an sich nahm und Friedrichs jugendlicher Enkel Konradin nach tapferem Kampfe von dem rachsüchtigen Anjou in Neapel aufs Schafott geschleppt wurde, erlosch das edelste deutsche Kaiserhaus dem Rheine abgewandt und nahm den letzten Glanz des alten Reiches mit sich.

Aber die Kraft dieses Reiches war mitnichten erschöpft. Der deutsche Mutterboden barg noch unendliche Lebensfülle in seinem gemarterten Schoß. Das Reichsganze war schwach geworden, die Reichsglieder bewahrten ihre Stärke. Blühende Städte erhoben sich an den Ufern der deutschen Ströme, die großen Wälder waren gerodet und der Bauer stieß den Pflug in jungfräuliche Erde. Handel und Wandel erblühten trotz der Fehden, die das Land zerrissen, die Hanse fuhr unter eigener Flagge auf den nordischen Meeren, auf den Alpenpässen schlug der Puls der Weltgeschichte und die alten Herzogtümer waren zusammen mit neuen Gründungen zu mächtigen selbständigen Gebilden herangewachsen. Schwaben, Sachsen, Bayern, Lothringen, Böhmen, Österreich, Kärnten, Steiermark, Brabant, Braunschweig, die Pfalzgrafschaften bei Rhein und von Sachsen, die Landgrafschaft Hessen und die Markgrafschaften von Namur und Baden verkündeten

diese eigenthümliche Teilungsfähigkeit deutscher Kraft. Aber so leicht die Teilungsfähigkeit der deutschen Kraft gelang, so schwierig war ihre Zusammenfassung zu einem machtbewußten Reich. Diese Schwäche gedieh den aufstrebenden Nationen der nordischen Ländermasse am Rande der rings umfaßten deutschen Grenzen zum Heil.

Die kaiserlose Zeit, die dem Tode Friedrichs II. folgte und mit der Aufstellung von landfremden Prätendenten ausgefüllt wurde, ergab daher den tiefsten Einschnitt in die deutsche Geschichte. Als die Kaisermacht an die Territorien fiel, begann Frankreichs Vormarsch gegen den Rhein.

Frankreich war schon tief in die Provence eingedrungen und bedrohte bereits Lyon. Auch die Bourgogne, das Herzogtum Burgund, das sich vor dem Jahre 1000 westlich des Jurakammes am Oberlauf der Loire und der Seine gebildet hatte, war dem französischen Machtkreis verfallen. Frankreich trat an dieser Stelle bereits über die alten natürlichen Grenzen des umwallten Stromgebiets der Marne, Seine und Loire hinaus, vor dessen Toren Cäsar einst die Schlacht bei Vibrete geschlagen hatte. Nur die Schlüsselgebiete der oberrheinischen Tiefebene und des schweizerischen Hochlandes, die Freigrafschaft Burgund und das Herzogtum Savoyen behaupteten sich noch außerhalb des Capetingischen Bereiches.

Die Erhebung Rudolfs von Habsburg zum deutschen Wahlkönig, der die geminderte Kaisermacht im Jahre 1273 in seinen Grafenmantel raffte, setzte diesem Vormarsch kein Ziel, aber die französische Macht stieß nach dem Aufstiege des oberrheinischen Grafengeschlechts zum königlichen Sitz wieder auf einen Willen, der ihr nicht überall den Weg freigab.

Die Wiege Rudolfs stand nicht umsonst an der Aare, im Paßgebiet des jungen Rheins. An der Aare, an der Reuß und an der Ill lagen die ältesten Erwerbungen seines Geschlechts. Das Erbe der Rhiburger war ihm zugefallen, St. Blasien und der Schwarzwald ihm von Friedrich II. als Dank für treuen Dienst verpfändet worden, die Bischöfe von Basel und Straßburg und der Abt von St. Gallen hatten die Schärfe seines Schwertes gefühlt. Als er die Königskrone empfing reichte seine Herrschaft schon von den Alpenpässen bis vor die Tore der Reichsstadt Rottmar. So stand er dem Rheine, der Aare, der Reuß, der Burgunder Pforte und dem Bodensee näher als jeder andere deutsche Fürst und gleichsam auf der Grenzwatch gegen das französische Königtum, das um diese Zeit die Hand nach der Rhone streckte.

Im Jahre 1238 waren noch burgundische Vasallen mit Friedrich II. nach Italien geritten, jetzt wandte sich Burgund dem Westen zu. Da griff Rudolf noch einmal mit starker Hand nach Savoyen und Hochburgund und

zwang die Grafen von Savoyen zur Rückgabe geraubten Reichsgutes und den Hochburgunder zur Erfüllung seiner Lehnspflicht gegenüber dem Reich.

Der große Heiratspolitiker, der Söhne und Töchter meisterhaft zu politischen Verbindungen zu nützen wußte, schlug sich um Burgunds willen in späteren Jahren noch selbst in die Schanze. Er vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gattin als Greis mit der vierzehnjährigen Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund, um das Rhonetal seinem Hause und dem Reiche zu erhalten. Doch die Ehe blieb taub und die Hinneigung Burgunds zum romanischen Westen wurde dadurch nicht gehemmt.

Rudolf von Habsburg wandte sich auch dann nicht vom Rhein ab, als er seinem Hause den großen Besitz in Österreich und Steiermark erworben hatte, auf dem sein Geschlecht zur mächtigsten Dynastie des Abendlandes aufsteigen sollte. Die Schlacht auf dem Marchfeld, in der er seinem größten Widersacher, dem König Ottokar von Böhmen, im Jahre 1278 Krone und Leben raubte, trug Rudolf am Rheine keinen höheren Ruhm ein als der Eifer, mit dem er die Raubburgen des entarteten Schwertabels brach und den Landfrieden herzustellen suchte. Als Burgenbrecher und Rechtsprecher lebt er im Gedächtnis des Volkes.

Am Rhein schlug keine welsche Ader. Die Schweiz, das Elsaß, die Pfalz, die Ritzelburgischen Lande und der ganze Niederrhein waren deutschen Lebens voll. Als Rudolf von Habsburg den Tod nahen fühlte und im Juli 1291, auf sein Ross gebückt, von Straßburg gen Speier ritt, um das Grab aufzusuchen, das seiner dort im Dome wartete, zog er durch treuestes deutsches Land.

Der Strom, den König Rudolf auf seiner letzten Fahrt entlang zog, lag auch im 13. Jahrhundert immer noch tief im Schoße des Reiches gebettet. Er floss nicht im Gehege einer Grenzmark, obwohl das Dahinschwinden des staufischen Kaiserhauses und Rudolfs österreichische Politik den Schwerpunkt Deutschlands nach Osten gerückt hatten. Zwar war der Glanz im Verblaffen, den die Staufer über das Herzogtum Schwaben und das Elsaß ausgegossen hatten, aber die Blüte des Landes litt nicht darunter, daß schwäbische Ministeriale nicht mehr gen Italien ritten, um in der Lombardei und im Königreich beider Sizilien als kaiserliche Statthalter zu fürstlichen Ehren aufzusteigen.

Das Niederland war den Hohenstaufen von alters wenig zugetan gewesen und hatte den Welfen zugeneigt, hielt sich aber darum nicht minder deutsch. Die welfenfreundlichen Fürsten des Niederrheins waren dem Reiche treu ergeben, so sehr sie die Königsgewalt mißachteten, die Kaiser Friedrich II. um seines Mittelmeerreiches willen leichtsin weggegeben hatte. Die Anwohner des Rheins verleugneten das deutsche Wesen weder im Guten

noch im Bösen und haben die heimische Erde in Bruderkämpfen um die Gestaltung und die Verteilung der Macht allzuoft mit Blut gefärbt.

Das Zeitalter Rudolfs von Habsburg hat im Stromgebiet des Rheins zwei kriegertische Zusammenstöße zwischen kirchlichen und weltlichen Elementen gezeitigt, die zwar nicht im Kampf um den Rhein ausgetragen wurden, aber des Gedenkens wert erscheinen. Am 8. März 1262 rückten die Bürger der Stadt Straßburg gegen den Bischof Walther von Geroldsseck und schlugen seine Reitsigen bei Hausbergen, und am 5. Juni 1288 kämpften die Bürger von Köln im Bunde mit dem Herzog von Brabant bei Worringen gegen den Erzbischof Siegfried und warfen das ritterliche Heer samt dem erzbischöflichen Fußvolk über den Haufen. Beide Fehden rissen Herren und Städte zur Parteinahme hin, aber das Stromland wurde der daraus entstehenden Nöte und Hemmungen spielend Herr. Die Zeit weiß nichts von schwächlichem Verzagen. Die Wunderome von Straßburg, Köln und Freiburg steigen feierlich aus den Gerüsten.

Die Teile entfalteten ungeheure Lebenskraft, die Macht des Ganzen schwand. Rudolfs Tod stürzte das Reich in neues Elend.

Die Kurfürsten gaben ihre Stimmen nicht seinem hochfahrenden Sohne Albrecht von Österreich, sondern kürten den mittellosen, handfesten Grafen von Nassau. Der Graf, der die Wahl durch Versprechungen und Spenden aus dem königlichen Nachschlage erkaufte, erschien den Inhabern der Territorialgewalt weniger gefährlich als der mächtig gewordene Habsburger. Die Wahl des Nassauers enthüllte die Armlichkeit, in die das „Edle Römische Reich Deutscher Nation“ zurückgesunken war, in ihrer ganzen erschreckenden Blöße. Der Böhmenkönig Wenzel, Ottokars Sohn, gab die Entscheidung. Er riß Sachsen und Brandenburg mit und verdarb seinem Rivalen um die Vorherrschaft im deutschen Osten dadurch die Wahl. So stieg der kleine Gaugraf am Rhein, der bei Worringen tapfer mitgefochten, zum deutschen König auf.

Albrecht von Österreich, der erwartungstroph dem Rheine zugeritten war, sah sich um Rudolfs Nachfolge betrogen. Er zog sich grollend an die Aare zurück, erstattete dem neuen König die Reichsinsignien und vergrub seine Ansprüche auf bessere Zeit.

Adolf von Nassau ging sofort daran, sich eine Hausmacht mit dem Schwert zusammenzusuchen, und vergaß bald seiner Wahlversprechungen und jedes königlichen Hochgefühls. Er blieb, was er gewesen — ein wilder Haudegen, der tapfer für eine beschworene Sache focht und in Thüringen Burgen und Festen brach und ausmordete, ein König war er nicht.

Da trug ihm das Schicksal eine große Rolle an.

König Eduard I. von England bedurfte des Beistandes im Kriege

mit Philipp dem Schönen von Frankreich um das flandrische Glacis und wandte sich um Hilfe an den deutschen König. Adolf von Nassau scheute die Erinnerung an Otto IV. nicht und ließ sich als Degen gegen die Capetinger antwerben. Aber er ritt nicht um der Krone willen, sondern nur um brittischen Sold.

Als 100 000 Mark Silber in seiner Tasche klingen, rüstet er zum Kriege. Aber er kommt nicht zum Reiten, denn Papst Bonifazius VIII. schlägt sich auf die Seite des Capetingers und verbietet dem König zu fechten. Adolf gehorcht und nützt seine Rüstung zum Kampf in Thüringen. Aber die französische Politik ist nicht gesonnen, die Drohung in den Wind zu schlagen. Sie wendet ihre Freundschaft sofort dem Gegner Adolfs, Albrecht von Österreich, zu und mischt ihre Hand ins Spiel um die deutsche Krone.

Der Capetinger streckte die Hand nach Burgund. Der Konflikt rührte an die Grenzen des Reiches. Albrecht von Österreich griff nach der Krone. Die Fürsten des deutschen Ostens schlossen sich gegen Adolf von Nassau zusammen, dessen Schwert immer noch in Thüringen wühlte, und hoben Albrecht als Gegenkönig gegen den „Reichsverderber“ auf den Schild. Bayern schlug sich mit der historischen Front gegen Böhmen und Ungarn auf Adolfs Seite.

Während Frankreich mit England um die Ausdehnung seiner Grenzen rang, trat das Heilige Römische Reich in einen neuen Thronkrieg.

Er wurde an den Ufern des Rheins ausgetragen.

Herzog Albrecht zog mit böhmischen, ungarischen und österreichischen Rittern aus Österreich dem Rhein zu, sah sich aber von dem Kriegermann Adolf an der Raupen Alb in der Glanz bedroht und mußte vor seinem Gegner an den Bodensee ausweichen. Er entzog sich ihm, gewann das Quelltal der Donau und stieg im Frühling des Jahres 1298 mit seinen Reitern und den berittenen Bogenschützen in die Rheinebene hinunter. Adolf folgte ihm auf einem Flankenmarsch und verlegte ihm bei Rengingen an der Elzlinie den Weg nach Mainz. Der König hoffte vergebens auf eine Schlacht. Die Schneeschmelze hatte das Ufergesicht des Rheinstromes und die Wildbäche des Schwarzwaldes mit Hochwasser gefüllt, alle Auen lagen überschwemmt. Da die schwergerüstete Ritterschaft im Morast versank, war an keinen Zusammenstoß auf ebenem Plan zu denken. Herzog Albrecht entwand sich der Sperre, indem er bei Breisach über den Rhein setzte, und erreichte vor dem überraschten Feind das feste Straßburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße, aber Albrecht mied die Schlacht und marschierte gen Mainz, um sich durch den Spruch der Kurfürsten zum Kampf zu stärken. Am 23. Juni fiel die Entscheidung im hohen Rat zu seinen Gunsten. König

Adolf wurde unter Bruch der Verfassung wegen seiner grausamen Kriegsführung in Thüringen des Thrones entsetzt und der Sohn Rudolfs von Habsburg zum König gekürt. Aber Adolf trug dem Spruch und die Bayern blieben ihm treu. König Adolf, der die Krone ohne Würde erhalten und nicht zu neuer Ehre getragen hatte, erhob sich in seiner letzten Stunde zum ritterlichen Kämpfen um Macht und Recht.

Der Schatten Philipps des Schönen erschien hinter dem Herzog von Österreich, als die beiden Königsheere zwischen Alzei und Raiterslautern gegeneinander rückten. Am Fuße des Donnersberges, unweit des Dorfes Göllheim, kam es am 2. Juli 1298 zur Schlacht. Die Fahnen der Streiter verschwimmen im Dunkel, aber die Überlegenheit war auf Seiten des Habsburgers. Die letzte große Ritter Schlacht stampfte den Grund. Adolf kam bei dem ersten Anritt zu schwerem Fall und kämpfte fortan barhaupt im Gewühl. Die Bayern warfen die Kärntner im Streit der verdeckten Rosse, aber Albrechts berittene Schützen taten den Herren schweren Schaden.

Mancher geschiente, schwerbehelimte Mann tat einen Sturz, von dem er nicht mehr erstand. Nach hartem Kampf wandte die Schlacht sich zu Albrechts Gunsten. König Adolf suchte seinen königlichen Gegner, um eines ritterlichen Todes zu sterben. Er wurde von seinem Todfeind am unbewehrten Haupt getroffen, sank zurück und verschwand im Strudel der Schlacht. Die Bayern trugen die Last des Kampfes bis zuletzt. Sie fochten hinter dem Wall der gestürzten Hengste, bis hundert adlige Herren erschlagen lagen und der Druck der Rüstung die Erschöpften in die Knie zwang. Albrecht entließ die Gefangenen nach königlichem Brauch, weigerte aber seinem Gegner, der entstellt auf der Walfstatt gefunden wurde, die Königsgruft im Dom zu Speyer.

Als der Tag sich neigte, war Herzog Albrecht von Österreich gebietender deutscher König. Er erbte die Krone und mit ihr die Pflicht, den Fluch der Adolfinischen Politik und eigene Schuld zu lösen. Das war kein kleines Ding, denn nun trat Philipp der Schöne aus dem Hintergrund und forderte von dem Sieger den Preis für seine Freundschaft und Genugthuung für Adolfs Bündnis mit den Briten. Albrecht I. suchte das Reich und sein eigenes Haus so viel als möglich vor Philipps Ansprüchen zu schützen, aber er mußte nicht nur die Folgen der Reichslaufpolitik seines Gegners, sondern auch die seines eigenen ehrgeizigen Strebens tragen. Er hielt an dem Bündnis fest, das ihm den Aufstieg zum Thron erleichtert hatte, und fühlte sich nicht stark genug, das Schwert entscheiden zu lassen. Es kam zu Unterhandlungen zwischen Frankreich und dem Reich.

Als Albrecht bei Daucouleurs an der Maas mit dem französischen König zusammentraf, um einen ewigen Friedens- und Freundschaftsbund

zwischen dem Römischen Reich Deutscher Nation und der Krone Frankreich zu beschwören, hatte das deutsche Reich mehr als eine Schlacht im Kampf um den Rhein verloren. Der deutsche König sah sich Grenzansprüchen Philipps gegenüber, denen er sich infolge seiner Verstrickung nicht versagen konnte. Der Capetinger erntete die Frucht von Gölheim. Er schob seine Grenze aus der Champagne über die Argonnen an die Maas und über die Morvanberge und das Plateau von Langres ins Saonetal vor. Die Grafschaft Bar und Teile des Bistums Toul gerieten unter französische Oberhoheit, das Bistum Verdun wurde dem Schutze Frankreichs übergeben und die Freigrafschaft Burgund, das Schlüsselgebiet des Oberrheins, wurde dem Capetinger als Reichslehen übertragen. Da der Lehnsbegriff um diese Zeit schon inhaltlos und abgestorben war, faßte Frankreich hart vor der Burgunder Pforte Fuß.

Philipp der Schöne war Albrecht an kraftvollem Willen und politischem Scharfsinn weit überlegen. Die französische Machtbildung war auf einheitliche Gestaltung des Staates gerichtet, und die nationale Überlegung in dem von innen heraus wachsenden Staatsgebilde kräftiger als im dezentralisierten, immer noch von schwärmerischen Erinnerungen an ein überfinnliches Rittersium zehrenden deutschen Reich. Philipp benötigte die Bindung Albrechts, um gleichzeitig mit England Frieden zu machen, den englischen König für sich zu gewinnen und Flandern der Hilfe Eduards zu berauben. Er gab dem König von England seine Schwester Margarete zur Frau und forderte von ihm die Hand seines Sohnes Eduard für seine Tochter Isabella. Das Ehebündnis Eduards II. mit der Tochter Philipps des Schönen legte den Keim zu dem hundertjährigen Erbfolgekrieg, der im Jahre 1337 zwischen England und Frankreich entbrennen sollte. Flandern blieb allein und ohne Hilfe. Der Capetinger spann seine Pläne weiter. Er besaß eine zweite Schwester Blanka, verabredete mit König Albrecht eine Verbindung mit Rudolf, dem ältesten Sohne des kinderreichen Habsburgers, und forderte, daß Blanka das habsburgische Elsaß und Freiburg im Aargau als Morgengabe erhalte. Es war der erste Griff nach oberrheinischem Gebiet.

Albrecht ließ sich durch die Hoffnung auf die Erwerbung Burgunds verleiten, dem Plane zuzustimmen, und zwang seine elsässischen Untertanen, der Schwester Philipps von Frankreich nach der Trauung zu huldigen. Der Tod meinte es besser mit dem Reiche als der Habsburger. Er raffte Blanka im Jahre 1305 hinweg und löste die Untertanen der Capetingerin von ihrem Eide. Aber der politische Vorgang blieb im Gedächtnis des Volkes haften. Von diesem Augenblick an war man sich im Elsaß vor der Burgunderpforte der von Westen drohenden Gefahr bewußt, die bald im Glanze der

Waffen mit Verwüstung drohend, bald im Schmucke der Myrten Verlockung ühend über den Vogesen heraufzog.

Das Bündnis Albrechts und Philipps drohte dem Reiche größere Gefahr als erbitterte Feindschaft, denn der Capetinger nützte es zur Ausbreitung der französischen Macht, während der Habsburger sich seiner bediente, um seine Hausmacht zu mehren. Der französische Einfluß überschattete um die Jahrhundertwende Italien und die Niederlande und fraß in Burgund und Lothringen erschreckend um sich.

Da empörte sich das geknechtete Flandern gegen Philipps Bögte. Die Flamen ahmten das Beispiel der Sizilianer nach, die am Ostertag des Jahres 1282 die blutgaugerische Herrschaft Karls von Anjou abgeschüttelt hatten, und erneuerten in der „Genter Mette“ die „Sizilianische Vesper“. Kein Franzose entrannte. Wie sie auf Sizilien der Wut des Volkes erlegen waren, das seine geschändeten Töchter an ihnen rächte, so starben sie in Flandern als Opfer ihrer eigenen Lüste. Stadt um Stadt fiel in flämische Hand.

Als ein französisches Heer zum Entsatz anrückte, traten die Streitkräfte der flandrischen Städte den Welschen am 11. Juli 1302 bei Courtrai entgegen und boten ihnen hinter dem versumpften Gröningenbach an der Eys die Stirn. Philipps Feldherr, der Graf von Artois, nahm den Kampf auf. Er sah sich einem viel zahlreicheren Feind gegenüber, aber er glaubte seine Eisenreiter und die gefürchteten genuesischen Bogner zehnfacher Übermacht gewachsen. Er scheuchte die flandrische Phalanx durch seine Schützen vom Ufer des Baches zurück und befahl der französischen Ritterschaft, den Bach zu überschreiten und die Spießerhaufen in die Eys zu werfen. Das gefährliche Manöver mißlang. Ehe die Ritter das sumpfige Gelände überwinden konnten, brachen die Flamen mit Spießen und Hellebarden aus der Tiefe hervor und schlugen und stachen von allen Seiten auf sie ein. Einer einzigen Kolonne Artois' gelang es, rechtzeitig anzutreten, aber auch sie vermochte das Schicksal nicht mehr zu wenden. Die Städter füllten die ganze Ritterschaft. Keiner fand Gnade vor ihrem Grimm. Als der Graf von Artois sein Schwert übergeben wollte und in französischer Zunge um Quartier bat, schrien die Nachkommen der salischen Franken ihm auf flämisch zu: „Hier ist kein Edelmann, der dich verstehen kann!“, und stachen ihn tot. Es war der erste Sieg, den Spieß und Hellebard über Roß und Reifige gewannen. Die Sieger schlugen den Toten die goldenen Sporen von den Eisenschuhen und hingen sie in der Kirche zu Maastricht auf, um dem Himmel ihren Dank zu bezeugen. Aber der Tag von Courtrai entschied den Krieg mitnichten. Philipp der Schöne rief ganz Frankreich unter die Waffen, verheerte das Land, schlug die Flamen im Jahre 1304 nach

schwerem Kampf bei Mons-en-Puelle und entriß ihnen Douai, Lille und Béthune.

Flanderns Verzweiflungskampf fand im Reiche keinen Widerhall. Albrecht war zu sehr von den Kurfürsten und dem Papst zugleich bedrängt, um dem Bündnis mit Frankreich zu entsagen.

Als er die rheinischen Kurfürsten, die sich rasch wider den herrschgewaltigen Mann zusammengefunden hatten, mit Hilfe der rheinischen Städte zum Gehorsam zurückgeführt hatte, warf er sich dem Papst Bonifatius VIII. in die Arme, der um diese Zeit mit Philipp von Frankreich im Streite lag. Er opferte ihm die letzten kaiserlichen Rechte, um ihn zu entwaffnen, und wandte sich dann von den Rheinlanden ab. Sein Blick hing am Osten. Dort, wo Rudolf von Habsburgs Spürsinn das Glück seines Hauses gesucht hatte und Adolf von Nassau im Kampf um eine Hausmacht zu Fall gekommen war, warb auch er um neue Kronen. Albrecht vernachlässigte über seinen östlichen Plänen seine Besitzungen am Oberrhein und an der Aare und bedrückte sie durch Steuern und Aufgebote, denn seine unglücklichen thüringischen Feldzüge fraßen Geld und Menschen.

Philipp der Schöne trug unterdessen seinen Streit mit Bonifatius aus und rang den Epigonen des großen Immozenz nieder. Der „neue Pilatus“ legte Hand an den Pontifex und zwang ihn zum Verzicht. Als Clemens V., der zweite Nachfolger des gedemütigten Papstes, im Jahre 1309 von Rom nach Avignon übersiedelte, erhob sich das französische Königtum zu ein-drucksvoller Macht.

Frankreich pochte vernehmlich an Deutschlands Tore und forderte die „natürlichen Grenzen“. Die Kronjuristen Philipps des Schönen stellten zwei Thesen auf. Die Gemäßigten verlangten für Frankreich die Grenze der „vier Ströme“, also das Gebiet, das von der Schelde, der Maas, der Saone und der Rhone umflossen wird, die Radikalen dagegen forderten die „natürlichen Grenzen“ Julius Cäsars und riefen nach den Pyrenäen, den Seealpen und dem Rhein.

Der Kampf um den Rhein wälzt sich in den Vordergrund der europäischen Bühne, der deutsche Strom wird das Objekt zielbewußter französischer Politik.

Die Schwäche des deutschen Reiches förderte diese kühnen Pläne. Philipps Ausbreitungsdrang fand in der deutschen Anarchie um so größere Stütze, je eifriger sich die deutschen Fürsten, die deutschen Städte und die deutschen Lande der Eigenbrötelei ergaben. Als König Philipp dazu überging, deutsche Vasallen mit französischen Gütern zu belehnen und aus der Verteilung von Pensionen an seine deutschen Freunde ein System machte, griff der Schaden im deutschen Reichskörper verheerend um sich. Franzö-

fische Kreaturen gelangten auf die Stühle von Köln und Trier und gelobten dem Capetinger, als ihrem „Wohltäter“, stete Treue. Wohl fügten sie ihrem Gelöbniß ausdrücklich bei, daß die Treuepflicht gegen das römische Reich, seinen Verweser und die Kirche davon ausgenommen sei, aber die Bindung war stärker als der Vorbehalt. So geriet das Stromgebiet des Rheins schon um die Zeit, da Albrecht eines plötzlichen Todes starb und Clemens nach Avignon zog, in Angst und Gefahr, dem politischen Einfluß Frankreichs zu erliegen. Als Albrecht am 1. Mai 1308 an der Reußfähre bei Brugg von seinem Neffen Johann ermordet wurde und die römische Krone in den Sand rollte, drohte dem Rhein noch schlimmeres Geschick.

Albrechts Tod rief Philipp auf die Bühne der deutschen Königswahl. Der Capetinger handelte klug. Er streckte die Hand nicht selbst nach der Wahlkrone aus, sondern brachte seinen Bruder Karl von Valois als römischen König in Vorschlag. Doch das war zu viel. Die Kurfürsten scheuten die französische Königsgewalt und fürchteten für ihre deutsche „Libertät“. Sie ließen Karl von Valois fallen und hoben den Grafen Heinrich von Lützelburg, einen Bruder des Erzbischofs von Trier, auf den Königsstuhl. Heinrich VII. wurde am 27. November 1308 zum deutschen König gewählt. Philipp getröstete sich eines halben Sieges, denn Heinrich VII. war romanisch gebildet und hatte dem König von Frankreich den Lehnseid geleistet, aber bald wurde er inne, daß das letzte Spiel verloren war. Der Luxemburger ging eigene Wege. Sie führten den Hochgemuten in die Vergangenheit zurück zur Universalidee des römischen Kaisertums und verloren sich fern den nationalen deutschen Zielen im italienischen Chaos.

Im Jahre 1309 zog Heinrich VII. mit einer Gefolgschaft von 3000 flandrischen, lothringischen und burgundischen Rittern von Bern nach Italien. Er stieg zum Genfer See hinab, überschritt den Mont Cenis und erschien im Lande seiner Sehnsucht, um Italien wieder mit Deutschland zu verketten und den Glanz der Kaiserkrone zu erneuern. Die deutschen Lande blieben teilnahmslos hinter ihm zurück. Während Heinrich als geistiger Nachfahre der Hohenstaufen, ein Romantiker auf dem Throne, gen Rom zog und eine Kraft und seinen Edelsinn an die Bekämpfung des verweltlichten Papsttums und der Dynastie der türkischen Anjou wendete, nahm Frankreich den politischen Vormarsch gegen die Ostgrenzen des Heiligen Römischen Reiches wieder auf. Philipp stieg ins Rhonetal hinab und legte die Hand auf Lyon.

Der Genius Dantes hat das universal gedachte Friedenskaisertum, das sich damals, von Kaiser Heinrichs Idealismus emporgetragen, über dem italienischen Inferno erhob, in Versen verklärt, die ewigen Bestand haben,

aber das Reich verging, ehe es noch gelebt hatte. Es wurde mit seinem Neugründer in dem Sarkophag bestattet, der den Kaiser schon im Jahre 1313 empfing. Als Heinrich VII. zu Siena starb, stand das Frankreich der Capetinger auf dem Gipfel seiner Macht, hart vor den Westtoren des rheinischen Stromgebiets.

Der Gürtel romanischer Landstriche, der sich seit der Teilung des Karolingerreiches in eine germanisch gebliebene und eine romanisch gewordene Staatseinheit schützend um Deutschlands empfindliche Westflanke gelegt hatte, war im Begriffe, völlig zu zerfallen. Frankreich hatte die Vierströmgrenze überall erreicht. Die französische Macht hatte sich aus den Argonneschluchten über die Maas gewälzt, war aus den Pässen der Cote d'Or an die Saone und den Doubs und aus den Cevennen an die Rhone hinuntergestiegen und hatte das große natürliche Eingangstor des Seinebeckens zwischen der Lys und der Schelde durch die Eroberung der festen Plätze Lille, Douai und Béthune mit drei Riegeln verwahrt. Die germanische Westzone sank unter die Fluthöhe des französischen Ausdehnungsdranges.

Die Rhein-Rhone-Linie, die klassische cäsarische Verbindung des Nordlandes und der Mittelmeerwelt, der bequemste Soldaten-, Handels- und Pilgerweg, war unterbrochen. Seit Avignon in die Hände der Anjou, Lyon in die Gewalt Philipps des Schönen gefallen war, hielt Frankreich das Rhonetal verschlossen. Römische Kaiser, die gen Italien ziehen wollten, waren fortan gezwungen, über den St. Gotthard, den Splügen oder den Brenner hinabzusteigen.

Je geringer die Zahl der Wege wurde, die ins Land der Sehnsucht führten, desto wichtiger wurde ihre Behauptung. Solange das Römische Reich Deutscher Nation an der politischen Verbindung mit Italien festhielt, durfte es die Alpenpässe nicht fahren lassen. Könige und Kaiser waren sich der Bedeutung der Alpenpässe wohl bewußt gewesen und hatten alles getan, sie in unmittelbare Hut zu nehmen. Im 13. Jahrhundert hatte sich die Sorge vor allem dem Quellgebiet des Rheins zugewandt. Es galt den St. Gotthard zu hüten, zu dessen Füßen der Vierwaldstätter See sein Sakentkrenz in die Berge geschnitten hat und das Gebirge seine Pforten zu breiten Tälern öffnet. Deshalb blickten die letzten Staufer wohlgefällig auf die Bewohner von Uri und Schwyz, die keine Herren über sich dulden wollten und den rastlos um sich greifenden Territorialfürsten trotzig widerstrebten. Urner und Schwyzer erhielten um der Hut der Pässe willen von den Stauern die Freiheit unter des Reiches Schutz und Schirm zugesichert und standen eifrig zu des Kaisers Fahne. Die Wahl Rudolfs von Habsburg zum römischen König ersparte den kleinen Ländern neuen Kampf,

aber der Tod des Königs bedrohte sie aufs neue mit dem Verlust der erungenen Freiheiten. Da taten am 1. August 1291 die Talschaften den Schwur, sich auf ewig zu verbinden, und ließen sich ihre Freiheitsbriefe von Adolf von Nassau bestätigen. Albrecht I. suchte sie abermals unter das Joch zu bücken, aber die Eidgenossen blieben fest und setzten den Versuch, sie zu unterwerfen, die Gewalt entgegen, zu der sie sich im Bundesbrief verpflichtet hatten.

Als Kaiser Heinrich VII., der den Schwyzern und den Urnern die alten Freiheiten abermals bestätigt und die Unterwaldner von der habsburgischen Vogtei freigesprochen hatte, am 24. August 1313 starb, war die Auseinandersetzung zwischen den Eidgenossen und den Habsburgern noch nicht zu Wut entbrannt. Aber das Wetterleuchten, das an den Wänden der Gotthardberge aufflammte, deutete schon auf den Anbruch einer neuen Zeit und warf seinen Widerschein auf den weltgeschichtlichen Kampf um den Rhein.

Dieser versteckte sich damals in der Maske eines Wettbewerbes um die römische Krone, die Heinrichs Tod den Kurfürsten zurückgegeben hatte. Wiederum trat der König von Frankreich auf den Plan. Philipp der Schöne forderte die Krone nicht für sich, sondern für seinen Sohn Philipp von Poitou, und ließ auch seinen Bruder Karl von Valois um den kaiserlichen Preis losen. Der Versuch mißlang trotz der Wahlgelder, die der Capetinger freigebig zu spenden wußte. Die Entscheidung fiel, in zwei Teile gespalten, zugunsten Ludwigs von Wittelsbach und Friedrichs des Schönen, des Sohnes Albrechts von Habsburg. Ein neuer Königsstreit, ein neuer Bürgerkrieg zerrüttete Deutschlands geschwächten Körper, während der Franzose, enttäuscht und befriedigt zugleich, seine Kräfte zur Fortsetzung des Vormarsches hallte. Wäre Philipp der Schöne nicht wenige Tage nach der Doppelwahl vom Tode ereilt worden, so hätte Frankreich sicherlich den Augenblick wahrgenommen, tiefer in das Gebiet des alten, dem römischen Reiche nur noch lose verbundenen Lotharingiens einzudringen.

Philipp starb in der Fülle seiner Kraft und auf der Höhe seiner Erfolge. Frankreich verlor einen großen König, Deutschland einen zielbewußten Feind. Sein Tod warf Frankreich in innere Wirren zurück. Der Feudaladel, den Philipp durch Förderung der Städte und der bürgerlichen Freiheiten in Zaum gehalten hatte, erhob sein Haupt aufs neue und schwächte Frankreichs Ausdehnungspolitik.

Während Philipps Sohn Ludwig X. mit seinen Baronen rang und dazu selbst die Hilfe der Unfreien gewann, denen er gegen ein Lösegeld volle Freiheit zusprach, hallte Deutschland von dem neuen Kronstreit, den Papst Johann XXII., schlimmen Ungedekens, zu hellen Flammen schürte. Acht Jahre lag der volksfreundliche Ludwig der Bayer, den die Mehrheit

der Kurfürsten erkoren, mit dem adelsstolzen Friedrich dem Schönen, den die Minderheit auf den Schild erhoben, in grimmigem Streit. In diesem Kampf trat Böhmen an die Seite des Bayern. Die mächtigen Habsburger fühlten sich stark genug, den König und die freiheitsliebenden Schweizer zugleich zu bekämpfen. Während Friedrich gegen Ludwig zog, plagte sein Bruder Leopold, der Herr der vorderösterreichischen Lande, die Waldstätte. Zwischenhinein schleuderte Johann XXII. seine Bannstrahlen, um den Wittelsbacher vom Thron zu stürzen. Da Ludwig nicht nur die Gunst des Volkes genoß, sondern auch von der niederen Geistlichkeit und allen reformfreundlichen Elementen der Kirche getragen wurde und, auf diese demokratische Bewegung gestützt, nach der Kaiserkrone griff, erschütterte der deutsche Kronstreit das ganze römische Reich und die ringsum gelagerten Mächte.

Die Eidgenossen, denen Ludwig die Reichsunmittelbarkeit aufs neue bestätigt hatte, taten den ersten Streich. Sie traten dem Herzog Leopold, der mit 3000 Pferden von Winterthur heranzog und von Zug zum Argensee aufstieg, um das Land Schwyz zu überfallen, entgegen und bereiteten ihm am 15. November 1315 am Morgarten zwischen Berg und See auf stöziger Salbe und schmalem Uferpfad eine schwere Niederlage. Zum erstenmal warf bäurisches Fußvolk mit Stange, Stein und Hellebard die schwergerüstete Ritterschaft mit Roß und Rüftung im Angriff über den Haufen. Herzog Leopold kehrte mit geringem Gefolge verstörten Anfluges „halbtot von übergroßer Trauer“ nach Winterthur zurück.

Die Könige trafen erst sieben Jahre später aufeinander.

Die Habsburger zogen im Spätsommer des Jahres 1322 zum entscheidend gedachten Feldzug aus, um Ludwig zwischen sich zu erdrücken. Leopold führte die oberrheinische und schwäbische Ritterschaft heran, Friedrich Österreicher und Ungarn. Ehe die Brüder sich vereinigen konnten, trat Ludwig im Bunde mit dem Böhmenkönig Johann dem von Osten anrückenden Friedrich entgegen und forderte ihn am 28. September bei Mühldorf am linken Innufer zur Schlacht. Friedrich der Schöne stellte seine ritterliche Ehre über die strategische Vorsicht und nahm den Kampf an, obwohl sein Bruder noch 18 Meilen vom Schlachtfeld entfernt stand. Er setzte sich selbst an die Spitze seiner Ritterschaft und verstaß Lanze um Lanze, während Ludwig der Bayer abseits auf einem Hügel hielt und die Schlacht durch reitende Boten leitete. Die Österreicher bedrängten die Bayern und ihre böhmischen Bundesgenossen schwer, und die Pfeile der Ungarn taten wie bei Göllheim schweren Schaden. Aber Ludwigs Fußvolk hielt sich wacker, und als der Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg zu später Stunde mit einer Handvoll Reifigen in Friedrichs Flanke brach,

erlagen die Österreicher dem überraschenden Stoß. Friedrich der Schöne wurde vom Roß gerissen, sein Bruder Heinrich fiel, Ritter und Knechte verließen flüchtend das Feld. Ludwig sandte Friedrich in ritterliche Haft und gab dem Böhmenkönig als Dank für seine Hilfe das Egerland zu Pfand. Es ward ein Pfand auf immerdar. Friedrich verzichtete auf Krone und Reich, vermochte jedoch seinen Bruder Leopold nicht zur Versöhnung mit Ludwig zu bewegen und kehrte in die Haft zurück. Da nahm Ludwig ihn zum Genossen und hielt ihn ohne Zwang. Aber der Widerstreit der Häuser Wittelsbach und Habsburg wälzte sich fort und die Ausfallspforte der böhmischen Zitadelle blieb in tschechischer Hand.

Als Ludwig der Bayer im Jahre 1327 über den Brenner nach Italien hinabstieg, ging er als gebannter König. Gebannte Bischöfe setzten ihm die eiserne Krone der Langobarden auf, nicht der Papst, noch der Legat des Papstes, sondern das römische Volk bot ihm die Kaiserkrone. Ein Gegenpapst vollzog die Krönung. Die Morgendämmerung einer neuen, freieren, volkstümlicheren Zeit färbte den Himmel. Es war dieselbe Dämmerung, die sich über den Schlachtfeldern von Courtrai, Morgarten und Mühldorf erhoben hatte, wo das Volk mit Speiß und Morgenstern auf den Plan gezogen war und durch die Taktik des geschlossenen Haufens die gepanzerten Reifigen aus dem Sattel hob.

Kaiser Ludwig suchte der widerstrebenden Gewalten Herr zu werden, die ihm überall entgegentraten, aber er besaß nicht die Kraft, sich in Italien gegen die Anjou durchzusetzen, in Deutschland die Partikulargewalten zum Gehorsam zurückzuführen, den Kampf mit dem Avignoneser Papsttum auszutragen und gegen Frankreich zu Felde zu ziehen. Durch den ungelösten Bann in seinem Gewissen bedrückt und von wechselnden Einflüssen getrieben, suchte er überall nach Auswegen und Vergleichen und versäumte darob die befreiende Tat.

Das wurde sein Unglück, denn die Tat lag im Kampfe um den Rhein für ihn bereit. England trat damals unter der Führung Eduards III. zum Hundertjährigen Krieg mit Frankreich an und suchte Deutschlands Hilfe. Das Haus Philipps des Schönen war ausgestorben und König Eduard forderte als Sohn Isabellens die Krone der Capetinger für sich selbst. Aber Ludwig war nicht zu rücksichtslosem Handeln zu bewegen. Er verweilte nur einen flüchtigen Augenblick bei dem Gedanken, mit seinem Schwäher Eduard gegen Frankreich zu ziehen, und wandte sich dann wieder anderen Zielen zu. Und doch war diesem Augenblick Glanz und Größe gegeben.

Ludwig ging im Jahre 1337 ein Bündnis mit Eduard ein und stellte 2000 deutsche Lanzen zur Sache der Plantagenet. Im Jahre darauf zog der englische König zu Schiff den Rhein hinauf um dieses Bündnis zu be-

kräftigen. Kaiser Ludwig erwartete ihn in Koblenz. Er begrüßte ihn auf der Schwelle der St. Kastorkirche an der Mündung der Mosel und trat dem König im Schmucke der höchsten Würde des Abendlandes entgegen. Die Kurfürsten und die Blüte der deutschen Ritterschaft umgaben den Herrn des Reiches. Der Britte hatte Ludwigs Schiedsspruch im Streit um die Krone Frankreichs angerufen, um sich im beginnenden Kampfe durch die kaiserliche Sentenz zu stärken, und empfing nun vor der Reichsversammlung die Bestätigung seiner Rechte. Der Kaiser sprach dem Sohne Isabellens die Krone der Capetinger zu und ernannte ihn zum Vicarius des Heiligen Römischen Reiches für das linke Rheinufer bis zum Argonner Wald. Diese Rundgebung deutete auf ein starkes Bündnis, dem der Zusammentrang der Waffen nicht fehlen durfte. Was Adolf von Nassau und Albrecht I. an Philipp den Schönen an Reichsgut hingegeben hatten, schien dem Reiche wiedergewonnen. Da die Kurfürsten kurz zuvor zusammengetreten waren und verkündet hatten, daß ein erwählter römischer König der päpstlichen Bestätigung nicht bedürfe, um des Reiches und der Krone zu walten, und ein Reichstag erkannte, daß der Papst den Kaiser nicht richten könne, wurde der Akt vor der Kastorkirche von dem neugekräftigten Ansehen der Kaiserkrone getragen.

Der Strom hallte vom Zuruf der Tausende, die das ehrwürdige Gotteshaus umstanden. Das deutsche Volk wurde damals von einer Welle nationalen Empfindens ergriffen und über Zwist und Fehde zur Einigkeit und einem starken Erlebnis emporgetragen. Es erblickte in dem Königtum Frankreichs den Feind, der den Papst in Avignon gegen den Kaiser verhärtete, und bekannte sich zu einem Feldzug über den Strom, der plötzlich im Glanze alter, sagenhafter Kaiserherrlichkeit aus dem Dämmer verworrener Zeiten tauchte. Aber — ach — es war nur eine Aufwallung des Gefühls, keine politische Erkenntnis, und der Kaiser wußte auch diese nicht zu nützen. Als Ludwig bald darauf wieder schwach wurde und sich abermals um den Papst mühte, fiel das Bündnis in sich zusammen. Ludwig ist nicht zu großen Taten gegen Frankreich gezogen.

Das starke Gemeingefühl, das um diese Zeit in allen Völkern germanischen Blutes lebendig war und sie zum erstenmal gegen das welsche Wesen vereinigte, kehrte sich nicht an das Stillestehen des Reiches. Als die Engländer die französisch-genuesische Flotte am 24. Juni 1340 vor den Schleißen der Genter Reede angriffen und vernichteten, jubelten nach dem Zeugnis eines flandrischen Chronisten „alle, welche die deutsche Sprache redeten“.

Der Krieg bannte die Macht Frankreichs und hemmte das Fortschreiten der Franzosen gegen den Rhein nahezu ein Jahrhundert lang. Er führte

die Briten ins Herz des Seinelandes und machte sie zu Herren von Bordeaux, Rouen und Calais.

Als die englischen Bogenschützen die französische Ritterschaft am 26. August 1346 in der Schlacht bei Crécy unter ihren langschäftigen Pfeilen begruben, lebte Ludwig der Bayer noch, aber er war in Hausmachtspolitik befangen und sah sich von dem Gegenkönig Karl IV. bedroht, den die Mehrheit der Kurfürsten auf Betreiben des Papstes Clemens VI. auf den Königsstuhl gehoben hatte. Ludwigs Tod ließ das Reich in Zerrissenheit zurück. Das Haus Wittelsbach suchte König Karl vergebens einen Gegenkönig gegenüberzustellen. Karl IV. wurde im Jahre 1355 zu Rom mit der Kaiserkrone geschmückt und bewahrte dem Hause Valois die Freundschaft, die er ihm von Jugend auf bewiesen hatte. Als der mächtige Herr von Böhmen den sieben Kurfürsten in der „Goldenen Bulle“ außer dem Rechte der Königswahl die Unteilbarkeit ihres Besitzes und nahezu volle Landeshoheit verhiess, um sie seinen Hausplänen günstig zu stimmen, wurde der königliche Machgedanke im Heiligen Römischen Reich begraben.

Der Rhein lag fürder nicht mehr unter dem Schutz der deutschen Königsmacht, sondern im Schoße einer Fürstenrepublik, deren erlauchteste Herren mit geteilten Interessen an seinen Ufern saßen und sich nach eigenem Ermessen bewegten. Aber noch floss der Strom in deutschen Gauen, noch waren weder die Schweiz, noch das Elsaß, noch die Pfalz, noch die Lande der großen Tiefebene an die französische Grenze geschoben. Doch der Bindung Frankreichs im Hundertjährigen Krieg mit England zu Trotz rückte die welsche Gefahr näher und näher.

Nicht der Franzose, sondern der Burgunder kam. Die jüngere Linie der Valois bedeckte sich im Jahre 1363 zu Dijon mit dem Herzogshut und trat den Vormarsch nach Osten und Norden an. Als Herzog Philipp der Kühne sich im Jahre 1369 mit der Erbin von Flandern vermählte, fielen Mecheln und Antwerpen, Dijon und Besançon in welsche Hand.

Die Rhonelinie war für das Reich verloren. Die Schelde folgte nach. Die Gefahr rückte, an der Saone aufwärtsgreifend, an den Doubs und die Esaine. Die Ardennenpässe und die Burgunder Pforte gerieten in Gefahr. Im Norden hallten sich die großen Territorien Brabant, Holland, Seeland und die kleinen Herrschaften der Niederrheinlandschaft zum Widerstand, im Süden war die Abwehr in die Hand Österreichs, der oberrheinischen Reichsstädte und der Eidgenossen gegeben.

Die Burgunder Pforte und die Surapässe wurden zuerst bedroht. Sie lagen in schwacher Hut, denn Österreichs Macht war im Schwinden. Die Habsburger hatten seit dem Tag von Morgarten Stück um Stück ihres

reichen Besitzes an die freiheitsdürstenden, eroberungsfreudigen Eidgenossen hingeben müssen. Luzern, Zürich, Zug, Glarus und Bern hatten sich dem Bund der drei Waldstätte gefellt und den Versuchen Osterreichs, sie wieder unter die Gewalt Habsburgs zu beugen, siegreich widerstanden.

Da raffte Herzog Leopold III. sich im Jahre 1386 zu einer gewaltigen Anstrengung auf, die bröckelnde Macht seines Hauses zu erneuern. Er verpfändete Hab und Gut und rückte mit 4000 adeligen Lanzen gegen das trotzige Volk der Berge, das die fürstliche Gewalt schon im Seeland zwischen der Reuß und der Aare und an der Limmat auszurotten begann und sich bereits eigene Gesetze gab. Der Herzog wandte sich gegen Luzern und erschien plötzlich auf der Hochfläche am Ufer des Sempacher Sees. Da eilten die Aufgebote der Eidgenossen in Gewaltmärschen der Reuß zu, um ihm den Weg zu verlegen und ihn zur Schlacht zu stellen. Am 9. Juli 1386 trafen die Gegner aufeinander. Leopold lag vor dem Städtchen Sempach, als die Vorhut der Schweizer auf der Höhe von Hilsrieden über dem breit ansteigenden rechten Ufer des Sees sichtbar wurde. Er sprang sofort in den Sattel, um freies Feld zu gewinnen, und ging dem Feind bergwärts entgegen.

Da das Gelände nicht zum Anritt taugte und die Rösse den Steinhagel der Schweizer scheuten, stiegen die schwergerüsteten Herren auf der grünen Matte ab und ordneten sich zum Fußstreit. Leopold trat selbst ins Glied und vergaß der Leitung über dem Vorkampf. Von beiden Seiten quollen die Streiter aus der Marschkolonne in die Schlachthaufen. Die Osterreichler taten den ersten Stoß und brachten die Eidgenossen in große Not. Das Luzerner Banner sank im Getümmel, der Vorhaufen kam ins Wanken. Aber keiner wich, und als sich die ganze Macht der Eidgenossen zum Gegenstoß ballte, zerbrach den Osterreichern die Kraft. Sie wurden in die Verteidigung gezwungen und fochten bald im Sonnenbrand um Stand und Leben. Der behende Feind gewann den Ermatteten die Flanke ab, brach mit Hellebard und Morgenstern in die ritterliche Phalanx ein und sprengte sie auseinander. Die Osterreichler suchten zu den Pferden zu gelangen, aber nur wenigen glückte der Aufstieg. Die Aufgefessenen wurden in die Flucht geworfen, die Rösse samt den Knechten in die Weite gescheucht und der Herzog mit den edlen Herren, die bis zuletzt im Streit standen, auf der Sommermatte ob dem See in grauenvollem Gemenge erschlagen.

Die Schlacht bei Sempach brach Osterreichs Macht an den Seen und im Gebirge reußabwärts bis zur Aare und gen Osten bis zum Graubündner Rhein. Als die Glarner sich zwei Jahre später bei Näfels eines letzten Gegenstoßes erwehrten und den Feind über die Linth warfen, be-

quemte Oesterreich sich zur Anerkennung des Bundes. Aber der Friede gedieh nicht zur Versöhnung. Die Gegnerschaft saß zu tief, der Kampf war mitnichten ausgetragen. Oesterreich fürchtete, nicht nur die Aare, sondern auch den Schwarzwald und das Elsaß zu verlieren, und suchte Hilfe wider die Unerfättlichen, die ihre Hand schon über den Jura streckten. Da lächelte ihm ein Ehebündnis mit dem Hause Burgund. Leopold III., der Sohn des Selben von Sempach, führte Katharina, die Tochter Philipps des Kühnen, heim. Diese Heirat stärkte Habsburgs Kraft im Kampfe um seine erschütterte Macht, barg jedoch eine neue Gefahr, denn Katharina erhielt die österreichischen Besitzungen vor der Burgunder Pforte als Morgengabe zugesprochen.

Als Herzog Leopold im Jahre 1406 der Herrschaft über die österreichischen Vorlande zugunsten seines Bruders Friedrich entsagte, ergriff die 27jährige Burgunderin selbst von den Landen Besitz, die im Ehevertrag aufgezählt waren, und legte ihre zarte Hand mit festem Druck auf die Herrschaften Héricourt, Belfort, Delle, Maasmünster, Pfirt, Altkirch, Ensisheim, Landser, Ortenberg und Rothenburg. Die Schlüssel der Burgunder Pforte klirrten am Gürtel einer Frau.

Da schlug der Tod seine Hand dazwischen und wendete alles neu. Herzog Leopold starb im Jahre 1411 ohne Leibeserben, und die elsäßischen Untertanen Katharinas erhoben sich gegen die welsche Herrschaft. Leopolds Bruder Friedrich nützte die Lage rascher als das Haus Burgund. Er schloß mit der bedrängten Wittve einen Vertrag, der ihm die Erbfolge im Sundgau sicherte, und half ihr dadurch zu ruhigem Regiment, sich zum Erbe seines Bruders und dem Reiche zur Erhaltung der Burgunder Pforte.

Als die stolze Frau im Jahre 1426 starb und in der Gruft zu Dijon gebettet wurde, erschien die Gefahr eines Einbruchs der burgundischen Macht in das oberrheinische Stromgebiet noch einmal beschworen. Burgund war zu tief in den englisch-französischen Krieg verstrickt, um sich am Rheine frei bewegen zu können.

Der englisch-französische Krieg und der Kampf Frankreichs mit Burgund waren im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts unlöslich miteinander verknüpft worden. Am 25. Oktober 1415 vernichteten die Engländer das französische Abelsheer bei Azincourt, am 15. August 1418 schlugen sie die französische Flotte bei Honfleur und am 29. Mai 1418 rückten die Burgunder als Verbündete Englands in Paris ein. König Heinrich V. von England nahm den Titel König von Frankreich an. König Karl VI. von Frankreich floh nach Bourges.

Als Herzog Johann von Burgund, der im Jahre 1407 den Bruder Karls VI., Ludwig von Orleans, hatte ermorden lassen, am 10. September

1419 bei einer Besprechung mit den Franzosen auf der Bonnebrücke bei Montereau von Ludwigs Anhängern niedergehauen wurde, zerriß das letzte Band, das das Herzogtum Burgund noch mit Frankreich verknüpfte. Burgund erkannte Heinrich V. von England als König von Frankreich an und sagte sich von den Valois los. Frankreich machte Frieden und ergab sich darein, daß die französische Krone den Briten als Erbe zufalle und der Dauphin als Mörder Johannis von Burgund von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Aber der Vertrag hatte keine Kraft. Karl VII. hob nach seines Vaters Tod die Krone aufs eigene Haupt und rief das verwüstete, von Parteilungen zerrissene Land zum Befreiungskrieg. Da schlugen die Briten die Franzosen bei Verneuil am 17. August 1424 abermals bis zur Vernichtung. Karls Mut war erschöpft, er fand weder Streiter noch Mittel, den Krieg fortzusetzen — alles schien verloren. Jeanne d'Arc, „die Jungfrau von Orleans“, rettete das Land vor dem Erliegen. Das Wundermädchen riß die stolze Nation zu neuen Taten fort und führte den schwachen König auf den Thron zurück. Johanna fiel in die Hand der Briten und starb den Feuertod, aber das Wunder behielt seine Kraft. Frankreich erstand mit zauberhafter Schnelligkeit zu neuer Macht. Als Philipp von Burgund im Jahre 1435 mit Karl VII. in Arras Frieden schloß und die Engländer ihre Überlegenheit im Felde einbüßten, entfaltete sich das französische Königtum zu frischer Blüte.

Raum war's geschehen, so entbrannte der Kampf um den Rhein aufs neue. Frankreich nimmt hundert Jahre nach dem Tode Philipps des Schönen seine Rheinpolitik wieder auf, obwohl der Engländer noch an der Loire steht und Burgund als neues Austraßen die Rhone und die Maas beherrscht.

Das deutsche Reich hatte sich seit dem Britenfeste vor der St. Kastor-Kirche — es waren just hundert Jahre — nicht in den englisch-französischen Krieg gemischt. Jetzt standen ihm zwei Gegner, Frankreich und Burgund, gegenüber. Die Ohnmacht fand ihren Lohn.

Kaiser Sigismund erkannte die drohende Gefahr und verlangte von Philipp dem Guten, dem Herzog von Burgund, den Lehnseid für die Grafschaften Limburg und Brabant, die der Valois durch Kauf erworben hatte, aber der Burgunder lachte der Forderung und nahm auch von Luxemburg Besitz, ohne die Huldigung zu leisten.

Als im Jahre 1444 in Tours ein Waffenstillstand zwischen England und Frankreich verabredet wurde, ordnete sich der europäische Westen neu. Frankreich, Burgund und England wurden ebenbürtige Mächte. Frankreich und England erstanden zu Nationen, die sich mit bürgerlichen Freiheiten umgaben, Burgund wurde zu einem glänzenden Feudalreich, in dem sich

Ritterglanz und Bürgerstolz, romanischer Schwung und germanische Schwere seltsam mischten. Bei ihnen lag, was nun geschehen sollte. Frankreich trat zuerst aus der Kulisse. Friedrich von Österreich, der Herr der Vorlande, der sich der Schweizer nicht mehr erwehren konnte, bat Karl VII. um die Überlassung der Söldner, die Graf Bernhard von Armagnac einst gegen die „Bourguignons“ geworben hatte, und ersuchte um die französische Freundschaft.

Die Todfeindschaft, die Österreich gegenüber den Schweizern befeelte, öffnete dem Franzosen das Elfaß.

Der Ruf fiel in offene Ohren.

Karl VII. entsandte seine Ritterschaft und die zuchtlosen Söldnerbanden, deren er im Kampfe mit den Engländern entraten konnte, unter dem Befehle seines Sohnes, des Dauphins Ludwig, durch die Burgunder Pforte gegen den Oberrhein und setzte sich selbst an die Spitze eines zweiten Korps, um durch die Champagne gegen das Herzogtum Lothringen und die Mosel vorzudringen. Der Dauphin erschien an der Spitze seines Heeres von 40000 Mann als Verbündeter Österreichs. Der König kam aus eigenem Recht und zeigte dies dem deutschen König zu gegebener Stunde an.

So war es wohl von Friedrich nicht gemeint gewesen, aber nun war's geschehen. Der Franzose stand im Sommer des Jahres 1444 im Angesicht des Rheins auf deutschem Boden.

Als das französische Heer im Sundgau erschien, lag das Aufgebot der Eidgenossen vor Zürich, das sich noch einmal auf die Seite Österreichs geschlagen hatte. Ein kleiner Heerhaufe belagerte die Feste Farnsburg am Hauenstein im Jura, um die Verbindung mit Basel, der „Vorbruch“ der Eidgenossenschaft, sicherzustellen. Am 21. August erblickten die Basler Turmwächter die französische Vorhut, die in dichten Haufen aus der Enge von Waldbighofen, dem Südostausgang der Burgunder Pforte, herausquoll. Zur gleichen Zeit sammelte sich bei Säckingen ein österreichisches Korps, um die Farnsburg zu entsetzen. Basel sandte Boten gen Sissach und schloß die Tore.

Sean de Bueil, der Feldherr des Dauphins, umging die feste Stadt und schob seine Vorhut unter dem Befehle des Grafen Dammartin über die Birse vor. Der Dauphin blieb mit der Reserve und dem Geschütz bei Waldbighofen stehen. Basel sah sich von drei Seiten umfaßt, die Belagerer der Farnsburg waren im Rücken bedroht.

Als die Kunde von der Nähe des Feindes ins Lager drang, neigten die Hauptleute des Belagerungskorps dazu, sich auf die Jurapässe zurückzuziehen, aber der gemeine Mann, des Stilliegens vor der Feste überdrüssig

und begierig, im offenen Felde zu schlagen, verlangte ungestüm, an den Feind geführt zu werden. Die Schweizer vermeinten, die „armen Beeden“ samt den österreichischen und französischen Herren, trotz der Überzahl, zu werfen und die Kunde, daß der Feind in zerstreuten Haufen die Ortschaften im Birstal plündere und verbrenne, reizte ihre Kampfbegier nur noch mehr. Da gaben die Hauptleute wider bessere Einsicht dem Andrang nach und entsandten 1300 Mann gegen die Birs, um den Feind zu strafen. Am Abend des 25. August rückten sie aus, zogen in Liestal 200 Basler unter dem Befehle Hermann Sevogels an sich und erschienen in der Morgenfrühe des 26. August, 1500 Spieße und Hellebarden stark, vor Pratteln und jagten Dammartins Vorposten gen Muttenz. Graf Anton Dammartin sammelte seine Reissigen im Talgrund der Birs, um die tolln Knechte niederzureiten. Aber die Schweizer warteten den Stoß nicht ab, sondern fielen den Feind, zum Igel geballt, mit Spießen und Hellebarden an und warfen Dammartins Reiterkorps im ersten Anprall auseinander. Frohlockend folgten die Sieger dem geschlagenen Feind.

Als die Schweizer die Birs erreichten und dicht vor sich am linken Ufer das Siedenhaus und die Kapelle von St. Jakob, dahinter im Morgenglanz die Türme der bedrohten Stadt erblickten, war kein Halten mehr. Sie hatten kaum hundert Mann verloren, während das Feld ringsum von Dammartins gestürzten Reitern bedeckt war und die Trümmer seiner Geschwader in kopfloser Flucht flußaufwärts eilten. Der Befehl zum Rückzug fand kein Gehör. „Lasset uns daran, wir wollen sie allesamt erschlagen,“ schrien sie und drängten ungestüm über das Wasser.

Der Kommetabel, der 12 000 Streiter um sich hatte, ließ sofort zwei Fronten bilden, indem er eine Abwehrflanke gegen Basel aufstellte, und griff die Eidgenossen mit Reissigen und Knechten in der Front an.

Als die Eidgenossen den Speerwald erblickten, der sich ihnen von Gündoldingen entgegenwälzte, sprangen sie in drei dicke Haufen zusammen und drangen, zu Stachelkeilen geballt, in den anstürmenden Feind. Drei Stunden stampften de Bueils Attacken den Grund, drei Stunden wetterten die Eidgenossen alle Stürme ab. In Basel forderte die Bürgerschaft erregt den Auszug des Entsatzes, aber als die Bürger aus dem Ufentor ausfielen, schwenkte de Bueils Flankenstaffel gegen sie ein. Als gleichzeitig österreichische Heerhaufen überm Rhein sichtbar wurden, ordnete Bürgermeister Hans Roth schweren Herzens den Rückzug an. Die Eidgenossen waren verloren.

Um die Mittagsstunde wichen ihre geschmolzenen Haufen sechzend gen Süden. Da Dammartins Reissige sich wieder gesammelt hatten und die Birsübergänge besetzt hielten, schlugen sie sich zum Siedenhaus durch und

warfen sich in das feste Gebäude und den von einer Wackenmauer umfriedeten Garten und machten die Stätte des Elends zum Walplatz. Die welschen Knechte liefen Sturm auf Sturm, aber von der Gartenmauer fielen die Streiche so dicht, daß keiner Raum gewann. Als die Armagnaken erlahmten, befahl der Konnetabel den Reifigen, abzusteißen. Jean de Brézé, der Großmeister der französischen Johanniter, stellte sich an die Spitze der Ritterschaft und führte sie gegen den Feind. Es war umsonst. Hellebarben und Mauersteine zerklühten Helm und Harnisch, de Brézé fiel, der Sturm mißlang.

Da befahl der Konnetabel, die Feldschlangen von Waldbighofen herbeizuschleppen und die Mauern mit dem Geschütz niederzulegen. Der Dauphin ritt selbst herzu und weidete sich an dem kriegerischen Schauspiel. Das Siechenhaus stand in Brand geschossen über der strudelnden Visk. Die ganze Besatzung war erstickt. Im Siechengarten scharten sich die Überlebenden und warteten auf den letzten Sturm. Als die Mauern dem Erdboden gleichgemacht waren, liefen die Armagnaken im letzten Abend-schein von allen Seiten an. Die Eidgenossen brachen ihnen entgegen und starben, bis zum Tode fechtend, Mann bei Mann. Von den 1500, die in der Morgenfrühe von Pratteln ausgezogen waren, kehrten kaum 200 Versprengte zurück. Franzosen und Österreicher ließen über 2000 Tote auf der Walfstatt und standen voller Grausen vor dem Siechenacker. Der Dauphin beklagte den Tod seines Freundes Jean de Brézé und sprach mit Staunen und Bewunderung von dem Heldenkampf der Schweizer. Als ihn die Meldung erreichte, daß die Eidgenossen die Belagerung der Farnsburg und der Stadt Zürich aufgehoben hätten und sich sammelten, um die Surapässe zu verteidigen, wandte er sich von ihnen ab und suchte mit dem wilden Volke Frieden.

Der Friede, den der Sohn Karls VII. mit den Eidgenossen einging, führte zu einer großen Wendung im Kampfe um den Rhein. Die Schweizer schieden aus der allgemeinen deutschen Front. Friedrichs historische Schuld, die Anrufung französischer Hilfe im Kampfe mit den Schweizern, wuchs auf dem Unger von St. Jakob zu ungeheuren Folgen.

Ludwigs Armagnaken wandten sich von Basel ab, ergossen sich über das Elsaß und die habsburgischen Vorlande und plünderten und brannten von Straßburg bis Schaffhausen. Unterdessen lag König Karl VII. vor Metz und brandschatzte Lothringen. Der Franzose stand an der Schwarzwaldfanke und vor der Zaberner Steige.

Was Friedrich als Habsburger verschuldet, mußte er nun als deutscher König büßen. Die Franzosen ließen die Maske fallen und erhoben eigene Ansprüche auf habsburgisches Land und des Reiches Gut.

Der Dauphin hatte die Stadt Basel schon bei seinem Erscheinen vor der Burgunder Pforte wissen lassen, daß sie der französischen Krone zum Dienst verpflichtet sei, und den Grundsatz aufgestellt, daß nicht die „Bierstromlinie“, sondern der Rhein die Grenze Frankreichs bilde. Er zog ein Rechtsgutachten der Pariser Kronjuristen hervor, das den französischen Königen das Recht gab, alle Städte und Dörfer und alle anderen Herrschaften in Schutz zu nehmen, die vom französischen Königreich umschlossen werden, und zwar „selon l'ancienne estendue qui estoit jusqu'au Rhin“. Aber die Stadt Basel antwortete dem Dauphin auf seine Aufforderung zur Unterwerfung, sie werde sich weder vom Heiligen Römischen Reich noch von ihrem Bischof abdrängen lassen, wenn sie auch noch so sehr darum leiden sollte, und hielt ihre Tore geschlossen.

König Karl VII., der nicht gegen die Schweizer gezogen war, fand andere Worte. Er schrieb am 11. September 1444 aus dem Mezer Feldlager an Friedrich III., daß er sich an die Grenzen begeben habe, um in den Ländern links des Rheins, „die von alters seinen Vorgängern auf dem Throne Frankreichs unterstanden hätten“, zum Rechten zu sehen. Er wolle die Vergewaltigungen abstellen, die zum Schaden der Rechte des Königreichs und der Krone Frankreichs begangen worden seien, und die Lande wieder zu seiner Herrschaft und zum guten Gehorsam zurückzuführen.

Graf dieser Hohn an Friedrichs Herzen oder empfand der deutsche König die Unmaßung nicht, die aus den Worten des Valois schrie?

Friedrich III. trat seinen demaskierten Bundesgenossen unfählich zaghaft gegenüber, als sie plötzlich das Spiel wechselten und die Schweizer kareffierten, um gegen ihn selbst und das Reich zu Felde zu ziehen. Er zögerte, das Reichsbanner zu entfalten, und nahm seine Zuflucht noch zu ärmlichen Verhandlungen, während der Feind sengend und brennend im Lande lag.

Aber wo der Ratser und König versagte, handelte das Volk. Von Gott und der Welt verlassen, wehrte sich das Elsaß, wehrten sich Bauern, Bürger und freie Städte gegen die Bedrückter, die sich von Mömpelgard bis Hagenau ausgebreitet hatten und das schutzlose Land bis aufs Blut peinigten. Das welsche Kriegsvolk lag als Besatzung in Dörfern und Bürgerhäusern verteilt, setzte die Einwohner auf die Gasse, prahlte, hurte und trug mitten im Frieden alle Laster zuchtloser Söldnerbanden in das entsetzte Land. Da ballte sich das ganze Elsaß zu passiver Abwehr. Mez leistete der Belagerung unerschütterlich Widerstand, Straßburg schloß die Tore, gab Karls Gesandten die Ratstiege nicht frei und ließ ihnen sagen, da die Franzosen weder Treue noch Glauben hätten und nicht hielten, was immer sie auch versprächen, verbrieften und versiegelten, so weigere die Stadt dem König von Frankreich jegliches Gehör.

Die Bauern ließen die Ernte faulen, bargen sich in den Wäldern und ließen den fremden Gästen das leere Nest. Als es winterte und die Verhandlungen immer noch nicht vom Fleck rückten, griffen die Elsäßer zur Gewalt. Rein Armagnac trat ungestraft aus dem Schatten seiner Fahne, die Rache ging durchs Land. „Sie schlugen die Welschen tot, wo sie ihrer habhaft wurden.“

Da trat Frankreich den Rückzug an. Karl erklärte sich im Februar des Jahres 1445 bereit, das Elsaß und den Sundgau zu räumen. Die Erklärer des Heeres rückten im April nach Frankreich ab. Karl und Ludwig waren der Vernichtung der zuchtlosen Banden froh, schufen aus den Überresten stehende Kompagnien von eisernerucht und zogen sich aus dem Kampf, ohne den Anspruch auf den Rhein aufzugeben. Die französischen Herren vergaßen nicht, daß sie im Herbst 1444 zum erstenmal ihre Rosse im Rhein getränkt hatten, seit Karl der Kahle sich vermessen hatte, den Strom bei Andernach auszufauchen.

Der Herr des Hauses Österreich aber, der immer noch mit den Schweizern im Streite lag, und am 6. März 1446 bei Ragaz, am Ufer des jungen Rheins, von ihnen abermals geschlagen und trotz seines groben Geschüßes in die Wellen geworfen wurde, fand weder Zeit noch Kraft, den französischen Anspruch mit guten Worten und blanken Waffen zurückzuweisen. Er dankte den Abwehrrfolg im Streite mit den Welschen seiner habsburgischen Verschleppungskunst und der duldbenden Treue des elsässischen Volkes.

Wäre Frankreich damals politisch frei, wäre es der burgundischen Macht und der englischen Drohung ledig gewesen, so hätte der Kampf um den Rhein schon im Jahre 1445 mit dem Raube des Elsaßes geendet. Die Bedrohung Basels, des strategischen und handelspolitischen Schlüssels der oberrheinischen Tiefebene, und der Feste Mes, der Stüterin der lothringischen Hochebene, war ein wohlüberlegter Überfall auf das ahnungslose Reich.

Karl von Valois machte sich die Ansprüche Cäsars, der Karolinger und der Capetinger allesamt zu eigen und forderte, der Überlieferung getreu, das linke Ufer des Rheins. Der räuberische Anschlag war dank der Tollkühnheit und dem Opfermut einer Handvoll Schweizer und der festen, unbeugsamen Haltung der deutschen Stände mißlungen, denn Basel hielt seine Tore geschlossen, und das Elsaß wies die französische Lockung von sich, aber der politische Machtanspruch lastete fortan auf dem Frieden des deutschen Volkes.

Als Friedrich III. nach dem schlimmen Handel auf dem Regensburger Reichstag mit Vorwürfen überhäuft wurde, weil er die Lande am Rhein ohne Schutz gelassen hatte, kehrte er der Versammlung der Reichsstände

schmäland den Rücken und blieb ihr 23 Jahre fern. Die Vorwürfe waren redlich verdient. Er hatte den Eidgenossen den welschen Feind in den Nacken gesetzt und die welsche Gefahr auf den Rhein herabgerufen. Die Eidgenossen schüttelten den Feind ab, aber sie wurden darob dem Kaiser aus dem Hause Habsburg gram, „hielten nichts mehr auf den König und meinten, daß niemand gegen sie mehr etwas wagen könne“. Sie trugen ihren Streit mit Zürich aus, schlossen im Jahre 1452 ein Bündnis mit der französischen Krone, das nach Karls Tode von Ludwig XI. erneuert wurde, und plagten Österreich ärger als zuvor. Als sie ihre Hand über den Surastreckten, Mülhausen zu Schutz und Trutz in ihren Bund nahmen, die Burgen des österreichischen Adels im Sundgau zerbrachen und im Herbst des Jahres 1468 sogar vor Waldshut erschienen, bequimte sich Herzog Sigmund von Österreich, der Herr der Vorlande, zum Frieden. Er verschrieb ihnen die Stadt Waldshut und den oberen Schwarzwald, wenn er ihnen die Kriegskosten nicht ersetzen könne.

So standen die Schweizer im Jahre 1470 vom Gotthardpaß bis zur Burgunder Pforte in des Reiches bedrohte Flanke als eigene Macht auf erobertem Boden noch innerhalb des Reichsgefüges, aber von dem über-beratenen König abgestoßen und an die Seite Frankreichs gedrängt, in der gefährlichsten Zone aufmarschiert. Der Kampf um den Rhein war an dieser Stelle in ihre Hand gegeben und der Alpenwall vom St. Bernhard bis zum Splügen ihrer Kraft vertraut. Aber niemand wußte, wie sie dieser Bestimmung walten würden, sie selbst am wenigsten, denn das Schicksal rüttelte die Würfel zu unberechenbarem Fall.

Der Kampf um das burgundische Mittelreich und die Weltstellung der Schweizer im Quellgebiet des Rheins

Das politische Gedächtnis der Franzosen — Der Fall Konstantinopels — Philipp der Gute von Burgund und Friedrich III. — Das Traumgefißt Karls des Kühnen — Karl als Pfandherr am Oberrhein und am Niederrhein — Die Hausmachtpolitik Friedrichs III. — Ludwig XI. und der Friede zwischen dem Hause Österreich und den Eidgenossen — Kampf gegen Karl — Die Belagerung von Neuf — Die Politik Berns — Yolantha von Savoyen — Das Treffen bei Héricourt — Deutsch und Welsch — Eduard IV. bei Paquigny — Friedrichs III. und Ludwigs XI. Doppelspiel — Der Kampf um Lothringen — „Die Verbrüder des Adels“ — Die Schlacht bei Grandson — Maximilian und Maria — Die Schlacht bei Murten — Herzog Renat und die Schweizer — Die Schlacht bei Nancy — Der Kampf um das burgundische Erbe — Der erste Züricher Kongreß — Maximilian im Kampf um Marias Erbe — Die Schlacht bei Guinegate — Maximilians Heiratspolitik — Die Schlacht bei Dornon — Valois und Habsburg im Kampf um Italien — Vom Rhein zum Po — Schwaben und Schweizer — Die Schweizer und die Reichsreform — Der schweizerische Unabhängigkeitskrieg — Die Allianz der Eidgenossen mit der Krone Frankreich — Die Schlachten bei Hard, am Bruderholz, am Schwaderloo und bei Fraßtenz — Das Kriegsmantest Maximilians — Die Schlachten an der Calven und bei Dornach — Der Basler Friede — Die Eidgenossen und der Rhein — Die Schweiz als Großmacht — Maximilian Sforza — Die Schlacht bei Novara — Ein Kreuz durch Frankreich — Die Belagerung von Dijon — Die Überspannung der schweizerischen Machtpolitik — Der Vertrag von Gallarate — Franz I. und Kardinal Schinner — Die Schlacht bei Marignano — Die französisch-schweizerische „Ewige Richtung“ — Frankreichs Rheinpolitik und der Kampf um die Vorherrschaft in Italien



Als Frankreich im Jahre 1445 den Rückzug aus dem Elsaß antrat, wandte es sich mitnichten vom Rheine ab. Die Manifeste, die der König und der Dauphin dem Kaiser und den Städten des Reiches zugesandt hatten, waren keinem Widerruf unterworfen. Das politische Gedächtnis der Franzosen kennt keine Verzicht. Karl VII. war nicht vor Friedrich III. gewichen, sondern zum Austrag des Krieges mit England an die Seine heimgekehrt, und ließ Burgund als Vorkämpfer welschen Wesens an den Ufern des Rheines zurück.

Der Kampf um den Rhein rief frische Streiter auf die Bühne des Weltgeschehens, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts plötzlich von elementaren Ereignissen erschüttert wurde. Frankreich entrang sich siegreich dem Hundertjährigen Krieg, Burgund stieg zur Großmacht empor und der Türke stieß die Pforte des Orients ein und pflanzte den Halbmond auf die Hagia Sophia.

Der englisch-französische Krieg ging rasch zu Ende, als Frankreich seine Kräfte zum letzten Kampfe spannte.

Die Franzosen schlugen die Engländer im Jahre 1450 bei Formigny zum erstenmal im freien Felde und entrißen ihnen im Laufe der Zeit die Lande bis zu den Ufern der Garonne. Als John Talbot, Englands größter Feldherr, im Jahre 1453 bei Castillon dem französischen Geschütz erlag, öffnete Bordeaux dem König von Frankreich die Tore. Der Briten behauptete Calais und ließ vom unfruchtbar gewordenen Krieg. Frankreich und England schieden als Erbfeinde. Der Kampf um die Krone war zu Ende, der Kampf um die Vorherrschaft begann.

Der Fall Konstantinopels rüttelte das Abendland nicht aus seinen Kämpfen um die Erweckung der Nationen. Deutschland, England, Frankreich und Spanien waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um der Türkengefahr übergeordnete Bedeutung beizumessen. Nur einer sprach davon, das Kreuz zu nehmen. Herzog Philipp der Gute von Burgund verwendete den Kreuzzugsgeanken im diplomatischen Spiel, um damit zu locken und zu schrecken, aber er hütete sich wohl, sein schönes Reich schutzlos hinter sich zu lassen und mit seinem stolzen Adelsheere gen Byzanz zu ziehen. Er hatte Besseres zu tun. Sein Ziel lag nicht am Bosporus,

sondern am Rhein. Es galt das alte Lotharingien aus dem Grabe aufzuwecken.

Herzog Philipp hatte Kaiser Friedrich III. schon im Jahre 1447 aufgefordert, ihm das Reich Lothars zurückzugeben. Er saß in Brüssel, der neuen prunkenden Hauptstadt seines zweigeteilten Reiches, weit entfernt von Dijon, der düsternen Grabstätte des alten Herzogshauses, und suchte seine Grenzen über den Rhein bis zur Weser auszudehnen und die Niederlande durch die Einverleibung der Lothringer Hochfläche mit dem fernen Hochburgund zu verketten. Er forderte daher von Friedrich die Belehnung mit Geldern, Kleve, Mörs, Jülich, Berg und Mark, dem ganzen huntegetheilten Herrschaftsgebiet, das sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Köln und Emmerich auf beiden Ufern des Rheins gebildet hatte. Der Antrag fand Friedrichs Zustimmung nicht. Der Kaiser war bereit, dem Burgunder Holland und Seeland zu überlassen und ihm den Titel eines Königs von Brabant zuzugestehen, verwehrte ihm aber die Überschreitung des Rheins unter Berufung auf seine Königspflicht. Philipp lehnte den angebotenen Vergleich ab und wartete auf eine günstigere Stunde. Sie war ihm nicht mehr beschieden, aber sein jüngster Sohn, Karl der Kühne, der einzige, der ihm geblieben, nahm den Anspruch auf und erfüllte ihn mit dem glühenden Ehrgeiz seines ungezügelten Wesens. Der stolzeste Dynast der Zeit beschritt die Bühne.

Der Kampf um den Rhein schwoll unter seiner Führung rasch zu stürmischem Geschehen. Karl träumte von der Aufrichtung eines neuen Karolingerreiches und von einem Kreuzzug wider die Türken, in dem er als Herr der Christenheit in Byzanz einzuziehen gedachte.

Phantastisch verzerrt blickt aus diesem Traumgesicht Karls des Kühnen der erste geschichtliche Versuch, zwischen dem Rhein und dem Bosphorus, den beiden polaren Problemen der europäischen Politik, eine Beziehung herzustellen und den univervellen Gedanken des abendländischen Kaisertums im Glanze des Morgenlandes zu erneuern.

Das Reich, das Karl im Jahre 1467 von seinem klugen Vater erbt, lehnte sich schon an die pikardischen Kreideklippen und die Ufer des Genfer Sees, aber der Herzog von Burgund war noch Lehensträger des Königs von Frankreich und des römischen Reiches. Er leckte wider den Stachel dieser Verpflichtung und war schon als Graf von Charolais mit den französischen Feudalherren gegen Ludwig XI. gezogen. Damals hatte er die pikardischen Städte als Beute davongetragen. Jetzt rückte er abermals gegen den König. Als Ludwig sich törichterweise in sein Lager begab, nahm er ihn im Oktober 1468 bei einer Unterredung im Schlosse zu Peronne gefangen und hielt ihn fest, bis er ihm Flandern und die Pikardie

abtrat. Er gewann dadurch in Ludwig XI. einen Feind, der ihm diese Demüthigung bis zur letzten Stunde nicht vergaß. Der König brach den erzwungenen Vertrag, hütete sich jedoch, die Kräfte Frankreichs in einem großen Krieg mit dem mächtigen Burgund zu schwächen, und erregte dem Herzog andere Rächer.

Auch Karl erschöpfte sich nicht in einem Kriege mit den Franzosen, aber er sparte seine Kraft nicht wie der König von Frankreich, sondern vergeudete sie in seinen ungeheuren Plänen. Er griff in seinen reichen Schatz, in dem Unmengen gemünzten Goldes und die kostbarsten Edelsteine gehäuft lagen, ließ dem Verschwender Sigmund daraus 50 000 Gulden, um sich von den Schweizern zu lösen, ließ sich dafür den Besitz Sigmunds an der Burgunder Pforte, im Elsaß und auf dem Schwarzwald verschreiben und setzte dem Pfandland einen harten Vogt. Er wandte sich gegen Geldern, ließ sich auch dieses Land verpfänden, eroberte Nymwegen und richtete seine Herrschaft am Niederrhein auf. Er mischte sich in die Fehden des Kurfürsten von Köln mit seinen Ständen, schloß mit Erzbischof Rupprecht ein Bündnis und erwarb von ihm die Schirmvogtei über das verschuldete, verwahrloste Erzbistum.

So stieg er im Wirbel des Geschehens binnen vier Jahren zum Gipfel seines Glückes. Im Frühling des Jahres 1474 saß Karl der Kühne am Oberrhein und am Niederrhein auf beiden Ufern in sicherem Pfandbesitz und hielt das zwischen Nord und Süd eingetheilte Herzogtum Lothringen mit würgendem Griff umklammert. Er verband sich mit dem Herzog Amadeus von Savoyen und mit Galeazzo Maria Sforza, dem Tyrannen von Mailand, und erstreckte durch diese Bündnisse seine Macht über die Ufer des Genfer Sees und die Walliser Alpen in die lombardische Ebene. Das alte karolingische Lotharingien, das Land des Rheins, der Maas, der Rhone und des Pos, tauchte aus den Schatten der Vergangenheit.

Der Herzog hatte diesem Reiche schon den äußeren Schmuck bereit. Er forderte von Friedrich III. die Königskrone und das Reichsvikariat und bot dafür dem Kaisersohne Maximilian die Hand seiner Erbtöchter Maria, um die nicht weniger als sechs Prinzen des Abendlandes warben. Der Habsburger war zu solchem Handel gern erbötig. Die Fürsten trafen im Jahre 1473 in Erier zusammen, um die Krönung und das Verlöbniß zu ordnen. Der Kaiser kam mit dem Pomp des römischen Königs, der Herzog in alles überstrahlender Pracht. Karl forderte die Grenzen des alten Lotharingiens, forderte die Städte Cambrai, Tournai, Lüttich, Utrecht und die Ems als Grenze und stellte dem Volke den goldgestickten Krönungsmantel zur Schau.

Friedrich III. erblickte in dem Ehebündnis Maximilians und Marias die große Zukunft seines Hauses und bot alles auf, den Herzog zu be-

friedigen, ohne die Kurfürsten und den König von Frankreich zu verletzen. Er saß in drangvoller Enge zwischen Ludwigs warnenden Botschaften und den drohenden Worten der deutschen Fürsten, die sich mit Recht gegen die Erhöhung und Machterweiterung Burgunds auflehnten. Als er fühlte, daß er sich zwischen den Parteien nicht behaupten konnte, wich er der Vertragsfertigung aus und entfernte sich heimlich nach Köln. Karl wütete. Er warf Mantel und Krone in die Ecke, schenkte den kaiserlichen Räten, die die Verhandlungen geschmeidig weiterspannen, nur noch halbes Gehör und ritt an den Oberrhein, um sich dem Elsaß als Gebieter zu zeigen. Karl erschien im Glanze seines Hofstaates und umgeben von seinen Gens d'armes vor Héricourt, ritt über Altkirch nach Ensisheim und ließ die Elsässer nicht anders denn als seine Untertanen zu Gnaden kommen. Er hatte dem Lande in dem Ritter Peter von Hagenbach, einem Sundgauer Edeling, einen Vogt gesetzt, der den Prunk des Brüsseler Hofes, die lose welsche Sitte und die straffe burgundische Staatszucht in die Lande am Rhein getragen hatte und das Volk mit schweren Steuern schlug, den Adel entwaffnete und welsche Soldkompagnien in die Städte legte. Die Bürger von Säckingen, Rheinfelden, Altkirch, Thann, Ensisheim, Breisach wurden zu burgundischen Untertanen herabgedrückt, das mit den Eidgenossen verbündete Mülhausen mit einem Zollkordon umgeben und zur Umnahme der burgundischen Oberhoheit aufgefordert, Basel mit einer Handelsperre bedroht und die Schifffahrt auf dem ruhig fließenden Rhein der burgundischen Aufsicht unterworfen. Vergebens mühten sich die Eidgenossen und die freien Reichsstädte, den Druck zu lockern, der auf dem geknechteten Lande lastete. Herzog Karl schickte den Vogt und antwortete hochfahrend auf die Vorstellungen der Reichsstände, Hagenbach amte nicht seinen Untertanen und den Nachbarn, sondern ihm selbst zu Gefallen. Als Herzog Sigmund sich mit den Reichsstädten Basel, Straßburg, Kolmar und Schlettstadt einigte, das Pfand auszulösen, und die Städte dem Habsburger 80 000 Gulden zusagten, um der Drohung Burgunds zu enttrinnen, entgegnete Hagenbach lachend, daß die Rechnung sich auf 300 000 Gulden belaufe, und zog die Zügel straffer.

Da wurden Sigmund von Österreich, die Eidgenossen und die schwäbischen Reichsstände der Gefahr, die das Eindringen Burgunds in den Oberrheinkreis über sie herabbeschworen, schon vor Karls Auftritt in Ensisheim so sehr inne, daß sie sich zu gemeinsamer Abwehr zusammenfanden. Die Eidgenossen verbanden sich mit dem Bischof von Konstanz und den Grafen von Württemberg. Die Städte schlossen sich mit Sigmund und den Bischöfen zur „Niedern Vereinigung“ zusammen, und der König von Frankreich fügte die Hände der Unverträglichsten, Unversöhn-

lichsten ineinander und vermittelte zwischen dem Hause Österreich und der Eidgenossenschaft einen allgemeinen Frieden.

Die französische Diplomatie schuf ein Meisterwerk.

Am 4. Februar 1474 gab die Tagsatzung in Luzern ihre Zustimmung zur Errichtung eines Friedens mit Österreich und eines Bundes mit den „niedern Herren und Städten“, am 30. März wurde der Entwurf der „ewigen Richtung“ zwischen gemeinen Eidgenossen und Herzog Sigmund festgesetzt und alle Feindschaft als abgetan erklärt. Österreich verzichtete auf die Herrschaft, die es verloren, und gewann den Beistand der Eidgenossen wider Burgund. Der gemeinsame Gegner war in den Verträgen nirgends genannt, aber die Verbündeten versprachen einander in den ungetreuen Zeitläufen gegen jedermann Hilfe, der sie von ihren Freiheiten drängen wolle, und deuteten in dem Schriftstück auf die Gefahren, die ihnen, den deutschen Landen und aller Ehrbarkeit von seiten fremden Volkes drohe.

Die Verkündigung des oberrheinischen Bündnisses und die Versöhnung der Eidgenossen mit dem Hause Österreich riefen in den oberen Landen am Rhein eine tiefe Bewegung wach. Von der stäubenden Brücke am St. Gotthard bis zur Straßburger Rheinschanze und von der Aarequelle bis zum Rottweiler Neckar liefen freudige Boten. Als Herzog Sigmund in der Osterwoche über Zürich nach Einsiedeln ritt, bereitete ihm das von der habsburgischen Territorialgewalt befreite Volk einen herzlichen Empfang.

Am dieselbe Stunde erhob sich das elßässische Pfandland gegen die welschen Bedrücker.

Am Ostermontag des Jahres 1474, elf Tage nach der Ausfertigung des Friedensentwurfes zwischen Sigmund und den Eidgenossen, zehn Tage nach dem Abschluß des Verteidigungsbundes zwischen den Eidgenossen, den Bischöfen von Straßburg und Basel und den reichsfreien Städten Basel, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg standen die Elßässer gegen den Renegaten Peter von Hagenbach auf, ergriffen ihn und verjagten die welschen Besatzungen. Das ganze Land geriet in Flammen. Die deutschen Landsknechte schieden sich von der Sache des Herzogs und zogen ab. Der Vogt blüßte seine eigene und seines Herzogs Schuld, sein ausschweifendes Leben, den Steuerdruck, den er über die oberrheinischen Lande verhängt, und die Willkür, mit der er auf des Herzogs Befehl die Freiheiten des Volkes zertreten, am 9. Mai auf öffentlichem Markt unter dem Schwert des Nachrichters. Herzog Sigmund eilte herbei und nahm das Land zu eigener Hand zurück.

Am 11. Juni besetzte König Ludwig XI. in seinem Hoflager zu Senlis sein Siegel an dem Vertrag, der die Eidgenossen mit Österreich verband.

Der Vertrag war sein eigenes Werk und dieses Werk ihm selbst zu Nutz und Frommen gestiftet und getan. Wenige Wochen darauf schloß der König mit den Eidgenossen einen Allianzvertrag, den er so zu drehen und zu deuten wußte, daß fortan die Eidgenossen gezwungen wurden, an seiner Stelle Krieg zu führen, während er selbst im Schatten saß und seine Kräfte sparte.

Als das französisch-schweizerische Bündnis gesiegelt wurde, standen die Eidgenossen schon mit Österreich, der „Niedern Vereinigung“ und dem römischen Reich verbunden gegen Burgund im Feld.

Karl der Kühne hatte aller Feindschaft auf sich herabbeschworen. Er war im Frühling nicht in die Vorlande geeilt, um Hagenbachs Hinrichtung zu rächen, sondern hatte sich in einen Feldzug am Niederrhein verstrickt, der ihm keine Zeit ließ, gegen die Aufständischen zu ziehen.

Er sandte dem Statthalter von Dijon Befehl, die Abtrünnigen mit Feuer und Schwert zu strafen, und zog selbst gegen das Kapitel des Erzbistums Köln, das seinen Schützling, den verschwenderischen gewalttätigen Erzbischof Rupprecht, vom Stuhl gestoßen hatte, den Grafen Hermann von Hessen zum Verweser kürt und sich der burgundischen Einnischung in die Verhältnisse der Diözese entschlossen widersetzte. Da Hermann von Hessen sich nach dem festen Neuß zurückgezogen hatte, rückte Karl am 29. Juli mit seiner ganzen Macht vor die kleine RheinStadt und schloß sie ein. Burgundisches Geschütz donnerte am Niederrhein, burgundische Streifscharen raubten und brannten am Oberrhein.

Während der Herzog seine Artillerie gegen die Mauern der RheinStadt richtete, fielen seine Hauptleute Heinrich von Neuenburg und Stephan von Hagenbach, der Bruder des Landvogts, ins Elsaß ein und legten die Grafschaft Pfirt in Asche. Alle Dörfer im Hügelland der Burgunder Pforte gingen in Flammen auf. Die Basler Turmwächter sahen „das Feuer im Elsaß“ lichterloh zum Himmel steigen und griffen zum Horn. Eilboten flogen gen Waldshut und Solothurn. Die „Niedere Vereinigung“ machte sich zum Kampf bereit, die Eidgenossen begannen zu rüsten. Im Hintergrund saß Ludwig XI. und schürte den Brand.

Als Kaiser Friedrich III. von den Kurfürsten gezwungen wurde, Karl vor den Toren von Neuß Einhalt zu gebieten und dem Widerspenstigen mit dem Reichskrieg zu drohen, brachen die letzten Fesseln. Am 9. Oktober 1474 entbot der Kaiser die Eidgenossen als „getreue Glieder des Reiches“ zum Kampf, am 21. Oktober übertrug die eidgenössische Tagsatzung der Stadt Bern die Ausfertigung der Absage an Burgund. Die Weisung an Bern erging an demselben Tage, an dem das Bündnis mit König Ludwig von den Eidgenossen besiegelt wurde. Das Schicksal rief.

Die Schweizer traten als getreue Glieder des Reiches, als Helfer Österreichs und Verblindete Frankreichs in die große Politik und aus ihren Bergen in die offene Welt. Die Waldstätte und der Ort Zürich zogen ungern aus, nur Bern folgte dem Ruf mit Freuden. Die mächtige Stadt wußte, daß die Zeit gekommen war, die Herrschaft der Savoyarden auf der burgundischen Hochebene zwischen dem Genfer See und der Aare zu brechen. Der Gedanke war durch das Zusammenstehen der Eidgenossen mit Österreich und der „Niedern Vereinigung“ der oberrheinischen Stände aus stillen Plänen geweckt worden und reifte bald zu fester Tat. Er zielte über die Wasserscheide der Aare, dem Stromgebiet des Rheins abgewendet, auf die Eroberung der Waadt und die Sicherung der Jurapässe und der Walliser Alpenübergänge.

Am 25. Oktober 1474 erklärte Bern dem Herzog von Burgund gemäß der Weisung der Tagsatzung den Krieg und kündigte ihm namens der acht Orte an, daß die Eidgenossen gegen ihn zögen, um der Mahnung des Kaisers Friedrich III., des Herzogs Sigmund und der mit ihnen verbündeten Fürsten, Herren und Städte Folge zu leisten. Das Schriftstück bezeugte den Eintritt der Schweizerischen Eidgenossenschaft in die große Politik und in den Kampf um den Rhein.

Karl der Kühne fürchtete das Wetter nicht, das sich am Oberrhein zusammenzog. Er lag vor Neuf wie mit Ketten angeschmiedet und überließ den Kampf mit den Österreichern und den Eidgenossen dem Herrn von Neuchâtel. Er wetete sein Prunkzelt zum Hoflager, lud die Großen seines Reiches zu ritterlichen Spielen und schwor, nicht vom Platz zu weichen, bis die Mauern des Städtchens in Erlimmern lägen. Die Drohung Friedrichs III. schreckte ihn noch weniger als die Absage der Eidgenossen, denn er wußte, daß der Kaiser ihn nicht auf Tod und Leben bekriegen konnte, ohne die hochfliegenden Heiratspläne zu gefährden, die das Erierer Zerwürfnis überlebt hatten und immer noch der Verwirklichung harrten.

Während Karl die tapfere RheinStadt vergebens herannte, stiegen Eidgenossen, Elsäßer und Vorderösterreicher in nie gesehener Eintracht ins Feld. Die Schweizer rückten in zwei Kolonnen über Pruntrut und Basel, vereinigten sich mit den Zuglügen der Städte und der österreichischen Reiterei und wandten sich dann unter der Führung des Berners Nikolaus von Diesbach gegen Héricourt, um den Riegel der Burgunder Pforte zu brechen und den Burgundern den Weg ins Elsaß zu verlegen. Sie erschienen am 8. November, vor dem festen Platz und schlossen ihn ein. Aber Héricourt trotzte jedem Sturm. Schwere Regengüsse und kalte Nächte füllten die Zelte mit Kranken, der frische Mut des Volkes, das zu raschem

Draufgehen ausgezogen war, geriet ins Stocken. Da half ihm der Feind aus der Not.

Heinrich von Neuchâtel, der Herr zu Blamont, ließ sich verleiten, Héricourt zu entsetzen. Als die Belagerer vom Anmarsch der Entsaharmee Kunde erhielten, hoben sie das Lager auf und gingen den Burgundern zur Feldschlacht entgegen. Die Eidgenossen nahmen voller Ungebuld die Spitze, um rascher an den Feind zu kommen, trafen am 13. November unweit der Lisaine auf die Burgunder, die mit 12 000 Streichern anrückten, und stürzten sich sofort in die Schlacht. Sie bildeten aus ihren 8000 Spießen und Hellebarden zwei dicke Haufen und brachen mit wildem Geschrei in den bestürzten Feind. Als die rheinische Reiterei den Stoß durch einen Flankenangriff unterstützte, entscharten sich die Burgunder in eiliger Flucht. Das Treffen kostete Burgund nur wenig hundert Tote, warf aber den Feind von der Lisaine auf Dijon und brachte Héricourt zu Fall. Die Verbündeten gewährten den Verteidigern freien Abzug, legten eine österreichische Besatzung in die Feste und gingen auseinander.

Dem kurzen Feldzug hatte kein größerer Gedanke vorgeluchtet. Sigmund und die Reichsstände waren der burgundischen Bedröckung ledig und begnügten sich mit der Zurückgewinnung des Eingangs der Burgunder Pforte, die Schweizer, die sich nicht als selbständige kriegsführende Partei, sondern nur als verpflichtete Helfer fühlten, schulterten Speiß und Hellebard und zogen durch den ersten Schnee der Heimat zu. Sie dachten nicht daran, jenseits des Juras einen Winterfeldzug zu führen und gegen Besançon und Dijon zu ziehen, um sich fern von ihren eigenen politischen Zielen zu verstricken. Nur Bern erblickte in dem Feldzug das Vorspiel eines größeren Unternehmens und rüstete nun unter Diesbachs Führung auf eigene Faust zur Eroberung der Jurapässe und der Waadt.

Während dies am Oberrhein geschah, lag Karl immer noch blind und taub vor der Feste Neuß. Die Bürgerschaft wehrte sich heldenhaft und harrte zuversichtlich des Reichsheeres, das sich unter dem Oberbefehl des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg bei Koblenz versammelte. Es war ein mühseliger Aufmarsch, denn die militärische Kraft des Reiches lag tief dantieber, weder Geld noch Rüstung waren vorhanden. Trotzdem gedieh der Aufmarsch, und als es Frühling wurde, stand ein stattliches Heer unter den Waffen.

Der Kampf gegen Burgund wurde volkstümlicher, als dem römischen König lieb war. Die Gefahr, die dem Rheine drohte, war von allen deutschen Stämmen als ein Angriff auf den Bestand des Reiches erkannt worden, und der Kampf wurde überall als ein Kampf zwischen Deutsch und Welsh aufgefaßt. Der Angriff auf Neuß und die Verbrennung des

Elfaßes jagten den faumseligsten Reichsstand in den Harnisch. Selbst die gelehrte Welt und das verträumte Volk der Dichter wurden von der Bewegung erfaßt und erhoben sich in Wort und Schrift gegen das friedlofe welfche Wesen, das sich in der glänzenden Gestalt des Burgunders zu eindrucksvoller Größe verkörperte. Der Papst, der sich um den Kreuzzug gegen die Türken sorgte, vermittelte den Frieden zwischen dem Reiche und Burgund. Karl zog von Neuß ab, wo er elf kostbare, unwiederbringliche Monate versäumt hatte, und sann auf einen neuen Anschlag. Friedrich III. einigte sich mit ihm im stillen über die Verlobung Maximilians und Marias und baute ihm goldene Brücken.

Friedrich III. opferte die Eidgenossen, seinen Vetter Sigmund und das Elfaß dem Ehebündnis mit Burgund und begnügte sich mit der Befreiung der Stadt Neuß und dem Verzicht Karls auf die Schirmvogtei über das Erztift Köln. Das Reichsheer löste sich auf.

Unterdessen sann Ludwig XI. auf Karls völliges Verderben. Er spendete den Schweizern eitel Lob und reiche Gnadengelder, gab den Bernern Savoyen preis, obwohl die Herzoginwitwe Yolantha, die seit zwei Jahren am Genfer See das Regiment führte, seine leibliche Schwester war, und stachelte die Eidgenossen zu neuer Fehde.

Kurz bevor Karl von Neuß abzog, erschienen die Berner plötzlich in der Waadt. Diesbach brach am 26. April 1475 mit dem Heere, das gegen die Freigravschafft aufgestellt war, links ab und überrannte den savoyischen Besitz an der Orbe. Grandson, Orbe, Echallens fielen, die Surpässe sprangen auf. Da warf Yolantha sich in Karls Arme und forderte seine Hilfe. Karl sagte ihr seinen Beistand zu und befahl seinen Hauptleuten in der Franche Comté den Kampf aufzunehmen, war indes selbst zu sehr verstrickt, um gen Bern zu ziehen, obwohl er sich überwunden hatte, die Belagerung von Neuß aufzuheben.

Karl marschierte nach Luxemburg und rüstete zum Feldzug gegen Ludwig XI., der schon von Eduard IV. von England in Flandern bedroht wurde.

Da rüstete der König von Frankreich zu einem meisterhaften Gegenpiel. Er rückte im August mit einem überlegenen Heer gegen Eduard und bot ihm bei Paquigny an der Somme statt einer Entscheidungsschlacht einen siebenjährigen Frieden, Erfaß seiner Kriegskosten, ein Jahresgeld und die Hand des kleinen Dauphins für des Königs Töchterchen Elisabeth. Eduard IV. nahm das Angebot an, füllte seine leeren Taschen und kehrte befriedigt über den Kanal zurück. Dann wandte Ludwig sich rasch gegen Karl und bot auch ihm statt des Kampfes einen Frieden, der dem Herzog die Bekämpfung der Schweizer freigab.

Karl der Kühne folgte dem Gebot der Stunde und willigte in den klugen Handel, warf sich aber trotz Yolanthas Not nicht auf die Eidgenossen, sondern auf das Herzogtum Lothringen, vor dessen Thoren er nicht umsonst gelegen. Platz auf Platz fiel in Karls Gewalt. Niemand wehrte seinem Drängen. Im November erschien er vor Nancy. Herzog Renatus II. suchte vergebens bei dem Kaiser Hilfe. Kaiser Friedrich III. mißachtete diesmal seine Königspflicht. Er rief das Reich nicht zum zweitenmal wider den Verwegenen ins Feld und opferte Lothringen dem Burgunder, um das Verlöbniß Maximilians und Marias für alle Zeiten zu besiegeln. Am 26. November 1775 öffnete Nancy dem Burgunder die Thore. Als Karl der Kühne in die Hauptstadt Lothringens einritt, erschloß sich ihm ein neuer Horizont. Er stand in der Nordflanke der elsässischen Lande vor der Seille unfern der Saberner Steige und hatte die beiden getrennten Hälften seines Besitzes miteinander verknüpft. Die Eroberung Lothringens verband sein reiches niederländisches Erbe mit der Freigrafenschaft und der Bourgogne zu einem geschlossenen Reich. Erst als ihm dies gelungen war, dachte er daran, sich gegen die Eidgenossen zu wenden, um das Pfandland am Rhein zurückzuerobern und die Berner von den Ufern des Genfer Sees und der Hochfläche zwischen der Orbe und der Aare auf ihre Stadtfeste zurückzuwerfen.

Als der Burgunder auf einem Siegesfest zu Nancy verkündete, daß er gegen die Schweizer ziehe, jauchzte ihm die ganze Ritterschaft zu. Er erschien plötzlich als der Vorkämpfer des Adels wider das grobe Volk, das jeder Herrschaft widerstrebte und bei Morgarten, Laupen und Sempach Tausende von Wappenschilden zerschlagen hatte.

Karl der Kühne fühlte sich von den Sympathien der romanischen Kulturwelt in den Krieg mit den „Verdruckern des Adels“ getragen, und sah sich zu dieser Stunde und zu dieser Fahrt aller seiner Feinde ledig. Friedrich III. ließ ihm gegen den Erbfeind Habsburgs jetzt freie Hand und vergaß, daß er selbst die Schweizer „als treue Glieder des römischen Reiches“ gegen Karl unter die Waffen gerufen hatte, und König Ludwig gab dem Herzog sogar in einer geheimen Erklärung zu erkennen, daß er ihm bei der Rückeroberung des habsburgischen Besitzes am Oberrhein nicht in den Weg treten werde.

Mitten im Winter brach der Mann aller Wagnisse gegen die Eidgenossen auf und rückte mit 15 000 erlesenen Streichern, zahlreichem Geschütz und umgeben von dem Prunk seines kriegerischen Hofstaates gen Besançon.

An der Seine aber saß Ludwig XI., der Meister der großen politischen Intrige, und hörte mit sardonischem Lächeln auf die Berichte von dem großen Winterfeldzug seines tollkühnigen Veters. Der König von Frank-

reich kannte seine Schweizer und wartete gelassen des Zusammenstoßes. Er hatte seinen treuen Bundesgenossen die Ehre angetan, sie zu verraten, damit sie Karl schlugen.

Als Karl gen Besançon rückte, lag die Waadt schon zu Berns Füßen. Die Berner hatten mit dem Bischof von Sitten ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, das die Walliser an ihre Seite zog, Yolanten und dem Grafen von Romont abgesagt und waren im Oktober mit furchtbarer Gewalt über die savoyische Hausmacht hereingebrochen. Sie stürmten 16 Städte und mehr als 40 feste Schlösser und drangen bis vor die Tore Genfs. Die Walliser schlugen die Savoyarden bei Sitten und warfen sie auf Martigny. Verfüßte Burgen, niedergehauene Besatzungen, ausgebrannte Städte kündeten die „unmenschliche Härte“ des Siegers. Als Karl am 30. November 1475 in Nancy einzog, war die Waadt schon in Berns Hand, als er am 11. Januar 1476 gen Besançon aufbrach, waren die Sieger schon beutebeladen — Genf erlegte allein 28 000 Silbertaler, um sich von der Plünderung loszukaufen — an die Aare und in die Berge heimgekehrt. Als er am 18. Februar im Sturm und Regen durch die Doubschluchten gen Grandson zog, um überraschend auf Neuenburg herabzustößen, war die Waadt von eidgenössischen Truppen entblößt. Die Berner hatten nur in Grandson und Murten kleine Besatzungen stehen lassen. Der Herzog gedachte die strategische Überraschung auszunützen und führte sein Heer trotz der Unbill des Wetters im Gewaltmarsch über das verschneite Gebirge nach Grandson hinab. Am 19. Februar stand er am äußersten Westsaume des Stromgebiets des Schweizer Rheins im Angesicht des Neuenburger Sees vor der Pfaffeste und bedrohte Bern und die Eidgenossen aus der Flanke.

Ein Streifkorps eilte an der Bergseite des Sees gen Neuenburg und warf sich in das Schloß Baumarcus, das den Zugang zur Mulde von Grandson deckte. Als der Herzog sein Geschütz vor Grandson aufpflanzte, ließen Berns Boten in die Urschweiz, nach Zürich und an den Oberrhein, um die Eidgenossen und die Verbündeten zum Beistand zu mahnen. Karl nützte die Frist, bestürmte das Schloß, nahm die Übergabe der Besatzung entgegen, sprach ihr nach der Waffenstreckung das Leben ab und ertränkte und erhenkte über 400 Mann.

Die Kunde von der harten Tat, die dem Herzog von den Eidgenossen als Untreue und Bruch der Kapitulation ausgelegt wurde, rief die Schweizer voller Ingrimm zu den Waffen. Sie strömten in Neuenburg zusammen und beschloßen, den Feind vor Grandson aufzusuchen, um ihn in seinem Lager zu überfallen und vor Gottes Gericht zu fordern.

Aber auch der Herzog säumte nicht. Als er Baumarcus und Grandson gesichert sah, brach er mit großer Macht gegen Neuenburg auf. Das feste,

mit Vorräten und Schätzen ausgestattete Lager blieb hinter ihm stehen und füllte sich langsam mit nachrückenden Reserven. Am 2. März trafen die Heere vor dem Paß von Baumarçus aufeinander. Die Eidgenossen hatten das Schloß sich selbst überlassen und die Enge auf Gebirgspfaden umgangen. Als ihre Vorhut von der Halbe in die Mulde von Grandson hinabstieg, stieß sie plötzlich auf den Feind, der sich dieser Begegnung nicht versah.

Der Herzog faßte sich rasch und ließ sofort aufmarschieren. Er sandte den Eidgenossen die Bogenschützen entgegen, rief seine Artillerie heran, zog die gewappneten Reifigen zum Angriff an der Bergseite zusammen und ordnete seine Spießerkompagnien am Ufer des Sees zu dichten Haufen. Die Eidgenossen erkannten, daß sie dem Feind um des Schlachterfolges willen zuborkommen mußten und schritten vom Fleck weg zum Angriff. Raum ein Drittel ihrer Macht war zur Stelle, aber sie hielten 8000 Spieße und Hellebarden und eine Handvoll Reifige für genügend, den Streit zu wagen und traten auf der Uferhalbe zum Sturm zusammen. Sie „zertaten die Arme“ zum Schlachtgebet und rannten in einem gewaltigen Genierthaufen gegen den Feind. Die Erde bebte unter ihren Tritten, die Luft hallte von ihrem Schlachtgeschrei. Die welschen Bogenschützen überschütteten sie mit rasch verschossenen Pfeilen, spritzten auseinander und gaben den Geschützen das Ziel frei. Pfeile, Schleuder- und Stilkugeln fielen in die Glieder, aber die fest geschlossene Masse drückte unaufhaltsam nach vorn. Da rief der Herzog seine Gewappneten zum Flankenangriff auf das vorwärts stampfende Karree. Die Blüte der burgundischen Ritterschaft, 3000 Gens d'armes, spornten die schweren Rösse. Sie suchten dem Spießerhaufen die Flanke abzugewinnen und zwangen ihn rechts auszufallen, aber die Schweizer vollzogen die Bewegung mit solcher Wucht und Sicherheit, daß der Angriff der Beharnischten auf einen Wald von Spießern traf und darüber zerbrach. Vergebens stachelte der tapfere Ludwig von Chateau-Guyon seinen Hengst, bis er sich über das erste Glied erhob. Ros und Reiter fielen, von den Piken zusammengestoßen und machten keine Gasse. Da warfen die Burgunder die Gähle herum und jagten zurück.

Der Herzog hatte die kurze Frist benutzt, die gefährdeten Feldschlangen auf eine Bodenschwelle zurückzuziehen und eilte zu seinem Fußvort, das noch im Aufmarsch begriffen war. Er gab die Schlacht mitnichten verloren. Noch war sein Verlust mäßiger als der des Feindes, noch waren seine lombardischen Söldner und die Brabançonner unberührt, noch hatte seine Artillerie ihr Bestes nicht getan.

Da entglitt ihm plötzlich die Herrschaft über das Heer. Der Anblick der zurückflutenden Reifigen, das Abschwenten der Feldschlangen, der Ansturm des unerschütterten Feindes und der Aufmarsch der eidgenössischen Haupt-

macht, die in diesem Augenblick mit wehenden Bannern und brüllenden Hörnern aus der Enge hervorbrach, raubten dem burgundischen Kriegsvolk Mut und Kraft. Der Schrecken von Héricourt kam über sie und trieb sie in panische Flucht.

Der Herzog warf sich ihnen entgegen, schlug mit der flachen Klinge unter sie und rief sie bei ihrer Ehre, aber sie hörten nicht mehr. Das ganze Heer entscharte sich, rannte nach Grandson zurück, riß das Lagervolk mit sich und verließ seine Fahnen, seinen Feldherrn und das Feld. Sauchzend folgten die Sieger dem entmannten Feind und scheuchten ihn ins dunkelnde Gebirge.

Karl entwand sich mit Mühe dem Getümmel und ritt mit seinen Gewappneten gen Lausanne. Er ließ seine Artillerie, seine Vorräte, sein Prunkzelt und sein ganzes Gut den Eidgenossen zur Beute. Die Schlacht war verloren, ehe sie zum Gemenge geführt hatte, aber er ergab sich nicht in seine Niederlage. Er hatte nur 200 Streiter eingebüßt und fühlte sich nicht besiegt. Panigarola, der Gesandte Sforzas, der ihn auf seinen Feldzügen begleitete, schrieb seinem Herrn am Tage nach der Schlacht, der Herzog denke nicht daran, von seinem Plane abzulassen und brenne darauf, den Schweizern und dem König von Frankreich zu zeigen, daß er mitnichten geschlagen sei.

Er war besiegt, aber er durfte gleichwohl solchen Gedanken Raum geben, denn die Eidgenossen ließen nach alter deutscher Art die strategische Frucht des überraschenden Sieges verdorren. Sie sammelten die kostbare Beute an Standarten, Fahnen, Rüstungen, Geschützen, Prunkgewändern, silbernem und goldenem Gerät, zogen triumphierend in ihre Täler und überlieferten selbst das Waadtland dem geschlagenen Feind. Vergebens mahnte Bern die Verbündeten zur Verfolgung. Die Waldstätte und die Ostschweizer betrachteten ihr Werk als getan. Sie lagen dem Rheine zugewandt und blickten nicht nach Westen wie das eroberungsfreudige, staatsbildende Bern, das sich am Genfer See zur Vormacht zu erheben gedachte. Man begnügte sich mit der Besetzung Freiburgs und Murtens, um die Saanelinie und die Heerstraßen des Westlandes zu sichern und überließ Karl Savoyen und die Operationsbasis am Genfer See.

Der Herzog dürstete nach Rache und Vergeltung. Er rief den letzten Mann aus Flandern heran, warb in der Lombardei, bot die Miliz der Bourgogne auf und erschien schon am 11. März wieder auf waadtländischem Boden. Drei Tage später schlug er auf der Höhe von Lausanne ein befestigtes Lager und stellte den Glanz seines Hauses in rauschenden Festen zur Schau. Yolantha erschien an seinem Hoflager, das von Ritterspielen widerhallte und alle Großen seines Reiches auf der hohen Warte über dem tiefgebetteten See versammelte. Die Herzogin brannte gleich ihrem Ver-

blindeten auf den Rachezug, aber es wurde Mai, bis das Heer sich rührte. Der Herzog, der an einem Fieber erkrankte, spann mit heißen Händen unzählige politische Fäden zugleich. Die römische Kurie mühte sich, ihn doch noch als Streiter wider die Türken zu gewinnen, und Kaiser Friedrich III. mahnte ihn an den Pakt von Nancy. Karl der Kühne getrübtete den Papst der Zukunft und verkündete seinem Hofe am 6. Mai vor dem Ausbruch zum entscheidend gedachten Feldzug die Verlobung Marias mit Maximilian von Österreich. Da wandte sich der Kaiser vollends von den Eidgenossen ab und mahnte sogar den Herzog Sigmund vom Streit zu lassen. Dieser aber hielt den Eidgenossen die Treue und suchte die Vorlande zu retten, indem er mit den Schweizern und der „Niedern Vereinigung“ noch einmal zu Felde zog.

Am 27. Mai verließ Karl der Kühne das Lager, um sein Glück auf einen großen Wurf zu wagen. Er zog über Echallens nach Moudon, gewann das Tal der Broye, marschierte über Payerne und Yvernes talab und lagerte sich am 10. Juni mit 20 000 Streitern vor der kleinen Feste Murten, deren Besatzung ihm fast den Weg vertrat und entschlossen der Belagerung trostete. Karl schlug ein befestigtes Lager, das sich von der Mündung des Bibernbaches über die Höhe von Münchwyl zum Gehölz von Domingue erstreckte und durch gestautes Wasser, starke Verhaue und eine formidabile Artillerie gegen einen Ausfall aus der Flanke wohl gedeckt wurde, und setzte der Berner Vorburg hart zu. Aber das feste Schloß widerstand Stürmen und Bombarden, und sein Befehlshaber, Adrian von Bubenberg, ließ den Bernern sagen, solange in ihnen noch eine Ader schlage, gebe keiner nach. Karl zerwarf die Mauern umsonst, die Besatzung füllte die Breschen mit ihren Leibern und harrete „getrost und ritterlich“ des Entsatzes.

Doch dieser war noch fern. Als Karl am 12. Juni eine Streife durch den Allmiser Wald unternahm und den Bibernbach überschritt, um gegen die Saanelinie vorzugehen und die Brücke von Gümmenen wegzunehmen, stieß er wohl auf bernische Feldwachen, die den Angriff abwehrten, aber nirgends auf eidgenössische Aufgebote. Acht Tage später waren sie zur Stelle. Sie hatten gesäumt, da die Berner sich den Kampf mit den Savoyarden selbst auf den Hals geladen hatten, aber als Gefahr im Verzug war und altbernisches Gebiet angegriffen wurde, schwanden ihre Bedenken, und als das Aufgebot erging, zog das Volk der Berge und der großen Täler voller Kampfbegier gegen den Welschen. Von Straßburg und Rottweil bis Göschenen und Sitten ritten die Sturmboten und riefen zum Kampf wider den tollen Herzog von Burgund. Nun wollte keiner der letzte sein im Kampf der Deutschen gegen welschen Übermut. „Sie hatten alle ein gar groß Verlangen zu den Welschen hin.“ Alle Banner erschienen im

Feld. Schwäbischer Zuzug, elsfässische Städte und der landlos gewordene Herzog Renatus von Lothringen spornten die Kasse der Saane zu. Am Abend des 21. Juni lagerten 25 000 Mann hinter dem Ulmizer Wald, 7000 Schritte von Karls Umwallungslinien entfernt und rüsteten zur Schlacht.

Karl der Kühne wußte, daß der Feind nahte. Er hatte seine Armee schon dreimal umsonst aus der Ruhe geschreckt, um ihn geziemend zu empfangen. Aber allmählich war die Aufmerksamkeit seiner Wachen erschlaft. Als er am 21. Juni auf einem Spähritt den Eindruck gewann, daß die Eidgenossen noch nicht zur Schlacht bereit seien, führte er das müde Heer am Abend ins tiefer gelegene Ruhelager und ließ auf der Höhe von Münchwyl nur 30 Lanzen und einige tausend Knechte als Scharwache und Artillerieschuß stehen. In der Nacht ging schwerer Regen nieder und füllte das Wylserfeld und den Ulmizer Wald mit Nebeldünsten. Graue Schwaden trieben über den Murtensee und segten durch die burgundischen Lagergassen. Ein trüber Morgen zog herauf. Auf der Höhe von Münchwyl blieb alles still. Karl ahnte nicht, daß die Eidgenossen diesen Tag zur Schlacht bestimmt hatten.

Um die Mittagsstunde traten sie den Vormarsch an. Schweren Schrittes zogen die Gewerthaufen durch den regendampfenden Wald. Die burgundischen Wachen wurden des Feindes erst gewahr, als die Kolonnen im freien Feld erschienen. Ehe der Herzog benachrichtigt und Verstärkungen zur Stelle waren, liefen die Eidgenossen an. Der Vorhaufe rückte mit 3000 Speießen und Hellebarden gegen die Höhe, auf der das burgundische Geschütz hinter einem Grünhag verschanzt stand, die Reifigen setzten sich auf den linken Flügel, und im Hintergrund ordnete sich, rechts debordierend, der Gewalthaufen mit den großen Bannern zum Massens Sturm. Die burgundische Lagerwache trat dem Feinde beherzt entgegen. Die Bogner schwärmten aus und empfingen die bergan rückenden Haufen mit einem Pfeilregen, die Speißer besetzten die Verhaue, die Reifigen stiegen zu Pferde und die Artillerie richtete die plumpen Rohre auf die dichte Masse der mühsam aufwärts strebenden Haufen. Als die Feldschlangen zu feuern begannen, geriet der Vorsturm auf dem Glacis in große Not. Die burgundischen Kugeln trachten in die Reifigen und zerschlugen Mann und Roß; zum erstenmal tat Artillerie im offenen Felde sichtbar gröbere Wirkung.

Unterdessen ließ Karl im Lager zum Satteln blasen. Aber er tat es mit Unwillen, denn er glaubte in seiner Verstockung nicht an den Ernst des Angriffs. Der Gesandte Sforzas schnallte ihm selbst den Harnisch fest und half ihm in den Sattelbug.

Als Karl aufsaß, standen die Eidgenossen schon in seinen Schanzen. Der Schwyzer Landammann Dietrich in der Salde hatte das zweite Treffen

der Vorhut mit raschem Entschluß links herausgezogen, die Höhe von Münchwyl umfaßt und dem Verteidiger die Flanke abgewonnen. Vergebens suchten die burgundischen Stüdmeister die schwerfälligen Geschütze herumzudrehen, vergebens rang die Bedeckung am Grünhag mit dem ungefügten Feind. Der Angriff gewann unaufhaltsam Raum. Als der Gewalthaube der Eidgenossen den Augenblick nützte und Mann bei Mann und Spieß an Spieß in rücksichtslosem Ansturm, ohne Stillstehen und ohne Hinterzichsehen hügelan stürmte und alles zertrat, was sich ihm entgegenstellte, brach Karls Lagerwehr auf einen Schlag zusammen. Die Batterien wurden unterlaufen, die Bedeckung zersprengt, die Bedienung niedergehauen und die Reiterei hügelab geworfen. Heranstoßende Spießerkompagnien, vereinzelt anretende Reifige, verzweifelt fechtende Landsknechte wurden von dem Gewalthaufen der Schweizer verschlungen. Im Gehölz von Domingue wütete Mann gegen Mann.

Karl sprengte zu seinem rechten Flügel und suchte die Stellung am Wald um jeden Preis zu behaupten. Er wollte den Feind aufhalten, bis die Masse seines Heeres sich geordnet hatte, aber es war zu spät zum Gegenangriff und jede Gegenwehr umsonst. Der zermalmende Stoß warf alles vor sich nieder. Das ganze Heer verlor den Halt, das Lager wogte von Flüchtigen und Zersprengten. Die Schweizer warfen die aufgelösten Trümmer in die Lagermulde, packten die gegen Murten aufgestellten Truppen im Rücken und machten ihrem Feldeib getreu männiglich nieder. Savoyarden, lombardische Söldner, flandrische Spießer, Brabanter Reifige, englische Bogner, schweizerische Reisläufer und deutsche Knechte wurden erbarmungslos niedergehauen. Manche verkauften ihr Leben teuer, andere kreuzten die Hände und empfingen ergeben den Todesstreich. In den See gesagte Reifige ertranken unter den Mauern der unbezwungenen Feste. Von den fünf Korps, die Karl über die Broye geführt hatte, wurden drei erschlagen. Der Herzog flüchtete mit seinen Gens d'armes und dem Korps des Grafen von Romont an der Saane aufwärts gen Avenches. Er war vernichtend getroffen, sein aufräuflicher Königs Traum lag auf dem Schlachtfeld von Murten unter Leichen begraben.

Die Eidgenossen jubelten, die deutsche Welt feierte „aller Freuden voll“ die Schlacht als einen Sieg über die übermütigen Welschen, und das Schlachtlied sang: „Die Walchen sond sich schamen der Schand zu ewiger Zit.“

Die beiden Schlachten, die auf der Wasserscheide des Stromgebiets des Rheins und der Rhone, am Neuenburger See und zwischen der Broye und der Saane im Udergeslecht der Aare geschlagen worden sind, stehen in unlösbarem, seltsam verknüpftem Zusammenhang mit dem großen Kampf um den Rhein. Die Siege der Eidgenossen befreiten zwar den König von

Frankreich von dem Gewicht Karls des Kühnen, erretteten aber — und das war das Wichtigere — die Schweizer selbst, die österreichischen Vorlande und das Elsaß vor dem Aufgehen im Reiche eines neuen Cäsars.

Die Schweizer zählten die reichen Trophäen und zankten sich über die Beute. Doch was sie erstritten hatten, war wenig im Vergleich zu dem, was sie sich entgehen ließen. Bern hatte Mühe, die Herrschaften Nigle und Erlach und gemeinsam mit Freiburg das Tal der Broye zu gewinnen, denn die weitschauende Politik der aristokratischen Stadt fand nicht den Beifall der Mittelgenossen, und Ludwig XI. lief eilig herbei, die politischen Vortheile an sich zu ziehen, die die von ihm im Striche gelassenen Schweizer mit dem Schwerte errungen hatten. Er nahm Yolantha in seine Sut und suchte die Eidgenossen zur Fortsetzung des Kampfes mit Burgund zu stacheln. Diese aber entgegneten unwirsch, sie hätten des Blutes genug vergossen, hätten noch 80 000 Gulden von ihm zu fordern und sähen ihn gern selbst einmal zu Felde ziehen.

Da wurden sie im Winter des großen Schlachtenjahres von einem anderen zu Hilfe gerufen, dem sie sich mit Ehren nicht versagen konnten. Herzog Renatus beehrte ihren Beistand, um Lothringen wiederzugewinnen, das von Karl aufs neue niedergeworfen worden war.

Der leidenschaftliche Stolz Karls war von den Schweizern gebeugt, aber nicht gebrochen worden.

Er war nach der Schlacht von Murten nach Hochburgund entwichen und hatte finster brütend auf einem einsamen Schloß geseffen, bis ihn die Kunde vom Aufstand der Lothringer aufscheuchte und sich selbst wiedergab. Er raffte sich auf, eilte in die Niederlande, bot 10 000 Mann auf, rief die Ritterschaft ins Feld und zog gegen Renat, der unterdessen die burgundischen Besatzungen rasch verjagt und Nancy am 8. Oktober wiedererobert hatte. Karl kostete seinen letzten Sieg. Er trieb Renatus zum zweitenmal aus dem Lande und erneuerte die Belagerung Nancys. Als Renatus sich in seiner Not an die Eidgenossen wandte und im Dezember hilfesuchend auf dem Tage zu Luzern erschien, beschloß die Tagsatzung, zwar selbst dem Kriege fern zu bleiben, erlaubte dem Herzog aber, 6000 Schweizer anzuwerben. Da lief das Volk von allen Setten zu. Über 8000 Mann rückten aus und erschienen im Januar des Jahres 1477 mit den Elsäßern und Renats Lothringern vereinigt, 20 000 Mann stark, vor Lunéville.

Die Schweizer Knechte lernten im winterlichen, vom Kriege verwüsteten Lande darben und verlangten heftig nach der erlösenden Schlacht. Am 5. Januar ward ihr Wunsch erfüllt. Karl der Kühne hatte sich durch den Anmarsch des mehr als doppelt so starken Feindes nicht schrecken lassen und rückte Renat mit 9000 Mann entgegen. Südlich von Nancy, bei Sarville,

kam es zur Schlacht. Karl wurde von Renats Hauptmacht in der Front angegriffen, von den Schweizern in der rechten Flanke umgangen und auf die Meurthe zurückgeworfen. Er focht wie ein Rasender mitten im Gewühl. Als der Führer seiner lombardischen Söldner, Cola di Campobasso, ihn verräterischerweise auf dem Schlachtfeld verließ, um zum Feinde überzugehen, war sein Geschick besiegelt. Er wurde in die Flucht gerissen und sank auf den Sumpfwiesen von Birlay vor den Toren Nancys ritterlich streitend in den Tod. Schneeflocken wirbelten über das Feld und begruben die Leiche, Wölfe zerrten sie wieder hervor und zerrissen den Leib des stolzeſten Fürſten des Abendlandes, entstellte Reste wurden von Renatus ehrfürchtig in der Kirche St. Georg beſtattet. Sein Reich fiel wie ſein Leib den Wölfen zur Beute.

Die große Auseinanderſetzung zwiſchen Deutſch und Welſch, die ſich ſichtbar bei St. Jakob an der Birſ, vor Neuß und Warten abgezeichnet hatte, wurde von einem dynaſtiſchen Erbfolgeſtreit verſchlungen. Das Erbe Karls des Kühnen beſchäftigte die Fürſten mehr als der Machtgedanke, der in Karls großen Plänen geſchlummert hatte. Die Hauptmächte des Abendlandes dachten eifriger an die Teilung der „Burgunderbeute“ als an die Gefahr, die um dieſe Zeit abermals von Oſten heraufzog, wo der Türke ſiegreich gen Siebenbürgen und Belgrad rückte. So rächte ſich der ſtolze Karl nach ſeinem Tode an ſeinen glücklicheren Feinden.

Ludwig XI. erſchien zuerſt auf dem Plan, als Karl gefallen war. Er hatte ſeinen Vetter in den Tod treiben helfen, hatte zugeſehen, wie Karl der Kühne ſich im Kampfe um die Erweckung ſeines Königsſtraumes verblutete, hatte beobachtet, wie die Eidgenoffen Frankreichs Schlachten ſchlugen und Friedrich III. um ſeines Hauſes Vorteils willen ſtilleſaß, und eilte nun, den Hauptteil des Erbes wegzuschleppen, ehe Maximilian Maria die Hand zum Bunde reichen und für ſie eintreten konnte. Er erklärte die Bourgogne für ein der Krone Frankreich verfallenes Lehen, beſetzte die Pikardie und die Graffſchaft Artois und ließ den Eidgenoffen ſagen, daß er auch die Freigraffſchaft zur Huldigung auffordern werde. Die Eidgenoffen verſäumten nach deutſcher Art den politiſchen Augenblick, nachdem ſie auf dem Schlachtfeld ſo vorbildlich geſtritten hatten. Sie ſchlugen ihre ſtarke Hand nicht auf die Freigraffſchaft, obwohl das Land vor ihrer Thür lag und die Zugänge des Juras und der oberrheinſchen Tiefebene hütete und die Leute des Doubſtales und der Eſſaine ſich ihnen geneigter zeigten als der Krone Frankreich. Vergebens ſetzte Bern ſich für die Eroberung der Franche Comté ein, die Orte konnten ſich nicht einigen.

Als Friedrich III. ſich ins Spiel miſchte, um das Land als Marias Erbe für Habsburg zu retten, und Ludwig XI. beim Einbruch in das Saoneland

eine Schlappe erlitt, wandten die Eidgenossen sich in dieser Sache von Frankreich ab und dem Erzherzog Maximilian zu. Aber ehe es zum Frieden kam, der dem großen Burgunderkrieg — nicht dem Kampf um Karls Erbe — ein Ziel setzte, verging noch ein rundes Jahr. Erst am 24. Januar 1478 wurde auf einem Kongreß — dem ersten Züricher Friedenskongreß — der Friede von Maximilian, dem Gatten Marias von Burgund, und von den Eidgenossen, der „Niedern Vereinigung“, Sigmund und Renatus unterzeichnet. Max erkaufte das Recht auf die Freigrafschaft von der Gegenpartei um 150 000 Gulden. Ludwig XI., der seit dem Jahre 1476 nicht mehr mit Karl im Kampf gelegen, unterhielt wohl Gesandte in Zürich, trat aber dem Frieden nicht bei.

Karls Erbe lag zur Zeit des Friedensschlusses schon in Stücken. Ludwig XI. saß in der Bourgogne, in der Picardie und in der Grafschaft Artois, Gelbern hatte sich zugunsten seines alten Grafengeschlechtes gegen Maria erhoben, Eiltich das burgundische Joch von sich geworfen, und die Niederlande waren von einer ständischen Revolution ergriffen worden, die das stolze Feudalreich völlig aufzulösen drohte. Die jugendliche Fürstin hatte alles getan, das Werk ihrer Väter vor dem Zerfall zu bewahren. Sie war den niederländischen Ständen entgegengekommen, indem sie den Landen eine Verfassung gewährte, und hatte sie gegen die Franzosen aufgerufen, die land- und leutefressend in den Hennegau und in die Franche Comté eingedrungen waren. Flamen, Wallonen und Hochburgunder waren dem Rufe Marias wie ein Mann gefolgt. Im Jahre darauf ritt Maximilian in den Farben seiner Gemahlin an der Spitze der burgundischen Ritterschaft und der niederländischen Bürgerverwehren gegen Frankreich. Er warf Ludwig XI. im Jahre 1479 in der Schlacht bei Guinegate, in der er selbst mit dem Spieß in der Hand ins erste Glied des schweren Fußvolkes trat, und rettete Flandern, Brabant und die Freigrafschaft vor dem geschlagenen Feind, mußte aber die Picardie und die Bourgogne in Frankreichs Händen lassen.

Vier Jahre später stand Max mit seinen Kindern Philipp und Margarete an der Bahre Marias, die mit ihrem Pferde zu Tode gestürzt war. Er ließ ihr von Jan de Baker in der Liebfrauenkirche zu Brügge ein ehernes Standbild setzen, das der Nachwelt die Züge der Tochter Karls des Kühnen in lauterer Lebensstreu erhalten hat. Mit ihr wich das Glück von seiner Seite. Die Niederländer weigerten ihm den Gehorsam, und als er im Jahre 1487 als gekrönter römischer König zugunsten seiner Kinder abermals gegen Frankreich zog, wurde er bei Bétune geschlagen. Da erhoben sich die Niederlande, durch französisches Gold und die Hoffnung auf größere Freiheiten gestachelt, zum zweitenmal gegen seine Regentschaft,

legten Hand an ihn und setzten ihn in Brügge gefangen. Seine Anhänger wurden auf das Hochgericht geschleppt, ihm selbst drohte Verderben. König Karl VIII., der Sohn Ludwigs XI., forderte seine Auslieferung und erschien mit Truppen an der Scheldepforte, um diesem Anstinnen Nachdruck zu verleihen.

Da rührten sich Kaiser und Reich. Als die Kunde von der Gefangennahme Maximilians an den Rhein gelangte und der alte Kaiser zu den Waffen rief, strömten die Deutschen unter dem Reichsbanner zusammen, die Schmach zu rächen und den König zu befreien. Der Aufmarsch des Reichsheeres veranlaßte die Niederländer, Maximilian freizugeben. Max kehrte nach Deutschland zurück und überließ seinem Vetter Albrecht von Sachsen die Niederwerfung des Aufstandes.

Er war gewillt, dem römischen Reiche neue Kraft einzuhauchen, aber er fand an seinem Vater keine Stütze. Kaiser Friedrich III. saß, geschäftig tausend Intrigen spinnend, in Wien und weigerte sich, das Reich aus seiner Zerrissenheit zu erlösen. Er versagte sich jeder Reform im Innern und jeder Machtentfaltung nach außen. Nie war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation schwächer und in der erlauchten Person seines Herrschers weniger geachtet als in den letzten Jahren dieses eigenmächtigen, kaltherzigen Habsburgers.

Da trat Maximilians strahlende Gestalt aus dem Hintergrund und sammelte die Liebe der Deutschen auf sein jugendliches Haupt. Auch er war kein König von großen Führergaben, gesammeltem Willen und rücksichtsloser Tatkraft, aber seine ritterliche Erscheinung, sein leutseliges Gebaren und die Romantik, die sein Leben von der ersten Brautwerbung bis zum Grabe begleitete, sicherten ihm die Zuneigung des Volkes, das in ihm den Vorkämpfer gegen das friedlose welsche Wesen sah, seit er für Maria von Burgund gegen die Franzosen geritten war.

Maximilians Kampf um das Erbe Karls des Kühnen vertvob sich mit den Hausplänen Friedrichs III., aber der Versuch Friedrichs, seine unglückliche Ostmarkenpolitik, die ihn Böhmen und Ungarn kostete, durch eine Zurückeroberung des habsburgischen Besitzes am Oberrhein gutzumachen und seinem Sohne das Erbe der Burgunder in vollem Umfang zu hinterlassen, mißlang. Die Schweizer waren dem Hause Habsburg verloren und zu mächtig geworden, sich unter das ohnmächtige Reich zu hücken, die Franzosen zu national geschlossen, sich die Beute entreißen zu lassen, die Ludwig XI. aus dem burgundischen Erbe herausgebrochen hatte. Die Westflanke des Reiches war nach der Aufteilung des großen burgundischen Reiches gefährdeter als je, Frankreich zu Ende des 15. Jahrhunderts unverkennbar auf dem Vormarsch gegen den Rhein.

Der Gegensatz zwischen Welsch und Deutsch war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Der Welsche spitzte den Gegensatz politisch zu, der Deutsche empfand ihn in der Tiefe des Gemüths.

Maximilians zweite Brautwerbung zog diese Entwicklung aufs neue ans Licht. Max verlobte sich im Jahre 1491 im geheimen mit Anna, der Erbtöchter des Herzogs der Bretagne, und zog dann gen Ungarn, um den Polen Vladislaus aus dem Erbe Habsburgs zu vertreiben. Da mischte sich König Karl VIII. als Lehnherr des Bretonen ins Spiel und zwang die Braut in sein eigenes Bett. Wiederum flammte ganz Deutschland ob der dem König angetanen Schmach. Als Max aus dem Osten zurückkehrte und im Elsaß ein Heer sammelte, versagten sich ihm die knausernden Reichsstände. Trotzdem liefen ihm von allen Seiten Reifige und spießtragende Knechte zu, die mit ihm gegen den „Brauträuber“ zu ziehen verlangten. Max fiel an der Spitze dieses Heeres in die Franche Comté ein, schlug die Franzosen im kalten Januar des Jahres 1493 bei Dornon und scheuchte sie über die Saone. Im Jahre darauf machten die Könige Frieden. Maximilian gewann das Artois und die Franche Comté zurück, Karl behielt die Bretagne und die Braut.

So endete Theuerdanks zweite Brautfahrt mit einem politischen Vergleich, der dem Hause Habsburg einen Teil der burgundischen Erbschaft zurückgewann und dem Hause Valois die mächtige Vasallenschaft der Bretagne zu Füßen legte. Der römische König mehrte seine Hausmacht, der König von Frankreich vermehrte die Macht seines Reiches.

Die Mehrung der habsburgischen Hausmacht, die Friedrich III. unter Vernachlässigung des Reiches mit nimmer ruhender Geschäftigkeit betrieben hatte, bis er sich im Jahre 1490 auf seinem Alterssitz Einz der Mühsalte ergab, lag auch Maximilian am Herzen. Auch er war überall geschäftig, seinem Geschlechte Länder und Kronen heimzubringen, und ruhte nicht, bis er dem Erzhaufe den Weg zur Weltherrschaft bereitet hatte, obwohl ihn der Dienst am Hause Österreich seinen nationalen Königspflichten mehr und mehr entfremdete. Als er im Jahre 1493 zum drittenmal freite und die Tochter Galeazzo Sforzas heimführte, um das Herzogtum Mailand und eine statthaltige Varschaft zu gewinnen, betrat Österreich den Schicksalsweg, der seine Politik drei Jahrhunderte an Italien binden und für immer von Italien abhängig machen sollte.

Die Krone Frankreich ließ sich diese neue Machterweiterung des Hauses Habsburg nicht gefallen. Sie leitete aus einer alten Verschwägerung der Valois mit dem Mailänder Fürstenhaus der Visconti sofort einen Anspruch auf den Besitz des Herzogtums ab und erschien mit Heeresmacht im Felde. Die gewaltigen Feldzüge der Jahrhundertwende schritten über

die lombardische Ebene. Franzosen, Spanier, Schweizer, Deutsche, Venetianer und der Papst stritten in wechselnden Bündnissen wider einander. Alles drängte nach Italien. Türken und Briten mischten sich in den Streit, der alle Kämpfe der nordischen Welt in sich aufnahm und zu Nebenhandlungen im Kampfe um Italien herabdrückte.

Der Kampf um den Rhein wurde am Po weitergeführt. Am Rheine selbst aber entbrannte damals ein Krieg zwischen verwandtem Blut, das sich auf der Schwelle des 16. Jahrhunderts unter bitterster Verfeindung voneinander schied und dadurch die Grenzen des deutschen Reiches neu und enger bestimmte. Der Fluch der deutschen Zwietracht, den die Machtpolitik des Hauses Habsburg über den Oberrhein herabgerufen hatte, zerstückte den schwäbisch-alemannischen Volksstamm in zwei voneinander abgekehrte Hälften.

Schwaben und Schweizer wurden im Jahre 1499 zu Todfeinden und bekriegten sich an den Ufern des jungen Rheins und an den Pforten Oberdeutschlands mit mörderischer Wut. Die Verflechtung der habsburgischen Hauspolitik mit der deutschen Königspolitik und der Heimfall der deutschen Wahlkrone an das Haus Österreich bildeten den Hintergrund dieses tragischen Bruderkrieges.

Die Schweizer, die im Burgunderkriege ihrer alten freistaatlichen Einrichtungen im politischen Sinne innegeworden waren und ihrer eigenen Kraft mehr vertrauten als dem Schutze des Reiches und dem Schirm der Kaiser aus dem Hause Österreich, waren durch die zweideutige Politik Kaiser Friedrichs III. der deutschen Nation entfremdet worden. Als Friedrich im Jahre 1487 die schwäbischen Reichsstände, die sich unter seiner Ägide zu einem Landfriedensbunde zusammengeschlossen hatten, den Zwecken des Hauses Österreich dienstbar machte und den Schwäbischen Bund gegen das aufstrebende Haus Wittelsbach zu wenden wußte, begann sich die Entzweiung der Schwaben und der Schweizer im Schoße des Reiches vorzubereiten.

Die Eidgenossen hielten sich voller Mißtrauen abseits und schlossen mit den Herzögen von Bayern einen Neutralitätsvertrag, um sich gegen die Rückkehr der habsburgischen Vormacht zu sichern. Sie fürchteten die Herrschaft Österreichs in neuer Gestalt. Ihr Mißtrauen wuchs, als Maximilian im Jahre 1490 in die Herrschaft Tirols und der Vorlande eintrat, denn nun reichte seine Macht von Orient bis Besançon. Die Verlobung des Königs mit der Tochter Galeazzos erfüllte sie mit neuer Sorge. Sie fühlten sich in dem Gebiet, in dem sie sich nach dem Abschluß der „ewigen Richtung“ und dem Züricher Kongreß nach eigenem Gefallen eingerichtet hatten, von allen Seiten umfaßt und strebten fortan bewußt zur unabhängigen politischen Erfüllung des Raumes zwischen dem Rhein, dem Jura und dem Genfer See.

Die trotzigen eigenbrötlertischen Leute des Gebirgs wurden des Reiches nicht mehr froh. Sie weigerten daher der Reichsreform, zu der Maximilian nach dem Tode Friedrichs von den Kurfürsten genötigt wurde, ihre Zustimmung und hielten sich von dem Reichstag fern, der im Jahre 1495 zu Worms gehalten wurde, um die Einführung eines dauerhaften Landfriedens, die Einrichtung des Reichskammergerichtes und eine allgemeine Reichssteuer, den „gemeinen Pfennig“, zu beschließen. Nur das aristokratische, von klargeschauter Politik getragene Bern, das den festeren Zusammenhalt im Kampfe um die Ausbreitung seiner Macht am Genfer See zu würdigen wußte, stellte sich freundlicher zu den Bestrebungen der Reichsgewalt.

Maximilian versuchte die Trotzigten vergebens zu gewinnen. Sie erblickten in dem „gemeinen Pfennig“ eine Steuer für das Haus Österreich und in dem Reichskammergericht eine Einrichtung, die ihren alten Freiheiten widerstritt, und ließen sich zu keiner Bindung bereben. Als das Kammergericht die Schärfe seines ersten Urteils gegen St. Gallen kehrte und die Stadt wegen eines Schadenersatzhandels in die Acht tat, traten sie vor den König und erklärten, daß sie entschlossen seien, ihre Verbündeten und Zugewandten mit Leib und Gut zu schützen. Sie verlangten St. Gallens Befreiung von der Acht und die Anerkennung ihrer alten, vom Reiche bestätigten Vorrechte. Dagegen erbieten sie sich, „dem Heiligen Römischen Reiche alles treulich zu leisten, was da billige Pflicht erfordere und ihr Vermögen erdauere“. Es war die letzte Zusicherung, die die Eidgenossen je dem Reiche gaben. Sie fiel in eine erhitze Zeit, sie war nicht fest umschrieben und trug daher keine Frucht. Kurz darauf begannen sich die Lager zu scheiden.

Am 1. November 1495 erneuerten die Eidgenossen ihr Bündnis mit der Krone Frankreich. Sie behielten das Heilige Römische Reich und den Papst darin vor, aber die Achtung vor der Reichsgewalt fand bei ihnen keine Stätte mehr. Als die Eidgenossen sich mit den Leuten Graubündens verbündeten, Maximilian Mühlhausen, Rottweil und Konstanz zu sich herüberzog, deuteten die Zeichen schon auf den Aufmarsch der Schweizer und des Schwäbischen Bundes zu grimmigem Kampf. Ein Rechtsstreit um die Abtei Münster an der Tiroler Grenze, der von den Vintschgauern und den Graubündnern mit den Waffen ausgefochten wurde, entfachte die Glut zur Flamme.

In den ersten Tagen des Jahres 1499 entbrannte an den Ufern des Churer Rheins der offene Krieg. Die Eidgenossen setzten am 12. Februar bei Triesen über das schmale Kessgefüllte Bett und stürmten und verbrannten das Schloß Vaduz. Am 20. Februar überfielen sie bei Sarg am Bodensee das erste Aufgebot des Schwäbischen Bundes und

sprenghen es bis vor die Tore der Stadt Bregenz. Der Krieg wurde mit brudermörderischer Wut geführt. In Vorarlberg, am Bodensee und im Segau fielen Burgen und Dörfer der Vernichtung anheim. Die schweizerische Tagsatzung mahnte zwar die Hauptleute, der Verbrennung der Dörfer zu steuern, erinnerte sie aber in demselben Schreiben daran, im Gefechte keine Gefangenen zu machen, sondern alles zu erschlagen, wie es der frommen Altvordern Brauch gewesen sei. So wurde die Fehde zum Vertilgungskrieg. Vergebens suchten Fürsten, Bischöfe und die Städte des Reiches, das Anheil zu beschwören. Keine Vermittlung half.

Der Schwäbische Bund und die Tiroler waren dem planvoll handelnden, alle Kräfte sammelnden Gegner im Kriege nicht gewachsen. Sie fochten für keine gemeinsame große Sache und zerstritten sich über den Oberbefehl im Felde und die Leistungen der einzelnen Glieder ihres gescheiterten Bundes. Hinter den Schweizern aber stand Ludwig XII., der neue König von Frankreich, und flüsterte ihnen lockende Anträge ein, um sie zu einem festen Bündnis zu bewegen. Er versprach ihnen unentgeltliche Hilfe gegen jeden Feind oder 20 000 Gulden für drei Monate Krieg und jedem Ort ein Jahresgeld von 2000 Franken und verlangte dafür freie Werbung in der Schweiz und die Gewähr, daß kein Schweizer gegen Frankreich diene. Der Vertrag wurde in der Hitze des Krieges rasch zu Papier gebracht und noch rascher unterschrieben. Die Eidgenossen behielten zwar in dem Vertrag das römische Reich vor, aber wer vermochte noch zwischen dem Reiche und Habsburg zu unterscheiden, wenn das Haus Österreich der Krone waltete und selbst Maximilians edler Sinn die Interessen des Reiches und seines Hauses nicht mehr reinlich zu trennen wußte? So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Am 22. März 1499 stieß eine schweizerische Tausendschaft am Bruderholz, unweit des Schlachtfeldes von St. Jakob an der Birs, auf eine schwäbische Kolonne, die unter dem Befehle des Ritters Friedrich Kappler gegen Solothurn rückte, und sprengte sie im ersten Anlauf auseinander. Kappler fiel. Am 11. April überfielen 1500 Mann die Hauptmacht des Bundes, die auf dem Rückmarsch von einem Plünderungszug im Thurgau begriffen war, am Schwaderloo auf der Höhe des Seerückens, überrannten das schwäbische Geschütz, warfen die Reifigen, die das Gefecht voller Aufopferung aus der Marschkolonne erneuern wollten, über den Haufen und jagten den Feind seewärts unter die schützenden Mauern von Konstanz. Neun Tage später griffen 10 000 Schweizer und Graubündner die Stellung der Tiroler an, die sich bei Fraßenz verschanzt hatten, sandten ihnen eine Umgehungskolonne durch „Steine und Stauden“ in den Rücken, und schlugen den starken Feind trotz seiner zahlreichen Artillerie und seines tapferen Widerstandes in blutigem Gemetzel bis zur Vernichtung.

Nun zog Maximilian selbst wider die Unerfättlichen zu Feld. Er löste sich aus seinen französischen, mailändischen und niederländischen Söldeln, schwächte dadurch seine Stellung gegenüber Ludwig XII., der die Eidgenossen nicht umsonst gegen den römischen König aufgereizt und unterstützt hatte, und eilte mit seinen niederländischen Knechten an den Oberrhein. Er kam voller Grimm und entschlossen, den Krieg mit ganzer Kraft zu führen.

Als er Mainz erreicht hatte, verkündete er die Acht und den Reichskrieg gegen die Schweizer, und als er am 22. April von Freiburg im Breisgau den Vormarsch über den Schwarzwald an den Bodensee antrat, erhob er sich zu einem Manifest, das alle Reichsstände gegen das „grobe schändliche Bauernvolk“ zu den Waffen rief. Der Kaiser warf den Schweizern in dieser Rundgebung vor, sie besäßen „keine Tugend, kein adlig Geblüt und keine Mäßigung, sondern lebten in eitel Uppigkeit, Untreue und Haß gegen die deutsche Nation, ihre rechte natürliche Herrschaft“. Er traf mit diesen Worten daneben und einigte die Schweizer wider den Herrn von Habsburg, dessen Sach und Sprache sich der römische König allzusehr zu eigen gemacht hatte. Es war das erste ungeschickte Kriegsmanifest, das aus deutscher Feder an einen Feind erging. Maximilian bemühte sich umsonst darzutun, daß die Eidgenossenschaft nur durch frevelhafte Eingriffe in die habsburgischen Herrschaftsrechte entstanden und durch rebellische Gewalt gegenüber den adligen Herren erweitert worden sei. Das klang wohl dem schwäbischen Abel angenehm, war aber nicht geeignet, die mächtigen, bürgerstolzen Reichsstädte in den Harnisch zu rufen. Die kaiserliche Beteuerung, daß dieser Krieg des Heiligen Römischen Reiches und Deutscher Nation endlicher Ernst sei, fiel daher in taube Ohren.

Die Schweizer wüteten. Sie hörten die Stimme Albrechts I., hörten Abelsstolz und Feudalismus aus der kaiserlichen Botschaft und wurden dadurch erst recht zum Kampf für die Bewahrung ihrer Freiheit gestachelt. Alles, was „Stab und Stange“ tragen mochte, stürzte sich in den Streit. So tat dieses Manifest nicht die Wirkung, die Maximilians lebhafteste Einbildungskraft sich von solch leidenschaftlicher Rede versprochen hatte.

Als der Kaiser sein Hauptquartier am Bodensee aufschlug und am 28. April in Überlingen das Reichsbanner entfaltete, folgte den starken Worten schwächliche Tat. Der Freiheitsgedanke erwies sich stärker als das Gefühl staatlicher Einordnung in das große Ganze. Die Schweizer suchten ihre Freiheit außerhalb des Reiches auf die Gefahr, das Deutschtum zu schädigen und sich selbst in fremde Hände zu begeben.

Maximilian suchte die Eidgenossen auf zwei Fronten anzugreifen, indem er den Grafen von Fürstenberg mit starker Macht vom Schwarzwald ins

Birstal entsandte und selbst nach Landeck eilte, um die Tiroler gegen das Engadin zu führen und ins blindnerische Rheintal einzubrechen. Der große Entwurf wurde von den Schweizern zerrissen, ehe der Aufmarsch vollendet war.

Am 22. Mai warfen sich die Graubündner auf die Tiroler, die vor der Ankunft Maximilians aus dem Vintschgau vorgebrochen waren und sich am Ausgang des Münstertales an der Calven, zwischen Taufers und Latäsch, in der Talenge verschanzt hatten. Die Eidgenossen sandten wieder eine kleine Umgehungskolonne in die Berge, brachen mit unwiderstehlicher Kraft in die Schanzen und schlugen den verzweifelt kämpfenden Feind, der die kleinere Kolonne vergebens zu erdrücken suchte, in gemeinsamem Ansturm bis zur Vernichtung. Benedikt Fontana, der Führer der Bündner, fiel, mit ihm 300 Mann, die Tiroler aber ließen Tausende liegen. Die Sieger verheerten Glurns, Latäsch, Mals und die umliegenden Orte bis auf den Grund und zogen sich dann heutebeladen in ihre Täler zurück. Als Max acht Tage nach der Schlacht in Glurns erschien, war der Feldzug verloren. Die Tiroler hatten Kraft und Lust zur Offensive auf der Walfstatt gelassen, das Land war eine traurige Ode, in der kein Dach mehr stand, kein Brot mehr wuchs. Krähschwärme verfinsterten die Luft. Das Volk verdarb, Scharen elender Kinder zogen kräuter- und wurzelsuchend umher, um dem Hungertode zu entriemen.

Da weckte der Vormarsch des Grafen Heinrich von Fürstenberg im kaiserlichen Lager neue Hoffnungen. Fürstenberg überschritt bei Vornach mit 15 000 Mann die Birs und griff das Schloß Dorned an, um sich den Weg nach Solothurn in den Rücken der Eidgenossen zu öffnen. Aber die Belagerung der Burg rief die Schweizer rascher herbei, als Fürstenberg sich träumen ließ. Sie sammelten sich heimlich auf den Flüssen über dem Lager, in dem Brabanter Knechte, welsche Schützen und oberrheinische Reifige ein sorgenloses Leben führten, überfielen am 22. Juli zur Vesperzeit die Scharwache, nahmen den Geschützpark und hieben den verzweifelt ansprengenden Fürstenberg samt seinem Stabe nieder. Die Landsknechte, die Maximilian aus den Niederlanden mitgebracht hatte, wehrten sich zwischen den Zelten tapfer um ihr Leben und hielten sich, bis sie am späten Abend durch einen Flankenangriff frischer Kräfte überwunden wurden. Da flohen die Trümmer des Heeres über die Birs dem Rheine zu.

Die Schlacht hatte Maximilians beste Truppe vertilgt und seinem Feldzug das Grab gegraben. Er konnte den Krieg nicht mehr fortsetzen, ohne seine vielgespaltenen Interessen auf dem großen europäischen Brett zu verleugnen. Ludwig XII. stand schon vor den Toren Mailands. Da auch die Eidgenossen des Krieges müde waren, der das ganze Rheintal verheert hatte,

gelang es der diplomatischen Geschicklichkeit des Herzogs Lodovico Moro von Mailand, die Gegner zu Verhandlungen zu bewegen.

Der Vorfriede, der am 25. August zu Basel abgeschlossen wurde, fand indes vor den Augen der Eidgenossen keine Gnade, da er ausdrücklich bestimmte, daß der König die Eidgenossenschaft als ein Glied des Heiligen Römischen Reiches zu Huld und Gnaden kommen lassen werde. Die Eidgenossen waren zwar bereit, darein zu willigen, daß dem römischen König in Rätien wieder von acht Gerichten gehuldigt werde, wollten auch auf eine Kriegssentschädigung verzichten und sich ein Schiedsgericht in den Sündeln mit dem Schwäbischen Bunde gefallen lassen, beharrten aber auf der Abtretung des thurgauischen Landgerichts und wiesen Huld und Gnade und die Bestätigung ihrer Zugehörigkeit zum Reiche von sich. Da der Krieg für sie zum Unabhängigkeitskrieg geworden war, verlangten sie, aus dem Reichsverband entlassen zu werden, und wollten nicht wieder als ein Glied des Reiches zu Huld und Gnaden eines römischen Königs habsburgischen Geblütes kommen. Maximilian verweigerte die Exemption, zu der er als Wahrer und Mehrer des Reiches seine königliche Hand nicht bieten durfte. Der Konflikt rührte an die Wurzel des Reiches. Die diplomatische Geschicklichkeit der Mailänder verhielt den Bruch, der allen unerwünscht gekommen wäre.

Der König ließ den Satz fallen, der die Eidgenossen zu Gnaden wollte kommen lassen, und die Eidgenossen verzichteten darauf, daß die Trennung vom Reiche ausgesprochen werde. So ist der Basler Friede, der am 22. September 1499 zwischen dem Reiche und dem Schwäbischen Bunde und den Eidgenossen abgeschlossen wurde, nicht durch das, was er aussprach, sondern durch das, was er verschwieg, bedeutsam geworden. Der König gab das Quellgebiet des Rheins nicht ausdrücklich aus des Reiches Hut, aber die Schweizer hatten tatsächlich ihre Unabhängigkeit erkämpft und duldeten fortan keine fremde Staatsgewalt mehr in ihren Grenzen.

Als die Eidgenossen kurz darauf die Städte Basel und Schaffhausen samt ihrem Landbesitz als neue Orte in ihren Bund nahmen, setzten sie ihrer Macht am Rheine feste strategische Grenzen. Schaffhausen verschloß die Hegauhscharte, Basel hütete den Jura und die Burgunder Pforte. Sie waren Habsburgs um den Preis der Abkehr vom Römischen Reiche deutscher Nation ledig geworden und betraten nun aus eigener Kraft die Bahn der großen Weltpolitik. Solange sie sich ihres deutschen Wesens bewußt blieben und sich stark genug hielten, jedem Feinde die Spitze zu bieten und jedem Freunde unabhängig gegenüberzutreten, waren sie ihres Schicksals Meister. Der Rhein lag bei ihnen um die Wende des 15. Jahrhunderts von den Gletscherstürzen bis zum Eintritt in die oberrheinische Tiefebene gut

verwahrt, obwohl der Franzose sich schon damals das Ansehen gab, als ob er im Lande der Eidgenossen zu gebieten habe und der Schweizer ihm Gehorsam schulde. Als die Eidgenossen im August des Jahres 1495 in Luzern tagten und sich, von vorsorgenden Alhnungen ergriffen, mit der Absicht trugen, den Händeln der großen Mächte zu entzagen und das Jungvolk nicht mehr über die Berge in fremden Dienst laufen zu lassen, war der Vogt von Dijon, Anton von Baillly, als Gesandter Karls VIII. von Frankreich in der Stadt am See erschienen und hatte französische Gelder ausgestreut, um den Spruch zu verhindern, der Frankreich seiner besten Söldner beraubte, wenn er zum Gesetz erhoben würde. Der Gesandte der französischen Majestät tat damals so mächtig, daß die Berner Boten ungehalten heimberichteten, „der Bailly von Dijon gehe nicht anders einher, als wäre er ihrer aller natürlicher Landesherr oder Hauptmann“.

Die Eidgenossen kamen damals nicht zur Ablehnung des Reislaufs, aber das kriegsgewaltige Volk band sich noch nicht so eng an Frankreich, daß es seiner eigenen Machtpolitik darüber vergessen hätte. Als sie nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges in die Welthändler eingriffen, fochten sie in Italien für ihre eigene Sache und trugen ihre Waffen noch 15 Jahre als unbeflegte Streiter in den Kampf der Großmächte.

Im Jahre 1512 erklimmten sie den Gipfel ihres Ruhms. Die Walbstätte waren schon um das Jahr 1420 die Südwände des Gotthardberges hinabgestiegen und hatten bei Bellenz und Urbedo Siege erkämpft und Niederlagen erlitten, jetzt kehrten sie in dem größeren Bunde der Eidgenossenschaft als Großmacht zurück, um die südlichen Bergstufen zu gewinnen und ihren Anteil an der lombardischen Ebene zu fordern. Sie kamen als Freunde Maximilians, der sie 13 Jahre nach dem Abschluß des Basler Friedens wieder als tapferes Glied des Heiligen Reiches, der Christenheit und Deutscher Nation ansprach, kamen als Verbündete Venedigs und Helfer des Papstes Julius II. und marschierten in einer Stärke von 18 000 Spießern und Hellebarden durch Tirol nach Verona, um die Franzosen aus Mailand zu werfen. Das taten sie mit großer Lust und trefflichem Gelingen. Sie erschienen „wie die Löwen unter den Wölfen“, verjagten die Franzosen, die im Mailändischen wie überall, wo sie zur Macht gekommen waren, durch Willkür und Expreßung den Haß des Volkes auf sich herabgezogen hatten, setzten den kleinen Maximilian Sforza als Herzog ein und trugen die Herrschaften Lugano, Locarno, Domodossola und gewaltige Summen Geldes als stolze Beute davon.

Nach diesem Zuge überschattete ihre Machtposition das ganze Kriegstheater. Selbst Savoyen warb um ihre Bundesgenossenschaft. Sie beherrschten alle Pässe vom Großen St. Bernhard bis zum Stiller Joch

und standen gebieterisch drohend über der lombardischen Ebene. Am 5. Juni 1513 wurden sie zu ihrer größten Waffentat auf das europäische Schlachtfeld hinabgerufen. Die Franzosen waren mit stärkerer Macht zurückgekehrt, die Venetianer ins feindliche Lager übergegangen und Sforza verloren, wenn die Eidgenossen seinen Herzogshut und ihre eigenen Gewinne nicht durch eine siegreiche Schlacht vor den Franzosen erretteten. Sie kamen in der letzten Stunde. Der Herzog lag mit 4000 Schweizern in Novara eingeschlossen, die Mauern waren von dem französischen Geschütz niedergeworfen, und nur die Achtung vor den Schweizerespiesen hielt die Belagerer vor dem entscheidenden Sturm zurück, als die eidgenössische Entsatzarmee, 6000 Spieße stark, in Gewaltmärschen von den Wänden des Gotthards herabströmte. Die französischen Heerführer hoben beim Nahe der Eidgenossen die Einschließung auf und lagerten sich mit 11 000 Mann Fußvolk, 1600 Reifigen und zahlreicher Artillerie ein paar tausend Schritte von Novara entfernt zwischen den Wassergräben und den Gehölzen von Trecate. Sie wählten sich sicher vor dem Feind, der erschöpft von seinem Gewaltmarsch über das Gebirge in Novara eingezogen war und die Nacht mit dem Lärm sorgloser Becher erfüllte. Aber die Eidgenossen schüttelten Müdigkeit, Rausch und Schlaf in aller Frühe von sich, rückten schon vor Tau und Tag zur Schlacht aus den zerstossenen Mauern und schwärmten wie „hitzige Bienen“ ins Feld.

Der Feind wurde von den Eidgenossen im Lager überrascht, war jedoch schnell genug bereit, dem Angriff in sorgsam gewählter Schlachtordnung zu begegnen. Nur die schwergerüstete Reiterei war noch nicht im Sattel, als die Schweizer sich in drei Reilen gegen die französische Stellung heranzöhlten. Der Vorhaufe drang gegen die Artilleriestellung vor und zerstörte die feindlichen Schützen, der Gewalthaufe wandte sich im Schatten eines Gehölzes auf einem kühnen Flankenmarsch gegen die deutschen Knechte und packte sie von der Seite. Der dritte Haufe stieß als Reserve zum Vortrupp und half diesem im Kampfe mit dem feindlichen Geschütz und der französischen Ritterschaft, bis die Schlacht der langen Spieße entschieden war. Die deutschen Knechte hielten tapfer stand, und ein furchtbares Gemetzel — „la merveilleuse tuerie“ — erfüllte das Feld. Zwei Stunden währte der mörderische Kampf, dann streckten die letzten Knechte die Spieße gen Himmel und ergaben sich auf Ungnade dem Sieger. Ludwigs glänzendes Heer löste sich in wilder Flucht und rannte über Susa und den Mont Cenis bis Burgund. Die Franzosen ließen über die Hälfte ihrer Streiter auf dem Schlachtfeld liegen. Die Schweizer verloren ein Siebentel ihrer Stärke, das war mehr als je zuvor. Die zunehmende Wirkung der Artillerie und der gefestigte Widerstand der Landsknechte deuteten auf einen

Wandel der Taktik, der dem Gewaltangriff des schweizerischen Fußvolkes mit unbekannten Gefahren drohte. So wurde die Schlacht bei Novara zum blutigsten schweizerischen Siegstag. Aber die Opfer waren nicht umsonst gebracht. Die Eidgenossen setzten Maximilian Sforza wieder in seine Rechte, ließen sich von ihm als väterliche Schutzherrn verehren und zogen mit unermesslicher Lagerbeute, reichen Kontributionen und der Gewißheit in ihre Berge zurück, daß der kleine Herzog nun völlig in ihren Schirm und ihre Hand gegeben sei. Maximilian Sforza besaß Mailand künftig nur noch von der Schweizer Kraft und Gnade.

Die Eidgenossen hatten die Höhe ihrer nationalen Machtstellung erlangt. Der politische Instinkt des kleinen Volkes begann sich von der Scholle zu lösen und die kriegerische Zucht der ungebärdigen Gefellen geriet ins Wanken. Die eidgenössischen Führer erkannten die Zeichen der Zeit. Sie kehrten voll gerechten Stolzes über die Berge zurück, aber der Berner Hauptmann sprach zu seinen Oberen: „Wäre bei den Unsern nur Gehorsam, so wollten wir mit Gottes Hilf ein Kreuz durch Frankreich ziehen.“

Sie kamen nicht zu solcher Tat. Sie erschienen zwar im Herbst des Jahres 1513 noch einmal als Bundesgenossen Maximilians in der Franche Comté und belagerten im Verein mit dem Herzog Ulrich von Württemberg, schwäbischen Reissigen und kaiserlichem Geschütz die Burgunderfeste Dijon, führten die Belagerung aber nicht zu Ende. Während Dijons Mauern sanken, belagerte König Heinrich VIII. von England die Feste Thérouanne bei St. Omer. Ludwig XII. wandte sich zuerst gegen die Briten und sandte der Festung den Herzog Dunois von Longueville und Bayard, den „Ritter ohne Furcht und Tadel“, als Entsatz. Da warf sich Maximilian mit 4000 deutschen Reitern unversehens auf die anrückenden Franzosen und jagte sie in wilde Flucht. Beide Führer und 400 Reissige fielen in die Gewalt der Sieger. Diese Niederlage wirkte so drückend auf die Franzosen, daß Ludwig XII. alles aufbot, die feindliche Koalition zu sprengen. Er bediente sich dazu des Verteidigers von Dijon, Louis de La Trémouille, der die Schweizer durch ungeheure Geldversprechungen und die Bereitschaft zum Verzicht auf Mailand vom Bündnis mit dem Kaiser abzog. Sie ließen sich durch die Versprechungen La Trémouilles und die Erwägung, daß Frankreich nicht zu sehr geschwächt werden dürfe, von der klaren Linie abziehen, vertrauten französischen Einflüsterungen, hoben die Belagerung auf und liefen „ohne Ehr und Ruhm“ der Heimat zu. Aber sie wurden um den Erfolg dieser Unbotmäßigkeit geifflentlich betrogen. Als Ludwig XII. sich seiner Bedränger ledig sah, verweigerte er den Zusagen La Trémouilles die Bestätigung.

Da brach die ganze Politik der Eidgenossen zusammen.

Sie waren schon lange unter sich uneins gewesen und sahen sich nun zwischen den Mächten verlassen. Ludwig XII. gab den Anspruch auf Mailand, auf dem die antihabsburgische Politik Frankreichs aufgebaut war, mitnichten einem Dritten preis und suchte die Schweizer mit Geld abzufinden. Da sie für Gold, Gnadengelder, Pensionen und Geschenke allzu empfänglich gewesen waren, lag in diesem Angebot nichts, was sie kränken konnte, aber es enthielt die Mißachtung der Dijoner Verabredung und brachte die Eidgenossen nicht nur um den mittelbaren Besitz Mailands, sondern auch um die ungeheuren Kontributionen und Beträge, die sie aus dem Lande und den Taschen des Herzogs zu ziehen pflegten.

Der Tod Ludwigs XII. half ihnen nicht zu besseren Bedingungen. Der Fehler, den sie vor Dijon begangen, war nicht mehr gutzumachen. Er führte sie in die Hände Frankreichs und nahm ihrer Staatspolitik die Kraft unabhängiger Entschließung. Aber sie wichen nicht in schwächlichen Verhandlungen, sondern zogen mit ihrer ganzen Macht zu Felde, ehe sie sich zu einem Vergleich bequemen. Sie bestanden vor dem Throne Königs Franz I., des jugendlichen, ruhmdürstenden Neffen Ludwigs XII., troßig auf der Erfüllung der Versprechungen La Trémouilles und sandten 30 000 Mann in die Lombardei, um ihren Anspruch zu verfechten. Die französische Staatskunst verzweifelte trotzdem nicht, sie doch noch zu gewinnen. Franz brach zwar mit überlegener Macht nach Italien auf, bot ihnen aber eine Million Gulden, wenn sie auf Mailand verzichteten, und manövierte sie zugleich von den Westalpenpässen auf die Stadt Mailand zurück. Der strategische Fehlschlag verstärkte den Zwiespalt der Meinungen im eidgenössischen Lager und machte die Hauptleute einer Verständigung mit der Krone Frankreich geneigt. Sie schlossen am 8. September 1515 zu Gallarate mit dem König einen Vertrag, der sie aus Frankreichs Feinden zu Frankreichs Freunden machte. Aber sie waren nicht einhellig in ihrem Urteil und zerstritten sich nach der Rückkehr der Hauptleute ins Mailänder Lager aufs neue. Berner, Freiburger, Solothurner und Walliser schieden sich und zogen heim. Die anderen erhitzen sich in ohnmächtiger Wut und ratschlagten, ob sie den Vertrag anerkennen oder verwerfen, kämpfen oder abziehen sollten.

Unterdessen rückte Franz I. von Süden näher an die Stadt heran und lagerte sich auf den Feldern von Marignano.

Da reizte der Führer der antifranzösischen Partei, Kardinal Schinner, der streitbare Bischof von Sitten, die Masse des Heeres durch ein geschickt eingefädeltes Gefecht zu Kampf und Schlacht. Sie saßen um die Mittagsstunde des 13. September in hitziger Beratung beisammen, als die Runde in die Stadt gelangte, daß die Außenposten von den Franzosen angegriffen

worden seien. Da vergaßen sie des Haders über den geschlossenen Vertrag und des Vertrages selbst und stürzten zu den Waffen. Schinner stieg zu Pferd und flog in seinem Purpurgewand wie eine Flamme aus dem Römischen Thor, um sie in die Schlacht zu reißen. Die Kunde von der Bedrängnis der Wache war falsch, aber sie dachten nicht daran, dem Kampfe auszuweichen, als sie das schimmernde Heer des französischen Königs in der Ebene von Marignano aufmarschiert sahen. Sie beschloßen, den Feind noch vor dem Einbruch der Abenddämmerung zu überfallen und zu werfen.

Dieser tolle Entschluß rief sie zum Sturm auf Wassergräben und Verhaue, hinter denen 74 Geschütze, 30 000 Mann Fußvoll und 2500 ritterliche Lanzen aufgepflanzt standen. Sie zählten selbst nur noch etwa 20 000 Mann, aber sie ordneten sich, ihrer Kraft bewußt, ohne Zaudern in drei Haufen, streuten drei Handvoll Erde über sich und rannten an. Sie durchschritten die Feuerzone, unterliefen die vorgeschobenen Batterien und warfen die Schützen und die Spießer des ersten Treffens im Abendlicht auf die französische Hauptstellung zurück.

König Franz blickte erstaunt auf die unwillkommene, vom Saun gebrochene Schlacht, tat jedoch das Beste, sie zu gewinnen. Er nahm das geworfene Treffen auf und empfing die Angreifer mit brüllendem Geschütz und starrenden Spießen. Schinner erkannte, daß der Überfall nicht geglückt war, und mahnte zum Abbruch der Schlacht, aber sie trosteten auf ihre Kraft und wollten nicht vor dem Austrag der Schlacht vom Felde weichen, wie sie vor Dijon vor der Ausfertigung des Vertrags gewichen waren.

Die Schlacht nahm noch in der Abendstunde ihren Fortgang.

Die schweizerischen Gevierthaufen stießen so wuchtig gegen das französische Zentrum vor, daß Franz kaum genug Streitkräfte vorführen konnte, dem ungestümen Drang zu wehren. Er hielt seine Infanterie mühsam zusammen, eröffnete eine starke Kanonade und setzte seine Reissigen ein, um die Stoßkraft der Unüberwindlichen zu brechen oder die Schlacht zu fristen, bis die Dunkelheit die Angreifer zu feiern zwang. Hart vor der Batteriestellung kam der Kampf zum Stehen. Die Nacht fiel ein, die Geschütze verstümmten, die Spießerkolonnen tappten unsicher über das verfinsterte Feld, die Reissigen entwichen dem Getümmel, aber immer noch trafen einzelne Haufen aufeinander und erfüllten die Dunkelheit mit schauerlichem Morden. Als der Mond aufging und die Walstatt gespenstisch aus dem Dunkel trat, riefen die Hörner zum Sammeln. Die Franzosen zogen sich auf ihre Artillerie zurück, die Schweizer nächtigten in der eroberten Stellung.

Der Stier von Uri brüllte über das Feld und scharte die Kämpfer um die ragenden Banner. Sie lagerten sich ruhig zwischen den genommenen

Geschützen und harrten ohne Speise und Trank auf der feuchten, nackten Erde des neuen Morgens.

Die Franzosen rüsteten während der Nachtstunden auf den zweiten Schlachttag. Franz sandte Stafetten zu den verbündeten Venetianern, die von Cremona und Lodi im Anmarsch waren, um sie zur Eile zu treiben, und ordnete mit seinen Kapitänen Erivulzio, La Trémouille, Bayard, Karl von Bourbon und dem Herzog von Alençon die Armee zum Entscheidungskampf. Das Geschütz wurde im Zentrum zu einer mächtigen Batterie vereinigt, die Landsknechte in zwei großen Kolonnen auf die Flügel verteilt und die Ubelkreiterei unter dem Befehl des Königs in die Schlachtreserve gestellt. Man ließ den Schweizern den Angriff. Diese traten in drei Geviertthausen an, die Flügelskolonnen suchten die von Gräben und Verhauen gedeckte Stellung zu umgehen, der Gewalthaufe pflanzte sich vor Franzens Zentrum auf, trostete den gaskonischen Pfeilen, dem Schneckenfeuer der Schützen und der Beschießung durch die schweren Geschütze, warf die vorprallenden Landsknechte zurück, überschritt den Frontgraben und erreichte unter schweren Verlusten mit gelichteten, gelockerten Gliedern die große Batterie. Unterdessen zwang die rechte Flügelskolonne den linken Flügel der Franzosen zum Weichen. Die linke Flügelskolonne verlor sich im Getümmel. Franz verstärkte seinen erschütterten Flügel und brachte ihn zum Stehen, ehe er sich in Verwirrung löste, setzte sich dann an die Spitze der Ritterschaft und warf sich mit ihr auf das schweizerische Haupttreffen, das gerade die Hände über die verstummenden Geschütze reckte, als die Attacke in seine aufgelockerte Flanke brach. Der Angriff traf sie im Augenblick der größten Schwäche. Ihr Schlachtkörper wurde zum erstenmal vom Feinde aufgerissen, und die Kraft ihres Stoßes gebrochen. Sie suchten sich vergebens wieder zusammenzuschließen. Die deutschen Landsknechte und die geharnischten „Schwarzen Banden“ drangen in die geschlagene Lücke und die Schlacht wurde zum wütenden Gemenge. Als zur selben Stunde venetianische Reifige von Lodi heransprengten und sich mit dem Rufe „San Marco“ ins Getümmel stürzten, gaben die schweizerischen Hauptleute die Schlacht verloren. Der Stier von Uri rief zum Rückzug. Sie hoben die Verwundeten auf die Schultern, nahmen das Geschütz in die Mitte und rückten in guter Ordnung auf der Mailänder Straße ab. Die französische Artillerie sandte ihnen die letzten Salven nach, versprengte Haufen erlagen der Übermacht, aber an die Masse der Abziehenden wagte der Feind sich nicht. Mit dem Rückzug, den die Schweizer um die Mittagsstunde des 14. September 1515 vom Schlachtfeld von Marignano antraten, schied die Eidgenossenschaft als selbständige Großmacht aus der Weltgeschichte, in der das kleine Volk einen Augenblick die Führung behauptet hatte. Der

König von Frankreich ließ sie nicht ungern ziehen. Er sah in ihnen mit Recht Frankreichs künftige Soldaten.

Franz I. zog in Mailand ein, führte den Herzog gefangen fort und erhob Frankreich zur Vormacht in Italien. Als die Eidgenossen mit ihm Frieden schlossen, blieben ihnen Bellinz, Lugano, Locarno, Luino, Mendrisio und das Veltlin erhalten, das Eschental und das Gebiet von Domodossola gingen verloren. Frankreichs Machtbereich erstreckte sich von Paris über Lyon und den Simplon bis Mailand.

Kaiser Maximilian suchte die Eidgenossen vergebens von der „Ewigen Richtung“ abwendig zu machen, die sie im Jahre 1516 mit Frankreich eingingen. Er konnte weder Mailand noch Verona retten und stand am Ende seines vielbewegten, von unendlichen Hoffnungen geschwellten und vielen Enttäuschungen niedergedrückten Lebens vor der Tatsache, daß Frankreichs Macht allerorten über die Grenzen wuchs. Als er im Jahre 1519 starb, ließ er seinem Enkel Karl V. den Austrag des Kampfes mit dem Hause Valois als Erbe.

Das Rheinproblem war in den schweren Kämpfen, die die letzte Zeit Maximilians füllten, nur schattenhaft sichtbar geworden. Der Übergang des Erbes Karls des Kühnen an Maximilians und Marias Sohn Philipp den Schönen hatte dem burgundischen Reich neue Grenzen gesetzt. Seine Kraft sammelte sich in den Niederlanden, die sich zu höchster Blüte entwickelten, während die Freigrafschaft im Schatten ihrer Berge ein karger Dasein fristete. Die Lande Karls des Kühnen dienten keiner Ausdehnungspolitik mehr. Sie lagen nicht mehr dem Rheine zugewendet, sondern standen mit der Front nach Westen und erwehrt sich mühsam des französischen Vordringens, das über sie hinweg nach dem Rheine zielte und durch die gewaltige Auseinandersetzung der Häuser Valois und Österreich über die Vorherrschaft in Italien nicht unterbunden wurde.

Frankreich entsagte seinem Verlangen nach dem Strome keinen Augenblick. Es blieb wohl bestrebt, Habsburgs wachsender Macht überall entgegenzutreten, um sich vor erstickender Umarmung zu bewahren, aber sein Kampf um den Rhein war älter als das Haus Habsburg, und die französische Staatspolitik wußte zudem schon zu Maximilians Zeiten, daß sie Habsburgs Macht am sichersten zertrat, wenn Frankreich den Rhein gewann, den es von alters begehrte, um seine eigene Vorherrschaft daran aufzurichten. Frankreich bestand unverrückt auf der Eroberung der Rheingrenze, die nach der Schlacht von Marignano von seinen Kronjuristen immer leidenschaftlicher als die natürliche Grenze des Regni Franciae sive Francorum gefordert wurde.

Das Zeitalter der Religionskriege und das Rheinproblem

Der Tod des „letzten Ritters“ — Franz I. und Karl V. — Das herrschende Weltverhältnis und der Kampf um den Rhein — Die Schlacht bei La Bicocca — Vom Wandel der Taktik und der Strategie — Die Schlacht bei Pavia — Die Heilige Liga — Soliman der Prächtige — Rom und Mohacz — Der Damenfrieden von Cambrai — Wüstungsfeldzüge — Soliman und Franz I. — England an der Dsepforte — Die Schlacht bei Ceresole — Karl V. in der Champagne — Der Friede von Crespy — Luther und Zwingli — Der Schmalkalbische Krieg — Die Schlacht bei Mühlberg — Karl V. auf dem „Geharnischten Reichstag“ — Heinrich II von Frankreich und der deutsche Fürstenbund — Der Vormarsch der Franzosen auf den Rhein — Die Überraschung von Metz, Toul und Verdun — Straßburg und Frankreich — Die Schlacht bei St. Quentin — Der Friede von Cateau-Cambrésis — Bern in der Waadt — Vom Quell- zum Mündungsgebiet des Rheins — Der niederländische Unabhängigkeitskrieg — Herzog Alba und Oranien — Die Schlachten bei Heiligenlee, Gemmingen, auf der Noorder Heide und bei Gemblour — Die Einmischungspolitik Philipps II. — Die Vernichtung der Armada — Die Republik der Niederlande — Die germanischen Flankenpositionen im Quellgebiet und an der Mündung des Rheins — Heinrich von Navarra — Sully und der Weg zum Rhein — Die Not des Elsass — Der Straßburger Bischofsstreit — Der Streit um Gelbern — Der Kölner Krieg — Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit — Die Rheinpolitik Heinrichs IV. — Der Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges — Die Schlacht am Weißen Berge — Der Feldzug am Rhein — Christian von Braunschweig und Markgraf Georg Friedrich von Baden — Die Schlachten bei Wiesloch, Wimpfen, Böckst, Fleurus und Stadtlohn — Der Sieg Ferdinands II. — Christian IV., Sully, Wallenstein und Mansfeld — Die Schlacht bei Lutter und der Lübecker Friede — Das Restitutionsedikt — Der Eintritt Schwedens und Frankreichs in den Kampf — Richelieus Machtpolitik — La Rochelle und Frankreichs erste Hinwendung zum Meere — Der Ausdehnungsdrang Frankreichs — „La double et couverte conduite“ — Der Rhein als Operationslinie — Die französische Klientelpolitik — Lille, Metz und Casale — Gustav Adolf — Die Schlacht bei Breitenfeld — Die Konzentration des Krieges am Rhein — Richelieus Stunde — Gustav Adolf in

Bayern — Der französische Vormarsch am Oberrhein — Die Schlacht bei Lützen — Richelieu und des Königs Tod — Das französisch-schwedische Offensivbündnis — Die Schlacht bei Nordlingen — Die Schweden räumen das Elsaß zugunsten der Franzosen — Frankreich im Krieg mit Spanien — Der allgemeine Charakter des Krieges — Frankreichs militärische Schwäche — Die Schweden im Norden — Die Schlacht bei Wittstock — Bernhard von Weimar und Richelieu — Bernhards Rheinfeldzug, sein Herrschaftstraum und sein früher Tod — Frankreich als Bernhards Erbe — Die Geburt Ludwigs XIV. — Von Richelieu zu Mazarin — Torstensohn — Frankreichs militärischer Aufstieg — Condé und Turenne — Die Schlacht bei Rocroi — Mercy und de Werth — Die Schlachten bei Tuttlingen, Mergentheim und Zusmarshausen — Der große Friede — Das Schicksal des Stromgebiets des Rheins — Frankreich der wahre Sieger — Die französische Rheinpolitik auf der Grundlage des Westfälischen Friedens — Wir aber wissen . .

Der Tod Maximilians, des „letzten Ritters“, überlieferte das Abendland dem großen Kampfe des Hauses Habsburg mit den Valois und den Religionskriegen, die die nationalen Probleme in den Schatten drängten. Max starb am 12. Januar 1519, vier Jahre nach dem Verluste Mailands und Veronas, der ihn tiefer geschmerzt hatte als der unglückliche Krieg mit den Schweizern. Sein größter Schmerz war, daß es ihm nicht gegönnt gewesen war, an der Spitze der Christenheit gegen die Türken zu ziehen, um Byzanz und das Heilige Grab zurückzuerobern. Er hatte weder Zeit, noch Geld, noch Handlungsfreiheit gefunden, diesen Traum Karls des Kühnen zu neuem Leben zu erwecken. Sicherlich zu seinem Heil, denn er hätte seine Streiter nicht nach Osten führen können, ohne den Westen dem Könige von Frankreich preiszugeben.

Frankreich war im Todesjahre Maximilians wieder zur Machtfülle gediehen. König Franz I., der die französische Ritterschaft bei Marignano, zur schweren Kavallerie geballt, in die vom Geschloß erschütterten Flanken der Eidgenossen geführt hatte, stand bei Maximilians Tode als der stolzeste König und der vom Papste bevorzugte Fürst vor dem Abendland. Er war im Besitze der Bourgogne und Mailands, hatte die Schweizer durch die Ewige Bindung an sich geknüpft, Venedig und Florenz auf seine Seite gezogen, den englischen Staatskanzler Wolsey seinen Plänen dienstbar gemacht und selbst den Osten für sich eingenommen. Der französische König erneuerte die Beziehungen, die Ludwig XII. mit Dänemark und Polen hergestellt hatte, und suchte Deutschland von allen Seiten einzukreisen. Auch er trug sich mit dem Gedanken eines Kreuzzugs, scheute sich aber nicht, zur gleichen Zeit an ein Bündnis mit dem Grobherren zu denken. Das abendländische Empfinden begann vor der nationalen Politik zu erblaffen.

Der erfindungsreiche König ersann als letztes Mittel seiner weit ausschauenden Machtpolitik den Eintritt in den Kreis der Bewerber um die römische Krone und bot sich nach Maximilians Tode den Kurfürsten als deutscher König an. Er tat es mit viel schönen Worten und erklärte in einem Manifest, der allerchristlichste König werde weder durch Selbstsucht noch durch Ehrgeiz geleitet und wisse wohl, daß ihm die römische Krone mehr Lasten und Pflichten als Vorteile bringe. Er lasse sich daher einzig

durch den Gedanken leiten, die Schwachen zu schirmen und die Christenheit zu verteidigen. Er stehe in der Blüte der Jahre, sei frei und groß gesinnt, liebe die Waffen, sei kriegstüchtig, besitze gute Feldherren, ein großes Königreich, reiche, mächtige Länder, Herrschaften und Gebiete, die ihm Zuneigung und Gehorsam bezeugten und zu jedem Opfer willig seien. Er verfüge über eine große Gefolgschaft besoldeter Reifiger, über zahlreiche Geschütze und die besten Stückmeister, über Häfen und Reeden am Ozean und im Mittelmeer und unterhalte schwerbewaffnete Schlachtschiffe, flinke Galeeren und Karaken. Er lebe endlich in Frieden und Freundschaft mit allen seinen Nachbarn und könne daher seine Person und all sein Haben in den Dienst Gottes und des Glaubens stellen.

Während König Franz sich dergestalt selbst empfahl, schalt er seinen Nebenbuhler Karl von Spanien, den Sohn Philipps von Burgund und Johanna von Kastilien, den Enkel Maximilians, einen tränklichen Jüngling, der nicht fähig sei, selbst zu herrschen, von Deutschland weit entfernt lebe, als Spanier von deutschen Sitten und Bräuchen nichts wisse und als König von Neapel nach beschworenem Recht überhaupt nicht nach der Kaiserkrone trachten dürfe, ohne sich die Feindschaft des Papstes zuzuziehen und so die Christenheit in Verwirrung zu stürzen.

Diese von Unmaßung zeugende, allzu berebte Bewerbung um die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wurde durch große Summen Goldes unterstützt, die als blinkende Bäcklein über die deutschen Grenzen rollten.

Als Karl von Spanien, „das junge Blut vom Hause Österreich“, trotz dieser eindrucksvollen Empfehlung zum römischen König gekürt wurde, erhob sich Frankreich ohne Säumen, um die plötzlich erstandene Welt Herrschaft des Hauses Habsburg zu zerbrechen.

Franz I. warb um Englands Hilfe, versicherte sich des Papstes, blick in Italien das Feuer an, unterstützte einen Aufstand, der in Spanien wütete, und rüstete zum Kriege. Der französische König vergaß jedoch nicht, seinem Nebenbuhler zur Wahl Glück zu wünschen, und freute sich der Wahlkapitulation, die die Kurfürsten dem Kaiser auferlegt hatten. Stand doch darin zu lesen, daß Karl V. kein fremdes Kriegsvolk nach Deutschland bringen dürfe, ein Reichsregiment einsetzen müsse und in wichtigen Fragen an die Zustimmung der Kurfürsten gebunden sei. Jede Beschränkung der römischen Königsgewalt war dem französischen Königtum willkommen, das nun mit dem vollen Einsatz der geeigneten französischen Nationalkraft gegen das Haus Habsburg zu Felde zog.

Der Kampf der habsburgischen Monarchie mit der Krone Frankreich wurde zum herrschenden Weltverhältnis. Er riß im Laufe des 16. Jahr-

hundert^s alle Staaten des Abendlandes in seinen Bann und wuchs auch in die mächtige religiöse Bewegung der Zeit hinein, die durch Luthers Hammerschläge an der Wittenberger Kirchenpforte entfeßelt worden war.

Der Kampf um den Rhein versinkt in den Klüften dieses gewaltigen Ringens und wird unterirdisch geführt, bis er plötzlich in voller Größe aus der Tiefe hervorbricht und sich mit dem Streite der Dynastien, den Glaubenskämpfen und der politischen Ausnützung der religiösen Bewegung zu einem chaotisch wogenden Strom vereinigt.

Karl V. war rascher kampfbereit als sein Gegner. Die Kaiserlichen rückten von drei Seiten gegen Frankreich vor. Sie eroberten Tournay, bedrohten die Maaslinie, zogen in Mailand ein und stellten sich am 27. April 1522 bei dem Jagdhäuschen La Bicocca, nördlich von Mailand, in einer von der Natur verschänzten Stellung den Franzosen zur Schlacht.

Prospero Colonna befehligte das kaiserliche Heer, in dem deutsches und spanisches Fußvolk unter der Führung Georg Frundsbergs und Pescara's Seite an Seite focht. Ein Hohlweg lief die schmale Front entlang, ein Sumpf deckte die linke, ein Wassergraben die rechte Flanke, im Rücken lag, kaum eine Meile von der Walstatt entfernt, das feste, befreundete Mailand, in dem alle Glocken Sturm läuteten. Colonna zählte nur 20 000 Streiter und wagte daher nicht, ins freie Feld hinabzusteigen. Er hielt die Front mit Feuerschüßen und Feldstücken besetzt, stellte die deutschen Knechte und die Spaniolen zu festen Haufen gegliedert dahinter auf und ballte die Reiterei auf den Flanken, um den Wassergraben zu beobachten, über den eine Brücke in seinen Rücken führte. So harrten die Kaiserlichen des Angriffs der Franzosen, die 32 000 Mann stark gegen sie zogen.

Marshall Lautrec ging ungern gegen die feste Stellung an, aber die Schweizer, die unter seinen Fahnen fochten, hatten seit Monden keinen Sold gesehen und drohten abzurücken, wenn er nicht schlage und das reiche Mailand zurückgewinne. Es waren an 15 000 Mann, die Blüte des schweizerischen Kriegerturns, das sich von der Scholle gelöst und vom Rhein abgewendet hatte und nun in fremdem Dienst um Sold und Ehre stritt. Sie waren nicht schlechter als die Sieger von Novara und die heldenhaften Streiter von Marignano, aber sie waren noch weniger zu Gehorsam erzogen als jene und forderten voll trotziger Selbstbestimmung die Schlacht.

Da willfahrte Lautrec ihrem ungestümen Drang. Er beschloß auf der Stelle zu schlagen, ließ ihnen den Sturm auf die stark bewehrte Front, sandte 3000 Pferde zur Umgehung in Colonnas linke Flanke gegen die Brücke und behielt die venetianischen und die italienischen Völker, für die im ersten Treffen kein Platz mehr war, rückwärts gestaffelt in der Hand.

In zwei mächtigen Gevierthäufen, je 100 Mann breit und 75 Mann tief, traten die Schweizer nebeneinander zum Angriff an. Es war ein wilder, böser Geist in den kriegsgewaltigen Knechten. Sie verlangten die Hauptleute, Junker, Tüpfel- und Doppelsöldner an der Spitze zu sehen, weil sie des Kampfes nicht begehrt hätten, und stürmten Mann an Mann, mit wildem Geschrei, unter Trommel und Horn und flatternden Fahnen gegen den Feind. Marignano hatte ihrem Mut und Selbstvertrauen nichts anhaben können. Sie hielten sich mit Spießen und Hellebarden immer noch jedem Widerpart gewachsen. So rannten sie, dicht geschlossen, gegen die kaum 600 Schritte breite Front. Es war ein Höllengang, denn die neuen, rascher schießenden Fadenbüchsen und die weiter tragenden Kanonen rissen tiefe Furchen in die Sturmbierecke der langen Spieße. Aber sie ließen sich dadurch nicht mahnen, sondern durchmaßten unverzagt die Feuerzone, stürzten sich in den Hohlweg, durchquerten das Hindernis, zogen sich am anderen Rande empor und erschienen drohend vor der feindlichen Linie. Doch ehe sie Raum zum Anlauf gewannen, brach der Feind über sie herein. Frundsbergs Landsknechte und die Spanier Pescaras gingen zum Gegenstoß über, nützten auf Frundsbergs Geheiß „die gute Stunde in Gottes Namen“ und warfen sich mit voller Wucht auf die atemlosen, gelichteten, durcheinandergeschüttelten Haufen. Der Kampf war kurz und mörderisch. In wüthendem Gemenge wurden die Schweizer von dem Wiesenplan in den Hohlweg hinabgestoßen und zum Rückzug gezwungen.

Colonna ließ sie ziehen. Er mied die Verfolgung und den Reiterkampf auf offenem Plan, um den Sieg nicht aufs Spiel zu setzen, der sich zum erstenmal an die Spieße der Landsknechte geheftet hatte. Da Lautrec seine Italiener nicht an die Erneuerung des Sturmes wagte, der den Schweizern mißglückt war, ging ihm mit der Schlacht der ganze Feldzug verloren. Die Schweizer machten ihr Wort wahr, lösten sich und zogen ungebrochen, um ein Fünftel ihrer Stärke geschwächt, aber in ihrem Troß gestraft und vom Wandel der Taktik betroffen über die Berge in die heimischen Täler.

Der Tag von La Bicocca zeitigte den Aufstieg des deutschen und des spanischen Kriegerthums zur schweren Infanterie und festigte die Taktik der Abwehrschlacht. Dem Aufstieg der Taktik folgte jedoch ein Abstieg in der Strategie.

Das Zurücktreten der Schweizer in die Reihe der besoldeten Kriegsvölker nahm der Kriegführung die gewaltige Wucht, die die Eidgenossen durch das bewußte Herausfordern der Schlachtentscheidung und das rücksichtslose Vertilgen des Feindes in ihren Kriegen bewährt hatten. Als die Kaiserlichen drei Jahre später vor Pavia zu neuer Schlacht an-

traten, sagte Pescara im Kriegsrat: „Gott gebe hundert Jahre Krieg, aber keine Schlacht. Doch diesmal müssen wir's wagen.“ Die Dekadenz der Auffassung und der Kriegführung war unverkennbar. Man hatte drei Jahre gekämpft, ohne eine entscheidende Schlacht zu schlagen. Jetzt schlug man, weil man nicht anders konnte. Franz hatte sich mit seinem mächtigsten Vassallen, dem Konnetabel Karl von Bourbon, entzweit, und sah den leidenschaftlichen Mann nun an der Spitze von Karls Landsknechten mit Pescara und Lannoy, dem Vizekönig von Neapel, gegen sich rücken. Er lag mit seinem Heere in verschanzten Linien, um Pavia zum Fall zu bringen, und fürchtete sich in der ausgebauten Sirkumballation nicht vor der Entsarmee. Französische Sorglosigkeit tat das ihre zum Gelingen des Überfalls, der Franz in eine vernichtende Niederlage verwickelte. Pescara ließ in der dunklen Nacht auf den 24. Februar 1525 durch Pioniere eine Partimauer niederlegen, die Franzens Flanke deckte, und führte seine Schützen vor Tagesanbruch durch die Bresche. Der Überfall gelang. Als Franz in der Morgenfrühe durch den Lärm des Gefechts geweckt wurde und Hals über Kopf mit seinen Gens d'armes heransprengte, wurde die französische Reiterei im Park von Bogen- und Feuerschützen angegriffen und zersprengt und von der nachdrängenden Infanterie geworfen. Die Schweizer, die vom anderen Flügel hergeholt wurden, kamen zu spät, die Schlacht zu wenden, und wurden in die Flucht verstrickt. Die französische Armee verlor zwei Drittel ihrer Stärke, König Franz wurde gefangen.

Aber gerade die Größe der Niederlage und die Gefangennahme des Königs verhinderten Frankreichs tieferen Fall. Frankreich war bereits ein wesentlicher Bestandteil des „europäischen Gleichgewichts“ geworden und konnte nicht mehr beiseite gesetzt werden. Franz ließ sich zwar nach langem Sträuben zu allen Bedingungen herbei, die Karl ihm zu Madrid vorlegte, erklärte aber nach seiner Freilassung, daß der Vertrag erzwungen sei und daher keine Gültigkeit habe, fand den Beistand des Papstes Clemens VII., der sich angesichts der übergroßen Macht des Kaisers in raschem Frontwechsel auf Frankreichs Seite schlug, und erneuerte den Kampf.

Karl V. stand plötzlich allein vor der Heiligen Liga, die den mediatischen Papst, Frankreich, England und die italienische Staatenwelt in einem großen Waffenbund vereinigte.

Der Herr zweier Welten war stark genug, die Last dieses Riesenkampfes zu tragen, solange Deutschland seine verlorenen Söhne unter seine Fahnen sandte und die Landsknechte freudig hinter Grundsbergs Trommel gingen. Ihre schweren Vierecke bildeten den Stoc des kaiserlichen Heeres, in dem Spanier, Niederländer, Italiener, Kroaten und Serben sich mischten. Aber es war ungebärdiges Volk, durch den schlachtenarmen, plünderungsreichen

Krieg verwildert und infolge des Ausbleibens des Soldes zur Meuterei geneigt. Als Pescara eines plötzlichen Todes starb, Grundberg bei einem Auflauf meuternder Knechte vom Schlege gerührt zu Boden sank und der Oberbefehl in die Hände Karls von Bourbon überging, brachen die Bande der Zucht. Die Armee zwang den Konnetabel im Jahre 1527, die päpstlichen Marken zu verheeren und gegen Rom zu rücken. Am 6. Mai 1527 stürmten die kaiserlichen Truppen die Ewige Stadt. Der Konnetabel fiel bei der Erstiegung der Mauern, sein Heervolk schweifste drei Tage plündernd durch die Straßen und ließ allen Lüften freien Lauf.

Franz I. suchte Italien vergebens zurückzuerobern. Seine Armeen wurden immer wieder über den Var in die Provence zurückgeschleudert. Da erschien Soliman der Prachtige vor Wien und bedrohte Karls Bruder Ferdinand I., den glücklichen Erben des österreichischen Besitzes, in seiner Residenz. Der Türke hatte Belgrad erobert, die Ungarn in der Schlacht bei Mohacz vernichtend geschlagen, ganz Ungarn niedergeworfen und rüttelte jetzt an der alten deutschen Ostmark, um freie Bahn nach Westen zu gewinnen. Der Sultan war als Glaubenskrieger ausgezogen und kam, dem Islam die Welt zu erobern, aber er war auch der Verbündete des Königs von Frankreich und rettete diesen durch den Rückenangriff vor Karls Übermacht. Als Karl sich angesichts der türkischen Gefahr zum Frieden willig zeigte, knüpften die Frauen der königlichen Häuser von Frankreich und Spanien mit leichten Händen den „Damenfrieden“ von Cambrai, der Karl im Besitz von Mailand und Neapel bestätigte, Franz die Bourgogne ließ und den Feindseligkeiten ein Ende setzte.

Da der große Konflikt mit nichts gelöst war und Frankreich sich noch immer stark genug fühlte, den Kampf fortzusetzen, währte der Friede nur kurze Zeit. Franz benützte die Frist, sich dem Großtürken enger zu verbinden, und erneuerte den Krieg, der sich immer tiefer in Wüstungsfeldzügen verlor und Italien, die Provence, die Champagne, den Sennegau, das Artois und die Pikardie plünderte und zertrat.

Als Karl im Jahr 1535 den Var überschritt, legte der Konnetabel Anne de Montmorency die ganze Rhonelandtschaft in Asche, um den Kaiser zum Rückzug zu zwingen, und machte aus der Verwüstung eine strategische Maßnahme, die das eigene Land ohne Zaudern kriegerischen Zwecken opferte. Diese politische Rücksichtslosigkeit rettete Frankreich aus den größten Gefahren und half ihm auch zum Bunde mit dem Sultan.

Als Karl V. sich im Jahre 1538 abermals genötigt sah, einen Waffenstillstand einzugehen, weil ihm kein entscheidender Erfolg winkte und Solimans Flotte drohend vor Neapel erschien, während die Janitscharen die Steiermark verwüsteten, war das französisch-türkische Bündnis

offenkundig zu einem festen Bestandteil der französischen Politik geworden. Frankreich trat entschlossen in die Bahn einer Verständigung mit Osteuropa, um alle Völker des Ostens als seine Parteigänger an Deutschlands Grenzen zu versammeln. Der Türke war ihm nicht minder willkommen als der Pole und der noch mit den Tataren kämpfende Moskowiter, wenn es galt, die österreichische Macht zu lähmen und Karls Weltstellung zu erschüttern. Von diesem Grundsatz ist die französische Politik nie mehr abgewichen.

Als die Feindseligkeiten im Jahre 1542 mit neuer Wut entbrannten, erhob sich der Krieg wieder zu größerem Geschehen. Die Franzosen wandten sich zum erstenmal mit starken Kräften gegen den Rhein. Der Herzog von Orleans brach aus der Champagne hervor, eroberte Luxemburg und drang tief in den Hennegau. Die Kaiserlichen und die mit ihnen verbündeten Briten begegneten dem konzentrisch gedachten Vorstoß durch einen Angriff aus der Nordflanke und rückten durch die Disepforte auf Guise und Landrecies ins Quellgebiet der Sambre. Da die Festungen standhielten, floh die Schlachtentscheidung aus den Niederlanden nach Italien.

Am 14. April 1544 trafen Karls und Franzens Südmarmen bei Ceresole, östlich von Carmagnola, aufeinander. Der kaiserliche General de Guasto, der zum Entsatz der Festung Carignano heranmarschierte, wurde nachts von dem Herzog von Enghien in der rechten Flanke umgangen und in der Morgenfrühe zur Schlacht gezwungen. Guastos rechter Flügel warf den Feind, entlief aber auf der Verfolgung dem Schlachtfeld und gab das Zentrum dem Angriff der Schweizer preis, die Guastos Mitte nach alter Väter Sitte im Zusammenprall über den Haufen warfen. Da der linke Flügel der Kaiserlichen von den französischen Reissigen gefesselt wurde, schwenkte Enghiens rechter Infanterieflügel nach der Mitte ein und stach die von den Schweizern geworfenen Landsknechte vollends über den Haufen. Die Trümmer de Guastos flüchteten gen Mailand.

Karl V. überließ sie ihrem Schicksal und drang mit frischen Kräften aus den Niederlanden gen Süden, eroberte Luxemburg zurück, überschritt die Maas und die Argonnen und erschien im Sommer mit starker Macht überraschend vor St. Dizier. Unterdessen belagerte Heinrich VIII., britischen Interessen dienend, die Seefeste Boulogne.

Franz I. sah sich von Karl im Herzen seines Reiches bedroht. Er sammelte seine Kräfte bei Châlons und rief auch die Sieger von Ceresole heran, um den Angriff Karls zum Stehen zu bringen, vermochte indes St. Dizier nicht zu entsetzen. Der Fall der Stadt veranlaßte den König, Unterhandlungen zu suchen, aber der verabredete Waffenstillstand währte nur kurze Zeit. Karl konnte an der Marnepforte nicht stehenbleiben, ohne im Kreide-schlamm zu ersticken. Die Ruhr wüthete in seinen Sellen und schwächte die

Armee von Tag zu Tag. Als er die Verhandlungen abbrach und zum Vormarsch antrat, wichen die Franzosen im Tal der Marne auf Paris. Karl nahm Epervanay und Chateau-Thierry und ritt trotz großer Marschverluste auf den Spuren des Feindes gegen den Ourcq. Franz I. beschloß, bei La Ferté-sous-Jouarre stehen zu bleiben, ließ den Montmartre befestigen und rüstete mit letzter Anspannung zur Entscheidungsschlacht. Da beide Gegner das Würfelspiel scheuten, Karls Armee immer stärker unter schweren Regengüssen, Seuchen und Entbehrungen litt, blieb die letzte Schlacht ungeschlagen.

Der Friede von Crespy endete den Krieg, der dem Kaiser nach einem Ringen von 25 Jahren den Sieg über Frankreich gab. Franz verzichtete auf Mailand, Neapel, die Lehnshoheit über Artois und Flandern, und entsagte dem Bündnis mit den Türken. Karl V. gab die Bourgogne endgültig auf und willigte in eine Verbindung des Herzogs von Orleans mit einer kaiserlichen Prinzessin unter dem mailändischen Herzogshut. Nicht Deutschland, sondern die spanische Linie des Hauses Habsburg ging als Sieger aus dem Ringen hervor, in dem alle Mächte des alten Abendlandes und der Türke als Mitstreiter aufgetreten waren. Ein Stück Nemesis war im Spiel. Der Urenkel Karls des Kühnen war über den Nachkommen Ludwigs XI. Herr geworden. Aber ob der spanische Karl auch nicht für Deutschland gefochten und nur seines Hauses erheiratete Macht verteidigt und gemehrt hatte — das Schicksal Deutschlands war doch mit dem Ausgang dieser dynastischen Kämpfe verknüpft, und im Grunde ging es doch wieder um den Rhein.

Karl V. wandte sich nach dem Friedensschluß gegen die protestantischen Fürsten, die ihm seit neun Jahren im Schmalkaldischen Bunde entgegentraten, um ihr Bekenntnis und ihre „Libertäten“ zu verteidigen. Schwer lasteten die Religionswirren auf den deutschen Landen, schwerer als die politische Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ertrug.

Der spanische Karl und sein Bruder Ferdinand von Österreich standen dem reformatorischen Gedanken nicht nur fremd und ablehnend, sondern auch im tiefsten Innern ohne jegliches Verständnis gegenüber. Da sie nicht die Macht besaßen, den Protestantismus mit dem Schwerte auszurotten — Ferdinand war nur in seinen Erblanden mächtig genug, die Anhänger der neuen Lehre mit dem Henkertode zu strafen —, blieb ihnen nichts übrig, als mit den Evangelischen zu paktieren und den Kampf auf das politische Feld zu tragen. Hier wurde ihnen der Sieg. Da der deutsche Dualismus auch auf diesem Gebiete die Herrschaft antrat und die Deutschen nicht nur in eine katholische und eine evangelische Partei spaltete, sondern auch die Evan-

gellischen unter sich wieder schied und die Lutheraner von den Reformierten trennte, wurde es den spanischen Habsburgern leicht, „zu teilen und zu herrschen“.

Als Zwingli bei Kappel in den Tod sank, Luther in seiner transszendentalen Sphäre verharrte und das Schmalkaldener Bündnis der protestantischen Reichsstände sich völliger Unfähigkeit politischen Handelns befiß, gewann Karl V. Zeit, seine Kriege mit Franz I. auszutragen, die Türkengefahr zu beschwören und sich gegen die Schmalkaldener zu kehren, bevor ihm und der römischen Kirche der Boden in Deutschland unter den Füßen schwand. Im September des Jahres 1545 war Karl der Franzosen ledig, im November schloß er mit dem Großtürken den Waffenstillstand von Adrianopel, im Jahre 1546 starb Luther. Die kaiserliche Macht rückte zur Aufrichtung des absolutistischen Kaisertums in einem von der neuen Lehre gereinigten Römischen Reiche Deutscher Nation gegen die Protestanten zusammen.

Karls Versuch, das tragische Versäumnis der Jahrhunderte gutzumachen und Deutschland wieder zu einem machtvollen Reiche zusammenzufassen, war zum Mißlingen verurteilt, weil er nicht auf nationaler Grundlage ruhte, sondern von einem voll- und artfremden Kaisertum getragen wurde, das religiöse Vergewaltigung mit politischer Unterjochung verknüpfte. Der Kaiser unterlag, obwohl die Schmalkaldener der Majestät weder am Verhandlungstisch noch im Felde gewachsen waren. Was in Verwirrung begann, endete in Serrüttung.

Im Jahre 1546 fühlte Karl sich stark genug, dem Bunde den Handschuh hinzuwerfen. Er erklärte die Häupter des Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich I. von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen in die Acht und griff gleich ihnen zur Gewalt, obwohl nur ein paar tausend Mann in seinem Regensburg-Lager standen und die Gegner bei Ulm ein Heer von 35 000 Streichern zusammengezogen hatten. Die Kraft des Bundes lag bei den 22 Reichsstädten, die mit Sachsen und Hessen und den Herzögen von Braunschweig und Lüneburg, Pommern und Württemberg gemeinsame Sache machten. Aber Uneinigkeit und Mißtrauen lähmten die Kriegsführung der Koalition, die sich von Karl so lange zwischen Augsburg und Ingolstadt hin- und hermanövrieren ließ, bis der Kaiser 55 000 erlesene Streiter versammelt hatte. Da versagte den Schmalkaldenern der Wille zur Schlacht, die sie mit halbem Herzen gesucht hatten, vollends. Als Ferdinand aus Böhmen hervorbrach und im Bunde mit dem Fürsten Moriz von Sachsen in die Erblande Johann Friedrichs einfiel, lief das protestantische Heer auseinander. Die Fürsten zogen ab, die Städte suchten den Frieden. Karl sah Kniebeuge auf Kniebeuge an sich vorüberziehen. Er legte den stolzen

Städten schwere Kontributionen auf und wandte sich gegen die Fürsten, die in Gewaltmärschen nordwärts eilten, um ihre Erblände zu schützen. Der Hesse barg sich im Harz, der Sachse eilte an die Saale.

Als Johann Friedrich von Sachsen mitten im Winter in Sachsen eintraf, war sein Land schon in Feindeshand. Er wurde vor Leipzig zurückgeschlagen und tat sich bei Altenburg nieder. Moriz von Sachsen, Ferdinand von Österreich und Albrecht von Brandenburg umstanden das Lager, in dem der Kurfürst erschöpft niedergesunken war.

Da erwachte der Kurfürst plötzlich zur Tatkraft. Er brach wie ein Eber aus seinem Lager hervor, warf sich auf den Markgrafen Albrecht, schlug und ergriff ihn und jagte dann seinen Vetter Moriz mit dem Degen in den Rippen über die sächsische Ebene nach Böhmen. Moriz rettete sich mit seinen letzten Reitern zu König Ferdinand ins befestigte Lager zu Eger. Der Kurfürst hielt seinen Erfolg für gesichert. Er vergaß, daß Karl sich wohl Zeit zu lassen pflegte, aber keine Schwäche kannte. Er ließ das schwachbesetzte Eger unangegriffen und vertat die kostbare Zeit in Sachsen. Wenige Wochen später erschien Karl V. mit 35 000 Mann vor Eger. Bevor Johann Friedrich seine zerstreuten Truppen vereinigen konnte, brach der Kaiser über ihn herein. Der Kurfürst stand mit 9000 Mann bei Meissen, als Karl dicht vor ihm am linken Elbeufer auftauchte, und rettete sich nur durch das Anzünden der Elbebrücke vor Überfall und Vernichtung. Aber die Niederlage blieb ihm nicht erspart. Als er auf Mühlberg wich, folgte der Kaiser ihm auf dem linken Ufer in einem Parallelmarsch, durchfurchte am 24. April 1547 bei Mühlberg den Strom und warf sich auf ihn, ehe er sich zum Rückzug auf Wittenberg entschließen konnte. Der Anprall der vierfachen Übermacht zersprengte Johann Friedrichs kleine Armee. Herzog Albas eiserne Schwadronen jagten die Trümmer in die Lothauer Heide und hieben sie nieder. Der Kurfürst, der trotz seiner Leibes schwere tapfer gestritten, wurde auf der Flucht ereilt und gefangen und verlor die Kurfürstliche Würde und sein Land.

Da brach auch der Landgraf von Hessen in die Knie. Er vertraute auf die Fürsprache seines Eidams Moriz von Sachsen und gab sich dem Kaiser in Halle gefangen. Karl V. hielt ihn trotz der Fürbitte seines Verbündeten fest und wandte sich gegen Norden. Die niederdeutschen Städte und die Grafen von Mansfeld und Oldenburg wehrten sich hartnäckig und ergaben sich erst nach tapferem Widerstand. Nur die stolze Magdeburg verweigerte dem Kaiser die Kniebeuge und hielt ihre Tore geschlossen.

Kaiser Karl V. stand nach der Schlacht bei Mühlberg vor der Welt, dem Papst und den deutschen Fürsten auf dem Gipfel seiner Macht. Als er den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen gefangen mit sich

führte, dem Papst die Weisung zugehen ließ, das Konzil in Trient wieder zu eröffnen, und seinen Sohn Philipp, den künftigen König von Spanien, Herrn der Niederlande und Generalstatthalter in Italien, nach Deutschland kommen ließ, um ihm die Nachfolge auf den Kaiserthron nach dem Tode Ferdinands I. zu sichern, erhob er sich zur Machtfülle eines Alleinherrschers von universaler Größe. Er war am Tage von Mühlberg trotz der Gicht selbst zu Pferd gestiegen und in goldverzierter Rüstung, mit purpurner Helmszier aufgeritten und hatte sein Volk über die Elbe geführt. Nun saß er im schwarzen Gewand, von der Krankheit gezeichnet, aber von fanatischer Willenskraft und dem Bewußtsein seiner weltherrlichen Majestät aufrechtgehalten, mit herrischem Mund, tiefliegenden dunkeln Augen, ergrauendem Bart und trotzig gekantetem Kinn im geschweiften Armstuhl, um Deutschland, das Kaisertum, sein Haus, die Religion und das Reich, in dem die Sonne nicht unterging, nach eigenem Ermessen zu bestellen. So malte ihn Sizian zu Augsburg als die vollendete Verkörperung des spanischen Jahrhunderts vor dem „Geharnischten Reichstag“, der von deutscher Libertät nichts mehr erkennen ließ.

Wo aber barg sich in dieser Stunde der Kampf um den Rhein? War der Strom, an dessen Ufern das Mönchlein einst seinen schweren Gang getan, nur noch ein flüßiger Spiegel geschichtlicher Ereignisse, um den sich keine Macht mehr mühte, kein Deutscher mehr sorgte, seit die Zeit dahingeschwunden, da es eine Lust war zu leben? Hatte Frankreich nach dem Tode des Königs Franz, der im Januar 1547 seinem Sohne Heinrich II. den Thron geräumt, endgültig darauf verzichtet, seine Rheinpolitik am Feuer deutscher Zwietracht zu wärmen, um sich des Stromes auf geschicktere Weise zu bemächtigen?

Die Antwort verbirgt sich in der Stellung, die Karl V. damals in Augsburg einnahm. Der Kaiser überschätzte die Größe seines Sieges und machte sich durch seine unduldsame, verblendete Politik alles zum Feind. Seine spanischen, wallonischen und italienischen Regimenter hatten Deutschland als Feindesland behandelt und alle Greuel verwilderter Soldateska über die schwäbischen, sächsischen und thüringischen Lande ausgegossen. Die um Rechte und Freiheiten gekürzten deutschen Städte seufzten unter Steuern und Brandschatzungen. Magdeburg und Konstanz, die beiden Widerpenftigsten, waren von Sturm und Plünderung bedroht, wie einst das päpstliche Rom, als der Konnetabel zum „sacco di Roma“ auszog. Die deutschen Fürsten, die souveränen Träger der Territorialgewalt, sahen ihresgleichen wie Sträflinge behandelt und empörten sich ohne Unterschied des Bekenntnisses gegen Karls despotisches Gebaren. Die Gewissen, die sich durch spanische Edikte geknechtet fühlten, erwachten im Kampf um die

religiöse Überzeugung zu neuem Widerstand. Der Papst, der dem Kaiser Geld und Truppen zugesandt hatte, um die Schmalkaldener zu schlagen, empfand das kaiserliche Übergewicht als weltlichen Druck und fürchtete die Wiedertehr der Stauferzeit. Die österreichische Linie des Hauses Habsburg, der in der Person Ferdinands I. schon die römische Königswürde zuerkannt worden war, fürchtete von der spanischen Linie beiseitegeschoben zu werden. Die Niederlande erstickten unter dem spanischen Zwangsregiment, das alle freien Regungen unterdrückte. England, Frankreich, Dänemark erblickten im Aufstieg des karolischen Universalreiches eine Gefährdung ihrer Macht. Selbst der Türke rüstete.

So rückte alles zusammen, Karls olympische Stellung zu untergraben und der Hispanisierung Deutschlands und der Welt ein Ziel zu setzen. Die Szene wandelte sich über Nacht.

Der gekränkte Ehrgeiz und die politische Wandelbarkeit eines einzelnen Mannes, der diese Lage geistesgegenwärtig und strupellos zu nützen wußte, stürzten den Kaiser am Tage nach seinem größten Siege von dem erträumten Hochsitz. Moritz von Sachsen schlug sich trotz der Verleihung der sächsischen Kurwürde und der Belehnung mit dem größeren Teil der Ernestinischen Güter auf die Seite der Protestanten und zog wider die spanische Majestät, um Magdeburg für sich zu retten, das lutherische Bekenntnis in seinen Landen sicherzustellen und die deutsche Fürstenrepublik vor dem Aufgehen in Karls Weltreich zu bewahren. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Mühlberg sah Kaiser Karl sich einem Fürstenbund gegenüber, der unter der Führung des Albertiners offen gegen ihn zu Feld zog und den König von Frankreich an den Rhein rief.

König Heinrich II. wurde von den Fürsten zum „Protector der deutschen Libertäten“ ausgerufen und schloß mit ihnen ein Angriffsbündnis gegen Karl. Die Verbündeten setzten einen Pakt auf, in dem die Fürsten Moritz von Sachsen, Johann Albrecht von Mecklenburg, Hans von Rüdstrin und Albrecht von Preußen „für gut erachteten, daß die königliche Majestät zu Frankreich die Städte, so von alters zum Reich gehörten und nicht deutscher Sprache seien, nämlich Cambrai, Toul, Metz und Verdun ohne Verzug einnehme und sie als ein Vicarius des heiligen Reichs inne habe und verwalte“. Wohl behielten sie die „Gerechtigkeit“ vor, die das Reich auf diesen Städten habe, aber die Auslieferung des Reichsgutes an den Valois war offenkundig. Versprachen sie der französischen Krone doch das fernern, ihr zum erblichen Besitz der Franche Comté, Flanderns und der Grafschaft Artois zu helfen und keinen Kaiser zu küren, der der Majestät zu Frankreich mißfallen sollte. Die Namen der Kurfürsten Moritz von Sachsen und des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel

standen unter dem Dokument, das von der Hingabe deutschen Reichsgutes überfloß. Ein politischer Freibeuter, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, beschwor den Vertrag, auf den König Heinrich II. am 15. Februar 1552 zu Chambord den Gegenschwur leistete.

Der Krieg begann. Während Moriz von Sachsen gegen den Kaiser zog, brach der Kommetabel Heinrichs II., Herzog von Montmorency, in Lothringen ein und warf sich auf Metz.

Der Vormarsch der Franzosen auf den Rhein schloß hundert Jahre nach dem Einfall Karls VII. und Ludwigs XI. in neue, drohendere Gestalt.

Im April des Jahres 1552 überschritt Heinrich II., der in seinem eigenen Königreich die Protestanten aufs Blut bekämpfte, als Verteidiger deutscher „Libertät“ und Vikarius des Heiligen Römischen Reiches von Morizens Gnaden die lothringische Grenze und besetzte Toul. Das feste Metz weigerte dem Kommetabel den Eintritt und bestückte eiligst die Wälle, war aber von Parteilungen zerrissen, die von französischem Golde genährt wurden. Frankreichs Parteigänger bewogen die Bürgerschaft, den Kommetabel mit seinem Fähnlein einzulassen, um mit ihm zu unterhandeln. Montmorency, der des verabredeten Zeichens harrte, brach mit ausgefuchsten Reifigen durch das halbgeöffnete Tor Serpenoise und entwaffnete die Stadt. Als Toul und Metz gefallen waren, öffnete auch Verdun die Tore. Am 12. Juni 1552 hielt Heinrich II. seinen Einzug in die Maasfestung. Er gab sich allerorten das Ansehen, als käme er als Verweser des Reiches. Als er der Mosel- und Maasfesten sicher war, richtete er seinen triumphierenden Marsch geradewegs auf den Rhein.

Am 3. Mai 1552 erschien das französische Heer auf der Höhe der Zauberer Steige und lagerte sich vor dem unverteidigten Paß. Weißenburg, Hagenau, Straßburg, das große strategische Dreieck des Unterlandes, das wie ein Drudenfuß die Schwelle ins Innere Deutschlands hütete, lag vor den Augen der französischen Majestät. Da an der Lauter kein Heer zur Abwehr bereitstand, fehlte der Sperrstellung die magische Kraft. Trotzdem zögerte der König, den Marsch fortzusetzen. Seine Verbündeten hatten ihm gesagt, er werde überall als Befreier empfangen werden, aber der Zugug blieb aus. Das Land verschloß sich finster und feindselig vor dem ungebetenem Helfer.

Heinrich rückte langsam gegen Straßburg vor. Fiel ihm die freie Reichsstadt, die Karl um ihrer Unhänglichkeit an die neue Lehre willen schwer gestraft hatte, aus freien Stücken zu, so war er des Rheines Meister. Die französischen Agenten taten alles, die Bürgerschaft mit Geld und schönen Worten zu bewegen, dem weltlichen Vikarius des Heiligen Römischen

Reiches die Tore zu öffnen. Umsonst. Straßburg versagte abermals einem französischen König den guten Glauben und erklärte, es wolle bei dem Kaiser bleiben. Die Stadt bewehrte ihre Mauern, machte das Vorfeld frei und stellte 8000 Landsknechte unter dem Obersten Claus von Sattstadt hinter diese Abgabe. Die treue Stadt tat noch mehr. Der Rat wandte sich in einem Sendschreiben an des Kaisers hispanische Majestät, die der freien Reichsstadt um des Glaubens willen so übel getan, und erklärte dem Kaiser voll mannhaften Bürgerstolzes, Karl werde dem Reiche „ein heilsamlich gut Werk tun, wenn er den Abgang der Stadt verhüte und sie zu einer starken Vormauer des ganzen Rheinstromes mache“. Sie aber seien „begierlich bereit, Gut und Blut zur Bewahrung und Rettung der Stadt dazu zu strecken“, daß Straßburg dem Reiche erhalten bleibe.

Vergebens machte Montmorency den Versuch, das Spiel von Metz zu wiederholen und auf Schleichwegen in die Stadt zu dringen. Kein Pförtlein tat sich auf. Da schwand dem französischen König der Boden unter den Füßen. Er trat den Rückzug an und wich über die Zaberner Steige und die Saar auf die Linie Metz—Toul zurück.

Unterdessen machte Karl V., der von Moritz von Sachsen aus Innsbruck gescheucht worden war, seinen Frieden mit den Fürsten. Er ließ den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen frei und gewann Moritz als Helfer gegen die Türken. Als dies geschehen war und er die Arme rühren konnte, rückte er vor Metz, um den Franzosen dieses „Bollwerk Deutschlands“ wieder zu entreißen. Aber er kam zu ungünstiger Stunde. Die Stadt war in eine mächtige Festung verwandelt worden und wurde von Franz von Guise mannhaft verteidigt. Karl lag monatelang auf der winterlichen Hochfläche in Schnee und Eis vor dem festen Platz und beschloß ihn aus 114 Geschützen, aber alle Mühe war umsonst. Als er die Belagerung aufhob, blieben Hunderte von Ruhrkranken und viele Knechte mit erfrorenen Gliedmaßen in den eisfarrenden Bivaks liegen. Die Metz und die Magd hatten dem Kaiser den Tanz versagt.

Der Fluch des Verlustes fiel auf das Haupt Morizens, der den Markgrafen Albrecht von Brandenburg am 9. Juli 1553 im Treffen von Sievershausen schlug, aber durch einen Pistolenschuß getötet wurde.

Frankreich ließ einige Jahre vergehen und wandelte dann die Schutzherrschaft über Toul, Verdun und Metz ohne Rechtstitel zu französischem Besitz. Die Städte waren verloren, die Bistümer folgten nach. Das Stromgebiet des Rheins erschien am zentralen Punkt seiner Westhälfte aufgebrochen. Frankreich hatte die Mosel überschritten und stand auf der lothringischen Hochfläche Front gegen Osten aufmarschiert.

Da wurde es zum Kampf gegen Norden gerufen und noch einmal vom Strome abgelenkt. Karls Verzicht auf den Thron verschob das Spiel.

Als Karl V., der Kronen müde, im Jahre 1556 von der Weltherrschaft zurücktrat, um sich im Schatten von San Juste zu bergen, wurde die Macht des Hauses Habsburg zwischen der österreichischen und der spanischen Linie geteilt. König Philipp II., der das spanische Erbe antrat, sah die Niederlande, die er zu seinem köstlichsten Besitz rechnete, innen und außen bedroht. Im Innern erhob sich die Unabhängigkeitspartei, die von der Reformation ans Licht getragen wurde, und vor den Toren stand der Franzose, der jetzt über die Schelde und die Sambre drängte. Bald schlugen die spanischen und die französischen Waffen zusammen. Philipp kämpfte in Italien und in der Pikardie gegen die französische Macht. In Italien hielt er sich mit Mühe gegen Franz von Guise und Montluc, im Norden lächelte ihm der Sieg. Herzog Philibert von Savoyen, der von den Franzosen seines Landes beraubt worden war, marschierte als Philipps Kronfeldherr im Jahre 1557 auf St. Quentin, schloß die Festung ein, schlug den Konnetabel de Montmorency, der zum Entsatz herbeieilte, aufs Haupt und nahm ihn gefangen. Als die Kunde von dem großen Siege nach San Juste drang, hob sich Karl erregt von seinem Sterbelager und rief: „Ist mein Sohn in Paris?“ Das kaiserliche Heer hätte den Weg aus dem Diftetal ins Seinebecken frei gefunden, aber die Knechte meuterten und liefen auseinander. Heinrich II. rief den Herzog Franz von Guise aus Italien heran. Guise schlug sich in einem verwegenen Ritt nach Norden durch, warf die Engländer von den Wällen Calais' ins Meer und hielt dem Savoyer in Flandern die Wage.

Der Frieden von Cateau-Cambrésis machte dem Krieg im Jahre 1559 ein Ende. Frankreich gab Italien wiederum preis, um seine Stellung im Norden zu behaupten, England verlor Calais und der Herzog von Savoyen kehrte in sein Land zurück. Der Sieger von St. Quentin richtete das zertretene Herzogtum wieder auf und schloß im Jahre 1564 zu Lausanne einen Frieden mit Bern und den Eidgenossen, der die Lande am Lémansee in sichere Hände gab. Die Berner, die sich im Jahre 1536, kurz vor dem Niedergang der schweizerischen Macht, noch mit entschlossenem Griff des Waadtlandes und des südlichen Seeufers bemächtigt hatten, behaupteten beinahe die ganze Fülle ihres welschen Besitzes.

Als Bern die Nachfrucht der Burgunderkriege erntete, erhoben sich die Niederlande, das Hauptstück der burgundischen Erbschaft, im Freiheitskampf gegen die spanische Monarchie. Wie einst das Quellgebiet, so strebte jetzt das Mündungsgebiet des Rheins zu eigenen nationalen Zielen.

Der Kampf begann, als Philipp II. den Herzog Alba aus Italien nach den Niederlanden sandte, um die kirchliche Bewegung mit grausamer Strenge zu unterdrücken und die Lande der Privilegien zu entkleiden, die sie noch von alters her genossen. Alba marschierte im Juni 1567 mit einer kleinen, neu geordneten Armee über den Mont Cenis das Rhonetal aufwärts, zog burgundische Reiter an sich, überschritt die Cote d'Or, gewann die Mosellinie, vereinigte sich in Luxemburg mit deutschen Knechten und erschien mit 20 000 Mann in den Niederlanden. Das waren keine Landsknechtshaufen, keine bunten, fahrenden, von unzähligen Trommeln umwirbelten Gesellen mehr, sondern eine in Regimenter und Rotten getheilte, eifern gedrillte Armee. Die Gassen klangen unter ihrem Marschtritt. Der Schrecken ging vor ihnen her.

Die Niederländer wichen dem Kampfe aus. Der Führer der Bewegung, Prinz Wilhelm von Oranien, flüchtete nach Deutschland, um Truppen zu werben, und fiel dann von vier Seiten in die heimischen Grenzen. Alba hielt seine Macht in der Mitte zusammen, schlug zuerst das Corps Coquévillle, das aus der Normandie ins Artois gefallen war, dann das Corps Hoogstraaten, das sich in die Provinz Geldern geworfen hatte, sandte den Herzog von Ahremberg gegen das Corps des Grafen Ludwig von Nassau, der in Friesland stand, und wandte sich selbst gegen Oranien, der sein Corps an der Roer sammelte, um auf Lüttich zu marschieren. Da wandte sich das Glück. Ahremberg ließ sich zu ungünstiger Stunde zum Kampf verleiten; er wurde bei Heiligenlee auf den Wiesen Gröningens von Ludwig von Nassau geschlagen und mit seinem Corps niedergehauen. Der Aufstand flammte durch alle Provinzen. Alba rechte sich angesichts dieses Unheils zu voller Größe, zog alles an sich, was er an Garnisonen und Posten entbehren konnte, vereinigte 12 000 Mann, eilte dem weichenden Nassauer in Gewaltmärschen nach, zwang ihn bei Gemmingen an der Ems zum Schlagen und vergalt Vernichtung mit Vernichtung. Die Niederländer retteten nur eine Handvoll Reiter aus der Schlacht, mit denen Ludwig in verzweifelterm Ritt nach Emden entkam. Alba machte sofort kehrt, wandte sich nach Brüssel in den Mittelpunkt des strategischen Kreises zurück und marschierte im Herbst gegen Oranien, der inzwischen die Maas erreicht hatte. Der erste Manöverfeldzug der neueren Zeit begann. Alba drängte das Corps Oranien, das die Maas zwischen Maastricht und Roermond überschritten hatte, ohne Schlacht, in Scharmützeln, Märschen und Gegenmärschen durch den Hennegau über die französische Grenze. Hier verliefen sich Oraniens Trümmer dem Rheine zu.

Nun legte der Herzog von Alba seine Faust mit grausamer Strenge auf das entwaffnete Land. Er verhängte Konfiskationen, Zwangsquartie-

rungen und Bluturteile sonder Zahl — die Grafen Egmond und Hoorn hatten schon im Juni das Blutgerüst bestiegen — und erzwang dem alten Glauben mit Gewalt Gehör. Diese Finsternis lagerte sich über dem unglücklichen Volk. Aber die Gewalt Herrschaft führte nicht zur Unterwerfung, sondern zu neuem, größerem Aufstand und zu einem von den Protestanten Englands, Deutschlands und Frankreichs unterstützten nationalen Befreiungskrieg.

Im Jahre 1572 erhob sich das Land, um nicht mehr unter das spanische Joch zurückzukehren. Die „Geusen“ überfielen die Insel Voorne, eroberten Seeland und Holland und verjagten die spanischen Besatzungen von der Küste. Ludwig von Nassau erschien in Südbraabant und nahm die Festung Mons, der Prinz von Oranien stürmte Roermond, überschritt die Maas, eroberte Tondern, Mecheln, Sirelmont und schlug sein Hauptquartier in Löwen auf. Da zog Alba, der lange lauernd in Brüssel gelegen, mit gesamtter Macht gegen Mons, schloß den Grafen von Nassau ein und blieb unerschrocken vor der Festung stehen, obwohl darüber der ganze Norden verloren ging. Er zwang den Feind zu sich hin. Oranien marschierte von Löwen heran und versuchte, den blutigen Herzog zur Schlacht zu locken, fand aber keine Gelegenheit zu schlagen. Alba verließ seine Linien nicht und erdrückte Mons in eiserner Umarmung. Da wich Oranien, der zusehends Kräfte verlor und zu schwach war, die Spanier in ihren Schanzen anzugreifen, nach Osten und ging, von spanischen Streifkorps verfolgt, aller Erhaltungsmittel bar, bei Orsoy über den Rhein. Ludwig von Nassau übergab die Festung Mons auf freien Abzug und zog mit den Trümmern seines Korps nach Frankreich ab. Albas konzentriertes Handeln hatte die Niederländer zum zweitenmal aus dem Lande getrieben, das er abermals mit furchtbaren Vergeltungsmaßregeln heimsuchte. Die Blutgerüste wuchsen zu Hunderten aus dem Boden, Brandschätzungen und Plünderungen verheerten alle nördlichen Provinzen, die Städte, die sich bis zum letzten Bissen Brot verteidigten, versielen der entmenschten Soldateska. Unterwerfen hielt sich sieben Monate gegen den mächtigen Feind. Als die Tulpenstadt Haarlem fiel, wurde die ganze Bevölkerung dem Tod übergeben. Alkmaar und Leyden blieben unbezwungen.

Als Herzog Alba im Dezember des Jahres 1573 den Oberbefehl niederlegte, ließ er ein gepeinigtes, den Spaniern für immer verlorenes Land hinter sich. Seine fanatische Politik hatte ihn um die Früchte seiner Feldherrnkunst bestohlen. Albas Nachfolger Juniga y Requesens war milderer Natur als der blutige Herzog, vermochte jedoch die Bewegung nicht mehr zu unterdrücken. Der Krieg setzte sich in ungeheuren Wechseln fort. Im Jahre 1574 schlugen die Meergeusen die spanische Flotte

bei Reimersvaal im Angesicht der Küste und eroberten Middeburg. Am 14. April 1574 wurde Graf Ludwig von Nassau, der wieder in Geldern eingefallen war, von Sanchó de Avila auf der Mooker Heide am rechten Ufer der Maas in der Nähe von Hennepe überfallen und mit 2000 Mann niedergehauen. Der Krieg entartete zu Wüstungszügen, die Meutereien wurden zu Unternehmungen selbstherrlicher Soldateska, die sich von ihrem Kriegsherrn los sagte und auf eigene Faust Städte nahm und plünderte. Als die spanischen Truppen sich im Dezember 1576 in geschlossener meuterischer Masse unter eigenem Kommando gegen Antwerpen wandten, die verzweifelt kämpfende Stadt in mörderischem Sturm eroberten, drei Tage ausplünderten, Greuel auf Greuel häuften und die Stätte ihrer entfesselten Begierden in einen Schutthaufen verwandelten, drohte sich alles in Selbstzerfleischung zu lösen. Da erschien eine Lichtgestalt in den spanischen Reihen. Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto, ergriff die Zügel der Gewalt und versuchte die spanische Armee aus ihrer Verwahrlosung zur Ordnung zurückzuführen und die Niederländer durch den Erlaß des „ewigen Edikts“ zu versöhnen. Aber auch er vermochte die Ereignisse nicht mehr zu lenken. Die Unabhängigkeitsbewegung trat in die staatsbildende Phase.

Die Generalstaaten riefen den Prinzen von Oranien zum Statthalter aus und die nördlichen Provinzen trösteten jedem Einspruch spanischer Gewalt. Der Freiheitskampf des niederländischen Volkes wurde von den germanischen Teilen des Landes getragen. Die Nachfahren der Bataver, der Friesen und der Franken entbrannten in unauslöschlicher Glut für die nationale Unabhängigkeit der großen Niederung, in der der Spanier als Fremdherr, der Franzose als Eindringling erschienen war. Die romanisierten Sübprovinzen dachten anders. Sie wurden der römischen Kirche erhalten und begannen sich von der Bewegung zu scheiden.

Don Juan d'Austria suchte den Kampf aus der Deckung zu führen. Er schlug sein Hauptlager in Namur auf und hielt von hier aus die Gegner in Schach. Als Wilhelm von Oranien nach einem vergeblichen Versuch, ihn im Maas-Sambrewinkel einzuschließen, auf Brüssel zurückwich, sandte er ihm den Prinzen Alexander Farnese von Parma nach, der Oranien bei Gemblour erreichte und am 31. Januar 1578 schlug und zersprengte. Brüssel fiel, Oranien und die Häupter der Regierung flüchteten nach Antwerpen. Die Niederländer waren tief gebeugt. Als Don Juan im Herbst eines frühen Todes starb und der Sieger von Gemblour an seine Stelle trat, sahen sich die Freiheitskämpfer überall in die Abwehr verwiesen, und als Wilhelm von Oranien im Jahre 1584 ermordet wurde, schien die Sache der Freiheit vollends verloren. Mit Mühe vermochten sich die

Kernlande im Umkreis der Rheinmündungen, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland, gegen den Spanier zu behaupten. Im Jahre darauf stieg Farnese über Schutt und Leichen zu seinem größten Triumph. Die Eroberung Antwerpens, das sich nach einer der denkwürdigsten Belagerungen aller Zeiten und einem Widerstand von 13 Monaten am 17. August 1585 dem Feinde übergab, drohte die Kapitulation des ganzen Landes nach sich zu ziehen. Da wurde den Niederländern in Wilhelms Sohn Moriz ein großer Führer bestellt und in der katholischen Einmischungspolitik Philipps II. ein unerwarteter Bundesgenosse geboren.

Philipp II. zersplitterte seine Kräfte im Kampfe mit England und verlor darüber die Niederlande und die Macht auf dem Meere. Als er Alexander Farnese im Jahre 1588 befahl, bei Dünkirchen eine Armee im Kampf gegen England aufzustellen und die „unüberwindliche Flotte“ von Coruña aussegelte, um den Tod der Maria Stuart zu rächen, wandte sich das Geschick. Die Vernichtung der Armada beraubte Spanien der Seeherrschaft und Farnese der Verbindung mit dem Mutterlande. Er focht, fortan auf sich gestellt, in einer verlorenen Kolonie. Einfälle, die er auf Befehl des Königs in französisches Gebiet unternahm, um die Liga im Kampf mit dem König von Navarra zu unterstützen, schwächten seine Kraft vollends. Er schlug sich noch vier Jahre lang gegen den großen Dranier und ließ das Land bei seinem Tode im Jahre 1592 von der Ems bis zur Mündung der Schelde in Morizens Hand. Als Philipp II. im Jahre 1598 starb, waren die nördlichen Provinzen befreit. Zwei Jahre später focht Moriz von Dranien siegreich bei Nieuport an der Psermündung, und im Jahre 1609 bequemtete sich Philipp III. zu einem Waffenstillstand, der die Unabhängigkeit Hollands, Seelands, Utrechts, Gelderns, Oberepfels, Frieslands und Groningens nach sich zog. Das Rheindelta und die Lande zwischen der Maas und der Ems hegten fortan die Republik der Vereinigten Niederlande in dem alten batavischen Schoß, dem einst der erste germanische Freistaat entsprungen war.

Der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande wälzte sich noch Jahrzehnte fort und endete als Kampf um den Rhein mit der Selbstbehauptung des germanischen Elements, das sich im Mündungsgebiet des Stromes freiheitlich und freistaatlich zu einem Machtgebilde von eindrucksvoller Größe erhob und sich entschlossen, ziel- und kraftbewußt gen Westen und dem Meere zutehrte, um seine Unabhängigkeit zu bewahren und sich seinen Teil an der Herrschaft über den Erdball zu sichern.

So waren hundert Jahre nach dem Unabhängigkeitskrieg der Schweizer Quell- und Mündungsgebiet des Rheins zu germanischen Kraftzentren geworden, die im strategischen Verhältnis zweier Flankenposi-

tionen zueinander standen und als solche bestimmt erschienen, die Rheinlinie seitlich abzustützen und jedem von Westen kommenden Angreifer die Umfassung des Stromtales unmöglich zu machen. Die verwundbare Frontlinie wurde durch die Endpunkte Maastricht und Basel begrenzt. Maastricht war damals noch in spanischen Händen, Basel stand im Schutze der Eidgenossen. Setzte Frankreich den Vormarsch auf den Rhein fort, den es im Jahre 1552 auf dem „Boulevard Lothringen“ eingestellt hatte, so war es gehalten, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen.

Über die Lage Hollands und der Schweiz war keineswegs identisch. Die Schweiz war dem Kampf um den Rhein viel mehr entrückt als Holland. Da die Krone Frankreich ein Interesse an der Unverletzlichkeit der Schweiz hatte, die ihr die besten Soldaten stellte, die Alpenpässe neutralisierte und die Rhoneflanke deckte, und da Deutschland sich von ähnlichen Gesichtspunkten leiten ließ, weil es den südlichen Schwarzwald, die Hegauer Scharte und die Vorarlberger und Graubündner Pässe durch die vorgelagerte Landmasse gesichert sah, wurde die schweizerische Flankenstellung um diese Zeit zu einer Zentralposition, die nach allen Seiten neutralisierend und schützend wirkte.

Die Stellung der Niederländer genoss diesen Vorteil nicht. Die Niederlande entbehrten der natürlichen und politischen Stärke der Gebirgsbildung, blieben Bedrohungen von der See, von Westen und Süden ausgesetzt und sahen ihr junges Dasein an die Machtverhältnisse gekettet, die sich auf der Schwelle des 17. Jahrhunderts in inniger Vermischung religiöser und politischer Bestrebungen neugestalteten.

Im Kampfe um die Macht war demjenigen Lande der Vorrang gegeben, das der Religionswirren zuerst Herr wurde. Das war Frankreich. Die Frontlinie des Rheins war daher bedroht, sobald Frankreich fähig war, sich wieder nach außen zu wenden. Als die Bartholomäusnacht vorüber war und die letzten Valois in Delabenz geendet hatten, sammelte Frankreich sich rasch wieder zum Sprung. Heinrich von Bourbon, der hugenottenkönig von Navarra, der die Liga bei Coutras und Jory geschlagen hatte, bestieg den französischen Thron, erachtete Paris einer Messe wert und setzte als Heinrich IV. die Reihe der großen französischen Könige fort, die die Kraft der Nation im Kampf mit dem Spanier und im Ringen um den Rhein zu vereinigen wußten und der französischen Ausdehnungspolitik die alten Ziele immer wieder neu ins Weite stellten. Als er im Jahre 1598 seine Macht und die Kraft Frankreichs im Frieden von Vervins und durch das Edikt von Nantes auf sichere Grundlagen gestellt hatte, wurde Deutschland, ohne daß es darum wußte, zum Kampf auf Leben und Tod um den Besitz des gefähr-

beten Stromes herausgefordert. Sully, der erste französische Minister, der die französische Politik in ein System brachte, wies dem Gastogner die Wege zum Rhein. Da das Quell- und das Mündungsgebiet sich um diese Zeit der politischen und strategischen Einwirkung entzogen hatten, die oberrheinische Tiefebene aber schon von der lothringischen Hochebene aus bedroht werden konnte und der Niederrhein zur Einmischung in deutsche Territorialkämpfe lockte, fand die französische Ausdehnungspolitik bald Gelegenheit, das alte Spiel zu erneuern.

Die Gefahr war dort am größten, wo das klein- und schwachgewordene Herzogtum Lothringen zwischen der Mosel, der Saale und den Vogesen eingekellt lag und Metz, Toul und Verdun zu französischen Ausfallfesten geworden waren. Hier stand der Franzose seit dem Tode Karls V. marschbereit. Das Elsaß, in dem österreichischer Besitz, Reichsgut und unzählige kleine Herrschaften buntgewürfelt lagen, war zur Grenzmark geworden, die keiner ruhigen Entwicklung mehr genoß.

Frankreich hatte nicht gewartet, bis Heinrich IV. seiner Politik wieder den Atem einer großen Persönlichkeit einhauchte, um sich hier zu rühren, sondern sogar die leidenschaftliche Bewegung der Hugenottenkriege benützt, um seine Bedenken weiter vorzuschieben. Als flüchtende Hugenotten sich ins Rheinland warfen und Prinz Condé im Jahre 1575 in Straßburg Zuflucht suchte, erschien der Ligistenführer Heinrich von Guise drohend an der Zaberner Steige und begehrte wiederum Einlaß. Straßburg schloß abermals die Tore und wies den Feind mit starrenden Bastionen ab. Die elsässischen Städte erkannten die Zeichen der Zeit und traten zusammen, um den Sehnstädtebund zu erneuern, der ihre Kraft zu Schutz und Trutz zusammenfaßte. Aber es war ihnen keine Macht gegeben, das fremde Kriegsvolk zu vertreiben, das von allen Seiten hereinströmte und sich am elsässischen Wohlleben gütlich tat.

Niederländische Freischaren, französische Emigranten, italienische Söldner und spanische Werber lagen im Lande und fraßen alles kahl. Im Jahre 1592 warf eine Doppelwahl im Straßburger Bistum, das schon seit acht Jahren vom Streit um die „Freistellung“ der Religion am Hochstift durchwühlt wurde, neue Verwirrung in das bedrohte Land. Das protestantische Kapitel wählte den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum Bischof, das katholische Kapitel wandte seine Stimme Karl von Lothringen zu. Die Bürgerschaft griff zugunsten des Brandenburgers ein und legte die Hand auf die bischöflichen Festen. Da fielen lothringische Truppen ins Stadtgebiet und verwüsteten das ganze Unterland. Heinrich IV. nahm sofort die Gelegenheit wahr, schlug sich ins Mittel und rückte gegen Lothringen. Karl beugte sich und trat im Jahre 1593 zurück,

ging aber ein Jahr später einen Vertrag mit dem Hause Habsburg ein, der ihm die Hilfe Kaiser Rudolfs II. sicherte und den Habsburgern die Ernennung des Erzherzogs Leopold zum Roadjutor von Straßburg eintrug. Das Haus Habsburg kehrte triumphierend an den Rhein zurück. Der Brandenburger wich dem Stärkeren und schloß im Jahre 1604 unter Vermittlung Heinrichs IV. zu Hagenau einen Vertrag, der Karl von Lothringen das Hochstift und dem Habsburger die Anwartschaft auf die Nachfolge preisgab. Heinrich IV. beschied sich mit dem Recht der Einmischung, das er durch seine Dazwischentunft erworben hatte.

Die Stellung der Habsburger am Oberrhein wurde durch das Einbringen der österreichischen Linie in das Straßburger Hochstift gestärkt. Trotzdem dachte das Haus Österreich an eine Abtretung seiner elsässischen Besitzungen und seiner Hoheitsrechte an die spanische Krone, um durch diesen Verzicht seine Vorrechte auf die alten Erblände und die Kaiserkrone zu sichern. Der geheime Vertrag, der am 29. Juli 1617 hierüber zwischen Spanien und Österreich geschlossen wurde, blieb zwar kraftloses Papier, aber er verriet das Streben Philipps III., die alte burgundische Erbschaft durch die Erwerbung des Elsasses mit dem Rheine zu verknüpfen und die Rhein-Rhone-Linie in seiner Hand zu vereinigen. Eine Hispanisierung des Rheines gespenstete noch in habsburgischen Archiven, während der Franzose seine Betten schon an den Strom schob. Bald darauf trat Heinrich IV. dem Hause Habsburg am Niederrhein in den Weg und drohte den Krieg unter den günstigsten Vorzeichen als Protektor der unterdrückten Reichsstände zu erneuern.

Die rheinischen Kurfürstentümer sahen sich der Grenze näher gerückt, seit die Niederlande sich in eine spanische Außenmark und die Republik der Generalstaaten geschieden hatten. Die Reibungsflächen hatten sich vermehrt, eine Wolke drohenden Unheils hing über dem Niederrhein. Seit Karl der Kühne das Herzogtum Geldern gekauft hatte, war das Land zwischen der Maas und dem Osning, die alte Gefährzone des niederdeutschen Stromgebiets, nicht mehr zur Ruhe gekommen. Als der letzte Herzog von Geldern starb und sein Land, das er im Jahre 1492 aus dem burgundischen Zusammenbruch gerettet hatte, zum Gegenstand eines großen Erbstreites wurde, geriet das Stromland in wachsende Bewegung. Die Herzöge von Jülich-Cleve legten die Hand auf das grüne Gelderland, obwohl sie sich einst jedes Erbanspruchs begeben hatten. Sie verstießen bewußtmaßen gegen das Abkommen, das ihr Haus einst mit Karl dem Kühnen geschlossen hatte. Der Herzog von Burgund hatte dem Herzog Gerhard von Jülich und Berg im Jahre 1473 alle Ansprüche auf Gelderland ab-

gekauft, aber Gerhards Nachfahren mißachteten den Verzicht im Bewußtsein, daß sie den Ständen des Landes willkommener waren als die Spanier. Da trat Karl V. als Enkel Marias von Burgund der Vereinigung entgegen und zog gegen Herzog Wilhelm den Reichen von Jülich-Cleve, den Zeitgenossen der Schmalkaldener, zu Felde. Herzog Wilhelm versäumte die Gelegenheit, sich dem evangelischen Bunde anzuschließen. Auch die Schmalkaldener dachten nicht daran, ihm ungerufen zu Hilfe zu eilen, obwohl der Herzog sich den Protestanten zugewandt hatte. Kaiser Karl, der die Kunst des Abwartens ungleich besser verstand als der ungeduldige, ruhelose Karl der Kühne, warf sich im Jahre 1543 auf Jülich, nahm Düren und zwang Wilhelm den Reichen im Vertrag von Venlo, auf Geldern und Zutphen zu verzichten. So wurden Geldern und Zutphen mit den spanischen Niederlanden vereinigt, so gingen sie der spanischen Linie der Habsburger und dem Reiche verloren, als die nördlichen Niederlande das spanische Joch abwarfen und sich als Republik der Vereinigten Niederlande unabhängig machten.

Karls Geldernzug hat die politischen und die konfessionellen Verhältnisse der niederrheinischen Lande entscheidend bestimmt und auch der großen deutschen Politik die Richtung gewiesen. Als der alternde Welt Herrscher Jülich-Cleve mit einem einzigen Hieb zu Boden schlug, ohne daß der Schmalkaldener Bund sich rührte, erkannte der Monarch die politische Schwäche seiner Gegner und handelte danach. Auf den Wällen von Düren faßte Karl den Entschluß, die Schmalkaldener zu betriegen, sobald er des Königs von Frankreich ledig geworden war.

Auch Kurköln hatte Schweres über sich ergehen lassen. Karl V. beschwor den Erzbischof Hermann von Wied, der der Reform „in Leben und Lehre“ schon gewonnen war, das Erzbistum dem alten Glauben zu erhalten, und bedrohte ihn mit seinem Zorn, als er sich nicht unterwarf. Da schied Hermann von Wied sich von seinem hohen Amt. Der Kampf um Kurköln war jedoch durch Wieds Verzicht nicht beendet. Sein zweiter Nachfolger Gebhard Truchseß von Waldburg wandte sich ebenfalls der neuen Lehre zu und beugte sich erst, als Prinz Ernst von Wittelsbach im Jahre 1583 gegen ihn auf den Erzstuhl erhoben wurde und in einem Wüstungsfeldzug Sieger blieb. Nun war das Erzbistum und mit ihm die entscheidende vierte Kurstimme dem Katholizismus gesichert, aber die Fehde dauerte fort. Graf Adolf von Neuenahr, ein Parteigänger Gebhards von Waldburg, behauptete sich in der Feste Rheinberg an der niederländischen Grenze und verslocht den „Rölnen Krieg“ auf seltsame Art mit dem Freiheitskrieg der Niederländer. Die Generalfürsten übertrugen dem Herrn zu Rheinberg, der die Hand über den wichtigen Strom-

übergang hielt, die Statthaltertschaft Geldern und schufen sich dadurch einen Ausfallposten am Rhein.

Als Graf Adolf daraufhin seinen Feldobristen Martin Schenk von Wyltenberg gen Neuß sandte und dieser die Stadt dem Grafen und dem Protestantismus gewann, schlug der große Krieg über die Grenzen. Erzbischof Ernst rief die Spanier zu Hilfe. Alexander Farnese erschien selbst vor Neuß, stürmte die Stadt und opferte sie der Furie der spanischen Soldateska. Kaum war Farnese abgerückt, um sich wieder gegen die Niederländer zu wenden, rächte der tolle Schenk den Fall der Stadt durch die Überrumpelung der Residenz Bonn. Er hielt sich in den Mauern der Stadt, bis eine spanische Armee zur Stelle war, und tröstete den Spaniern selbst nach dem Falle Rheinbergs, das aus der Hand des Grafen von Neuenahr an Oranien und von Oranien an den spanischen General Mendoza überging.

Der Krieg verwüstete die rheinischen Lande von der Pfälz bis zur Mosel und legte das Roertal, das Erfttal und die Westfälische Landbucht in Asche. Spanier und Niederländer wälzten sich in Wüstungszügen über das unglückliche Land, dem des römischen Königs Schutz und Schirm versagt blieb. Protestantische und katholische Stände schrien ihre Not umsonst in die Welt. Der siegreiche Mendoza nahm am Rhein und in Westfalen Quartier und zertrat den Protestantismus mit Gewalt.

Als Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve, der letzte männliche Nachkomme Wilhelms des Reichen, im Jahre 1609 starb, zog abermals ein autochthoner Streit über die niederrheinische Tiefebene und vermischte sich mit dem verfladernden Feuer der niederländischen Revolution zu einem neuen Brande. Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit wirft seine phantastischen Schlag Schatten weit über das niederrheinische Stromgebiet. Er wird durch einen Vertrag beschworen, der die Seemächte Holland und England und das kontinental denkende Frankreich gegen den Versuch Habsburgs vereinigt, am Niederrhein eine Sekundogenitur aufzurichten, und deckt Frankreichs Vormarsch auf den Rhein.

Der Tod Heinrichs IV. hemmte diesen Vormarsch unmittelbar vor der Erteilung des Marschbefehls noch einmal, setzte aber der französischen Politik keine neuen Ziele. Die französische Armee stand kriegsbereit in der Champagne versammelt, als Ravallacs Dolch den „Restaurator Francia“ am 14. Mai 1610 ins Leben traf und Sully mit seinen Plänen allein und ohne Stütze ließ. Frankreich marschierte nicht. Die Königinwitwe Maria von Medici milderte die tatkräftige Politik des Gaslogners zur diplomatischen Verschönerung der Kaiserlichen, die schon mit bewaffneter Macht in Jülich eingedrungen waren, und versank dann in den Armen ihres Günstlings Concini.

Als die protestantischen Echtermänner Herzog Wilhelms des Reichen, Albrecht Friedrich von Preußen und Ludwig von Pfalz-Neuburg, sich im Jahre 1614 im Vertrag zu Xanten über die Jülich-Clevische Erbfolge einigten und unter der Vermittlung Englands, Frankreichs und Hollands zu gemeinsamem Besitzrecht fanden, der Brandenburger Cleve, Mark, Ravensburg und Ravensstein, der Pfälzer Jülich und Berg zur Verwaltung an sich nahm, war der Ausbruch des allgemeinen Krieges zwischen dem Gesamtthaus Habsburg und der englisch-französisch-niederländischen Koalition beschworen. Aber das Fanal war aufgesteckt, das das Nahen des europäischen Brandes verkündete.

Vier Jahre später schlug die Lohe in Böhmen empor. Der große Krieg brach aus dem Trümmerwerk des Augsburger Religionsfriedens, wüthete dreißig Jahre lang im europäischen Staatengebilde, machte das weite deutsche Land zum Sammelplatz fremder Völker und führte Frankreich im Triumph an den Rhein.

Frankreich war zu Beginn des böhmischen Aufstandes noch nicht bereit, sich in einen Streit zu mischen, dessen Ausmaß sich jeder Berechnung entzog. Nachschauer der Bartholomäusnacht überliefen das Land, Feudaladel und Bürgertum erhoben sich gegeneinander, Concini war im Louvre in Stücke gehauen worden, und die Krone Heinrichs IV. haftete unsicher auf der blassen Stirn eines Schwächlings. Nicht weniger als siebenzehn Jahre vergingen, bis Frankreich mit den Waffen in der Arena erschien, aber es griff schon im Jahre 1629 mit diplomatischen Mitteln bestimmend in die kriegerische Auseinandersetzung ein, die ihm die Bahn zu den Ufern des Rheins freischlagen sollte. Der Krieg selbst wälzte sich schon im Jahre 1621 ins rheinische Land.

Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der evangelischen Union, der von den Böhmen erwählte König, war in Prag seines Glückes nicht froh geworden. Sein Versuch, die große fränkische Siedelungskette, die sich vom Rhein zum Egerland zog, mit dem alten Böhmenreich zu verknüpfen, scheiterte an der Macht der Verhältnisse und eigener Schwachheit. Als er sich nach sorgloser Zersplitterung seiner Kräfte dem Haupt der katholischen Liga, Herzog Maximilian von Bayern, und seinem Kronfeldherrn Tilly am 8. November 1620 am Weißen Berge vor den Südtoren Prags zur entscheidend gedachten Schlacht stellte, war sein Heer schon von Kleinmut befallen. Friedrich gebot noch über 21 000 Mann. Friedrichs kühnster Fechter, Graf Ernst von Mansfeld, hatte sich geweigert, unter dem königlichen Feldherrn Christian von Anhalt zu dienen, und blüdete bei Pilsen die Egerpforte, während am Weißen Berge die Entscheidung fiel.

Die Böhmen hatten die Stellung am Berghange hinter dem Grunde der Scharka befestigt und ihren rechten Flügel an einen unmauer Wildpark gelehnt, um eine Abwehrschlacht zu liefern, verzettelten aber ihre Kräfte und vertateten die Zeit. Die Gegner, die schwerlich stärker waren als der Böhmenkönig, handelten um so entschlossener. Die Bayern überschritten den versumpften Bach angesichts des unbeweglich stehenden Feindes und fesselten Friedrichs rechten Flügel, die Kaiserlichen und die übrigen Ligisten gingen gegen den linken Flügel vor, warfen das lockere erste Treffen der Böhmen nach innen, schlugen eine feste Attacke des blutjungen Sohns Christians im blutigen Gemenge ab und bliesen das Kartenhäuslein böhmischen Aufstellung nach dem rechten Flügel zu über den Haufen. 2 Maximilians Bayern aufwärts drangen und den Wildpark von vorn ergriffen, Duquoi die Kaiserlichen, Tilly die Ligisten den Böhmen in aufgebroschene linke Flanke führten, brach der letzte Halt. Friedrichs ungarische Kavallerie, durch frühere Schlappen erschüttert, versäumte den Antritt und wandte sich rückwärts, entschärptes Fußvolk floh gen Prag, zusammengebrängte Masse der Standhaltenden wurde unter den Mauern des Wildparks zusammengehauen.

Am Tage nach der Schlacht zog Maximilian in Prag ein. Friedrich Winterkönigtum versank in den Fluten der Moldau. Die Ungarn liefen in Heimat zu. Nur Mansfeld hielt Friedrichs Fahne aufrecht. Er sammelte die Trümmer der Armee bei Pilsen und behauptete sich hartnäckig in Egerland, bis ihm Umfassung drohte. Da wich der wilde Geselle plündernd und brennend gen Westen, durchzog die Oberpfalz und wandte sich über Neumarkt westwärts, um den Neckar zu erreichen, ehe er von allen Seiten eingeschlossen wurde.

Als er sich im Oktober fechtend und plündernd dem Rhein näher war, der Feind schon in der Pfalz erschienen. Spinola, der Feldherr Philipps III., hatte im Jahre 1620 eine spanische Armee aus den Niederlanden herangeführt, den Rheingau besetzt, die wehrlose Union im April 1621 im „Mainzer Afford“ zur Niederlegung der Waffen gezwungen und ein Korps unter dem Befehle Cordovas bei Mainz stehenlassen.

Da erstanden Friedrich zwei neue Helfer. Christian von Braunschweig, der Administrator von Südbaden, und Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach erhoben die Waffen zu seinen Gunsten. Der „tolle Christian“ zog aus dem Norden heran, der Markgraf kämpfte auf der Schwelle seines eigenen Landes.

Es ist ein wichtiger kriegsgeschichtlicher Augenblick im Kampf um den Rhein. Der große Krieg rückt an den Strom und bricht in die oberrheinische Tiefebene, um hier für Jahrhunderte Lager zu schlagen.

Seit den Zeiten Valentinians hatte der große Krieg den Strom gemieden. Die Kämpfe, die seither im Stromtal vor sich gingen und Alemannen gegen Franken, Franken gegen Sachsen, Könige und Gegenkönige, Städte und Bischöfe, Ritter und Bauern in Waffen sah, selbst die Schlachten, die aus dem Einfall der Armagnaken und aus dem Ringen Karls des Kühnen um ein neues Austrasien entsprangen, entbehrten der Begrenzung im Raum und ruhten nicht auf der Grundlage weitausschauender Feldzüge. Erst jetzt wird das engere Stromgebiet des Rheins zum Kriegstheater. Der Kampf um den Rhein beginnt sich am Rhein zu konzentrieren. Er findet nichts verändert, die alten militärgeographischen Gesetze gelten noch. Die Burgunder Pforte und die Hegauer Scharte, die Zaberner Steige und die Schwarzwaldpässe, die Saarlinie, die Neckarpforte, das große Maintor und das Niddatal, die Abschnitte der Murg, der Elz, der Kinzig und der Lauter, der Nahewinkel und die Lahnlinie, die Lippellandschaft, die Übergänge der Diemel, die Ösningspässe und die Urdenmenschluchten — alles hat die strategische Bedeutung bewahrt, die schon in jenen grauen Zeiten erkennbar war, als der Römer gegen Arminius und die Gallier zog, als Cäsar den Rhein an die Rhone knüpfte und Drusus die Germanen an der Weser, am Main und an der Elbe aufsuchte. Die Kriegskunst steht vor historisch gewordenen Problemen.

Der Feldzug, der im Herbst des Jahres 1621 von den Ufern der Moldau an den Rhein getragen wird, eröffnet die Reihe der großen Feldzüge, die sich im Kampfe um den Rhein, sei es um den Besitz der Stromlande oder um ihre Beugung unter fremden Einfluß, bis auf unsere Tage fortgesetzt und noch kein Ende gefunden haben.

Tilly hob den Krieg, der im Jahre 1621 das Rheinufer gewann, aus sinnlosen Wüstungszügen zu strategischen Höhen, aber auch der wilde Mansfelder, der Markgraf und der tolle Christian mühten sich, den Kampf, von dem die politische und kirchliche Neugestaltung Deutschlands abhing, zielbewußt zu führen. Mansfeld überschritt sofort den Strom, fiel in das Unterelsaß, stürmte am 28. November 1621 Weissemburg, den Flügelstützpunkt der Lauterlinie, nahm kurz darauf Hagenau, errichtete dort sein Hauptquartier und schlug das Land bis Ensisheim mit Verwüstung und schweren Kontributionen. Als der Markgraf vor Tilly ins Gedränge kam, machte Mansfeld kehrt und eilte ihm zu Hilfe. Friedrichs Generale warfen sich vereint auf den Feldherrn der Liga und schlugen ihn am 27. April 1622 bei Wiesloch, wo der Leimbach aus den Schwarzwaldhügeln in die Ebene tritt, ins Gebirge zurück. Dann zog Mansfeld wieder dem Elsaß zu und rückte sengend und brennend rheinaufwärts. Er nahm Oberehnheim, mordete Rosheim aus und ließ sich in Hagenau als

Gebieten des Landes huldigen. Aber er hatte den Markgrafen zu früh verlassen. Tilly zog Cordova an sich und schlug Georg Friedrich am 6. Mai 1622 bei Wimpfen am Berg unweit der Jagstmündung bis zur Vernichtung. Die Neckarpforte sprang auf. Das ganze rechte Stromufer fiel in Tillys Hand. Der Markgraf konnte den Schlag nicht überwinden und schied aus dem Felde. Flüchtlinge trugen die Botschaft von der Austilgung der markgräflichen Armee ins mansfeldische Lager.

Unterdessen hatte Christian von Braunschweig in der Westfälischen Landbucht Verwüstungen gehäuft und die Bistümer Paderborn und Münster gebrandschaft. Erst als die Niederländer im Jahre 1622 den Kampf mit den Spaniern wieder aufnahmen, vor dem sie neun Jahre geruht hatten und Spinola dadurch aufs neue fesselten, brach Christian gen Süden auf. Er zog weseraufwärts und erschien wenige Wochen nach der Schlacht bei Wimpfen an der Mainpforte. Mansfeld rief seine zerstreuten Scharen an sich, um ihm entgegenzugehen und mit ihm vereint Tilly aus dem Felde zu schlagen.

Da kam Tilly seinen Gegnern überall zuvor. Er sandte dem Mansfelder den Bischof von Straßburg, Erzherzog Leopold, mit 6000 Mann in den Rücken und wandte sich in Eilmärschen gegen Christian. Leopold brach unversehens aus dem Breisgau hervor, wagte sich bis Hagenau und hielt Mansfeld im Elsaß fest. Tilly erreichte um dieselbe Zeit den Main, griff Christian an, als dieser sich gerade anschickte, an der Niddamündung über den Strom zu setzen und schlug ihn am 20. Juni 1622 bei Höchst aufs Haupt. Mansfeld hatte den Erzherzog zwar in den Breisgau zurückgetrieben, kam aber zu spät, den Braunschweiger zu retten. Er wurde von Tillys Flankenkörper bei Darmstadt zur Umkehr gezwungen und verlor auf dem Rückzug über den Rhein die Hälfte seiner Armee.

Da beugte Friedrich V. das Knie. Er verlor die Kurwürde, mit der Ferdinand I. eigenhändig seinen Erretter Maximilian schmückte, der auch die Oberpfalz erhielt. Mansfeld und Christian wurden des pfälzischen Dienstes entlassen.

Aber der Mansfelder war nicht gewillt, fremdem Befehl zu folgen und hielt sich auf seinem elsässischen Besitz, bis ihm der Boden unter den Füßen schwand. Dann folgte er einem Rufe der Generalstaaten, die den Glücksolbaten und den Braunschweiger mit ihren Heeresstrümmern gegen die Spanier anwarben. Ernst und Christian vereinigten sich an der Mosel, tauschten Cordova, der nach Trier eilte, um die Erzbistümer zu decken, durch einen Linksabmarsch und rückten auf dem linken Maasufer durch französisches Gebiet über Mousson und Beaumont in den Hennegau. Als Cordova ihnen nacheilte und sie am 29. August 1622 bei Fleurus

an der Brüsseler Straße zum Kampfe stellte, schlugen sie sich durch die Spanier durch. Sie erreichten mit 10 000 Mann die niederländischen Linien und vereinigten sich bei Breda mit Moriz von Oranien.

Mansfeld sagte den Generalstaaten bald wieder ab, um sich neuen Herren zu verschreiben und den Krieg von dem schmalen niederländischen Feld in die weite Welt zu tragen. Christian von Braunschweig erschien schon im nächsten Jahre in Westfalen und verwüstete die Bistümer abermals. Da überschritt Tilly plötzlich die Mainlinie und marschierte mit starker Macht auf die Weser. Christian wich eilig nach Norden, um sich ihm zu entziehen, wurde aber bei Stadtlohn an der Berkel unweit der holländischen Grenze erreicht, am 6. August 1623 geschlagen und mit den Trümmern seines Korps in die niederländischen Linien zurückgeworfen.

Der Sieger lagerte sich in den eroberten Landen und dachte nicht daran, seine Kriegsvölker zu entlassen. Das Haus Habsburg genoß des Triumphs, den es und die katholische Sache erfochten hatten, und rückte gegen Niedersachsen. Ferdinand II. erhob sich zu einer Politik der Leidenschaft, die alle Vorsicht vergessen ließ. Die Behandlung Friedrichs von der Pfalz, die Züchtigung des Markgrafen Georg Friedrich und die gewaltsame Zurückführung protestantischer Stände zum alten Glauben zeugten von dem Machtgefühl, das durch den glückhaften Verlauf des Krieges in Wien erregt worden war. Erzherzog Leopold, der Bischof von Straßburg, schied aus seinem hohen Amt und dem Dienst der Kirche, um die Claudia Medici heimzuführen, und erhielt die Grafschaft Tirol nebst den vorderösterreichischen Landen als erbliches Eigen. Hünningen wurde aus der Pfandherrschaft Basels gelöst, gleich Schlettstadt, Kolmar, Hagenau, Münster rekatholisiert und befestigt, der Knabe Leopold Wilhelm, ein Sohn Ferdinands II., auf den Straßburger Bischofsstuhl gesetzt und zum Abt von Murbach ernannt. So war Habsburgs Macht am Oberrhein neu begründet.

Da der Kaiser auch der Aufstände in seinen Erblanden Herr geworden war, Böhmen und Mähren unter das Joch gebückt und dem Kurfürsten von Sachsen die Lausitz verpfändet hatte, um ihm für seine beflissene Salzung im böhmischen Kriege angemessenen Dank zu erstatten, erschien der Erfolg des Hauses Österreich im Lichte eines strahlenden Sieges. Der Machtzuwachs Österreichs und des Kaisers wirkten auch auf die Machtstellung Spaniens zurück. Das innere Gleichgewicht, das seit dem Jahre 1552 im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation Platz gegriffen hatte, war aufgehoben und die Stellung des Gesamthauses Habsburg erschien so gestärkt, daß das „europäische Gleichgewicht“, das im Frieden von Cateau-Cambrésis festgelegt und durch die Vernichtung der Armada und die Emanzipation der Niederlande befestigt worden war, erschüttert erschien.

Diese Erschütterung des herrschenden Weltsystems führte zur Fortsetzung des Krieges.

Als die norddeutschen Protestanten sich im Jahre 1625 vereinigten, um sich des Vordringens der kaiserlichen Macht zu erwehren, und unter der Führung des Königs Christian IV. von Dänemark und unter eifriger Beihilfe der Generalstaaten, Englands und Frankreichs zu den Waffen griffen, wuchs der Krieg in seine zweite Phase. Noch standen die religiösen Gegensätze im Vordergrund, aber schon erhoben sich im Hintergrund drohend die großen politischen Probleme, die dem Kriege bald einen zwiespältigen Charakter aufdrücken und ihn schließlich in eine machtpolitische europäische Auseinandersetzung von gewaltigen Ausmaßen verwandeln sollten.

Noch noch lächelte dem Kaiser das Glück. Da Frankreich und England durch innere Wirren verhindert wurden, sich dem dänisch-niedersächsischen Bunde mit Waffenmacht zu gesellen, zog Christian IV. nur mit dänischen und niedersächsischen Truppen und den selbstherrlich auftretenden Söldnerheeren Ernst von Mansfelds und Christian von Braunschweigs in den Krieg. Als der Kaiser sich ein eigenes Heer schuf, das Wallenstein zu seinen Fahnen stellte, und die Kaiserlichen und die Ligaisten mit 150 000 Mann gegen den Norden rückten, der ihnen kaum 60 000 Streiter entgegenstellen konnte, war der Kampf im voraus entschieden. Tilly führte die Armee der Liga gegen die Front des Dänenkönigs und hielt ihn so in Schach, daß er das freie Feld nicht zu betreten wagte, sondern sich bei Bremen verschanzte. Wallenstein brach im Frühling 1627 aus Böhmen auf, um sich gegen Christians Flanke zu wenden, marschierte an der Elbe aufwärts, errichtete bei Dessau zur Deckung seiner Rückzugslinie einen stark befestigten Brückenkopf und zog dann auf dem linken Elbufer gegen Holstein. Auf diese Kunde verließ Mansfeld das dänische Lager, setzte bei Sandau über die Unterelbe und eilte in Gewaltmärschen stromaufwärts gegen Dessau. Der Überfall auf die Brückenschanze mißlang, veranlaßte Wallenstein aber, kehrtzumachen und sich gegen den Verwegenen zu wenden. Wallenstein überschritt die Elbe, schlug Mansfeld am 25. April 1626 vor Dessau gegen Osten zurück, wagte aber trotz dieses Sieges nicht, den Rondottiere in seinem Rücken zu lassen und wieder gegen Christian anzutreten, sondern blieb ihm gegenüber stehen. Mansfeld wich verbend und fechtend, plündernd und brennend nach Schlessen, überschritt das Gebirge und fiel in Mähren ein, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, der die Ungarn gegen Ferdinand aufgerufen hatte. Wallenstein folgte Mansfeld bis an die Raab, deckte Wien und zwang die Ungarn, die an keinen großen Feldzug dachten, durch sein Erscheinen zum Frieden. Da wich

Mansfeld mit seinen letzten Getreuen ins Banat. Er suchte die adriatische Küste zu erreichen, wurde aber am 30. November 1626 bei Zara vom Tod ereilt und starb im Sarnisch.

Unterdessen erfüllte sich das Schicksal des Dänenkönigs.

Da Mansfelds alter Heergefelle Christian von Braunschweig schon im Sommer in Wolfenbüttel verschieden war, hatte Tilly nur noch den König vor sich. Christian IV. verließ das Bremer Lager und zog der Elbe zu, wurde am 27. August 1626 bei Lutter am Bahrenberg, am Fuße des Harzes, zur Schlacht herausgefordert, geschlagen und auf die Grenzen Holsteins zurückgeworfen.

So war das Jahr 1626 den norddeutschen Fürsten nicht weniger verhängnisvoll geworden als das Jahr 1622 den Fürsten am Oberrhein. Als Wallenstein und Tilly im Jahre 1627 mit vereinten Kräften gegen Dänemark vordrangen, trat der Krieg aus den Grenzen des Reiches. Ganz Sütländ fiel in Wallensteins Hand. Christian IV. flüchtete auf die dänischen Inseln. Pommern und Mecklenburg wurden überrannt. Wallenstein erhielt Mecklenburg vom Kaiser als Lehen und bedeckte sich mit dem Fürstenhut. Erst vor Stralsund verließ ihn das Glück. Die Seefeste nahm eine schwedische Besatzung auf und widerstand allen Stürmen. Da riet Wallenstein zum Frieden. König Christian IV. erhielt seine Lande zurück, begab sich aber am 12. Mai 1629 im Friedensschluß zu Lübeck jeglicher Einmischung in die deutschen Verhältnisse.

Als der Kaiser Christians Verzicht entgegennahm und Wallenstein, gestützt auf 100 000 Mann, im ganzen Armeebereich von der Donau bis zur Ostsee mit diktatorischer Gewalt befahl, erschien die kaiserliche Majestät des Hauses Österreich von einer Machtfülle getragen, die jedes Vergleiches spottete. Doch der Schein tög. Von allen Seiten türmten sich Gewitterwolken. Der Krieg wurde zur europäischen Angelegenheit, die deutschen Religionswirren zum revolutionären Problem.

Ferdinand II. hatte das Unheil selbst heraufbeschworen, das nun mit zerstörender Gewalt über das künstliche Machtgebäude Sabburg hereinbrach.

Der Erlaß des Restitutionsediktes, das den Protestanten alle geistlichen Güter absprach, die sie seit dem Augsburger Religionsfrieden an sich gebracht hatten, und die Erhebung des Emporkömmlings Wallenstein zum Herzog von Mecklenburg riefen den Widerstand ganz Deutschlands wach. Als der Kaiser Wallenstein opferte und ihn seiner Dienste entließ, weil der Regensburger Fürstentag drohend seine Entlassung forderte, untergrub er seine Machtsstellung vollends.

Das Restitutionsedikt warf geschichtlich Gewordenes über den Haufen und bedrohte die locker gebundene deutsche Ordnung mit völliger Auflösung,

die Erhebung Wallensteins machte dem Kaiser die Fürsten für immer abwendig, die Entlassung des mächtigen Mannes aber beraubte Ferdinand der Armee, auf die sich seine Machtpolitik im Reiche und jenseits der Grenzen stützte. So zertat er, was er gesponnen. Sein zwiespältiges Verfahren ließ keiner klaren Politik mehr Raum, die „Kunst des Möglichen“ fand in Wien keine Stätte mehr.

Als die fremden Mächte sich ins Spiel mischten, die den Augenblick zum Handeln für gekommen hielten, entzündete sich der Krieg zum Weltbrand. Die Seemächte wandten sich gegen Spanien, Schweden erschien an der pommerischen Küste, Frankreich eröffnete eine neue Phase seines Kampfes um den Rhein. Der Kardinal Armand Duplessis von Richelieu und König Gustav Adolf von Schweden betraten die Bühne. Dieser erschien als Vorkämpfer des Protestantismus und Eroberer der baltischen See, jener als Vorkämpfer Frankreichs und Eroberer des Elssasses. Beide waren bemüht, im Reiche selbst Fuß zu fassen und in der deutschen Fürstenrepublik Sitz, Stimme und Gewalt zu gewinnen. Der gefährlichste Feind war nicht der Schwede, der offen zu Felde zog, sondern das verdeckt kämpfende Frankreich.

Frankreich hatte die Krise überwunden, in die es durch die Ermordung Heinrichs IV., das Günstlingsregiment der Medici und die schwächliche Haltung Ludwigs XIII. gestürzt worden war. Der Kardinal legte ein Traktat auf dem Arbeitstische Ludwigs XIII. nieder, in dem er mit klaren Worten ausführte, es gelte sich in Metz stark zu machen und verdeckt gegen den Rhein zu rücken, um sich in Deutschland Eingang zu verschaffen. „Il faut s'avancer jusques à Strasbourg, s'il est possible, pour acquérir une entrée dans l'Allemagne, ce qu'il faut faire avec beaucoup de temps, grande discrétion et une doulce et couverte conduite.“

Als Richelieus Vertrauensmann, Vater Joseph, in Deutschland auftauchte, um im Auftrage des Kardinals die Kurfürsten beider Konfessionen gegen die Erwählung Ferdinands III. zum künftigen Kaiser einzunehmen, und sie gegen den „Landesverwüster und Emporkömmling“ Wallenstein aufreizte, wurden die Umrisse des französischen Gegenspiels sichtbar. Gleichzeitig erschien der Name Richelieus in den Verträgen, die den Schwedenkönig aus seinen Polenhändeln lösten und Gustav Adolf zum großen Kampfe auf deutschem Boden freimachten.

Als Richelieu an das Steuer trat, gewann das französische Staatsschiff wieder freie Fahrt. Richelieu vereinigte die Leitung der äußeren und der inneren Politik Frankreichs zum durchdachten politischen System. Als er im Jahre 1624 Minister wurde, riet er zur Besetzung des von wilden Glaubenskämpfen durchwühlten Veltlins, um Österreich zu verhindern,

sich wieder in Graubünden festzusetzen. Der Kampf um die Alpenpässe begann. Als Henriette, die Schwester Ludwigs XIII., im Jahre 1625 den König Karl I. von England heiratete, freute er sich, dadurch die Hilfe der englischen Flotte und der mit England verbündeten Generalstaaten zu erhalten. Als er das römische Reich im alles auflösenden Krieg befangen sah, rüstete er zum Eintritt in den Kampf, wie immer auch das Glück sich wenden mochte. So spann er mit überlegener Ruhe die Fäden zum Gewebe einer starken Politik. Bald schritt er zu Taten.

Während der böhmische Krieg sich zu einem Kampfe des Kaisers und der katholischen Liga mit den evangelischen Reichsständen auswuchs und Deutschland von Schlachten widerhallte, entwaffnete Richelieu den frondierenden französischen Adel und entriß den Hugenotten den Stützpunkt La Rochelle. Ludwig XIII. hielt seinen triumphierenden Einzug in die ausgestorbene, von Hungerleichen angefüllte Feste, die sich zwei Jahre lang kühn verteidigt hatte, Richelieu aber ging still an die Schaffung einer französischen Flotte. Es war die erste entschiedene Hintwendung Frankreichs zum Meere. In demselben Jahre unterzeichnete Kaiser Ferdinand, dem die Eroberung des Ostseehafens Stralsund mißglückt war, das Restitutionsedikt. Nun wandte Richelieu sich gegen Österreich.

Der Kampf mit dem doppelpolitigen Hause Habsburg wurde zur methodischen Ausdehnungspolitik und zur Durchdringung Deutschlands. Der offene Kampf um den Rhein erhielt eine neue Maske. Blickt man hinter die Larve, so erkennt man, daß der Kampf von seiten Frankreichs fortan nicht mehr als Kampf um die Beherrschung der Rheingrenze, sondern um den Besitz des Stromes als Operationslinie geführt wurde.

Im Jahre 1632 gestellte sich dem geheimen Traktat Richelieus eine öffentliche Abhandlung des königlichen Advokaten Jacques de Cassan, der den Rechtsanspruch Frankreichs auf das ganze Karolingerreich vertrat. Das ganze linksufrige Stromgebiet war somit bereits zum idealen Besitz Frankreichs geschlagen. Die „natürliche“ Grenze wurde nicht mehr als natürliche Grenze, ja überhaupt nicht mehr als Grenze gefordert, sondern der Weg nach Osten ins Unbegrenzte gesteckt.

Der Ausdehnungsdrang Frankreichs wuchs mit der Erreichbarkeit der Ziele. Diese Politik haftete nicht am Rhein, sondern ruhte in den Schwerpunkten eines allgemein gültigen, überall anwendbaren Systems. Das System selbst war aus dem Kampfe Frankreichs gegen die spanisch-österreichische Hegemonie abgeleitet worden. Das Traktat Richelieus, das den Blick auf den Rhein lenkte, enthielt zugleich den grundlegenden Gedanken, Frankreich müsse darauf bedacht sein, alle durch die Übermacht

Spaniens bedrohten Mächte in einer Art Klientel um sich zu sammeln und sich zur Sicherung seines Einflusses den Eingang in das Gebiet dieser Mächte durch die Besetzung fester Plätze offenzuhalten.

Das Jahr 1630 brachte die ersten Früchte dieser Politik zur Reife. Sie reiften noch weit vom Rhein auf den italienischen Gefilden, aber sie enthielten einen Vorgeschmack der neuen französischen Rheinpolitik. Im Jahre 1627 war der letzte Gonzaga gestorben und das Fürstentum Mantua-Montferrat frei geworden, das die Pässe der Seealpen hütete. Die Herzöge von Savoyen und Nevers erhoben Ansprüche auf das Erbe, und Frankreich eilte sich für Nevers einzusetzen. Savoyen suchte bei Österreich Hilfe. Der Kampf, den Franz I. und Karl V. geführt, entstand aus ungekühlter Asche. Richelieu führte ihn subtiler als der lebensfrohe Zyniker auf dem französischen Throne. Die Kaiserlichen eroberten Mantua, Frankreich aber schlug Savoyen und entriß den Savoyarden die Pashandschaft Montferrat. Casale und Pignerol gerieten in französische Gewalt.

Als Richelieu, der selbst auf den Kriegsschauplatz geeilt war, im Frühling 1631 nach Paris zurückkehrte, hatte Frankreich die Eingangspforten Piemonsts erkämpft. Lille, Metz und Casale wurden die strategischen Ausfallspunkte der französischen Politik.

Während der mantuanische Feldzug im Schatten der Alpen zu Ende ging, erschien der Schwede auf dem hell beleuchteten Hauptkriegsschauplatz in Deutschland und nahm die Gefesestafel in die Hand.

Als Gustav Adolfs bezwingende Gestalt in den Kreis des deutschen Krieges trat, fand er unter den Deutschen keine waffenfreudigen Bundesgenossen. Die norddeutschen Fürsten hatten den Mut verloren, ihr Land der Verwüstung zu weihen, um dem Kaiser Widerpart zu halten. Zwar stand Wallenstein nicht mehr im Felde, aber Tilly beherrschte ganz Niedersachsen und sandte seine Streifcorps nach Gefallen von der Elbe bis zur Oder.

Der König von Schweden handelte mit großer Umsicht. Die schwedische Flotte erschien am Johannisfest des Jahres 1630 auf der Höhe von Usedom, setzte 15 000 Streiter ans Land und zog dann einen Deckungskreis von Greifswald bis Kolberg, in dem der König sich bald frei bewegen konnte. Die Versuche einzelner kaiserlicher Corps, ihn an der Obermündung zu blockieren, wurden blutig gestraft, Verstärkungen aus Livland und Stralsund herangezogen, Herzog Bogislaw XIV. von Pommern zum Anschluß gezwungen und die Oder bis Küstrin als Bewegungslinie gewonnen. Dann gerieten die Operationen ins Stocken, da die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich weigerten, das Bündnis mit Schweden zu voll-

ziehen. Nur Sachsen-Weimar, Hessen-Kassel und Stadt und Erzstift Magdeburg wagten der Macht des Schwedenkönigs zu vertrauen, gegen den Tilly in Niedersachsen rüstete, um ihm das Schicksal Christians IV. zu bereiten.

Aber auch er war nicht fähig vor dem Frühling des Jahres 1631 mit starker Macht im Felde zu erscheinen. Als er im Februar gegen die Ober vorbrach, tat er einen Luftstoß. Gustav Adolf wich dem Kampfe aus und zwang seinen Gegner durch die Eroberung Frankfurts und Demmin auf die Elbe zurückzufallen. Da warf Tilly sich mit voller Wucht auf Magdeburg und nahm die Stadt am 20. Mai mit Sturm. Das Flammenmeer, in dem die protestantische Hochburg des Nordens unterging, schlug die norddeutschen Stände mit neuem Schrecken.

Nun war Gustav Adolfs Geduld erschöpft. Er zwang den Brandenburger mit Gewalt zum Bündnis. Als Tilly in Sachsen einbrach, um den Kurfürsten vor dem Anschluß an Schweden und Brandenburg abzuhalten, schlug die Wage um. Der Sachse warf sich in Gustav Adolfs Arme und bereitete sich an seiner Seite zum Kampf. Kurfürst Johann Georg führte dem König 16 000 Mann zu und drängte zur erlösenden Schlacht. Sie wurde am 17. September 1631 bei Breitenfeld geschlagen.

Tilly marschierte aus den Nordtoren Leipzigs heraus und stellte sich vor der Linie Seehausen—Breitenfeld auf einer Bodenschwelle auf, die sich zum Loberbach senkte. Das schwedisch-sächsische Heer kam von Düben, überwand angesichts des Feindes den Lobergrund und zog sich rittlings der Dübener Straße rechts und links auseinander, um zwischen Pödelwitz und Göbbschelwitz aufzumarschieren. Tilly führte 36 000 Mann, Gustav Adolf zählte 39 000 Mann. Die Kaiserlichen vertrauten auf ihre unbefiegte Stärke und blickten verächtlich auf Johann Georgs neugeworbenes Volk, dem der Schwedenkönig zwischen Göbbschelwitz und der Dübener Straße seinen linken Flügel eingeräumt hatte. Von den Schweden wußten die kaiserlichen Generale nichts, aber fühlten sich auch ihnen weit überlegen und gedachten die flachen Linien, die sich an der Dübener Straße in zwei Treffen rechts zogen, um der Sonne auszuweichen, rasch zu durchbrechen. Daß ihnen ein Feind gegenübertrat, der in acht Feldzügen mit Dänen, Russen und Polen fechten gelernt hatte und von seinem König in einer Taktik ausgebildet worden war, vor der die starre spanische Fechtart erblaffen sollte, lehrte erst der Tag, der mit stehender Sonne und scharfem Wind über das Blachfeld von Leipzig heraufzog.

Tilly hatte die Masse seiner Infanterie auf den rechten Flügel geschoben. Hier stand sie in vier quadratischen spanischen Tertios in einem Treffen aufmarschiert und rückte, von dem Kavalleriekorps Fürstenberg begleitet

und 20 schweren Geschützen unterstützt, gegen die Sachsen. Tillys linker Flügel, das Kavalleriekorps Pappenheim und ein Viereck Infanterie wandte sich gegen die Schweden. Pappenheim zog sich links um den rechten Flügel Gustav Adolfs herum, wurde aber alsbald von dem rechts herausmarschierenden zweiten Treffen des Generals Banner empfangen. Die Schlacht entbrannte auf beiden Flügeln zugleich. Als Pappenheim seine aufgeschlossenen Regimenter von zwei Seiten zur Attacke vorführte, um die Schweden umzureiten, schien ihm der Erfolg gewiß. Da traten plötzlich aus den Zwischenräumen der schwedischen Reiter, die dem Feinde langsam entgegengingen, Musketiere hervor und empfingen Pappenheims Kürassiere mit Schneckenfeuer, das den Antritt der tiefgegliederten Schwadronen brach. Ehe die stuhende Masse sich geordnet hatte, fiel die schwedische Kavallerie im vollen Rosseslauf über sie her und warf sie über den Haufen. Vergebens suchte der tapfere Pappenheim seine erschütterten Regimenter nochmals vorzuführen. Sie ordneten sich außerhalb des Feuergürtels, verweigerten aber den Ritt in die Hölle des schwedischen Musketenfeuers und ließen den Schweden Zeit und Raum, ihre ganze Stärke gegen den Stoßflügel Tillys zu vereinigen.

Dieser war den Sachsen unter der Führung Tillys auf den Leib gegangen und hatte sie zerprengt. Die spanischen Brigaden traten alles nieder und legten den Feind vom Schlachtfeld. Das am weitesten vorstürmende Tertio wurde von der Verfolgung so hingerissen, daß ihm die Schlacht in Pulverrauch und Staubgewölk entschwand.

Doch ehe Tilly seinen siegreichen Flügel anhalten, nach links herumwerfen und in die offene linke Flanke der schwedischen Armee schleudern konnte, um den Sieg zu vollenden, traf ihn des Königs Gegenstoß in die eigene Blöße. Gustav Adolfs Artillerie, eine mächtige, im Zentrum aufgestellte Batterie von 70 Geschützen, wendete die Rohre mit unerhörter Geschwindigkeit gegen den debordierenden Feind und schoss in die gedrängt stehenden, von Musketieren flankierten, von Piken und Fahnen überragten spanischen Vierecke. Alles, was noch unberührt stand, schwenkte auf des Königs Befehl links und stemmte sich als Abwehrflanke fest. Als Fürstenberg anritt, ereilte ihn Pappenheims Los. Auch die kaiserliche Kavallerie des rechten Flügels erlag der neuen Feuertaktik und dem Anprall der schwedischen Schwadronen und verließ unter schweren Verlusten flüchtend das Feld. Die Tertios standen verlassen. Tillys alte, in zahllosen Schlachten gestählte Infanterie focht, von dem beweglichen Feinde von allen Seiten angefallen, einen Verzweiflungskampf. Kein Schließen der Reihen, kein Vorprall half. Von Kartätschen zerschlagen, von Musketenfeuer gelichtet, von der Kavallerie in den Flanken gepackt, erlag sie auf offenem Feld dem

militärischen Geiste einer neuen Zeit. Drei Tertian wurden vernichtet. Was gefangen wurde, trat gern in den Dienst der kriegsgewaltigen Majestät von Schweden. Tilly, der wie rasend gefochten hatte, wurde verwundet nach Halle gerettet.

Die Schlacht stürzte Ferdinand II. von der Höhe, auf der er seit dem Regensburger Fürstentag vereinsamt gestanden. Auf einen Schlag war alles verändert. Der norddeutsche Protestantismus erhob das Haupt. Das Restitutionsedikt lag zerrissen, die Fürstenmacht erschien gefestigt, und in tragischer Verschlingung des habsburgischen, religiösen und deutschen Schicksals war dem Fremden der Weg ins Innere des Reiches geöffnet.

Gustav Adolf folgte dem geschlagenen Feind nicht auf dem Fuße, sondern ordnete die Verfolgung einem Feldzugsplan unter, der den politischen Zwecken des Königs in meisterhafter Weise gerecht wurde. Er übertrug Johann Georg von Sachsen und dem schwedischen Korps Banner die offensive Deckung der linken Flanke, die den Kurfürsten ins Herz Böhmens und vor die Tore Wiens führen sollte, ließ gegen Tilly, der sich auf Alfeld in den Harz zurückgezogen hatte, nur ein Beobachtungskorps stehen und wandte sich mit der Hauptmacht gegen den Rhein, um den Nordwesten vom Süden zu trennen und den Südwesten zurückzuerobern. Es war der erste Feldzug, der das Maintal als westwärts gerichtete Bewegungslinie benützte. Er trat aus der Pforte Thüringens heraus, öffnete Franken, stieß das Maintal nach außen auf und gewann das zentral gelegene Mainz, um das Rheintal aus der Mitte zu beherrschen.

Der Kurfürst von Sachsen folgte den Weisungen des Königs schlecht. Er nahm Prag und Eger, ließ sich aber dann in geheime Unterhandlungen mit dem Kaiser ein und blieb untätig stehen. Da trennte Banner sich von ihm, marschierte an die Saale zurück, vereinigte sich mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und rückte gegen Magdeburg und die Weser. Tilly wich nach Westen.

Der König ging seinen Weg mit sicherem Schritt. Er erschien schon am 4. Oktober vor Würzburg und nahm den Schloßberg am 8. Oktober im Sturm. Da eilte Tilly unter Zurücklassung Pappenheims über Rassel und Fulda nach Aschaffenburg, um dem König dort den Weg zu verlegen. Er vereinigte sich bei Miltenberg mit dem Herzog Karl von Lothringen, der mit seinem Korps von Worms heranzog, und besetzte die Tauberlinie, wurde aber verhindert zu schlagen und ging zur Deckung Bayerns auf den Neckar zurück. Gustav Adolf, der in Würzburg erkrankt war, nützte die Frist zum Abschluß eines Bündnisses mit Franken und Hessen-Rassel, ließ Horn mit 18 000 Mann gegen Tilly stehen und marschierte am 9. No-

vember, auf beiden Ufern des Mains nach Frankfurt, umging das feste Mainz, das von dem Spanier Silva verteidigt wurde, in weitem Bogen, setzte bei Oppenheim auf das linke Rheinufer über, erschien überraschend vor den Westtoren der Festung und nahm sie am 13. Dezember durch Kapitulation. Die Schweden rückten ins rheinische Quartier.

Jetzt war Richelieus Stunde gekommen. Er hatte darauf gewartet, daß der Schwedenkönig die Früchte schüttelte, und sich wohl gehütet, dem Heiligen Römischen Reiche den Krieg zu erklären. Es genügte ihm, am 23. Januar 1631 mit Schweden ein Bündnis zu schließen, das der „Restitution der unterdrückten Reichsstände“ dienen sollte und ihn selbst lediglich verpflichtete, den König durch Subsidien zu unterstützen.

Als Gustav Adolf in Mainz stand, trat Richelieu aus dem Hintergrund hervor. Der Kurfürst von Mainz und der Kurfürst von Trier suchten seine Vermittlung nach, sich aus dem Kriege zu lösen, der ihre Lande mit Vernichtung bedrohte. Richelieu erwirkte ihnen Neutralität und entsprach ihrem Wunsch, sich unter Frankreichs Schutz zu stellen. Die Festungen Koblenz und Ehrenbreitstein und die Stadt Trier wurden von französischen Truppen besetzt.

Im Elsaß führte der Vormarsch der Schweden zu einem atemraubenden Wettstreit. Karl von Lothringen eilte in Gewaltmärschen vom Neckar herbei, um sein Land zu retten, der Franzose rückte aus der Champagne und Metz heran, der Schwede stürmte, an der Rheinpforte links schwenkend, rheinaufwärts. Karl kam zu spät. Der Franzose setzte sich als Schützer in Nancy fest und Karl irrte landlos am Oberrhein umher.

Im Elsaß trafen Kaiserliche, Lothringer, Schweden und Franzosen aufeinander. Der Schwede warf die Kaiserlichen und die Lothringer gegen Süden, der Franzose kam, von den verzweifeltsten Reichsständen als Erretter aus der Schwedennot begrüßt, kampfslos aus Westen und suchte den Weg in die Tiefebene. Als es Frühling wurde, wälzte sich die Kriegesfurie devastierend durch alle oberrheinischen Lande. Richelieu vermied jedoch mit Bedacht jede kriegerische Handlung. Er überließ dem Schweden den Kampf und suchte Frankreichs Stellung durch die kampfslose Besetzung deutschen Gebiets zu stärken.

Erst als Gustav Adolf im Frühling des Jahres 1632 nach Osten gerufen wurde, reiften Frankreichs Früchte zur vollen Süße.

Gustav Adolf ließ Bernhard von Weimar und Adolf Orenstierna am Oberrhein und wandte sich gegen Bayern. Er zog bei Ritzingen am Mittelmain die Generale Horn und Banner an sich, verdrängte Tilly aus seinen Bamberger Quartieren, marschierte über Neumarkt und Nürnberg auf Donauwörth, und erschien am 15. April am Lech.

Hier standen Kurfürst Maximilian und Tilly zu seinem Empfang bereit, endlich gewillt, die Schlacht zu wagen, die über Bayerns Schicksal entscheiden sollte. Der Kaiser hatte Bayern im Stich gelassen. Er saß ohne Feldherrn und ohne Armee als das Opfer seiner eigenen Verblendung und seiner spanischen Umgebung machtlos in Wien und rang mit dem Entschluß, sich vor Wallenstein zu demütigen und dem Abgedankten den Kommandostab zu souveräner Führung wieder anzutragen. Ehe Wallenstein danach griff, fiel am Lech die Entscheidung. Gustav Adolf fuhr seine gefürchtete Artillerie auf, nahm die Schanzen der Katholiken unter Kreuzfeuer, überschritt den Fluß und warf den hervorbrechenden Feind nach erbittertem Kampf in seine Stellung zurück. Die Schlacht endete in blinder Verwirrung. Tilly fiel tödlich getroffen, sein Nachfolger Altringer wurde verwundet, der Kurfürst rettete die Trümmer im Abenddunkel in die zerschossenen Wälle, nützte die Frist, die ihm der ermattete Feind ließ, und entwich vor Tagesanbruch unter schweren Verlusten über Nürnberg auf Ingolstadt. Maximilian handelte jetzt groß und entschlossen. Er gab sein Land preis, bewahrte seine Armee und führte sie gen Böhmen, um sich mit Wallenstein zu vereinigen, der Ferdinands Antrag angenommen hatte und herausfordernd die Werbetrommel schlug. Als Wallenstein im Mai dem Kaiser Prag zurückeroberte, zog Gustav Adolf in München ein.

Der Schwedenkönig überstieg in diesem Augenblick den Gipfel des strategischen Erfolgs. Hinter ihm lag der Aufstieg von der Landung in der Odermündung bis zur Eroberung Nordostdeutschlands, lag die Schlacht bei Breitenfeld und die Befreiung Nordwestdeutschlands, der strategische Vormarsch von der Unstrut an den Rhein, die Eroberung der Mainzer Zentralfestung und die Öffnung des ganzen Stromtales, lag endlich die Eroberung Schwabens und Bayerns und die Verdrängung der letzten größeren Armee der Liga aus dem weitgespannten Felde. Aber vor ihm erhob sich Wallenstein, unter dessen Glückstern das Kriegsvolk aus den Niederlanden, aus Italien und allen österreichischen Erblanden zusammenströmte, und in seinem Rücken rührte sich, zum Angriff wie zur Teilung bereit, und des allzu hoch gestiegenen Bundesgenossen überdrüssig, Frankreichs sorgsam gesparte Kraft.

Richelieu befahl den großen Vormarsch an den Rhein.

Der französische Vormarsch trug immer noch den Charakter einer friedlichen Handlung. Der Franzose kam als Schlichter, nicht als Feind. Die Wahl der Stunde half ihm zum Triumph. Der strategische Zeitpunkt fiel mit dem politischen zusammen. Gustav Adolf hatte Orenstierna und Herzog Bernhard vom Rhein abgerufen, um Wallenstein bei Nürnberg entgegenzutreten. Am 30. Juni warf Wallenstein die schwedische Vorhut von Neu-

markt auf Nürnberg zurück und rückte mit 60 000 Mann kaiserlicher und bayerischer Truppen vor das befestigte Lager von Nürnberg.

Während Gustav Adolf und Wallenstein vor Nürnberg festlagen und nach mißlungenen Stürmen und ungeheuren Lagerverlusten im September wieder auseinanderstrebten, vollzog Frankreich im Wettlauf mit der schwedischen Armeeabteilung Horn die Besetzung des Elsasses.

Die Haltung der freien Reichsstadt Straßburg öffnete den Schweden den Weg zum rascheren Vormarsch. Straßburg, das sich seine alte Gesinnung bewahrt hatte, war zwar im Jahre 1631 eine französische Anleihe eingegangen, die ihm „auf die artigste Weise“ gewährt wurde, hielt aber seine Tore vor den Franzosen geschlossen und traf ein Abkommen mit der Krone Schweden, das Horn den Rheinübergang bei Straßburg freigab.

Das Elsaß wird zum seltsamsten Sammelpfad des Krieges.

Während die Franzosen die Zaberner Steige herunterkommen und sich rheinwärts wenden, stürmt das schwedische Kriegsvolk an der Ill aufwärts, wirft die Kaiserlichen, die sich durch Zuzug aus der Freigravität verstärkt haben, und läßt sich auch durch die hochummauerten elsässischen Städte nicht schrecken. Mit schwerem Geschütz und Sturmleitern ziehen sie gegen Benseld, Molsheim, Gernar, Markolsheim, Reutenholz, Rapsersberg, Türkheim, Schlettstadt, Rufach, Ensisheim — kein Ort widersteht ihrem überlegenen Angriff, keine Stadt entgeht der Furie ihrer entfesselten Soldaten. Das Landvolk wehrt sich verzweifelt gegen die Bedrücker und erhebt sich im Sundgau zum Volkskrieg, kann aber das Schicksal nicht wenden und blüht seinen Widerstand mit Marter und Mord. Da schauen die Elsässer nach einem Retter aus und wännen ihn in Frankreich zu finden. Der Franzose wird herbeigerufen. Wo er dem Schweden zuvorkommt, öffnet man ihm die Tore, um sich vor dem gefährlicheren Feinde zu retten. So gelangen die Kriegsvölker Ludwigs XIII. ohne Schwertschlag in den Besitz von Zabern, Hagenau, Buchsweiler, Ingweiler, Neuweiler, Montbelliard, Héricourt, Blamont und Belfort. Aber die Städte ergeben sich den Welschen nicht auf Gnade und Ungnade, sondern nehmen die Besatzungen nur „bis zum allgemeinen Frieden“ auf und sagen weder dem Reiche noch ihren Landesherren ab, noch verzichten sie, sofern sie reichsunmittelbar sind, auf ihre Freiheiten.

Richelieu nahm ihre Vorbehalte willig an. Er erkannte, daß er das Stromland mit den Schweden teilen mußte und durfte es weder auf ein Zerwürfniß oder eine kriegerische Auseinandersetzung mit Gustav Adolf ankommen lassen, noch das Mißtrauen der Elsässer erregen. Die französischen Truppen waren den Schweden nicht gewachsen und wären selbst dann in Gefahr geraten zu unterliegen, wenn die Schweden vom Rhein

abgezogen wären und den Franzosen die Behauptung des Feldes im Kampfe mit den Kaiserlichen und den Spaniern überlassen hätten.

Der französische Staatsmann blickte daher trotz der glücklichen Eröffnung des unblutigen Feldzuges nicht ohne Sorgen in die Zukunft. Besiegte Gustav Adolf seinen letzten großen Gegner Wallenstein, so wuchs er dem Kardinal noch höher über das Haupt; wurde er besiegt und zum Rückzug nach dem Norden genötigt, so sah Frankreich sich einem erstarkten Österreich gegenüber, das ihm die Vorlande sicher nicht kampflos überließ.

Gustav Adolfs Heldentod befreite den Kardinal aus diesem Dilemma.

Der Schwedenkönig, der, Wallenstein folgend, im Oktober nach Sachsen abgerückt war, hatte die Saalepforte gewonnen und befand sich auf dem Marsch nach Leipzig, um sich mit dem Kurfürsten von Sachsen zu vereinigen, als ihm Wallenstein bei Lützen mit 15000 Mann den Weg vertrat.

Gustav Adolf warf Wallensteins Vorhut am 15. November von Rippach auf Lützen zurück, lagerte in der Nacht dicht am Feinde und forderte ihn am nebligen Morgen des 16. November zwischen dem Flossgraben und dem Dorfe Lützen an der querlaufenden Weißenfeller Straße mit 16000 Streikern zur Schlacht. Es wurde Mittag, bis der Nebel sich lichtete, den Wallenstein zur Verstärkung seiner Stellung hinter der Straße und zur Heranführung abgezweigter Korps benutzt hatte. Der König griff die tiefgegliederte Schlachtordnung auf beiden Flügeln und in der Front an. Als Gustav Adolf nach dem glücklichen ersten Angriff seines rechten Flügels zum samländischen Kürassierregiment sprengte, um dieses selbst zum Beistand seiner wankenden Mitte gegen Wallensteins große Batterie vorzuführen, traf ihn im Nebel an der Landstraße dicht vor dem Feind die erste Kugel. Er riß das Regiment noch über den Straßendamm, geriet mit ihm ins Gewühl und sank dann, von einer zweiten Kugel getroffen, unter die Hufe. Über ihn wälzte sich unentschieden die Schlacht.

Noch einmal rangen die breiter entfalteten spanischen Tercios und der spät von Halle heransprengende Pappenheim mit dem beweglichen Feind um den Sieg. Erst als Pappenheim auf dem linken Flügel schwer verwundet stürzte und Herzog Bernhard den rechten Flügel in Auflösung von Lützen auf Wallensteins Zentrum warf, gab der Herzog von Friedland das blutige Spiel verloren. Er ging im Laufe der Nacht auf Leipzig zurück und ließ den Schweden das Feld, auf dem der entstellte Selbstenleib des Königs unter Eränen aufgehoben wurde.

Gustav Adolfs Tod ordnete den Krieg neu. Schweden setzte den Kampf fort, aber die Führung des Krieges wurde nicht mehr von ihm allein beherrscht. Frankreich trat von selbst stärker hervor, obwohl Richelieu die

offene Kriegsführung immer noch vermied. Es genigte ihm, Schweden und den Staatskanzler Axel Oxenstierna im Kriege festzuhalten.

Wie Richelieu die Schweden im Kriege festhielt, so hielt Oxenstierna die deutschen Stände im Bündnisverhältnis mit Schweden fest. Nicht bei allen gelang's. Während die Stände des schwäbisch-fränkischen, des ober-rheinischen und des niederrheinischen Kreises in der Koalition verharren, traten Sachsen und Brandenburg davon zurück. Das centrum gravitatis rückte von der Elbe an den Main ins Stromgebiet des Rheins, wo Herzog Bernhard von Weimar die schwedische Hauptmacht versammelte. Als Wallenstein sich zu Verhandlungen mit den Schweden herbeiließ und „als Verräter an seinem Kaiser“ am 25. Februar 1634 zu Eger ermordet wurde, warf der Krieg sich vollends nach dem Westen. Eine Zeitlang behaupteten sich die schwedischen Feldherren siegreich im Felde, dann stürzte die Schlacht bei Nördlingen die Wage des Gleichgewichts zugunsten des Kaisers und der Liga um.

Die Kaiserlichen waren unter dem Oberbefehle des Kaisersohnes Ferdinand und des Grafen Gallas aus Böhmen nach Bayern aufgebrochen, hatten sich mit den Bayern vereinigt, Regensburg genommen, ein starkes spanisches Korps an sich gezogen, das aus Italien durch Tirol heranzugewandert, und rückten im Sommer des Jahres 1634 vor Nördlingen. Die Schweden durften die Stadt nicht preisgeben, die alle Wege beherrschte, waren aber schwächer als der Feind. Herzog Bernhard und Horn suchten daher zunächst so nahe an den Belagerer heranzukommen, daß sie auf seine Verbindungen drücken konnten. Sie strebten danach, die Hügelkette zu gewinnen, die sich südlich der Stadt zwischen der Iller und der Donauwörther Straße über dem Regensbach aufbaut. Am Abend des 5. September 1634 brachen sie von Bopfingen auf und rückten mit etwa 20000 Streikern und ein paar tausend Mann schwäbischer Landwehr, beide Korps auf einer Straße, halb zur Schlacht, halb nur zum Manöver geneigt von Süden heran. Bernhard nahm die Spitze und marschierte nach Überwindung der schwierigen Walbengen zwischen der Iller Straße und dem Dorfe Ederheim links auf. Horn wandte sich rechts, marschierte hinter Bernhards Front durch und stellte sich zwischen Ederheim und Hürnheim auf. Der Aufmarsch gelang, aber es war Horn nicht möglich, die Hügel zu ersteigen, die die letzte Umwallung gegen die Stadt bildeten, denn der Feind war schon aus seinen Verschanzungen herausmarschiert und hatte sich auf dem Altbuch und dem Haselberg über dem Bachgrund festgesetzt. Horns Angriff auf den Altbuch scheiterte am Widerstand der spanischen Infanterie, die einen Kranz von Lünetten aufgeworfen hatte und den Gegner wieder ins Tal hinunterstieß.

Trotzdem beharrten Bernhard und Horn auf der Schlacht, die Bernhard eifriger gesucht hatte als der Schwede, der sich jetzt nicht in sein Mißgeschick flügen wollte und die Nacht zur Ordnung seiner Sturmkolonnen nützte. Bernhard griff am anderen Morgen an der Ulmer Straße und bei Eberheim an, Horn vereinigte seine Regimenter bei Hürnheim, um den alles beherrschenden Altbuch zu stürmen. Horn sandte seine ganze Macht ins Feld, aber der Feind war nicht müßig gewesen. Er hatte die ganze Nacht geschanzet, die Artillerie von Nörblingen herangeschafft und Minen gelegt — kein Sturm drang in die spanischen Linnetten. Unterdessen verbiß sich Bernhard in einem hitzigen Gefecht, das ihn auf den Haselberg führte, indes nicht aus dem Kreuzfeuer der Kaiserlichen und der Bayern herausbrachte. Als Horn um die Mittagsstunde erschöpft den Rückzug antrat, endete die Begegnungsschlacht im Rezenbachgrund mit einer Katastrophe. Der konzentrische Rückzug der geschlagenen Heerestelle führte zu blinder Verwirrung. Alles stürzte übereinander und wurde vom umfassend angreifenden Feind im Rezenbachgrund zusammengehauen. Die Hälfte der Armee deckte das Schlachtfeld, Feldmarschall Horn und drei Generale fielen in Gallas' Hand.

Das schwedische Heer war zertrümmert, die Armeen des Kaisers und seiner Verbündeten beherrschten das Feld. Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg, Weimar machten Frieden, Kaiser Ferdinand II. fühlte die Macht in seine Hand zurückkehren.

Richelieu sah die Koalition gefährdet, aber wiederum erwuchs dem Kardinal aus dieser Katastrophe ein greifbarer Vorteil. Der Schwall der großen Bewegung ergoß sich ins Elsaß und schwemmte die schwedischen Besatzungen weg. Die Schweden erkannten, daß sie die exzentrischen Eroberungen im Südwesten des Reiches nicht behaupten konnten, und übergaben sie der Gut der Franzosen. Wie zwei Jahre vorher die deutschen Stände, so übergaben auch sie Orte und Lande den Franzosen nicht zu eigen, sondern „unbeschadet der Rechte des Reiches“ zur Verwahrung. Da Frankreich mit dem Reiche nicht im Kriege lag, so erfolgte die Übergabe nicht in Feindeshand, wohl aber in die Hand einer Macht, die sie seit Philipp Augusts Zeiten zu besitzen wünschte und sich nun diesem Ziele nahe sah.

Am 9. Oktober 1634 war Ludwig XIII. im Besitz der meisten festen Plätze des Elsaßes. Gestützt auf diesen Vorgang, bot er allen Ständen den Schutz seiner allerchristlichsten Majestät an. Er fand bei den meisten Gehör, aber alle Abkünfte, die die elsässischen Städte und Herrschaften in dieser Zeit unerträglicher Not mit der Krone Frankreich schlossen, bestimmten ausdrücklich, daß die Abmachungen nur „jusqu'à la pacification

générale“ — bis zum allgemeinen Friedensschluß — gelten sollten. Die Reichsstadt Straßburg, die ihren Bund mit Schweden im Jahre 1635 wieder löste und Frankreich ihre Tore unweigerlich verschlossen hielt, zeugte für den zähen deutschen Willen, der immer noch in dem zertretenen Lande lebte.

Nun fühlte Richelieu sich stark genug, die Mäste fallen zu lassen. Gestützt auf die Operationsbasis, die er sich im Elsaß und am Rhein geschaffen hatte, erklärte er am 19. Mai 1635 Spanien den Krieg, und verblindete sich offen mit der Krone Schweden.

Der Krieg verlor das Aussehen des Religionskrieges, das er sich trotz seiner starken politischen Grundzüge bis auf diesen Tag bewahrt hatte, und wurde für die deutschen Fürsten zum Kampf um ihre Souveränität, für die fremden Mächte zum Eroberungskrieg auf deutschem Boden, für Frankreich im besonderen zum Kampf um die Vormacht in Europa, die es gewann, wenn es den Rhein unter seinen Fuß brachte und seine Hoheitszeichen auf der ganzen Linie zwischen Maastricht und Basel pflanzte.

Doch noch war es nicht so weit. Frankreich war wohl fähig gewesen, sich in den elßässischen Städten und in den Festen des Kurfürsten von Trier festzusetzen, weil sie ihm freiwillig die Tore öffneten oder von den Schweden zu treuen Händen übergeben wurden, aber es besaß nicht die militärische Kraft, sie mit eigenen Armeen gegen den Kaiser und Spanien zu verteidigen.

Aber nicht nur der Ideengehalt des Krieges wurde ein anderer, sondern auch sein militärischer Charakter begann sich zu wandeln. Die weitauschauende Feldherrnkunst Gustav Adolfs, die sich im Flammenelement des Krieges über ungebändigtes Raufen, sinnlose Verwüstung und schwächliches Manövrieren zur Führung großer strategischer Feldzüge und zur Lieferung entscheidend gedachter, entschlossen gesuchter und rücksichtslos durchgeführter Schlachten erhoben hatte, lehrte in solcher Größe nicht mehr wieder. In kühnen Einzelzügen und im kräftigen Zusammenprall weither stürmender Armeen lebte noch der alte kriegerische Geist, aber die große Konzeption fehlte. Das Kriegstheater wurde räumlich aufgeteilt, die Szenen brachen auseinander, und das Land ging darüber zugrunde.

Die schwedische Armada kämpfte fortan, von Banner und Torstenson geführt, im Norden, auf die Ostseeküste gestützt, mit der Elbe als Hauptbewegungslinie; die Armee des Herzogs Bernhard von Weimar, die der Krone Schweden Treue geschworen hatte, aber nur dem Herzog gehorchte, focht in Verbindung mit französischen Truppen am Oberrhein auf eigener Operationsbasis, und die nationalen Armeen Frankreichs kämpften, der Zersplitterung anheimgegeben, auf exzentrischen Kriegsschauplätzen in

Italien und in den Pyrenäen und in lockerem Zusammenwirken mit den Streitkräften der Generalstaaten in den spanischen Niederlanden.

Die Feldzüge der Schweden führten zu kurz angelegten Vorstößen gegen die österreichischen Erblande und zu Ausfällen gegen Bayern, die Feldzüge Bernhards bewegten sich am Oberrhein auf stark verkürzten inneren Linien zwischen dem Sura und dem Schwarzwald hin und her, die Feldzüge der Franzosen erschöpften sich lange Zeit in Belagerungen, Märschen und Gegenmärschen. Osterreich, Spanien, Bayern und das zu ihnen übergetretene Sachsen fochten in der Verteidigung, ohne auf weit ausholende Offensivstöße zu verzichten.

Frankreich vermochte im Jahre 1635 noch nicht zum Angriff zu schreiten, obwohl die Kriegserklärung an Spanien von ihm ausgegangen war. Der Feind kam ihm zuvor. Der Jülicher Reiteroberst Johann von Werth, der unter Spinola das Fechten gelernt, als bayrischer General bei Nördlingen die Kavallerie der Liga zum Siege geführt und im Januar Speier erobert hatte, brach mit einem Reiterkorps und fahrenden Musketieren über die französische Grenze, überritt den flandrischen Grenzschutz, stieß wie ein Falke ins Seinebecken hinab und karakolierte fest unter den Mauern von Paris. Um dieselbe Zeit erschien kaiserliches Kriegsvolk unter der Führung des Herzogs Karl von Lothringen und des Generals Gallas an den Grenzen der Bourgogne. Frankreich schien sich den Feinden von zwei Seiten, an den historischen Pforten des alten Salierlandes und an den alten Reitenpässen der Morvanberge zu öffnen. Doch der Schrecken währte nicht lange. Der Vorstoß Johann von Werths war nur ein kühnes Reiterstück gewesen, und die Armee Gallas sah sich von Bernhard von Weimar mit deutschen Völkern bei Dijon zur Umkehr gezwungen.

Da wurde das verfinsterte Kriegstheater durch die Blitze eines schwedischen Schlachtgewitters erhellt.

Banner war im Jahre 1635 vor sächsischen und kaiserlichen Truppen an der Elbe bis ins Mecklenburgische gewichen, hatte die unvorsichtig folgenden Sachsen am 1. November 1635 bei Dömitz zurückgeworfen, war aber nicht stark genug gewesen, Größeres zu wagen. Da Schweden jetzt um Pommern kämpfte, lag die schwedische Macht an der Havel gebunden. Banner vermochte daher weder Magdeburg noch Brandenburg vor der Rückeroberung zu retten. Im Jahre 1636 gewannen Johann Georg von Sachsen und der kaiserliche General Hassfeld so sehr das Übergewicht, daß der Schwede wieder zum Bewegungsspiel zurückkehrte.

Erst als er in Gefahr geriet, in die Havelbrücke geworfen zu werden, entschloß er sich zur Schlacht. Er brach im Spätherbst des Jahres überraschend vor, umging die Verbündeten und erschien am 4. Oktober plötzlich

mit gänzlich verwandter Front bei Wittstock an der Dosse vor den Linien der Verbündeten, die ihm mit 22000 Mann entgegentraten. Aber sie griffen nicht an, obwohl Banner schwächer war als sie, sondern erwarteten hinter ihren Fronthindernissen seinen Angriff. Banner ließ vor der verschanzten Front eine Scheinfront stehen, entzog sich im unübersichtlichen Gelände dem Feind und führte ihn die Armee auf beiden Seiten in die Flanken. Torstenson stürzte sich mit der rechts vorgehenden Kolonne um die Mittagsstunde auf den linken Flügel der Verbündeten und machte sich diesem so furchtbar, daß Brigade auf Brigade aus dem Centrum und vom rechten Flügel gegen ihn abgedreht wurde. Als die Sonne sich neigte, lag fast die ganze feindliche Armee über ihm. Er behauptete sich mit letzter Kraft und harrete Banners, der um den rechten Flügel des Gegners herummarschierte, um die doppelte Umfassung zu vollenden. Banner kam gerade noch zur rechten Zeit, warf den ihm entgegentretenden Flankenschuß, griff die Sachsen im Rücken an und brach bei Sonnenuntergang mit 12 Schwadronen den letzten Widerstand des erschöpften, durcheinandergerathenen Feindes.

Die völlig zerschlagene Armee flüchtete in die sächsischen Grenzen. Banner folgte und scheuchte sie nach Böhmen, wich aber mit seinen geschwächten Kräften allmählich wieder auf den pommerischen Besitz.

Im Jahre 1637 hallte der Krieg am lautesten an den Ufern des Rheins. Johann von Werth entriß den Franzosen den kampflos erworbenen Ehrenbreitstein und rückte dann an den Oberrhein, um im Verein mit Karl von Lothringen den Herzog von Weimar zu bekämpfen, der sich zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald nach Gefallen bewegte und nur noch im Breisgau und auf dem südlichen Schwarzwald Widerstand fand.

Bernhard von Weimar hatte nach dem Tode des Schwedenkönigs das beste deutsche Kriegsvolk unter seinen Fahnen vereinigt und die Verluste ersetzt, die die Schlacht bei Nördlingen in seine Reihen gerissen hatte. Er stand am Oberrhein auf festem Boden und kämpfte dort nicht nur als verpfllichteter Helfer Frankreichs, sondern auch als sein geheimer Verbündeter. Als Richelieu erkannt hatte, daß Frankreichs militärische Kraft nicht ausreichte, den kriegsgestählten deutschen und spanischen Armeen entgegenzutreten, und daß es außer dem Prinzen von Rohan, der fern im Beltin kämpfte, noch keinen überlegenen Führer besaß, wandte er sich mit sicherem Blick dem Herzog von Weimar zu, um Bernhard und seine Armee ganz für Frankreich zu gewinnen. Da Herzog Bernhard sich seit Gustav Adolfs Tod und dem Zerfall der evangelischen Union trotz des Bundes- und des Treueverhältnisses zur Krone Schweden vereinsamt fühlte und von seinem

ehrzeigigen Plane, sich im Süden ein großes Herzogtum zu erobern, nicht lassen wollte, trafen sich Richelieu und Bernhards Wünsche zu einer engeren Verbindung. Sie wurden im Oktober des Jahres 1635 verwirklicht.

Richelieu schloß mit Bernhard zu St. Germain einen Vertrag, der die Landgrafschaft im Elsaß und die Vogtei Hagenau mit allen dem Hause Österreich zustehenden Rechten dem Herzog von Weimar „gab und überließ“. Bernhard kämpfte fortan „sous l'autorité de Sa Majesté de France“, um dem Könige „envers et contre tous“ zu dienen, und empfing von Frankreich den Sold für das von ihm selbst geworbene, auf seinen Namen verpflichtete Heer. Richelieu erblickte in Bernhard nichts anderes als einen französischen Degen, der seine Eroberungen zu Frankreichs Füßen niederlegte, der Herzog aber glaubte, zum Landgrafen im Elsaß und zum Herrn der Vorlande aufsteigen zu können, und verließ sich auf seine eigene Kraft.

Der Kardinal freute sich seines Wertes mit größerem Recht als der weimarsche Kriegsheld. Wieder war eine der großen Gestalten, die der gewaltige Krieg zur Höhe emporgetragen hatte, zu einer Figur auf Frankreichs wohlbestelltem Schachbrett geworden.

Der Kampf um den Rhein erzeugte in Bernhards Ringen um das Elsaß ein neues, persönlich gefärbtes Heldenspiel, in welchem dem Deutschen abermals die führende tragische Rolle zufiel. Bernhard kämpfte im Getümmel des endlos sich schleppenden Krieges, unter Trümmern und Leichen, auf dem zerklüfteten Boden des zum Schlachtfeld Europas gewordenen Heiligen Römischen Reiches und im Wettbewerb mit den Großmächten am Oberrhein um ein eigenes Reich. Frankreich stand im Hintergrund und wartete auf die Ernte, die der Held vom Schlachtfeld las, um sie ihm zu gelegener Stunde zu entreißen und in die eigenen Scheunen einzufahren. Der Schatten Karls des Kühnen taucht aus den Sümpfen von Nancy — Gustav Adolf reitet über das Lüzener Feld . . .

Bernhard vertrieb Karl von Lothringen im Jahre 1637 aus dem Elsaß und zog am ersten Tage des Jahres 1638 gegen den Breisgau und die oberrheinischen Waldstädte. Er nahm Säckingen, Lauffenburg und Waldshut und belagerte im Februar das feste, von General Mercy verteidigte Rheinfelden.

Als Johann von Werth und General Savelli die Festung entsetzten und ihn unter Verlusten zum Weichen zwangen, entzog er sich der Verfolgung und überfiel den triumphierenden Feind drei Tage später, am 21. Februar, unter den Mauern der befreiten Feste. Das Entsatzheer wurde zersprengt, die Generale und 3000 Mann gefangen, Rheinfelden öffnete dem Sieger die Tore. Im Frühling eroberte Bernhard Röteln, die Schlüsselfeste

des Wiesentals, kurz darauf fiel der Brückenkopf Neuenburg, mit ihm Freiburg, die Perle des Breisgaus. Als es Sommer wurde, besaß Österreich am Oberrhein nur noch die Felsenfeste Breisach, „Schlüssel und Eingang des Heiligen Römischen Reiches“. Es eilte, sie zu entsetzen, ehe der Herzog des Widerstandes Herr wurde, den General von Reinach ihm mit Hilfe der Bürgerschaft bereitete. Bernhard ließ sich nicht werfen. Dreimal rückten die Kaiserlichen gegen ihn, dreimal drängte er die Entsatzarmeen aus dem Felde. Er schlug am 30. Juli bei Wittentweier den Savelli, der ausgetauscht worden war, noch einmal, besiegte am 5. Oktober in den Rebbbergen von Thann den Karl von Lothringen und verschonte einige Tage darauf den General Gög. Bei Thann fochten französische Regimenter unter dem Befehle des Vicomte von Turenne zum erstenmal den Deutschen ebenbürtig.

Als Breisach am 7. Dezember ausgehungert fiel, erhob sich Bernhard von Weimar zum Herrn der oberrheinischen Lande. Da tauchte die Schlange aus dem Pergament, das er zu St. Germain unterschrieben hatte.

Richelieu forderte kraft des Vertrages die Belagerung Breisachs mit französischen Truppen. Als Bernhard die Zumutung ablehnte und den tapferen Schweizer General von Erlach mit seinen treuesten Regimentern in die Feste legte, schieden sich Frankreichs und Bernhards Wege am erreichten Ziel. Da Richelieu sich nicht stark genug fühlte, Bernhard mit Gewalt zu begegnen, spann er die Verhandlungen fort und bot ihm die Hand seiner Nichte, der Herzogin von Aiguillon. Aber Bernhard beharrte auf seinem Recht und erhob die Augen zu der Landgräfin-Witwe von Hessen. Sein Traum erweiterte sich zu einem Rheinlönigreich. Er richtete in Breisach eine herzogliche Kammer ein, übertrug seinem Kanzler Rehlinger die Führung der Geschäfte und marschierte nach Süden, um die Feste Landstron und die Schlösser Pontarlier und Sour zu erobern. Die Burgunder Pforte öffnete sich, die Surapässe fügten sich seiner Hand. Als er aus dem Sundgau zurückkehrte und im Juli 1639 bei Neuenburg Lager schlug, um mit der Krone Frankreich von Macht zu Macht zu unterhandeln, erhob er sich als die letzte große Gestalt des Krieges, auf sein Schwert vertrauend, aus dem deutschen Chaos.

Da raffte ihn am 18. Juli, nach kurzem, stürmischem Krankenlager, ein allzufrüher Tod hinweg. Man sprach von Gift, das ihm sein Leibarzt Blandini gereicht habe. Er selbst starb in der Überzeugung, daß Richelieu an seinem Tode nicht unschuldig sei. Der Verdacht blieb unerwiesen, aber der Herzog starb dem Kardinal gelegen. Bernhards Testament bestimmte, daß das Elsaß und die eroberten Lande beim Reiche bleiben sollten, aber die Schriftzüge des Toten hatten weniger Geltung als die

Schwertstreiche des Lebendigen besaßen. Richelieu gewann das führerlose Heer als Soldtruppe und mit ihm die von Bernhard eroberten Lande. Das Zwischenspiel war zu Ende, der Kampf um den Rhein folgte wieder den vorgezeichneten Bahnen. Der Kardinal trug gelassen die Früchte heim, die Bernhards Schwertarbeit gehäuft hatte, und brachte dem Dauphin, den Anna von Österreich, die Gemahlin Ludwigs XIII., dem König am 5. September 1638 geboren hatte, die Feste Breitsach, „des Heiligen Römischen Reiches Ruhestiften“, als Wiegegabe dar.

Als Richelieu vier Jahre später einem Brustleiden erlag, war Frankreichs Stellung am Rhein gefestigt. Ludwig XIII. beklagte den Tod des Staatslenkers mit den trockenen Worten: „Voilà mort un grand politique,“ und folgte ihm nach wenigen Monden in die Grube. Der Nachfolger des Kardinals war ein kleinerer Geist als der Schöpfer der autoritären, zu kristallner Kälte und Klarheit geschliffenen französischen Monarchie, aber Signor Mazarini wandelte als Kardinal-Minister die Bahn weiter, die sein großer Vorgänger gewiesen hatte. Richelieu hatte keine neuen Ziele aufgestellt, aber die Methode ausfindig gemacht, die den Kampf um den Rhein und die allgemeine Politik Frankreichs zur Einheit verschmolz und die nackte Eroberung mit moralischen Gewändern schmückte. Mazarin bekannte sich zu Richelieus sagenhaftem Testament. Auch er erblickte in der Einmischung Frankreichs in die deutschen Verhältnisse unter der Maske eines Protektors der deutschen Libertät „die beste Politik“, die die französischen Könige gegenüber Österreich und dem Reiche verfolgen konnten, und handelte danach.

Noch tobte der zu Raub- und Plünderungszügen berittener Heere entartete Krieg. Noch rang Orenstierna mit Dänemark und Österreich zugleich. Noch schlug der dämonische Paralytiker Torstenson, der nach Banners Tode Schwedens Armada führte, die Kaiserlichen am 2. November 1642 in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld und am 6. März 1645 in der Vernichtungsschlacht bei Jankau und ließ sich in seiner Sänfte von Mähren nach Bütland und von Bütland vor die Tore Wiens tragen. Aber der Antriebs war im Erlöschen. Ferdinand III., der seinem starrsinnigen Vater im Jahre 1637 auf dem Throne gefolgt war, suchte ernstlich den Frieden.

Frankreich pflückte im Felde von Bernhards Tod bis zum Aufstieg des großen Condé und Turennes auf dem deutschen Kriegsschauplatz keine Lorbeeren.

Glücklicher war Frankreich auf dem spanischen Kriegsschauplatz. Condé sah Arras und Perpignan fallen und erschien im Jahre 1643 an der Spitze einer Armee in den Niederlanden, um den Spaniern auf ihrem eigenen Boden Trost zu bieten. Auch er war noch nicht zur Beherrschung des

Schlachtfeldes gereift, aber sein sicherer Blick und die Blut seines Temperaments halfen ihm am 19. Mai 1643 vor den Ardennenpässen im Talzug der Maas zum ersten Sieg im offenen Felde. Die Spanier lagen vor Rocroi, um sich den Weg südwärts zu öffnen, und erwarteten ein kaiserliches Hilfsheer, das schon von Luxemburg im Anrücken war. Condé mußte schlagen, ehe die Deutschen zur Stelle waren, oder die Festung ihrem Schicksal überlassen und mit ihr die Maaslinie preisgeben. Er entschloß sich zum Kampf und griff nach einigen Tagen fruchtloser Kanonade an. Die Spanier warfen sich auf den linken Flügel der Franzosen und brachten ihn in große Bedrängnis. Condé führte unterdessen seinen rechten Flügel zum Sturm, ritt die spanische Reiterei um, warf den nächststehenden Feind und schwenkte dann gegen den siegreichen rechten Flügel ein. Nach schwerem Kampfe erlagen die Spanier dem Flankenangriff. Ihre Artillerie wurde genommen, das leichte Fußvolk und die Reiterei zersprengt, nur die „Tertios“ hielten heldenhaft stand. Von allen Seiten drang der Feind mit Artillerie, Infanterie und Kavallerie auf sie ein. Das grobe Geschütz zog blutige Furchen, vorprallende Schwadronen rissen auspringende Ecken ab, Musketensalven lichtereten die Glieder, aber sie wollten sich nicht werfen lassen. „Ihre dicken geschlossenen Bataillone glichen ebensoviele Türme, aber Türme, die die geschlagenen Breschen zu schließen wissen. Sie hielten unerschütterlich stand, während um sie her alles in Auflösung floh, und feuerten nach allen Seiten. Erst als alle Offiziere gefallen waren, wichen sie vom verlorenen Feld.“

Die Deutschen, die in Eilmärschen das Maastal abwärts gerückt waren, trafen in der Abenddämmerung auf dem Schlachtfeld ein. Sie kamen zu spät, den Kampf zu erneuern, nahmen die Flüchtlinge auf und kehrten um. Spaniens Versuch, den Krieg noch einmal aus dem Stromgebiet des Rheins an die Somme und über die Maas ins französische Gebiet zu tragen, war gescheitert.

Auch am Niederrhein ward den Franzosen im Jahre 1642 ein Erfolg zuteil. General Guébriant, der eine Zeitlang mit ein paar tausend Mann in Banners Lager gestanden und die französische Fahne in Thüringen gezeigt hatte, rückte mit den Hessen vereint gegen die Kaiserlichen und die kurlönischen Truppen und überschwebte das Kurfürstentum Köln. Als er im Jahre 1643 rheinaufwärts marschierte, ins Niddertal einbrach, Rottweil nahm, Schwaben verwüstete und bei Tuttlingen Lager schlug, erreichte ihn die Vergeltung. Bayern und Österreicher überfielen die Franzosen und ihre Verbündeten am 24. November im Quartier und jagten sie über den Schwarzwald zurück. Im Jahre darauf eroberte Maximilians Feldmarschall, der feurige Mercy, der bei Tuttlingen das Beste getan hatte,

die Bodenseefeste Überlingen, wies bei Freiburg scharfe Angriffe Condés und Turennes ab und zog sich dann vor dem erstarrten Feind nach Schwaben zurück. Condé und Turenne trennten sich. Condé ging, wie einst Mansfeld, über den Rhein zurück, während Turenne, wie einst Markgraf Friedrich Georg, dem abziehenden Feinde folgte. Mercy wich über den Neckar auf die Tauberlinie. Als Turenne sich bei Mergentheim niederlegte, fiel Mercy wiederum über die Franzosen her und schlug sie am 5. Mai 1645 zum zweitenmal aus ihren Quartieren. Die blauen Reiter Johann von Werths jagten die Zersprengten durch den Schwarzwald über den Rhein.

Da eilte Condé mit großen Verstärkungen zu Hilfe. Die Franzosen setzten wieder über den Strom und drangen, alles verwüstend, bis Nördlingen, die Bayern warfen sich ihnen am 3. August bei Allersheim in den Weg und brachen den Schwall, mußten aber vor der Übermacht weichen. Der Feldmarschall fiel, Johann von Werth rettete die Armee über die Donau. Condé verheerte Schwaben und marschierte dann mit der Hauptmacht nach dem Norden Frankreichs ab. Turenne rückte an den Rhein. Noch zweimal wechselten Flut und Ebbe dieser vom Rhein zur Tauber, zum Lech und zuletzt bis zum Inn brandenden Vorstöße, denen sich der Schwede durch Vorstöße aus Thüringen gesellte, dann fielen die letzten, schon von den Stimmen der Friedensunterhändler übertönten Schläge. Am 27. Mai 1648 wurden die Kaiserlichen bei Zusmarshausen in der Nähe von Augsburg von den vereinigten Schweden und Franzosen besiegt und in die österreichischen Erblande zurückgeworfen. Als kurz darauf Graf Königsmark mit einem schwedischen Korps in Böhmen einfiel und sich auf Prag stürzte, gebot die Kunde vom Abschluß des lange gesuchten Friedens der Kriegesfurie nach dreißig leidenvollen Jahren auf deutschem Boden endlich Halt.

Der große Krieg war geschlagen, Deutschland lag in Wüstenei und Trümmern, Tausende von Dörfern, Hunderte von Städten waren vom Erdboden vertilgt, die Kraft des Volkes vertan, im Durchschnitt ein Drittel, in manchen Gegenden, so am Niederrhein und im Elsaß, sogar fünf Sechstel seiner Bevölkerung dahingerafft. Der Friede, der seit dem Jahre 1639 gesucht worden war und zu Münster und Osnabrück in fünfjährigen Verhandlungen zu Papier gebracht wurde, endete den Krieg, um neuen Leiden Tür und Thor zu öffnen.

Das Stromgebiet des Rheins brach auseinander. Die Republik der Niederlande und die Schweiz, Mündungs- und Quellgebiet des Rheins schieden sich völlig und völkerrechtlich vom ohnmächtigen Ganzen, der Schwede griff nach den Mündungen der deutschen Ostseeströme, erwarb

Sitz und Stimme im Reichstag, Vorpommern und die Bistümer Bremen und Verden, der König von Frankreich, der „Vikarius des Heiligen Römischen Reiches“ aus dem Jahre 1552, der „Protector deutscher Libertäten“ und Bewahrer der deutschen Stände vor Schwedennot und kaiserlicher Soldateska, erhielt die längst gelübte Oberhoheit über Toul, Metz und Verdun zugesprochen, setzte sich am Oberrhein fest und schob Philippsburg und Breisach als Schemel unter seine Füße. Nicht Schweden, das seinen König auf dem Schlachtfeld gelassen, sondern Frankreich, das zuletzt in den Kampf getreten war und seine Schlachten meist mit deutschem Blut ausgefochten hatte, war der wahre Sieger.

Das Heilige Römische Reich, das in 350 Staaten aufgelöst am Boden lag, war fürder jeder Zentralgewalt bar. Auch die längst zu unwirklicher Vorstellung gewordene Staatsordnung lag zerschlagen. Deutschland war aus dem Zeitalter der Reformation als ein aufgelockerter paritätischer Bundesstaat unter der Führung eines katholischen, auf eine gewaltige Hausmacht gestützten Kaisertums hervorgegangen, dem die großen Landesfürsten als souveräne Wahlherren im Inneren widerstrebten. Jetzt wurde es als Machtgebilde völlig aufgelöst. Aus dem feudalen Bundesstaat, der sich nur noch gewisser schwerfälliger Rechtsnormen und einer allzu schwachen, ausführenden Gesamtgewalt erfreut hatte, wurde ein loser Staatenbund, dem fremde Könige und deutsche Fürsten als gleichberechtigte Souveräne angehörten. Die religiöse Toleranz, die sich als Kompromißlösung aus der Anerkennung der lutherischen und der kalvinistischen Richtung und der Anwendung des Grundsatzes „cuius regio, eius religio“ bei einem Komplex von 350 deutschen Staaten von selbst ergab, war mit der Ohnmacht des Reiches erkaufte.

Der König von Frankreich hatte den Krieg, dank der verdeckten Kriegsführung Richelieus und der kriegerischen Kraft seiner schwedischen Verbündeten, mit deutscher Hilfe gewonnen und stand nun als anerkannter Protector deutscher Libertäten und Hüter der deutschen Ohnmacht vor der staunenden Welt. Frankreich hatte Deutschland und Habsburg zugleich geschwächt. Die spanisch-österreichische Welt hegemonie wurde in eine spanische Weltmacht und in eine österreichische Kontinentalmacht gespalten. Beide waren noch mächtig, aber sie waren Frankreich nicht mehr gefährlich, solange das Deutsche Reich sich nicht zum Widerstand gegen die wachsende Ausdehnungspolitik Frankreichs ballte. Aus diesem Satz sprach drohend die Zukunft, die des deutschen Volkes nach dem Jahre 1648 wartete. Da es nach Kants schönem Wort nicht in der Natur vorwaltender Mächte liegt, sich selbst zu beschränken, mußten dem Franzosen die Grenzen gesetzt werden, die er nicht überschreiten durfte, ohne Deutsch-

lands Lebensinteressen zu verletzen. Er hatte sie bedroht, als er sich am Westsaum des Stromgebiets des Rheins auf dem linken Maasufer festsetzte, er verletzte sie, als er die Gebirgspforten der Vogesen durchbrach, um ins Elsaß hinabzusteigen, und er traf sie tödlich, als er, von der natürlichen Bewegung und Erwägungen strategischer Natur fortgerissen, die Rheinlinie überschritt und sich in den Brückenköpfen des rechten Rheinufers verschanzte.

Das Königreich Frankreich setzte seinen Grenzpfahl an den deutschen Rhein, den deutsche Ohnmacht nicht mehr verteidigen konnte, nachdem deutsche Zwietracht dem Welschen die Lothringer Hochfläche preisgegeben hatte.

Die verwickelten Rechts- und Untertanenverhältnisse, die im Elsaß aus der Vielherrschaft der Jahrhunderte hervorgegangen waren, machten die Festsetzung der neuen Grenzen und der neuen Hoheitsrechte mühsam und ließen manches unklar. Frankreich erhielt indes in unzweideutiger Weise den gesamten habsburgischen Besitz und die Landgrafschaft im Unterelsaß zugesprochen. Der Besitz Habsburgs war größer, als die Diplomaten wußten, die Landgrafschaft dagegen stellte nur noch einen leeren Titel und ein Bündelchen unhandlicher Ehrenrechte dar. Der ganze Sundgau kam in Frankreichs Hand. Nur die Stadt Mülhausen, die seit 1515 mit der schweizerischen Eidgenossenschaft verbunden war, blieb Frankreich vorenthalten und lag fortan einsam vor der Öffnung der Burgundischen Pforte. Sie mochte als ein ausgefester Posten von der Gnade Frankreichs leben, bis Frankreichs Herrscherville und veränderte wirtschaftliche Verhältnisse das Aufgehen der Stadt im französischen Staatsgebiet forderten. Im Unterelsaß saßen zahlreiche reichsfreie Stände, die Österreich nichts schuldeten. Und doch vermeinten die Franzosen, auch über diese Gebiete Hoheitsrechte zu erlangen, als sie den Vertrag zu Münster schlossen. So war zwar im 73. Paragraphen bestimmt worden, daß der Kaiser für sich und sein Haus, mit ihm das Reich Breisach, die Landgrafschaften des oberen und unteren Elsses, den Sundgau und die Hoheitsrechte über die zehn Städte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Ober- und Unter-Elm, Rosheim, Münster im St. Georgental, Rappelsberg und Türkheim dem allerchristlichsten König und Frankreich übergaben, aber im 87. Paragraphen war ausdrücklich festgesetzt, daß der König gehalten sei, nicht nur die Bischöfe von Straßburg und Basel, sondern auch die übrigen reichsunmittelbaren Stände in der Freiheit und der Reichsunmittelbarkeit zu belassen, so daß er keinerlei weitergehende königliche Oberhoheit in Anspruch nehmen könne. Doch solle durch diese Erklärung die Übertragung der höchsten Souveränität nicht geschmälert werden.

Strassburg, der mächtigste Reichsstand, die einzige Stadt, an die sich im Dreissigjährigen Kriege kein Feind gewagt hatte, wurde in dem unklaren, tückischen Vertrag nicht genannt. Vergebens verlangte sie als freie Reichsstadt ausdrücklich darin erwähnt zu werden. Ihr Schicksal blieb im Dunkel. Einsam — vereinsamer noch als Mülhausen — lag sie als letzter deutscher Brückenkopf auf dem linken Ufer des Stroms, über den der Franzose zu neuen Erwerbungen hinausdrängte.

Die Undurchsichtigkeit des Friedenstextes und die Vielgestaltigkeit der im Elsaß gewürfelt liegenden Territorien gestatteten der französischen Politik schon nach wenigen Jahren den Vertrag nach Gefallen zu deuten und das ganze Elsaß als französisches Gut in Anspruch zu nehmen.

Frankreichs strategische Absicht ging allezeit, wie einst die Absicht Cäsars, auf die Beherrschung der Rheinlinie, die politische auf den Besitz des gesamten linken Rheinufers und die Einmischung in die deutschen Verhältnisse. Beides aber führte, wie die Kriegsgeschichte von der Arminius-Schlacht bis zur Schlacht bei Zusmarshausen gelehrt hatte, über den Strom hinaus. Frankreich war sich schon zur Zeit des Westfälischen Friedens völlig klar, daß die Strategie im Grunde nur Mittel zum Zweck sein konnte und daß die Zweckerfüllung in der Zerkümmerng Deutschlands, in seiner Auflösung in eine Anzahl ohnmächtiger Kleinstaaten beschlossen lag. Die Franzosen dachten nicht daran, dieses Ziel aus den Augen zu verlieren. Sie erhoben auf der Grundfesten des Westfälischen Friedens zunächst den Anspruch auf die Beaufsichtigung Deutschlands. Sie hatten einen Vertrag unter den Füßen, aus dem sie wie aus einem uner schöp flichen Bergwerk die reichsten Schätze heben konnten. Indem sie den Schutz der „deutschen Libertäten“ verbürgten, halfen sie das Deutsche Reich zerstückeln, und indem sie den Rhein zwischen Basel und Speier gewannen, strebten sie über ihn hinaus nach der Beherrschung des ganzen Stromgebiets. Der Zauber, der die Römer zur Elbe fortgerissen hatte, ergriff auch sie. Wir aber wissen, nachdem wir die Darstellung des Kampfes um den Rhein so weit geführt haben, daß dieser Zauber nichts anderes war als der magische Ausdruck für die Einheit und Unteilbarkeit des deutschen Stromgebiets.

VIII.

Die Hegemonie Ludwigs XIV., das europäische Gleichgewicht und der Rhein

Der Westfälische Friede und die „gallische Idee“ — Deutschland als „Monstrosität“ — Die Verhältnisse am Rhein — Der Pyrenäische Friede — Brandenburg im Osten — Mazarin in Oliva — Ludwig XIV. als Selbstherrscher — Die Rheinische Allianz und der Westfälische Friede — Der erste niederländische Krieg — Der Rastatter Kongress — Jan de Witt — Der zweite niederländische Krieg — Turennes Feldzugsplan — Der Feldzug am Niederrhein — Wilhelm von Oranien — Die erste Koalition gegen Frankreichs Hegemonie — Friedrich Wilhelm von Brandenburg — Der Rhein als Bewegungslinie — Condé vor Straßburg — Der Brand der Rheinbrücke — Die Entfestigung der Delapols — Montecuccolis Rochade — Turenne am Oberrhein — Der Frieden von St. Germain — Turenne an der Saube — Die Alliierten erobern Bonn — Das Reichsbanner — Die Schlachten bei Singheim, Enzheim und Türkheim — Die Schlacht bei Senef — Der Krieg als „Salbding“ — „Pas de deux“ — Der Tod Turennes — Die Schlacht bei Fehrbellin — Frankreich im Mittelmeer — Der Friede von Nimwegen — „Nec pluribus impar“ — St. Germain-en-Laye — „La paix conquérante“ — Straßburgs Fall — Der universale Charakter der Reunionen — Kara Mustapha Pascha vor Wien — Ludwig XIV. im Gegensatz zum Abendland — Französische Realpolitik und edles Gebärdenspiel — Die verzweifelte Lage des Reiches — „Mars Christianissimus“ — Der Kampf um den Rhein im Zentrum des Weltgeschehens — Ludwig, Genua und die Hugonotten — Die Aufhebung des Ediktes von Nantes — Ludwig XIV. als Inkarnation der französischen Staatspersönlichkeit — Frankreichs Kriegsmanifest vom 24. September 1688 — Die Schlachten bei Ofen, Mohacz und Salankemen — Der Vormarsch der Franzosen über den Rhein — Die Kontributionspolitik — Wilhelm von Oranien in England — Die Devastation der Kurpfalz und Baden-Durlachs — Das Krisenjahr 1689 — Die Schlachten an der Boyne, bei Fleurus, bei Steenkerken und Rap La Hogue — Ludwigs Tafelgeschirr — Die Schlacht bei Neerwinden — Frankreich in die Verteidigung gedrängt — Das Friedensmanifest Fénelons — Pazifismus aus Schwäche — Ludwig XIV. sprengt die Allianz —

Der Friede von Rijswijk — Reparationen? — Frankreich bleibt am Rhein —
Das spanische Erbe — Frankreichs kriegerische Macht — Der Spanische Erbfolge-
krieg beginnt — England und das europäische Gleichgewicht — Vom Rhein zum
Po — Prinz Eugen von Savoyen — Die Schlachten bei Carpi und Chiari —
Villerois Gefangennahme — Vendôme und Eugen — Wilhelm III. — Die Herr-
schaft über die Meere — Marlborough und Markgraf Ludwig von Baden —
Villars und Tallard — Die Stollhofener Linien — Guido von Starhemberg —
Der Feldzug in Bayern — Kurfürst Max Emanuel — Die Schlacht bei Höchst-
stadt — Ausblick auf den Nordischen Krieg — Die Schlachten bei Ramillies
Turin, Almanzor und Audenaarde — Die Schlacht bei Malplaquet — Ludwig XIV.
sucht den Frieden — England scheidet aus dem Krieg — Der Friede von Utrecht —
Die Ernte des Westfälischen Friedens — Der französische Machtgedanke und der Rhein.

Der Westfälische Friede endete den Dreißigjährigen Krieg, gab aber Europa den Frieden nicht wieder, sondern zog einen Kometenschweif neuer Kriege hinter sich her. Der Fluch, der jedem allgemeinen Kongreß einander von Natur widerstrebenden Mächte gefolgt ist, ruht auch auf ihm. Frankreichs Ansprüche waren zu Münster nicht erfüllt worden, „der Traum und das Sehnen Philipp Augusts, die Absicht und der Wunsch Philipps des Schönen und die Überlieferung Heinrichs IV.“ noch nicht zur vollen Verwirklichung gediehen. Die „gallische Idee“, die die Beherrschung des ganzen Rheins forderte, war in dem Friedensinstrument des Jahres 1648 noch nicht zur Entfaltung gelangt, aber Frankreichs Ansprüche hatten einen Nährboden gefunden, in dem sie sich sofort mit unzähligen Wurzeln festsaugten. Sie wucherten in den unklaren Bestimmungen des Vertrages, bis sie die papierene Hülle sprengten und aufs neue friedestörend ans Licht stiegen. Ludwigs Friedensunterhändler Servien hatte seine Absicht, den Vertrag vieldeutig erscheinen zu lassen, allzugut erreicht und seinem Lande die Möglichkeit gesichert, den Vertrag so auszulegen, wie es ihm günstig schien. Er schrieb seinem König nicht ohne Grund: „Je crois qu'il se faudra contenter que chacun explique le traité comme il l'entend.“

Das aufgelöste deutsche Reich lag mit Ermüdeten besät, von entlassenen Soldatenhorden gebrandschatzt, mit aufgerissenen Flanken zwischen Frankreich, Schweden, Polen und der Türkei in ein Prokrustesbett gezwungen. Trotzdem war noch Leben in dem deutschen Chaos. Die Territorien suchten sich je nach ihrer staatsbildenden Kraft zu selbständigen Gebilden zu entwickeln, in denen die Fürstenmacht zur Gewalt emporstieg. Das blühende deutsche Städtewesen war dem Dreißigjährigen Krieg erlegen, die politische Macht sammelte sich an den Höfen; mit ihr reifte der Absolutismus. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation der „350 Vaterländer“ war zu einer staatlichen „Monstrosität“ geworden. Deutschland schied als politisches Wesen aus einer Welt, in der für Staaten mit geschwächten nationalen Instinkten kein Raum mehr war. So blieb nur jenen Teilen, jenen Stämmen, jenen Reichsständen eine Zukunft vorbehalten, denen die Kraft gegeben war, sich im Kampfe aller gegen alle zu selbständiger Politik zu bekennen und auf schmale Grunde zu eigener, von kriegerischer Macht getragener Souveränität emporzurufen.

Die Großen hatten sich im Riesenkampf behauptet, aber ihre Macht war gemindert. Nur das Kurfürstentum Bayern blickte auf Erfolge. Maximilian hatte die Kurwürde und die Oberpfalz aus dem Kriege gerettet, und das Haus Wittelsbach saß in München, in Neuburg und im Erzbistum Köln auf reicher Habe. Die Rheinpfalz, die mit der neu-geschaffenen achten Kurwürde dem Sohne des Winterkönigs übergeben worden war, lag als Grenzmark unter französischen Kanonen. Sachsen, das die Lausitz und Magdeburg davongetragen hatte, war an Österreich herangedrängt worden und begann gleich Brandenburg nach Osten zu blicken. Als Friedrich Wilhelms Versuch, den Rantener Vertrag zu Brandenburgs Vorteil zu wandeln, im Jahre 1651 am Widerspruch des Kaisers, Spaniens und Polens scheiterte und Pfalz-Neuburg seinen Anteil Jülich-Berg behauptete, wandte sich das brandenburgische Staatsinteresse von dem Rheine ab und dem Osten zu. Cleve verwuchs als „disjectum membrum“ des Hohenzollernhauses nicht mit der brandenburgischen Macht und mit den politischen Absichten der großen Herrscher, die dem märkischen Sande entsprossen. Der Kampf um den Rhein ist dadurch wesentlich beeinflusst worden.

Frankreichs Sieg wurde durch den Ausbruch innerer Wirren, in denen die Fronde noch einmal ihr Haupt erhob, nicht getrübt. Mazarin sah sich zwar genötigt, die Königin-Witwe zu verlassen und nach Lüttich und Köln zu flüchten, kehrte aber im Triumph zurück, als es gelungen war, die Fronde zu spalten und Turenne auf die Seite des Hofes herüberzuziehen. Als der Kardinal im Jahre 1653 die Zügel der Gewalt noch einmal an sich nahm, stand Frankreich wieder gesammelt und warf seine Kraft aufs neue nach außen. Spanien sah sich im Jahre 1659 zum ersten demütigenden Frieden gezwungen. Es verlor die transpyrenäischen Gebiete, das Artois, Teile von Flandern, den Hennegau und Luxemburg. Die französische Nordgrenze wurde über die zweite natürliche Umwallung vorgeschoben, die Scheldespforte und die Maasbresche geschlossen. Arras, Hesdin, Gravelines, Landrecie, Le Quesnoy, Marienburg und Philippville wurden aus spanischen Barrierefestungen zu französischen Ausfallsfesten. Der Gewinn der Maasübergänge Stenay und Clermont und die Schleifung der Festung Nancy befestigten die Stellung auf der Lothringer Hochfläche. Herzog Karl kehrte in ein wehrloses, verstümmeltes Land zurück.

Die strategischen Plattenstellungen, die Frankreich im Gebiet der Schelde- und Sambrequellen erworben, und das Aufmarschgebiet der lothringischen Hochfläche sicherten Frankreich fortan die Überlegenheit im Angriffskrieg und erlaubten ihm, gegen Norden und Osten zugleich zu sechten. So verstärkte die französische Naturfestung sich Schritt für Schritt

und Jahr für Jahr zum Entscheidungskampf um den Rhein. Spanien verlor nicht nur das Erbe Karls des Kühnen bis auf die Franche Comté und die südlichen Niederlande, sondern büßte auch die Herrschaft auf dem Meere ein und wahrte nur in Italien seine Machtstellung. Das spanische Jahrhundert lag begraben, das französische stieg herauf.

Der Pyrenäische Friede war Mazarins persönlichstes Werk. Er krönte ihn durch die Vermählung der Tochter Philipps IV., Marie Theresé, mit Ludwig XIV. und bezeichnete diese Verbindung als den schönsten Friedenspreis. Als er auch zu England eine Brücke schlug, das seinem König den Kopf vor die Füße gelegt hatte und im Jahre 1648 ins eiserne Zeitalter Cromwells eingetreten war, stand Frankreich gebietend im Räte der Nationen.

Der Kardinal nahm diese Stellung wahr, als Schweden den Nordischen Krieg entfesselte und sich nach Ogenstiernas Tod auf Helgenfahrten ins Uferlose verlor. Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der nach der Thronentsagung Christinens, Gustav Adolfs einziger Tochter und Erbin, im Jahre 1654 auf den schwedischen Thron berufen wurde, stürzte sich sofort in einen Krieg mit Polen und fiel dann über Dänemark und Moskovien her, um die Eroberung des Baltischen Meeres zu vollenden. Karl X., der Neffe Gustav Adolfs, in dessen Adern das lebhafteste Blut der Wittelsbacher pochte, wurde zum stürmischen Vorkämpfer schwedischer Machtpolitik. Er führte im Jahre 1655 eine Armee über die Ostsee, schlug das polnische Adelsheer bei Warschau, rückte siegreich vor Krakau und eroberte die alte Krönungsfeste. Johann Kasimir flüchtete nach Lemberg. Der ganze deutsche Osten schien von schwedischer Umklammerung bedroht. Da ermannten sich die Mächte, denen die Erhaltung der freien Ostsee am Herzen lag. Brandenburg, das durch den Westfälischen Frieden von der See abgedrängt worden war und seine schwächliche Haltung in Münster mit Hintansetzung bestraft sah, raffte sich zu Taten auf. Kurfürst Friedrich Wilhelm trug den Niederlanden und England ein Bündnis an und suchte sich auch den Beistand Oesterreichs zu verschern. Da die Verhandlungen hinter den Ereignissen dreinhinkten und Kaiser Ferdinand III. sich dem Kriege entzog, tat Friedrich Wilhelm auf eigene Gefahr den ersten Schritt und marschierte mit einer kleinen Armee in Westpreußen ein, sah sich aber bald von den Schweden auf Königsberg zurückgeworfen.

Der erste Feldzug, den ein deutscher Reichsfürst nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens als Souverän zu führen wagte, endete zuungunsten der deutschen Sache. Brandenburg wurde von der Großmacht Schweden gezwungen, das Herzogtum Preußen von der Krone Schweden als Lehen zu nehmen und Karl Gustav Lehnssfolge zu leisten.

Der Schwede bedurfte seines Vasallen rascher, als er ahnte. Die Polen erhoben sich und zogen als Volksaufgebot zu vielen Tausenden wider die schwedische Armee ins Feld. Ein Heer von 80 000 Bewaffneten erschien vor den Toren Warschaus. Karl Gustav schien verloren. Da tat der Hohenzoller mehr, als seine Lehnspflicht forderte. Er lernte selbstherrliche brandenburgische Politik machen und stieß mit 8500 erlesenen Streichern zu dem schwerbedrängten Schwedenkönig, um mit ihm vereint unter den Mauern Warschaus zu schlagen. Drei Tage, vom 28. bis 30. Juli 1658, rangen Schweden und Brandenburger gegen den fünffach überlegenen Feind, dann brach sich die Kraft der Polen an ihren feuernden Karrees. Die polnische Masse wurde zersprengt und die Brandenburger stürmten Praga.

Der Tag von Praga warf den ersten Lichtschein auf das ins Dunkel getauchte Heilige Römische Reich. Zehn Jahre nach dem Friedensschluß zu Münster entstieg Brandenburg, von starker Hand geführt, als erster selbständig handelnder Staat dem deutschen Chaos.

Kurfürst Friedrich Wilhelm nützte die Gelegenheit, ließ sich von Karl Gustav des Lehnseides entbinden und entwand sich kurz darauf auch dem Bunde mit Schweden, indem er zu Wehlau mit den Polen Frieden und Freundschaft schloß und auch das polnische Lehen von sich schüttelte. So errang der Kurfürst von Brandenburg als Herzog in Preußen volles Hoheitsrecht über die deutsche Ostmark. Karl Gustav aber wandte sich, von einem Bunde Österreichs, Rußlands, Dänemarks und Brandenburgs bedroht, gegen die Dänen. Der Krieg bezeugte abermals die kriegerische Kraft des Schwedenkönigs, aber allgemeine Erschöpfung und die Einmischung Englands und der Niederlande bereiteten dem Blutvergießen ein rasches Ende. Ein neuer europäischer Kongreß trat zusammen, saß in Kopenhagen und Oliva über die Ordnung der Ostseefrage zu Tische und setzte die Grenzen der um das Ostbecken gelagerten Länder fest.

In Oliva wurde Frankreichs Machtstellung aller Welt offenbar. Mazarin erschien als Schiedsrichter Europas. Er sprach Pommern im Namen Frankreichs den Schweden zu, wie es ihnen zu Münster verbrieft worden war, und erkannte Karl Gustav im Besitze Livlands und Estlands an. Brandenburg trug drei polnische Kreise davon.

Als Mazarin im Jahre 1661 starb, war Frankreich zur Vormacht des Kontinents emporgestiegen und erschien als Verteidiger und Garant des Westfälischen Friedens und ein Protektor der Schwachen. Frankreich, das nun von französischen Geschichtsschreibern mit politischer Beflissenheit „das Königreich der Gallier“ genannt wurde, war von den Pyrenäen über die Rhone, vom Mittelmeer bis zur großen Scheldepforte und vom Atlantischen Ozean bis zum Oberrhein ausgedehnt worden und stand vollständig, in ge-

schlossener Einheit und Einigkeit bereit, seine Herrschaft am Rhein und jenseits der Alpen aufzurichten. Es war ein Triumph methodischer verdeckter Politik. Nicht unverhüllt, nicht in barbarischer Nacktheit war das Frankreich Richelieus und Mazarins von Eroberung zu Eroberung geschritten. Stets begleiteten kunstvoll zurechtgelegte Rechtsansprüche seinen Gang und streuten den Lorbeer historischer Erinnerungen und den Weihrauch uralter Überlieferungen auf den mit dem Gold der Bestechung gepflasterten Weg. So war es auch am Oberrhein nicht als Eroberer, sondern mit der Miene des Beschützers aufgetreten und rasch in die abgestreifte Haut der Saburger geschlüpft, um eher als Glied denn als Zerstörer des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu erscheinen. Erst als es die Ausfallsporten Breisach und Philippsburg gewonnen und Lothringen entmannt hatte, warf es die Hülle ab.

Jetzt begann es sich im Elsaß mit Gewalt des letzten deutschen Bodens zu bemächtigen, indem es den Westfälischen Frieden nach eigenem Gefallen interpretierte. Jetzt streckte es die Hand auch nach dem Niederrhein, jetzt griff es die Generalstaaten und die Freigravenschaft zugleich an, um die ganze Rheinlinie samt der Doubslandschaft zu gewinnen. Aber trotz des Übergangs zur unverhüllten Gewalt blieb es auch jetzt noch beflissen, spitzfindige Rechtsvorwände hervorzufuchen, um seine Eroberungszüge diplomatisch einzuleiten und politisch zu unterstützen.

Zu diesem großen, Europa herausfordernden Spiel bedurfte es einer größeren Gestalt als eines Kardinalministers, hierzu gehörte königliche Majestät. Sie war Frankreich in dem Kinde geboren worden, dem Richelieu im Jahre 1639 Breisach als Ruhestätten in die Wiege gelegt hatte.

Ludwig XIV. trat auf die Bühne, die von Richelieu und Mazarin für das Selbstherrschertum gefegt und geschmückt worden war, und begann Frankreichs Ausdehnungsdrang, Macht- und Ruhmbegier in seiner blendenden, egozentrischen Persönlichkeit zu verkörpern. Der Machtinstinkt der Nation, das Interesse der Dynastie und der Wille einer starken Persönlichkeit gingen im Wesen des Sonnenkönigs einen Bund ein, der die Staatskraft Frankreichs in einem zentralistisch geordneten und absolut regierten Staate zu ungeheuren Leistungen befähigte. Deutschlands Ohnmacht ließ dieser Steigerung des französischen Machtgefühls nicht nur seine Ohnmacht und Zerrissenheit als Hintergrund, von dessen grauer Färbung sich das glänzende Bild französischer Machtvollkommenheit um so wirkungsvoller abhob, sondern bot sich auch der französischen Politik selbst als Objekt ihrer ehrfüchtigen Pläne dar.

Die rheinischen Fürsten, die schon durch Richelieu zu Gnaden gekommen waren, suchten nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens

erst recht die wärmenden Strahlen des französischen Sonnenkönigtums und ließen sich kraft des Bündnisrechtes, das den kleinen deutschen Souveränen zugestanden war, sofern es sich nicht gegen Kaiser und Reich richtete, untereinander und mit dem König von Frankreich zu Allianzen herbei, die wohl ihnen, aber nicht dem Rheine Schutz gewährten. Als Kurköln, Kurmainz, Kurtrier und Jülich im Jahre 1658 die „Rheinische Allianz“ schlossen, zu der Johann Philipp von Schönborn, der Kurfürst von Mainz, den Anstoß gegeben, begann sich das Stromgebiet des Rheins als ein politisches Sondergebilde aus der deutschen Staatenwelt hervorzuhoben. Die Alliierten suchten in diesem Rheinbund gegenseitig Kraft und Stütze und die Wahrung ihrer Libertäten, gerieten aber dadurch noch tiefer in den französischen Bannkreis. Als Ludwig XIV. der Allianz am Tage nach ihrer Unterzeichnung beitrug und sich dank der Naivität der rheinischen Fürsten zum ungekrönten König des Rheinbundes erhob, drohte der Bund sich vollends vom gemeinsamen deutschen Schicksal zu lösen und zugleich der französischen Herrschaft zu verfallen. Da wirkte der Beitritt Hessens, Braunschweigs und Brandenburgs entlastend, indem er der Allianz ihre örtliche Gebundenheit und damit auch die Möglichkeit einer rheinischen Sonderpolitik nahm.

Die inneren Gegensätze trieben die Allianz schon nach wenigen Jahren auseinander, aber die französische Politik bewahrte die Erinnerung sorgfältig auf, um sie zu gelegener Zeit wieder hervorzuziehen. Ludwig XIV. beschloß sich mit dem Abschluß von Sonderbündnissen und kettete die Rheinfürsten einzeln an seinen Wagen. Kurköln erlag seinem Einfluß ganz. Graf Wilhelm Egon von Fürstenberg, der Kanzler des Erzbischofs Maximilian Heinrich von Bayern, verschrieb sich Ludwig mit Leib und Seele und wirkte samt seinen Brüdern im ganzen Reiche für die französische Sache.

Ludwigs Klientel wohnte nicht nur am Niederrhein und an der Mosel, sondern auch am Oberrhein auf hohem Stuhl. Im Jahre 1662 besiegte Franz Egon von Fürstenberg den Straßburger Bischof und diente seinem „Wohltäter“ fortan als getreuer Vasall.

Doch trotz dieser Überläuferei einzelner Potentaten und der Käuflichkeit ihrer Akoluthen war von einer Schwächung des deutschen Empfindens am Rheine nichts zu spüren. Als Ludwig XIV. sich zum Selbstherrscher erhob und die französische Rheinpolitik kraft königlicher Machtfülle auf der ganzen Linie angriffsweise gestaltete, waren die Stromlande sich ihres Deutschtums noch wohl bewußt und nicht gewillt, davon zu lassen. Die elsässischen Reichsstädte beschickten die Reichsversammlungen, huldigten nach dem Tode Ferdinands III. dem Kaiser Leopold I. und

hielten und fühlten sich als Glieder des römischen Reiches. Auf ihren Münzen prangten noch die Hoheitszeichen und die Namen der römischen Kaiser und die Inschriften „libera civitas imperialis“. Ihr oberster Rechtsschutz wohnte noch bei dem Reichskammergericht, ihre Mauern standen noch mit eigener Mannschaft bewehrt, ihre Zeughäuser lagen noch voll städtischer Waffen. Frankreich besaß nur die Vogtei über die Dekapolis, die ihm der Friedensvertrag aus österreichischem Besitz überantwortet hatte. Die Städte weigerten den französischen Beamten die Eidesleistung, bis eine Form gefunden war, der sie im Bewußtsein ihrer Schwäche nicht mehr widerstreben konnten, und ließen sich erst im Jahre 1662 in Hagenau zu diesem Schwur herbei. Als Ludwigs Vogt Herzog Armand von Mazarin, der Neffe des Kardinals, im Jahre 1664 mit Pomp und militärischer Begleitung von Stadt zu Stadt zog, um die Zeughäuser zu besichtigen, deren Artillerie die Franzosen lockte, weigerten Kolmar und Münster ihm den Einlaß in ihre Rüstkammern und gaben dem Stellvertreter der französischen Majestät nur ihre Ergebenheit, „dévotion,“ aber nicht den gewünschten Gehorsam, „obéissance,“ zu erkennen. Schlettstadt gelobte noch im Jahre 1664 „einzig und allein Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät Treue“.

Im Jahre 1671 erkannte ein Schiedsspruch des Reichstags, den die Dekapolis angerufen hatte, daß die dem französischen Könige zukommende Souveränität lediglich in der Landvogtei und ihrem Schutzrecht bestehe, der König aber mitnichten auch die Landeshoheit über die Stadt erlangt habe. Der Spruch stützte sich auf den 87. Artikel des Friedensvertrages, blieb aber kraftloser Buchstabe, über den Frankreich leichten Fuß s hinwegschritt.

Ludwig XIV. bekannte sich zum „bewaffneten Prozeß“ und bezeichnete die Phasen der Verhandlungen durch Schlachten. Er versagte sich im Sinne Serviens jeder Beschränkung auf den Westfälischen Frieden, sofern ihm daraus kein Vorteil erwuchs, bediente sich seiner aber, wo er ihm dienlich war. Als er sich im Besitze des elsässischen Glacis sah und die strategische Verbindung des Stromtales mit der Lothringer Aufmarschstellung durch Anlage einer Heerstraße gesichert hatte, zog er das Schwert.

Der erste Streich galt nicht den Rheinstaaten, sondern den vorgelagerten spanischen Niederlanden und der Franche Comté. Der König gedachte sich dieser Flankenstellungen zu bemächtigen, ehe er aus der Mitte gegen den Rhein vorstieß, um Holland in der entblößten Südflanke zu bedrohen und die große Sperrstellung zu Fall zu bringen, die im Laufe der spanisch-niederländischen Kriege zwischen der Sambre und dem Rheindelta

entstanden war und leicht in einen mächtigen, einheitlichen Festungsrayon gegen Frankreich verwandelt werden konnte.

Im Jahre 1667 schritt Ludwig XIV. zur Tat. Er nahm den Tod Philipps IV. und das „jus devolutionis“, das die französischen Kronjuristen aus dem bürgerlichen flandrischen Recht schöpften, zur Wahrung des Erbanspruchs seiner Gemahlin Marie Theresie in Anspruch, um Flandern und die Freigrafschaft für sich zu fordern, und trug den Krieg sofort über die Grenzen. Es war ein Paradezug. Kein feindliches Heer stand im Felde, ungerüstete Festungen fielen wie reife Früchte in die Hand des jugendlichen Königs, der die Armee mit seinem ganzen Hofstaat begleitete und wie einst Karl der Kühne Feste feierend flandrische Festen brach. Charleroi, Lille, Courtrai, Douai, Dudenarde öffneten die Tore, nur Dendermonde und Brüssel hielten stand.

England, Holland und Schweden kamen in Bewegung, um Ludwigs erschreckender Macht Einhalt zu gebieten, aber ehe ihre Allianz wirksam wurde, war die Schwertarbeit getan. Im Februar des Jahres 1668 brach der große Condé aus den Pässen der Bourgogne in Burgund ein und eroberte in sieben Tagen die ganze Freigrafschaft. Die Franzosen wurden im verwelschten Lande mit Freuden empfangen. Keine Stadt hielt Spanien die Treue. Nun stand Frankreich im Norden vor den Grenzen der freien Niederlande und im Südosten vor den Grenzen der Schweiz und konnte mit sich markten lassen.

Die Tripelallianz bot Ludwig auf dem Kongreß zu Aachen einen Teil seiner Eroberungen als Besitzstand, wenn er sich zum Frieden bequeme. Lächelnd willigte der König, seufzend der spanische Hof in den seltsamen Handel. Ohnmächtig schwieg das römische Reich zu der neuen Machtverschlebung an seiner aufgerissenen Grenze. Österreichs Kraft war im Türkenkrieg gebunden, Kaiser Leopold schon von Ludwig mit diplomatischen Fäden umstrickt. Aber die Erschütterung des Friedenszustandes war doch so groß gewesen, daß die Lande am Rhein von der Ahnung kommenden Unheils erfaßt wurden und sich um eine Neuordnung ihrer Politik bemühten. Der Rheinbund löste sich auf, die Niederlande sammelten auf Abwehr.

Ludwig XIV. war im Triumphe nach Paris zurückgekehrt. Sein Königtum hatte sich der Nation auf diesem kurzen, von schmeichlerischen Federn, Pinseln und Gobelins verherrlichten Feldzug so glänzend offenbart, daß sie sich in Ludwigs idealisierter Gestalt ihres Vorrangs unter den Völkern Europas bewußt wurde. Die königliche Allmacht Ludwigs fand von diesem Augenblick an im Innern keinen Gegner mehr. Frankreich warf seine ganze Kraft nach außen.

Ludwig wußte, daß er sich Holland zum Todfeind gemacht hatte, als er in die spanischen Schranken einbrach, und säumte nicht, sich zu einem größeren Krieg zu bereiten, um es für die Gründung der Tripelallianz zu strafen. Er war entschlossen, den Krieg in die holländischen Grenzen zu tragen und die rheinischen Lande von der Burgunder Pforte bis zum Züdersee seinem Einfluß zu unterwerfen. Im Jahre 1670 schloß er die letzte Lücke der Offensivstellung auf der lothringischen Hochfläche, indem er in das Herzogtum Lothringen einbrang und Karl IV. aus seinem Lande trieb. Französische Korps sammelten sich zwischen Luxemburg, Metz und Nancy, um den Vormarsch auf den Rhein aus der Mitte anzutreten.

Unterdessen warb Holland Allianzen und verglich sich mit seinen Feinden, rüstete aber selbst nicht mit dem leidenschaftlichen Eifer, den es im achtzigjährigen Befreiungskrieg bekundet hatte. Holland war zu gewaltiger Kolonialmacht emporgestiegen. Es stand im Jahre 1670 als die handelsstüchtigste, seegewaltigste Nation vor der Welt und war zu einer Macht herangewachsen, vor der Spanier, Portugiesen und Engländer ihre Flagge geneigt hatten. Aber die innere Einigkeit ließ zu wünschen. Die Gewalt lag in den Händen Jan de Witts, des Führers der ständisch-republikanischen Partei, der das Haus Oranien aus seiner herrschenden Stellung verdrängt hatte und als Ratspensionär die Geschicke Hollands leitete. Er führte es im ersten Seekrieg mit England zum Siege, trat in der Ostsee gegen Schweden auf, um der holländischen Flagge das Baltische Meer offen zu halten und suchte die Stellung der Republik durch wechselnde Bündnispolitik zwischen England, Frankreich und Schweden vor Vergewaltigung zu schützen.

Als Ludwig XIV. im Jahre 1667 gegen die spanischen Niederlande ausgezogen war, lag Holland mit England im zweiten Seekriege gefesselt. Der holländische Seeheld Admiral de Ruyster schlug die englische Flotte nach erstem Mißgeschick auf der Höhe von Dunkirk und vertrieb sie von der hohen See. Im Juni 1667 rauchten holländische Orlogschiffe die Themse hinauf und zerstörten die Londoner Arsenalen. König Karl II., der das puritanische Regiment Cromwells durch die Pracht seiner Hofhaltung vergessen machen wollte, vergnügte sich in der Nacht, da dies geschah, mit seinen Buhlerinnen und nahm die Schande mit Stuartischem Leichtfinn hin. Aber die niederländische Republik trankte trotz der Kraft, die sie um diese Zeit entfaltetete, nicht nur an dem Gegensatz zwischen de Witt und Oranien, sondern auch an moralischen Gebrechen. Auf der See lebte noch der alte Geusengeist, unter den Hochmögenden aber herrschten Wohlleben und Genußsucht. Das Land war allzu rasch zur Fülle des Reichtums gelangt und der Reichtum selbst betrog es um seine Opfer-

fähigkeit und schwächte die nationalen Ideale. Die Generalstaaten wandten sich allzusehr der Pflege ihrer materiellen Interessen zu und ordneten ihre Politik diesem Gesichtspunkte unter. Trotzdem trat Jan de Witt dem König von Frankreich mit Erfolg entgegen, obwohl auch er, von materialistischen Anschauungen durchdrungen, in ökonomistischer Führung der Staatsgeschäfte befangen blieb. Er wurde die Seele der Koalition, die sich gegen Ludwig XIV. zusammenfand, und schloß im Jahre 1667 mit England den Frieden von Breda, um die Hände freizubekommen. Die Niederlande gaben den Seekrieg preis, denn es galt, Ludwig in Nachen halt zu gebieten.

Ludwig XIV. hatte in Nachen ohne Beschwer auf die Freigravschafft und einen Teil seiner flandrischen Eroberungen verzichtet. Er ließ die minder wichtigen Beutestücke fahren und behauptete nur die Festungen, deren er zum Feldzug gegen die freien Niederlande bedurfte, die er blutig zu züchtigen gedachte. Während die Niederlande sich im Vertrauen auf ihre Allianzen und ihre Flotte ihren Handelsgeschäften widmeten und die Aufstellung eines Heeres und die Ausrüstung der Festungen versäumten, sicherte er sich durch Geheimverträge die Neutralität Kaiser Leopolds I. und des deutschen Hauses Habsburg, die Sympathien der Kronen Schweden und Dänemark und die Hilfe Karls II. von England und der Fürsten am Rhein. Er gewann den Kaiser zu einem Geheimvertrag über die Teilung der spanischen Erbschaft, die nach menschlichem Ermessen in Bälde fällig wurde, und bestimmte ihn dadurch, jedem Kriege fernzubleiben, der sich nicht gegen das Reich oder Spanien richtete. Er zog den leichtfertigen Stuart durch Geldgeschenke zu sich herüber, machte die Nordstaaten durch Subsidien kirre und ließ sich von den „Egoniten“ die Grenzen Kurkölns öffnen. Der Rheinbund war auseinandergefallen, aber Kurkölns Beßissenheit genügte, dem König das strategische Geses in die Hand zu drücken.

Als der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster sich sogar zu einem Waffenbündnis willig zeigten, stand der Eröffnung des Feldzuges nichts mehr im Wege. Der Kampf um den Rhein wurde nach jahrhundertlangem Wechselspiel zum bewußten Kampfe Frankreichs um die Vormacht in Europa.

Im Jahre 1672 war Ludwig XIV. kriegsbereit. Der große Raubkrieg, der das künstliche westeuropäische Staatensystem aus den Angeln schleudern sollte, begann als geistvoll angelegter Feldzug am Niederrhein, wich dann von dem großen Plane, den Turenne seinem König aufgezeichnet hatte, um sich zu allgemeiner Verstrickung zu Wasser und zu Lande zu gestalten, und wälzte sich zuletzt wie ein schwerfälliger Drachen, alles verschlingend,

als „Devastation“ über die deutschen Lande am Rhein. Es war der vierte große Einbruch der Franzosen ins Stromgebiet des Rheins und in die alten Grenzen des Heiligen Römischen Reiches, seit Karl VII. und Ludwig, der Dauphin, mit den zuchlosen Armagnaken in die oberrheinische Tiefebene hinabgestiegen waren.

Der verschlagene Stuart führte den ersten Streich. Er sandte die englische Flotte auf Beutefahrt an die niederländische Küste und erklärte dann den Generalstaaten den Krieg. Ludwig XIV. fing dankbaren Herzens den Ball im Fluge, erachtete den Bündnisfall für gegeben und bemäntelte so sein eigenes Werk.

Die Niederlande waren nicht allzu erschrocken, als England sich wieder gegen sie kehrte. Sie wähten alles getan, denn noch wehte Ruyters Flagge unbeflegt über der großen Flotte, noch schützten die Festungsschranken, die die Republik im Westen und Südwesten umgürteten, die feindwärts gewendeten Fronten, noch lag das Tiefland zwischen den breiten Wassergräben der Schelde, der Maas, der Bffel, des Rheins und den hohen Deichen sicher gebettet, noch gehorchten die Fluten dem Volke der Bataver, wenn die Schleusen geöffnet und die Deiche durchstoßen wurden, um den anrückenden Feind zu ersäufen. Die Niederländer erwachten erst zur wahren Erkenntnis der Gefahr, als es zu spät war, dem Feinde an der Grenze Halt zu gebieten.

Vergebens waren sie von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf den Ernst der Lage hingewiesen und zu einem Subsidienvertrag aufgefordert worden. Der Hohenzoller, der die Anträge Ludwigs zu einem Bunde mit Frankreich trotz dessen drohender Sprache abgelehnt hatte, fand in Amsterdam lange Zeit kein Gehör. Erst im Februar 1672, als der Feind schon aus den Lagern rückte, nahm de Witt Brandenburgs Antrag knausernd an. Doch da war es zu spät, sich ordentlich zu rüsten.

Das französische Heer wurde vom Befehl zum Vormarsch nicht überrascht. Es lagerte schon lange in einer Stärke von 120 000 Mann kampfbereit an den Grenzen. Kriegsminister Louvois hatte es an nichts fehlen lassen. Alle Magazine waren gefüllt, alle Regimenter vollzählig zur Stelle. Der ganze Adel rückte, als moderne Chevalerie zum Offizierstand geworden, dienstfertig und gehorsamst ins Feld.

Luxembes Feldzugsplan ging auf eine strategische Umgehung aus. Während der schwache linke Flügel unter dem Befehl Luxembourgs zwischen der Sambre und der Maas manövrierte und den Gegner an seiner Südwestgrenze beschäftigen sollte, war die starke Mittelgruppe zum Vormarsch von der Maas und der Mosel an den Rhein bestimmt, um das holländische Festungssystem in der Flanke anzugreifen. Der rechte

Flügel stand auf der lothringischen Hochfläche und hatte Befehl, sich zur Deckung des Elsasses bereitzuhalten. Frankreich erscheint zum erstenmal auf voller Raumbreite zum Angriff auf die Rheinlinie im Felde. Der Hauptstoß zielte über die Linie Nimwegen—Deventer hinweg auf Amsterdam.

Im Frühling trat die französische Armee zum Vormarsch an. Turenne brach zwischen Wisé und Maastricht durch, erschien völlig überraschend vor Wesel, Rees und Emmerich und stand auf kurkölnischem Gebiet in des Feindes offener Flanke, ehe dieser imstande war, die Front zu verkehren. In einer Suninacht erzwang die französische Kavallerie beim Zollhaus an der alten Schentenschanze unter Condés Führung und unter den Augen des Königs den Übergang über den Rhein. Ludwig sah den breiten Strom im Glanze der Fackeln vor sich liegen, die seinem Heere zum Vormarsch leuchteten. Der rechte Flügel schwenkte jenseits des Stromes nach Norden ein und drang unter Turennes anfeuernden Befehlen in raschem Zuge bis zur Yssel vor. Die schlechtbewaffneten Rhein- und Yselfestungen Emmerich, Süßphen und Deventer waren nicht imstande, Turennes Vormarsch aufzuhalten. Kommandanten und Bürgerschaft verzagten und boten Unterwerfung an. Ludwigs deutsche Bundesgenossen, Kurköln und der Bischof von Münster, eilten, sie in Verwahrung zu nehmen. Die Franzosen schwenkten von Norden nach Nordwesten und ballten sich zum Marsch auf Amsterdam. Alles deutete auf einen Feldzug von Entschiedenheit und Größe. Die schwache niederländische Feldarmee, die sich Hals über Kopf bei Arnheim versammelt hatte, war überflügelt und von Umfassung bedroht, die große Naturfestung des Rheindeltas in der Rehle aufgebrochen. Fiel Amsterdam dem Rückenangriff zum Opfer, so war der Krieg entschieden. Er schien es schon, ehe Amsterdam gefallen war, denn Hollands Regierende waren von Panik ergriffen worden. Die reiche Kaufmannschaft flüchtete mit ihren Schätzen an Gold, Silber, Edelsteinen und Gemälden über die See, Aufruhr und Meuterei tobten durch die Gassen, das Heldenvolk vergaß, vom Fluche des Mammonismus geschlagen, seine große Vergangenheit.

Da rief die Not des Landes den letzten Drachener aus dem Dunkel, in das er durch die Witt gedrängt worden war. Wilhelm III. wurde am 4. Juli 1672 zum Statthalter, Generalkapitän und Großadmiral ausgerufen und trat mit diktatorischer Gewalt bekleidet an die Spitze des Staates und der bewaffneten Macht. Ein Jüngling von 22 Jahren erhob sich gegen den Sonnenkönig und wurde von diesem Augenblick an sein größter Feind. Er entzog die Armee dem drohenden Vernichtungsstoß und wich von Arnheim auf Utrecht. Aber er hätte dem Kriege trotz seiner Entschlossenheit und

Tatkraft keine Wendung zum Besseren geben können, wenn ihm der Feind nicht Zeit und Raum zum Handeln zugebilligt hätte.

Turenne sah sich plötzlich von Ludwig im Stich gelassen. Er hatte Arnheim erobert und drängte den König zum Vormarsch auf Amsterdam, aber der Monarch war anderen Sinnes geworden. Louvois fiel dem Feldherrn in den Arm und befahl, den Vormarsch einzustellen, um die ungebrochenen Festungen zu belagern und dem König zu Füßen zu legen. Die alte Methoudit siegte über Turennes Operationsplan, die Kräfte wurden verzettelt, die Zeit vertan und dem Verteidiger die Handlungsfreiheit zurückgegeben. Der Schematismus ertöte den großen strategischen Gedanken. Mit Mühe gelang es Turenne, die Entsendung des Kavalleriekorps Rochefort gegen Amsterdam durchzusetzen. Rochefort gelangte fast ohne Schwertstreich bis Muiden, vor die Tore der Hauptstadt, kam aber zu spät, um die Öffnung der großen Schleusen zu verhindern, die dort das Wasser des Waalstromes stauten. Oranien schlug die Rammern ein, durchstach die Deiche und nahm zum Schutze Amsterdams mit 13 000 Mann auf den Dämmen Stellung. Das Wasser überflutete Tristen und Mulden und zwang die französische Reiterei zur Umkehr. Rochefort wich auf Utrecht. Der Feldzug Turennes war kurz vor seinem Kulminationspunkt um den Erfolg betrogen worden.

Unterdessen hatte Jan de Witt dem König den Frieden angetragen. Die Hochwohlmögenden glaubten Ludwig XIV. mit Gold, der Abtretung der Generalitätslande und einiger Festungen befriedigen zu können. Sie gedachten, ihre Welthandelshegemonie auf dem Meere, auf dem die Ruyter der englisch-französischen Flotte die Wage hielt, trotz dieses Verlustes zu behaupten, und gaben dafür die nationale Unversehrtheit preis. Der schwächliche Vorschlag fand keine Gnade. Als der König seine Forderungen höher ansetzte, Jan de Witt und sein Bruder Kornelius in einem Volksauflauf erschlagen wurden, blieb Wilhelm von Oranien dem Lande als einziger Helfer bestellt. Er raffte alle Kräfte zusammen und rief zum Befreiungskampf.

Unterdessen war die Welt zur Erkenntnis der Gefahr gereift, die dem europäischen Gesamtleben von seiten Frankreichs drohte. Österreich, Spanien und die deutschen Fürsten bildeten eine Koalition, um den französischen Eroberer in die Schranken zu weisen. Auch Karl II. wich, dem Drucke des Parlaments folgend, von Ludwigs Seite, ließ sich jedoch durch französische Geldspenden in der Neutralität festhalten. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte Ludwigs Angriff auf Holland mit den prophetischen Worten begleitet, es werde in den Augen der Mit- und Nachwelt als „eine unvergessliche Schwachheit“ erscheinen, die Freiheit nicht

bloß Hollands, sondern auch der ganzen Christenheit preisgegeben zu haben, wenn man den Niederlanden Hilfe versage. Jetzt wurde die Hilfe gewährt, aber sie floß spät und spärlich.

Trotzdem gewinnt der Krieg über Nacht das Gepräge des ersten großen Kampfes Europas gegen Frankreichs Vorherrschaft auf dem Kontinent.

Ludwig XIV. fürchtete die Koalition nicht, die, auf zwei Füßen hintend, im Jahre 1673 gegen ihn zu Felde zog. Kaiser Leopold schlug nur mit halbem Herzen, denn er blieb in den Maschen des Geheimvertrages über die Teilung der spanischen Erbschaft hängen und sah sich immer noch von den Türken bedrängt, die die Niederlage bei St. Gotthard überwunden hatten und der französischen Politik willkommene Hilfe leisteten. Das Reich schreckte den König noch weniger. Er hatte Kurpfalz durch die Vermählung Elisabeth-Charlottens, der Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig, mit seinem Bruder Philipp von Orleans zu sich herübergezogen, hielt sich der Sympathien oder der wohlwollenden Neutralität Bayerns, Hannovers und Hessens versichert, sah den Erzbischof von Mainz in blinder Ergebung vor seiner Allmacht auf den Knien liegen, Erier entmannt und Kurköln völlig in seinen Händen. Das ganze Aufmarschgebiet, dessen Kaiser und Reich bedurften, um den Rheinkrieg am Rheine selbst zu führen, wurde von Ludwigs Armeen beherrscht. Er gebot über die Linie Basel—Maastricht, stand in Süningen, Breisach, Philippsburg, Bonn, Neuß, Wesel, Emmerich in stark besetzten Brückenköpfen und besaß in der weisfällischen Landbucht eine Ausfallstellung, die ihm gestattete, Deutschland aus der Nordflanke zu bedrohen.

Da trat ihm ein Gegner in den Weg, dessen er sich nicht versehen hatte. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg marschierte an der Weser auf. Mazarin hatte die politische Kraftnatur des Brandenburgers schon vor Warschau und zu Oliva kennen gelernt, aber Ludwig XIV. blickte noch mit Geringschätzung von der Höhe seines Thrones auf den scheinbar planlos bataillierenden, bald hier, bald dort Anlehnung suchenden, geldbedürftigen Herrn, der sich im Osten ein mageres Herzogtum zusammengeführt hatte, am Rheine eine Gebietsinsel besaß, die völlig von Ludwigs Gnade abhing, und sich nun herausnahm, die Front zu verkehren und unter seinem roten Adler gegen Frankreich zu marschieren. Ludwig XIV. lernte den Brandenburger rascher kennen, als ihm lieb war. Der kleine Batailleur wog als Einzelmacht nicht schwer, aber er gab in diesem Kriege den Ausschlag, ohne daß es zu einer großen Schlacht gekommen wäre. Der Kurfürst befreite Oranien von erdrückender Übermacht, indem er mit 12 000 Mann an die Weser rückte und Turenne zur Aufstellung einer Abwehrflanke zwang.

Ludwig XIV. hatte vielleicht schon damals politischen Rücksichten gehorcht, als er von Turennes großem Plane abwich und auf die Eroberung Amsterdams und die Vernichtung der Wilhelminischen Streitmacht verzichtete. Da er jetzt nicht mehr fähig war, sich dem niederländischen Feldzug allein zu widmen, brach der Krieg aus dem Rahmen. Eine neue Operationsphase begann. Der König-Connétable teilte seine Kräfte, um seinen Feinden überall entgegenzutreten, versäumte darüber die große taktische Entscheidung, tat aber seinen politischen Absichten Genüge. Er übertrug dem Marschall Luxembourg die Leitung des Belagerungskrieges in den Niederlanden, betraute Turenne mit der Aufgabe, Luxembourg den Rücken zu decken und die Kaiserlichen und die Brandenburger vom holländischen Kriegsschauplatz fernzuhalten, befahl Condé, die Stellung am Oberrhein zu verstärken, entsandte ein Korps gegen die Franche Comté und wies den Admiral Duquesne an, die Flotte ins Mittelmeer zu führen und die Spanier in Sizilien anzugreifen.

Der Krieg wuchs in europäische Raumverhältnisse, verlor aber an Spannung der dynamischen Kräfte und entlud sich zu Lande nirgends in einem elementaren Schlachtgewitter. Dennoch wurde das ganze Stromgebiet des Rheins von den holländischen Mündungsdeichen bis zur Burgunder Pforte auf beiden Ufern von der Kriegsfurie erfaßt. Der deutsche Strom wurde zur Bewegungslinie, der französisch-niederländische Krieg enthüllte sich als strategische Teilerscheinung des allgemeinen Kampfes um den Rhein.

Frankreich vollendete in diesem Kriege zunächst die Eroberung jener Teile des Elsass, die ihm im Westfälischen Frieden nur zu gewissen Rechten abgetreten worden waren. Ludwig XIV. befahl, die Mauern der elsässischen Reichsstädte zu brechen.

Condé war im Oktober des Jahres 1672 mit starken Kräften an der Saberner Pforte erschienen. Als die Reichsarmee sich an der Mainpforte zu sammeln begann, befahl er, die Rheinübergänge zu zerstören, die nicht durch französische Brückenköpfe geschützt wurden. Der Befehl traf zuvörderst die große Holzbrücke, die den Strom zwischen Straßburg und Rehl überspannte. Sie sicherte die Verbindung des Freistaates Straßburg mit seinem badischen Hinterland und war neutrales Gut und der französischen Oberhoheit entzogen, aber der Prinz handelte als Soldat und warf den Feuerbrand ins Gebäl. Da stieß der Wächter auf der Plattform des Münsters ins Horn, die Glocken begannen Sturm zu läuten, die Bürgerschaft schrie nach Waffen und Vergeltung und bemannte Mauern und Wälle, doch der Magistrat saß still und mahnte zur Ruhe, denn der Feind war stark und nahe und die Reichsarmee manövierte zaghaft in weiter Ferne. Straßburg blieb in schwächlicher Neutralität befangen.

Der Brand der Rheinbrücke leuchtete als Flammenzeichen ins Reich. Er verkündete den völligen Verlust des Elsasses und des linken Rheinufers von der Sülzinger Schanze bis zum Einlauf der Queich. Das Elsaß gab sich trotz seiner Verlassenheit den Franzosen nicht willig hin. Condé schrieb an Louvois: „Les dix villes impériales bien loing d'estre soumises au roy comme elles debvroient estre par la protection que le roy a sur elles par le traité de Munster, sont presque ennemies. La Noblesse de la Haute-Alsace va presque le mesme chemin. Je croy que le roy debvroit prendre le temps qu'il jugerart à propos pour mettre Colmar et Hagenau à la raison. Ce serait une chose bien facile, les autres suivroient sans contredit leur exemple.“

Louvois erschien im Juli selbst im Lande, um sich von den Zuständen zu überzeugen. Kurz darauf ritt König Ludwig XIV., von dem eroberten Maastricht kommend, mit stolzem Gefolge die Zaberner Steige herab. Er kam von Hofkavallerie begleitet — in einer saß Mlle. de Montpensier — und von Kavallerie umgeben und unternahm eine Rundfahrt durch das ganze Land. Während der König die Markkircher Silberminen bestaunte und den Reichtum und die Kultur des Landes pries, fielen die Mauern der Dekapolis. Französische Truppen bezogen die Posten, die Zeughäuser wurden geplündert, die Bürgerschaft entwaffnet. Die städtischen Freiheiten lagen vernichtet, der Glanz der Reichsunmittelbarkeit war dahin. „Niemals sah ich Menschen, die so niedergeschlagen waren und in einer solchen Betrübnis,“ erzählt die Montpensier in ihren Lebenserinnerungen. Als das Werk getan war, verließ der König das Land. Condé rückte gegen die Franche Comté zusammen.

Unterdessen meisterte Turenne das Bewegungsspiel im Kampfe mit den Brandenburgern und den Kaiserlichen. Die Kaiserlichen wurden von dem Grafen Montecuccoli, dem Sieger in der Türken Schlacht an der Raab, geführt, der den Kampf mit dem Marschall Ludwigs nicht scheute. Aber der Generalissimus war durch kaiserlichen Geheimbefehl zur gebundenen Abwehr verhalten und wurde seines Kommandos nicht froh. Leopolds Befehl vertrug sich schlecht mit den Absichten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der vor Kampfbegier brannte und am liebsten durch das Lahntal nach Koblenz marschiert wäre, um die französische Aufstellung zu durchbrechen und rheinabwärts aufzurollen. Da daran nicht zu denken war, wenn Montecuccoli in der Abwehr verharrte, blieben die Verbündeten an die Weser gefesselt. Turenne ließ ihnen keine Zeit, den Fluß zu überschreiten, sondern brach selbst über den Rhein vor, marschierte auf Lippstadt und sperrte ihnen auf der Varussstätte die Ösningspässe. Nun kam Montecuccoli in Bewegung. Da ihm das Manövrieren nicht ver-

boten war und Turennes Vorstoß als Angriff gelten konnte, suchte er das Heil in einer Rochade und marschierte nach Fulda, um durch das Lahntal in den Rücken des Gegners zu gelangen. Turenne folgte ihm sofort in einem Parallelmarsch rheinaufwärts und zwang ihn dadurch, abermals nach Süden auszuweichen oder zu schlagen. Da der kaiserliche General keine Schlacht wagen wollte, wich er abermals südwärts und zog den Gegner wiederum mit sich. So überschritten die Verbündeten, die zum Entsatz Hollands ausgezogen waren, schließlich nicht die Bffel, sondern den Main.

Als sie dieses Nebenziel erreicht hatten, fanden sie Turenne zum drittenmal vor sich. Er stand bei Mainz zur Verteidigung des linken Rheinufers aufmarschiert. Vergebens suchte Oranien die französische Rheinarmee auf sich zu ziehen, indem er gegen Charleroi ausfiel. Luxembourg wehrte den Stoß ab, und Turenne ließ sich nicht vom Oberrhein weglocken. Die Rochade führte die Gegner schließlich bis auf die Höhe von Straßburg. Hier vereinigte Turenne sich mit Condé und zwang die Verbündeten, vom unfruchtbaren Manöver abzulassen. Die schwache, durch Marschverluste gelichete Armee Montecuccolis war den Franzosen nicht gewachsen und ein Angriff auf die elsässische Glacisstellung völlig aussichtslos.

Friedrich Wilhelm hatte sich ungern zu dem Manövrierspiel hergegeben und blickte voller Ingrimm und Mißtrauen auf den Wiener Hof, der, jeder tatkräftigen deutschen Politik abgeneigt, nur seinen Hausplänen lebte. Als Montecuccoli sich zum Gegenzug entschloß und rechtsum machte, folgte der Kurfürst der Bewegung willig, aber die Zuversicht war von ihm gewichen. Die Verbündeten, die durch Krankheiten, Fahnenflucht und Marschverluste um ein Drittel geschwächt waren, marschierten kaum 14 000 Mann stark den langen Weg zurück, umgingen das neutral gebliebene Kurhessen und gewannen zu ihrem eigenen Erstaunen dank einer Weisung Louvois', die Turenne ans linke Rheinufer fesselte, vor dem Feinde die Lippequelle.

Da trotzte Turenne dem Befehle Louvois' und erwirkte einen Machtanspruch des Königs, der ihm den Vormarsch über den Strom und ins westfälische Land freigab. Er überschritt bei Wesel den eistreibenden Rhein und rückte dem Feind mit 16 000 Mann entgegen, um ihn durch eine entschlossene Drohung zum Rückzug über die Weser zu zwingen. Die Verbündeten rechtfertigten seine Zuversicht. Sie nahmen die Schlacht nicht an, sondern wichen, des entnervenden Feldzuges müde, ohne Kampf über die Weserberge ins Innere Germaniens. Turenne ließ sie ziehen und verschanzte sich bei Soest, um Holland und Kurköln aus der Glanke zu decken. Montecuccoli blickte sich nicht mehr nach ihm um, sondern zog nach Böhmen ab.

Turennes Erscheinen im Herzen Westfalens brachte ganz Norddeutschland zum Erliegen.

Friedrich Wilhelm war so gut wie verloren. Er konnte nicht daran denken, Turennes Lager anzugreifen, noch weniger den Krieg von der Weser an den Rhein zu tragen, und marschierte über Minden nach Braunschweig, um an der Oker Quartier zu suchen.

Als die Generallstaaten ihm die Ausrichtung der Subsidien verweigerten, weil er den verabredeten Feldzugsplan nicht eingehalten habe, und die eingeschüchterten Landesherren ihm die Winterquartiere im Braunschweiger Land aufkündeten, entschloß er sich, in allen Hoffnungen getäuscht, zum Frieden und rückte in die Heimat ab. Er hatte Holland vor der Vernichtung bewahrt, aber geringen Dank geerntet. Der Kurfürst verpflichtete sich am 10. April 1673 im Frieden von St. Germain, weder gegen Frankreich noch gegen dessen Bundesgenossen zu kämpfen, und empfing im Nachvertrag von Voffem als Ersatz für die ausgebliebenen holländischen Zahlungen 800 000 Livres, behielt sich indes vor, seiner Matrikularpflicht in einem Reichskrieg nachzukommen.

Ludwig XIV. hatte dem Brandenburger nicht umsonst so günstige Bedingungen zugestanden, denn die spanisch-niederländisch-österreichische Koalition gewann gefährliche Gestalt. Am 30. August verbanden sich alle drei Mächte zur Niederringung der französischen Vormacht im offenen Feld. Montecuccoli erhielt daher den Befehl, den Krieg über den Rhein zu tragen. Aber es war ein weiter Weg aus den böhmischen Winterquartieren zu den Ufern des Rheins. Turenne kam ihm zuvor, eilte ihm halben Weges entgegen und bot ihm an der Tauber Halt. Als sie sich gegenüberstanden, begann wiederum das artige, künstliche Manövrieren der Spitzen- und Perückenzeit. Diesmal machte Montecuccoli die zierlicheren „Pas“. In Flankenmärschen, einander oft auf Schußweite nahe, schoben sich die Gegner von der Tauber an den Main. Hier blüpierte der Graf den Vicomte. Montecuccoli überschritt unversehens bei Lohr den Fluß, bedrohte Turennes Aschaffenburg Magazine, tat, als wollte er bei Mainz über den Rhein setzen und auf die Saar marschieren, entschlipfte dem geschwächten, von seinen Magazinen abgekommenen Gegner durch einen Rechtsabmarsch und erschien plötzlich bei Koblenz auf dem linken Ufer des Stromes.

Das kunstvolle Manöver wurde durch den Eintritt des Draniers in den strategischen Kreis gekrönt. Wilhelm von Dranien durchbrach den Rordon, den Marschall Luxembourg um ihn gezogen, nahm die spanischen Hilfsvölker auf und marschierte mit gesamter Macht rheinaufwärts den Kaiserlichen entgegen. Die große Bewegung glückte. Die Verbündeten ver-

einigten sich unter den Mauern Bonns, eröffneten sofort die Belagerung der von den Franzosen besetzten Festung und brachten sie zu Fall. Sie hatten die Franzosen auf dem Manövrierbrett im Geiste der Zeit „sans coup férir“ geschlagen und den Feldzug gewonnen.

Ludwig XIV. erhob sich angesichts der veränderten Lage zu einem großen Entschluß. Er ließ vom Festungskrieg und rückte auf den inneren Linien zusammen. Der König befahl die Räumung der eroberten holländischen Festungen und zog die Armee des Marschalls Luxembourg an den Rhein. Luxembourg warf den Brand in die aufgegebenen Städte, hielt nur Maastricht und Grave fest, zog die freigewordenen Besatzungen bei Maastricht zusammen, entrannt einem Versuche Oraniens, ihn unterwegs abzufangen, und warf sich mit seiner kleinen Armee in Condés Urme.

So endete der Feldzug des Jahres 1673 zwar zum Nachteil der königlichen Strategie, aber der Krieg war mitnichten zuungunsten Frankreichs entschieden. Ludwig XIV. beharrte auf seiner Ausdehnungspolitik und ließ sich auch durch das engere Einvernehmen der Verbündeten und den Eintritt des Heiligen Römischen Reiches in den Krieg nicht schrecken.

Die Vergewaltigung Hollands und des Elsasses und das Erscheinen der französischen Heere auf dem rechten Ufer des Rheins hatte das deutsche Blut, ob katholisch oder protestantisch, in Wallung gebracht. Die rheinischen Kurfürsten traten von ihren Verträgen mit der Krone Frankreich zurück und der Kurfürst von Brandenburg benützte eine Zahlungsver säumnis Ludwigs, um sich des Friedens zu entschlagen, den er mit Ludwig geschlossen, und rüstete als Reichsstand und Verbündeter Leopolds zur Teilnahme am Rachekrieg. Nur die Schweizerische Eidgenossenschaft hielt an ihrer Neutralität zugunsten Frankreichs fest und blieb dem Kampf um den Rhein verloren.

Am 28. Mai 1674 wurde das alte Reichsbanner entrollt. Aber der Westfälische Friede hatte den Zusammenhang der deutschen Staaten geschwächt und die Zerrissenheit der Territorien war so groß, daß der Zug nur in Tropfen quoll. Da der Brandenburger erst im Herbst schlagbereit am Rhein erscheinen konnte, war der Österreicher auf seine eigenen Kräfte und die Kontingente einiger kleiner Reichsstände angewiesen. Österreichs erste Staffel erschien im Frühling 10 000 Mann stark unter dem Befehle des landlosen Herzogs Karl von Lothringen und des Generals Caprara bei Heidelberg im Feld. Als zweite Staffel standen 10 000 Mann kaiserlicher Truppen unter dem Befehle des Generals Bournonville in Franken bereit. Das war zu wenig, um zu schlagen, zu viel, um sich schlagen zu lassen. Ludwig hatte die Verteidigung der Pfalz und des

Elfaßes Eurenne anvertraut, Condé und Luxembourg gegen den Prinzen von Oranien und die Spanier aufgestellt und seine Marschälle angewiesen, nicht aus der Abwehr herauszutreten. Als Eurenne darauf bestand, die Verteidigung auf dem rechten Ufer des Rheins zu führen, nickte er zögernd Gewährung.

Eurenne überschritt darauf sofort bei Philippsburg den Strom und ging dem Feind entgegen, um Caprara zur Schlacht zu stellen und ihn vor der Vereinigung mit Bournonville zu schlagen. Caprara nahm den Kampf bei Sinzheim auf. Er stellte seine Infanterie auf der Hochfläche hinter den Steilhängen der Elsenz auf, deckte die Flanken durch die Reiterei, besetzte Sinzheim und die Uferlehnen der Elsenz als vorgeschobene Stellung und erwartete zuversichtlich den Stirnangriff der Franzosen. Da wich Eurenne von der Schablone. Er zog die Reiterei ins Zentrum, beschäftigte den Feind bei Sinzheim und griff den Feind am 16. Juni auf den Flügeln mit der Infanterie an. Die kaiserliche Reiterei stand hilflos, als das französische Fußvolk in aufgelöster Ordnung die Weinberge durchschritt und die Steilhänge erklimmte. Sie konnte nicht anreiten, löste unschädliche Pistolenschüsse, wurde von den ersten Salven erfaßt und im Feuer zersprengt. Eurennes Flügel schwenkten auf dem Fled gegen Capraras Zentrum ein, das solange von der französischen Kavallerie beschäftigt worden war und nun sechtend hinter sich trat. Eurenne entzog sich nach dem glücklichen Ausfall einem Gegenangriff Bournonvilles durch raschen Rückzug über den Rhein. Die Kaiserlichen vereinigten sich und nahmen 13 000 Mann stark bei Ladenburg am Nordufer des Neckars Stellung. Da fiel Eurenne noch einmal aus dem Brückenkopf Philippsburg aus und zwang sie zum Rückzug nach Norden.

Louvois befahl Eurenne, die rechtsufrige Pfalz bis zum Main zu verwüsten, um einer neuen Sammlung feindlicher Kräfte zwischen dem Main und dem Neckar vorzubeugen. Der Marschall tat, wie befohlen. Da flammten alle Dörfer in der Runde, sanken Weiler und Höfe in Asche, wurden die lachenden Gefilde der Bergstraße verwüstet und unter die Füße getreten. Als das Werk getan war, kehrte Eurenne in seinen Ausfallswinkel an die Lauter zurück.

Der Zweck der Devastation wurde nicht erreicht. Die Verbündeten umgingen die geschaffene Wüstenei, indem sie den Vormarsch zwischen Mainz und Speier auf das linke Ufer des Rheins verlegten. Bei Speier setzten sie wieder auf das rechte Ufer über und rückten nun in einem Parallelmarsch nach Rehl. Eurenne folgte auf dem linken Ufer ihren Bewegungen, konnte ihnen aber den Übergang nicht wehren, denn Straßburg öffnete ihnen die Brücke und gab ihnen den Austritt in die elsässische Ebene frei. Die „Sta-

belle Deutschlands" bewährte zum letztenmal ihre strategische Bedeutung als deutsche Stadt am Rhein.

So rückten die Kaiserlichen, mit dem Zug an 35 000 Mann stark, über die notdürftig hergestellte Brücke und betraten nach 42 Jahren in einem nationalen Krieg das Land, das Deutschland und dem Kaiser im Dreißigjährigen Kriege verloren gegangen war. Bournonville war kein Feldherr und handelte so schleppend und zag, daß sich bald der Vorwurf der Befleckung an seine Fersen heftete. Er lagerte sich im Umkreis von Straßburg und überließ dem schwächeren Gegner die strategische Initiative. Turenne forderte die Verbündeten am 4. Oktober bei Enzheim, südwestlich von Straßburg, zur Schlacht, griff mit verstärktem rechten Flügel an, konnte aber die Übermacht nicht werfen und entzog sich dem untätig bleibenden Feind in der Richtung auf Zabern. Bournonville blieb stehen. Kurz darauf erschienen die Brandenburger. Der Kurfürst führte eine Armee von 20 000 Mann über den Rhein. Neben ihm ritt sein ältester Sohn, Kurprinz Karl Emil. General Derfflinger führte die Infanterie, Prinz Friedrich von Hessen-Somburg die Reiterei. Am 15. Oktober 1674 wirbelten unter den Mauern Straßburgs die ersten brandenburgischen Trommeln. Die Verbündeten waren auf mehr als 50 000 Streiter angewachsen. Bournonville war trotzdem nicht zum Angriff zu bewegen, sondern ließ Turenne Zeit, sich zu verstärken, und begnügte sich, die kaiserlichen Farben ins Oberelsaß zu tragen. Der Winter fiel ins Land und schleppte Mißmut und Seuchen ins deutsche Lager.

Turenne war nicht gesonnen, dem Feind das Elsaß preiszugeben. Er tat, als legte er seine Truppen zwischen Hagenau, Weißenburg und Zabern in die Winterquartiere, zog sie aber im stillen über die Steige an die Mosel zurück und marschierte hinter dem Vogesenwall rheinaufwärts. Sorglos breiteten sich Kaiserliche und Brandenburger im Oberelsaß aus, um zwischen Straßburg und Belfort zur Winterruhe überzugehen. Ihr linker Flügel lagerte im Sundgau und auf der Schwelle der Burgunder Pforte, das Zentrum ballte sich um Rufach und Kolmar und der rechte Flügel suchte zwischen Schlettstadt und Benfeld Quartier. Straßburg verharrte in wohlwollender Neutralität und deckte die rechte Flanke, vor der man Turenne in seinem Winterlager geborgen wähnte. Da ereilte sie um die Jahreswende plötzlich die Kunde, der französische Feldherr sammle seine Armee auf der Westseite der Vogesen zum Überfall auf ihren lockeren Rordon. Sie fuhren aus der Ruhe und zogen ihre Truppen enger um Kolmar zusammen. Turenne war auf der Westabdachung der Vogesen bis Remiremont gelangt, als ihn die Nachricht vom Abbruch der feindlichen Lager erreichte. Er ließ sich nicht vom Angriff abhalten, verschleierte seine

Abfichten, indem er fliegende Kolonnen über die nächsten Pässe sandte, und eilte mit der Masse der Armee in Gewaltmärschen gen Süden, um die Burgunder Pforte aufzustoßen und über den linken Flügel der Verbündeten herzufallen. Er kam zwar zu spät, um bei Altkirch zu schlagen, fand selbst den Troß schon abgezogen, stieß aber sofort nach, warf die Reiterei, die ihm an den Ausläufern des Nonnenbusches zwischen Mülhausen und Rufach entgegentrat, am 29. Dezember über Rufach zurück und prallte zwischen Kolmar und Türkheim auf die Verbündeten, die hinter dem Riesbett der wilden Ficht aufmarschiert standen. Ihre Front war durch überschwemmte, vereiste Wiesen und das Bachbett gedeckt, ihr linker Flügel hatte an Kolmar Anlehnung gefunden, Türkheim lag unbesezt in ihrer rechten Flanke. Turenne entschloß sich zu einer Umgehung ihres rechten Flügels. Er ließ den größten Teil der Armee mit angeschlagenem Gewehr vor der Front stehen, führte die Umgehungskolonne über die Wingenheimer Hügel durch die sumpfige Salmulde gen Türkheim, durchwatete den Fluß, nahm den unbesezten Ort und erschien in Bournonvilles offener Flanke. Als Bournonville Türkheim in Turennes Händen und seine rechte Flanke bedroht sah, warf er ihm seine Reserve entgegen, um den Ort zurückzuerobern, während die Front gegenüber Turennes Hauptmacht stehen blieb. Aber Turenne schlug die Angriffe auf Türkheim im Vorgelände ab und warf den Flankenschuß auf die Hauptstellung zurück. Da entschlossen sich Bournonville und Friedrich Wilhelm, der Umgehung zu weichen. Der Rückzug vom Schlachtfeld wurde zur allgemeinen Retirade. Die Verbündeten besaßen keinen festen Platz im Lande und konnten sich im offenen Feld unter Straßburgs ängstlich geschlossenen Mauern nicht halten. Es blieb ihnen nichts übrig, als auf das rechte Ufer des Rheins zurückzukehren. Trübgestimmt zogen sie ab. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg saß schwer im Sattel. Er hatte mit Bournonville das Treffen bei Türkheim verloren und seinen Sohn begraben. Der Kurprinz war am 7. Dezember dem Lagertyphus zum Opfer gefallen. Der Angriffsfeldzug war gescheitert.

Turenne hatte dem König von Frankreich durch den Entschluß, mitten im Winter Krieg zu führen, eine kühne Rochade und zwei leichte Treffen das linke Rheinufer und das Elsaß zurückzuerobert.

Condé, der im Jahre 1674 in den Niederlanden befehligte, war nicht ganz so glücklich gewesen, hatte aber seine Aufgabe, dem Feind den Einmarsch zu verwehren, um den Preis einer schweren Schlacht erfüllt. Spanier, Niederländer und das kaiserliche Korps De Southes waren vereinigt über die Sambre vorgebrochen und am 11. August bei Senef auf die Armee Condé gestoßen. Es kam zu einer mörderischen Schlacht. Schon

neigte sich der Sieg auf die Seite der Franzosen, da gewann in Condés Brust das neue Zeitgefühl die Oberhand. Der Prinz, der in den Kriegen der Fronde und in den Kämpfen mit den Spaniern stets den ganzen Einsatz ins Spiel geworfen hatte, wagte die Armee Ludwigs XIV. nicht an den entscheidenden Sturm zu setzen und verzichtete auf die Durchsechtung seiner letzten Schlacht. Auch die Verbündeten scheuten vor den Leichenhaufen, die sich auf den sommerlichen Feldern vor den Fronthindernissen getürrt hatten, und verzichteten auf den Vormarsch. Die Franzosen nannten die Schlacht, deren strategischer Erfolg zu ihren Gunsten sprach, die blutigste des Jahrhunderts und berichteten von 20 000 Toten.

So hatte das Jahr 1674 dem König zwar das Elsaß erhalten und die wehrlose Franche Comté zurückgegeben — sie war binnen wenigen Wochen besetzt worden —, aber wiederum keine große Entscheidung gezeitigt. Ludwig XIV. war auf den Hauptfronten gefesselt, obwohl er nicht mit voller Kraft bekriegt worden war und im feindlichen Lager Einverständnisse unterhielt. Die Niederlande waren von jeder Bedrohung befreit, die militärische Promenade hatte in matter Verkämpfung geendet. Der Krieg war zu einem „Halbding“ geworden.

Als der Kurfürst von Brandenburg trotz seiner neuen Enttäuschungen seine Armee nicht nach Hause führte, sondern in Franken ins Quartier legte und selbst zum Oranier nach Cleve eilte, um mit dem Prinzen über den Frühlingfeldzug zu beraten, als Ludwig XIV. gar erfuhr, daß Friedrich Wilhelm am Wiener Hofe alles in Bewegung setze, um den Kaiser zu kräftigerem Handeln fortzureißen, erkannte er in dem starkmütigen, vielgewandten Mann seinen größten deutschen Feind. Er maß ihm daher einen besonderen Gegner zu, um seiner im Kampf um den Rhein ledig zu werden, und schickte ihm die Schweden auf den Hals, die zu einem Subsidienvertrag willig waren. Um auch den Kaiser zu beschäftigen, stachelte er die Ungarn zu einem neuen Aufstand gegen Habsburg an. Der König lernte das Verhältnis von Politik und Kriegführung erkennen, überließ es seinen Marschällen, ihm die Lorbeeren ums Haupt zu winden, und hielt sich fortan aus dem Gewühl.

Im Frühling 1675 rückten zwei französische Armeen ins Feld, bereit, den Krieg auf zwei Fronten, aber auf glücklich gewinkelten inneren Linien zu führen. Marschall Luxembourg kämpfte im Norden, Turenne im Osten. Auch die Verbündeten rüsteten zu größeren Taten. Der Prinz von Oranien übernahm den Befehl an der Nordfront, Graf Montecuccoli befehligte am Rhein. Aber der Geist des Krieges war schon so vom Gedanken an das unblutige Manöver beherrscht, das dem Feldherrn das kostbare, unerfessliche Instrument der Kabinettspolitik, die geworbene, ge-

drillte Feldarmee, unverfehrt erhielt, daß die Schlachtentscheidung nur noch in verzweifelter Lage gefucht wurde. Montecuccoli und Turenne lieferten das schönste Beispiel dieser verschönrtesten Kriegskunst. Der kaiserliche Feldherr ging gegen Straßburg vor, fühlte sich von Turenne in der Flanke bedroht, wich seitlich aus, erschien plötzlich bei Speier auf dem linken Ufer, sah Turenne als Gegenmanövriker bei Ottenheim oberhalb Straßburgs auf das rechte Ufer überfegen, kehrte um, eilte ihm nach und tanzte nun mit seinem großen Gegner zwischen Rehl und Offenburg an den Ufern der Schutter und der Rench eine Reihe von kriegerischen Pas, die die Armeen, beiläufig 50 000 Mann, wie Kreisel drehen.

Es schien ein „Pas de deux“ ohne Ende. Schwere Regengüsse verwandelten den Tanzboden in Morast.

Allmählich stellten sich Hunger und Seuchen in den Lagern der Truppen ein, die der zahllosen Märsche und Wendungen müde wurden. Da gelang es Turenne, den Feind bei Sasbach in eine Stellung zu zwingen, in der er seinem Angriff nahezu wehrlos preisgegeben war. Turenne entschloß sich zum Kampf, ehe der Gegner sich der Flankenbedrohung entwand, brach am Abend des 26. Juli mit einem Teil seiner Armee von Freistett auf und überschritt die Rench, um Montecuccolis linken Flügel zu umgehen und die Kaiserlichen von Offenburg abzuschneiden. Das Manöver gelang. Als Montecuccoli sich umgangen sah, wich er auf Sasbach und stellte sich am Tage darauf, keines anderen Auswegs mächtig, dem Feinde zur Schlacht. Turenne zog seine ganze Armee bei Sasbach zusammen, fuhr seine Artillerie an den Rändern der Renchschlucht auf und eröffnete die Kanonade auf das Dorf und den hochgemauerten Kirchhof. Dann ritt er zu seiner Flankenbatterie auf dem linken Flügel. Er war unterrichtet worden, daß Montecuccoli dort manövriere, und ließ sich von General St. Hilaire die Bewegungen des Feindes erklären. Da traf ihn eine einzeln abgefeuerte österreichische Kanonenkugel. Das Geschöß riß St. Hilaire die ausgestreckte rechte Hand ab und schlug dem Marschall quer durch den Leib. Er war tot, ehe der verstümmelte Leib zerbrochen zur Erde sank.

Marschall Turenne, der größte Feldherr, den Frankreich geboren hat, fiel auf dem rechten Ufer des Stromes, den er seit dem Tode Bernhards mit vollendeter Kunst verteidigte. Als er seine letzte Schlacht ordnete, trug er sich mit der Hoffnung, den Feind vom badischen Glacis zu vertreiben. Aber alles hing an seiner Führung und seinem gefestigten Willen. Die führerlose Armee entsagte der Schlacht und wich kampflös über den Rhein.

Montecuccoli trat den Franzosen auf die Hacken und brachte ihnen große Verluste bei, vermochte aber dem Kriege am Oberrhein keine entscheidende Wendung zu geben. Ludwig XIV. sandte den Marschall

Créqui gegen ihn, der eine Armeeabteilung im Moseltal befehligt hatte, und das künstliche Manövrieren begann von neuem. Der Krieg zog sich um Breisach zusammen. Créqui eroberte die verloren gegangene Festung zurück und rühmte dadurch den Verlust Eriers, das ihm am 11. August von Karl von Lothringen entrisen worden war.

Unterdessen hatte der Herzog von Luxembourg in den spanischen Niederlanden mit dem Prinzen von Oranien umständliche Kämpfe geführt und sich Bperns bemächtigt. Doch der Fall Euremnes wog schwerer als die Rückeroberung Breisachs und der Besitz der flandrischen Plätze. Ludwig XIV. wurde des Feldzugs nicht mehr froh.

Zu Straßburg aber sang man um diese Zeit ein neues Lied auf einen deutschen Kriegsfürsten, dessen Ruhm plötzlich mit Adlerfittichen zur Höhe strebte. Man sang in kräftigen deutschen Reimen „von dem Schwed' aus Mitternacht“, der, durch Frankreichs Geld getrieben, ins Brandenburger Land gefallen sei, dort viele Bosheit geübt, Kirchen geplündert, Mann und Weib verjaget und alles umgewendet habe.

„Bis daß zuletzt der große Held
Sich plötzlich eingefunden
Und seinen Namen in der Welt
Noch höher aufgebunden.“

Es war das Bänkellied von der Schlacht bei Fehrbellin.

Friedrich Wilhelm war mit 5000 Reitern, 800 Dragonern, 1200 Mann Fußvolk und 14 Geschützen aus Franken nach Brandenburg geeilt, hatte die schwedische Vorhut bei Rathenow überfallen, die Armee Wrangel am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin zum Kampf gestellt und im offenen Feld aufs Haupt geschlagen. Entschartes schwedisches Volk wurde von den märkischen Bauern auf der Flucht vernichtet. Aber nicht nur auf der Gasse und in den Sunfstuben, sondern auch in den Feldlagern und an den Höfen erstaunte man über den kleinen Reichsfürsten, der sich eine Armee geschaffen hatte, die aus eigener Kraft den Schweden schlagen konnte. Suchte doch die schwedische Kriegsgewalt noch immer ihresgleichen.

Aber — Brandenburg fehlte am Rhein, wo sich der Krieg in Stellungskämpfen verlor. Auch auf dem flandrischen Kriegsschauplatz reisten keine großen Schlachten mehr. Marschall Luxembourg und der Prinz von Oranien ergaben sich dem Belagerungskrieg, der sich bis tief in das Jahr 1676 hinzog. Ludwig befahl seinen Marschällen, keine Schlacht mehr anzunehmen, sondern das Land zu verwüsten, hinderliche Städte niederzubrennen und nur noch Festungen zu brechen, die er im kommenden Frieden zu behalten gedachte. Die Eroberung des Forts Condé und der

Städte Valenciennes und Cambrai — der Zentralstellung zwischen der Dise und der Sambre — genügte ihm zum Ausbau seiner Nordfront, bis die Zeit reif war, den Krieg unter günstigeren Vorzeichen zu erneuern. Als es Admiral Duquesne gelang, die vereinigte spanisch-niederländische Flotte bei den Liparischen Inseln und auf der Höhe von Catania zu schlagen, nachdem der niederländische Seeheld de Ruyter am 29. April 1676 bei Algosia in siegreichem Gefecht unter wehender Flagge gefallen war, drängte alles zum Frieden.

Ludwig XIV. wahrte sich die Initiative und bot den Generalstaaten im geheimen einen günstigen Vergleich, während seine Marschälle den Feldzug in die Länge zogen. Das holländische Patriziat ließ sich bereit finden, mit dem Sonnenkönig zu verhandeln, obwohl ihm das englische Parlament kriegerische Hilfe anbot und Ludwig XIV. nicht vor Amsterdam, sondern vor Gent stand. Als der holländische Gesandte Beverningk am 10. Juni 1678 in Ludwigs Feldlager erschien und die mündliche Verhandlung ins Stocken geriet, weil der Holländer zögerte, sich von seinen Verbündeten zu trennen, fragte Ludwig geradezu: „Fürchten Sie Ihre Alliierten? Ich werde Sie gegen dieselben unterstützen.“ Da nahmen die Generalstaaten den Vorteil wahr, den der König bot, indem er seine Schutzzollgesetzgebung zugunsten Hollands milderte und ihnen alle Eroberungen zurückgab, und schlossen Frieden. Vergebens widersprach der Oranier dem Abkommen, das als Sonderfrieden und zum Nachteil der Verbündeten gedacht wurde, vergebens warf er sich bei Mons auf den Marschall Luxembourg, um die Unterzeichnung des Friedens durch eine Waffentat zu verhindern — am 10. August 1678 wurde zu Nimwegen zwischen Frankreich und der Republik der Friede unterzeichnet, der die Niederlande im vollen Besitze ihrer Länder und ihrer Schätze ließ.

Ludwig XIV., der im Jahre 1672 zur Bücktigung, vielleicht sogar zur Vernichtung Hollands in den Krieg gezogen war, vertrug sich mit den Generalstaaten und kam mit ihnen überein, sich in den spanischen Niederlanden und in der Freigravschast schadlos zu halten. Die Koalition war gesprengt. Spanien hüßte für die Niederlande. Der Oranier, der der Republik die Ehre wiedergegeben hatte, sah sich beiseitegeschoben. Spanien verlor die Freigravschast und eine Kette flandrischer Festungen. Kaiser Leopold I. und das Reich traten dem Frieden am 5. Februar 1679 bei. Ludwig XIV. gab Philippshurg zurück, behielt aber das Elsaß samt den Rechten, die er sich angemacht, und rückte als „Garant des Westfälischen Friedens“, den er selbst soeben im Elsaß gebrochen, gegen den Großen Kurfürsten, um ihn zur Rückgabe Pommerns an Schweden zu zwingen. Der Sieg von Fehrbellin, die Verfolgung der Schweden über

das gefrorene Kurische Haff, der Siegeszug Friedrich Wilhelms in Holstein und Livland — die ganze heroische Anstrengung Brandenburgs wurde von dem Abgrund des Nimwegener Friedensschlusses verschlungen. Als Ludwig XIV. eine Armee über die Weser sandte, mußte der von allen verlassene Kurfürst sich zum Verzicht bequemen.

Ludwig XIV. nahm die Rolle auf, die Mazarin auf dem Kongreß von Oliva für Frankreich gefordert hatte, und sprach den Schweden Pommern unter Berufung auf den Westfälischen Frieden zum zweitenmal zu. Er war im Kampfe mit der Koalition und in den diplomatischen Verhandlungen mit den uneinigen Verbündeten zum Vorherrscher in Europa emporgestiegen und schlug im Bewußtsein seines Sieges eine Münze mit der Inschrift: „Nec pluribus impar“ — auch mehreren gewachsen.

Der Große Kurfürst willigte am 29. Juni 1679 zu St. Germain-en-Laye in den vorgeschriebenen Verzichtsfrieden, bekehrte sich zu einem Bündnis mit dem Sonnenkönig und hob die Rache späteren Geschlechtern auf.

Frankreichs Sieg war mit militärischen Waffen gesucht und mit diplomatischen Mitteln erfochten worden. Die „Kunst des Möglichen“ feierte zu Nimwegen einen glänzenden Triumph. Ludwig XIV. hatte nicht nur die Koalition gesprengt, sondern dank Hollands kurzfristig-egoistischer Politik auch den strategischen Fehler gutgemacht und zu seinem Vorteil gewendet, den er im Jahre 1672 begangen hatte, als er zu dem exzentrischen Feldzug am Niederrhein aufgebrochen war, während die spanischen Niederlande noch auf seine Nordflanke drückten. Der Abfall Hollands vom Bündnis hatte ihm gestattet, sich auf Spanien zu werfen und die Nordflanke zu sichern und dadurch einem neuen Eroberungskriege den Weg bereitet.

Der Angriff auf den Rhein, der im Mündungsgebiet des Stromes gescheitert war, führte zum Ausbau der flandrischen Flankenstellung und der Ausfallsfront am Oberrhein. St. Omer, Cambrak, Valenciennes, Condé und Maubeuge fielen in des Königs Besitz und starren bald von Vaubans Bastionen. Lothringen verlor Marsal, den festen Platz, der den alten Römerweg durch die Seillesümpfe deckte, die Franche Comté wurde zu einem gesicherten Standlager der französischen Armee.

Ludwig XIV. hatte die Rhein-Rhone-Linie als Bewegungslinie wiederhergestellt. Der Traum Karls des Kühnen reifte im Schatten der Lilien der Erfüllung. Auf daß kein Zweifel herrsche, wie Frankreich jetzt, im Besitze der Vorherrschaft am Rhein, den Westfälischen Frieden auslege, befaß Ludwig XIV. nunmehr die Einsetzung von Gerichtskammern in Besançon, Metz und Breisach, um die reichsunmittelbaren Stände

des Elsasses ihrer letzten Rechte zu entkleiden und mit Frankreich zu vereinigen.

So folgte im großen Kampf um den Rhein auf den Eroberungskrieg der Eroberungsfrieden, „la paix conquérante“. Die Bürger der Detapolis mußten dem König unter dem Aufmarsch französischer Regimenter als ihrem „gnädigsten Herrn und souveränen Protektor“ Treue und Gehorsam schwören. Am 22. März 1680 verkündete die Breisacher Réunionskammer die Souveränität des Königs von Frankreich über das Elsaß. Vergebens legte der deutsche Reichstag Verwahrung ein gegen den Raub, vergebens wandten sich die reichsfreien Städte, Salschaften, Flecken und Dörfer mit Klagen an Kaiser und Reich. Die Proteste verhallten wie alle Klagerufe der Ohnmacht im Bereiche des politischen Geschehens zu verhallen pflegen. Das Elsaß war verloren.

Und nun nahte auch Straßburgs letzte Stunde. Der Magistrat hatte vergebens darum ersucht, daß die Zugehörigkeit der Stadt zum Heiligen Römischen Reiche im Nimwegener Friedensinstrument bestätigt werde. Man hatte sie abermals „vergessen“. Die stolze alte Freistadt lag völlig vereinsamt am linken Ufer des Stromes. Ihre Landschaft war von den Réunionen erfaßt worden und bis zum Glacis abgebröckelt, die Rheinschanze geschleift. Außerhalb der Wälle war auf dem linken Ufer nur noch die Zollbastion bewehrt, auf dem rechten Ufer starrte Rehl von kaiserlichem Kriegsvolk verlassen. Der Magistrat wagte nichts Großes mehr. Er wies das Anerbieten der kaiserlichen Generale ab, eine Besatzung in die Stadt zu legen, um die Franzosen nicht herauszufordern, und saß mit gefalteten Händen, auf die verbrauchte Neutralität vertrauend. Die Bürgerschaft war deutschen Sinnes und deutschen Wesens, aber die Kraft war schwach geworden und der Feind zum Gewaltreich bereit. Am 27. September 1681 erschien General Montclaer mit einer Armee vor den Mauern der Stadt. In der Nacht rückten drei Dragonerregimenter an den Rhein und nahmen die Zollschanze weg, am Morgen standen die Truppen des Königs, 35 000 Mann mit 82 Geschützen, zum Sturm bereit vor den Außenwerken. Der Münstertwächter stieß zum letztenmal ins Horn, die Glocken schlugen noch einmal über der Freien Stadt zusammen, das Volk lief wiederum zum Rathaus und vor die Zeughäuser und verlangte seine alten Waffen. Da sandte Montclaer einen Parlamentär an den Rat und erklärte, daß des Königs Majestät Anerkennung seiner Souveränität und die Öffnung der Tore fordere. Frankreich trat, Partei und Richter in einer Person, mit seiner ganzen „formidablen Macht“ vor die Stadt und begehrte gewaltsam Einlaß.

Der Magistrat beschwichtigte das aufgeregte Volk und begann zu unterhandeln.

Zwei Tage wehrte sich die Bürgerschaft gegen die Kniebeuge, aber die Wälle waren schlecht besetzt, die militärische Besatzung kaum 600 Mann stark, keine Hilfe in Nähe und Ferne. Die Eidgenossen, mit denen die Straßburger zu Schutz und Trutz verbunden einst gegen den Herzog von Burgund gestritten, standen als die stattlichsten Regimenter des Königs auf der anderen Seite, der Kaiser, der den trügerischen Frieden von Nimwegen geschlossen, lag in dem spanischen Geheimvertrag mit dem Feinde gebunden, das Reich war greisenhaft in sich zusammengesunken. Die Schöffen, die zur Unterhandlung ins feindliche Lager gesandt wurden, sahen sich in Montclaers Hauptquartier zu Illkirch dem Kriegsminister Louvois gegenüber, der ihnen von Beschließung und Sturm sprach, und von der Zaberner Steige nahten Staffetten, die der königlichen Leibwache voraufritten und meldeten, daß des Königs allerchristlichste Majestät binnen wenigen Tagen seinen Einzug in seine „treue Stadt“ zu halten wünsche. „Il fault attendre!“

Da fügte sich der Magistrat in „christlicher Gelassenheit dem friedlosen Zwang“ und unterzeichnete am 30. September 1681 die Kapitulation. Die größte Militärmacht der Zeit nötigte die Stadt, die sich in jahrhundertelangen Kämpfen ihr Eigenleben ersritten und darüber wie so viele andere deutsche Städte und Lande den Zusammenhang mit dem großen Ganzen verloren hatte, zur Ergebung. Am Nachmittag rückten Louvois und Montclaer an der Spitze ihrer Regimenter unter Pautenschall in die Tore. Straßburg lag wie von der Pest getroffen, ausgestorben die Gassen, leer die Plätze. Trüb spiegelte sich der Himmel in den silbernen Wassern der Ill. Die deutsche Libertät wurde mit französischer Militärmusik zu Grabe getragen.

Zwei Tage später rollten die vergoldeten Karossen Ludwigs XIV. und seines Hofstaates die Zaberner Steige herab. Die fruchtbare Ebene des elsässischen Gartenlandes lag im Herbstglanz gebadet. „Quel beau jardin,“ rief der König voller Wohlgefallen. Straßburg erwartete seinen Souverän.

Das Volk wurde zur Schmückung der Häuser angehalten und die Kanonen auf den Wällen schossen Salut. An allen Toren und öffentlichen Gebäuden wurde der Reichsadler abgerissen und das Lilienwappen angeschlagen. Der Fürstenberger ließ alle Glocken läuten und in Erwins Dom, der dem Bischof auf Befehl des Königs zurückgegeben wurde, predigte man vor der Majestät von dem Rechtsnachfolger Chlodwigs, des ersten christlichen Frankenkönigs und dem noch sagenhafter verklärten Dagobert, dem Hüter der Kirche und — war's Ironie? — dem Schirmherrn der Gerechtigkeit. Draußen aber, vor dem Messgertor, steckte der Festungs-

baumeister Vauban die Zitadelle ab, die dazu bestimmt war, den Rhein und die Stadt zugleich zu beherrschen.

So wurde Straßburg, so wurde das Elsaß französisch. Die Zitadelle Deutschlands wandelte sich zu einer Zitadelle gegen Deutschland und das elsässische Vorland zum Boulevard Frankreichs. Das ohnmächtige Reich drohte, doch keiner marschierte.

Ludwigs Réunionspolitik haftete nicht am elsässischen Gebiet, sondern nahm wahrhaft universelle Gestalt an. Er „réunierte“ pfälzisches, lothringisches, spanisch-niederländisches, mittel- und niederrheinisches und italienisches Gebiet mit Frankreich und besetzte die Grafschaften Saarbrücken und Chiny, Sponheim und Leiningen, die Herrschaften Birton und Oberstein, die Grafschaften Veldeuz, Zweibrücken und Bliesskastel, Teile der Grafschaft Manderscheid, die Abtei Prüm, das Schloß Ahrenberg, die Paßsperrre Casale und forderte sogar die Festung Luxemburg. Die Kleinen wurden mit geringer Truppenmacht besetzt, vor die von den Spaniern gehaltene Feste Luxemburg rückte mitten im Frieden eine Armee.

Niemand fiel dem Vergewaltiger in den Arm.

Als sich die gepeinigte, entrechtete Welt wider das räuberische Frankreich zu erheben suchte und Kaiser Leopold die Fürsten zu einem Bündnis aufrief, erregte Ludwigs überlegene Staatskunst dem Kaiser einen neuen ungarischen Aufstand und einen Türkenkrieg. Der Bedrängnis im Westen gesellte sich die Gefahr von Osten. Kara Mustafa Pascha rückte vor Wien. Der Besitzer des Bosphorus und der Dardanellen pochte mit dem Schwertknauf an die Tore der Kaiserstadt. Ludwig XIV. sah Wien nicht ungern — „sans déplaisir“ — bedroht und suchte sogar den Polenkönig Johann Sobieski von der Hilfeleistung abwendig zu machen, um Österreich völlig zu verderben.

Während Kara Mustafa vor Wien lag und die Wiener Bürgerschaft auf den zerstossenen Wällen schanzte, grub Frankreich sich in den Appenninen, am Rhein, an der Mosel und vor der flandrischen Ausfallspforte eifertig in den Boden.

Johann Sobieski ritt durch Mähren gen Wien, Ludwig XIV. schanzte bei Casale im Quellgebiet des Po; Karl von Lothringen führte das kaiserliche Heer auf den Rahlberg, Ludwig XIV. pflasterte die Heerstraße, die durch Lothringen an den Rhein führte; zwei deutsche Kurfürsten, Max Emanuel von Bayern und Johann Georg von Sachsen, erklärten sich bereit, um des Reiches und der Christenheit willen mit ihren Korps unter Karls Oberbefehl zu treten, Ludwig XIV. raubte pfälzischen, trierischen und spanischen Besitz; der Reichsfeldherr Graf von Waldeck sammelte die Truppen der armierten Stände gegen den Türken, Ludwig XIV.

sandte Agenten nach Stambul, um der französischen Handelsflagge die Levante zu öffnen, nachdem Admiral Duquesne Frankreichs Kriegsflagge vor Chios gezeigt hatte; Graf Rüdiger von Starhemberg verteidigte Wien, die Pforte des Othidents, auf Tod und Leben gegen die Janitscharenstürme, Ludwig XIV. schleppte das berühmte Straßburger Geschütz fort und nahm der in Freiheit geborenen Bürgerschaft Recht und Religion, Justiz- und Konfessionshoheit; das deutsch-polnische Heer schlug am 11. September 1683 in blutiger Schlacht die Türken vor den Wällen Wiens und warf sie gen Osten, der allerchristlichste König lag mit Seereesmacht vor Luxemburg und bedrängte mitten im Frieden die letzte Urdemenfestung der Katholischen Majestät von Spanien; Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg saß, durch den Friedensvertrag von St. Germain-en-Laye in Fesseln geschlagen, zur Ohnmacht verurteilt an den Ufern der Spree, der Sonnenkönig spiegelte seinen Glanz in den Fluten des vergewaltigten Rheins.

Ludwig XIV. fühlte sich als Eroberer des Elsasses und „Protector der Rheinlande“ mit dem Beherrscher des Bosporus und dem Verwüster der Donaulande durch eine Assoziation der Interessen verbunden, die schon Franz I. und Soliman der Prachtige gepflegt hatten, und erfüllte die Franzosen für alle Zukunft mit dem Glauben, daß Frankreich zur Vorherrschaft auf dem Kontinent und zur Führung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens berufen sei.

Trotz dieser Abkehr vom abendländischen Gesamtinteresse fand Ludwig XIV. Gelegenheit zu einer edlen Gebärde, die dem Stilgefühl dieses vollendeten Selbstherrschers und dem Geschmac der französischen Nation entsprach, ohne der Politik Eintrag zu tun. Der König erklärte, er verzichte darauf, die „Réunion“ der Festung Luxemburg zu vollziehen, solange der Türke die Christenheit vor Wien bedränge. Er sparte die Beschiesung und — brachte die Festung erst im Jahre darauf unter Bombardement und Minenlösen zu Fall. Als Spaniens Fahne am 4. Juni 1684 von den Wällen der ausgehungerten, mit spanischem Stolz verteidigten Feste verschwand, lag Osterreich in Ungarn mit den Türken in unabsehbarem Krieg gebunden. Die Polen hatten sich auf ihre slawische, dem Deutschtum abgewendete Rolle besonnen; Johann Sobieski, Gemahl der Gräfin Lagrange d'Arquien, einer Französin, und Korrespondent des allerhöchsten Königs von Frankreich, war heimgeritten.

Da trat Ludwig XIV., gestützt auf seine gewaltige strategische Stellung und seine weitreichenden politischen Geheimbündnisse, mit der Forderung hervor, daß zwischen der Krone Frankreich und Kaiser und Reich ein dreißigjähriger Waffenstillstand unter Aufrechterhaltung des Be-

fißstandes, also unter Anerkennung der Réunionen, geschlossen werden solle. Es war ein meisterhafter Schachzug. Kaiser Leopold schwankte, ob er sich im Osten oder im Westen zu einem Waffenstillstand bequemen solle. Im Westen war die Weltstellung des Gesamthauses Habsburg im Zusammenbrechen, im Osten war das Haus Österreich von neuen Türkenstürmen bedroht, das Reich war auf beiden Fronten gefährdet. Der Große Kurfürst riet zur Annahme der Forderung, um sich aus seiner eigenen, unhaltbar gewordenen Lage zu befreien, die ihm weder gestattete, dem Kaiser mit starken Kräften zuzuziehen, noch erlaubte, offen gegen Ludwig aufzutreten. Er bat den französischen Gesandten Rébenac inständig, der König möge die „verzweifelte Lage“ des Reiches nicht ausbeuten, und erklärte dem kaiserlichen Gesandten Lamberg, er könne sich jetzt noch nicht von Frankreich trennen. Da auch der Reichstag keinen Ausweg sah, gab Leopold seine Zustimmung zu einem vorläufigen Abkommen mit Frankreich, um im Osten gesicherte Verhältnisse zu schaffen. Am 15. August 1684 willigte der Reichstag unter Protest in einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit der Krone Frankreich und beließ Ludwig die Réunionen. So schuf Macht Recht und Ohnmacht Rechtlosigkeit. Doch noch war nicht alles erstorben. Als die deutsche Staatskunst versagte, erhob sich die Philosophie. Leibnitz stand auf und schleuderte ein Pamphlet gegen den Sonnenkönig. Er geißelte darin Ludwigs Absolutismus und Frankreichs Eroberungssucht unter dem satirischen Titel „Mars Christianissimus“.

Der Pfeil fiel unschädlich zu den Stufen des Thrones nieder, auf dem Frankreichs Vormacht damals in des Königs selbstherrlicher Person wahrhaft glänzend verkörpert war. Das Königtum Ludwigs XIV. hatte den Gipfel seiner absoluten Geltung erklommen. Spanien war aus dem Kampf geschieden, Kaiser und Reich zurückgedrängt, Hollands Entwicklung abgeschnitten und das Stromgebiet des Rheins bis zur Hälfte aufgebrochen. Der Rhein floß in Helvetien noch durch germanische Gauen, aber die Eidgenossenschaft lebte mit Frankreich in einem Freundschaftsbund und stellte dem König vierzehn Regimenter; er strömte in der oberrheinischen Tiefebene zwischen deutsch besiedelten Uuen, aber unter französischen Brücken, die auf beiden Ufern von französischen Ausfallsfestungen gedeckt wurden; er war zwischen Mainz und Köln von geistlichen Kurfürstentümern umgeben, aber diese glaubten Frankreichs Huld nicht mehr missen zu können, und er breitete seine Mündungsarme in einem frei und groß gewordenen germanischen Staatswesen aus, das um wirtschaftlicher Vorteile willen mit Frankreich paktiert hatte.

Der Kampf um den Rhein wurde zur Tragödie der deutschen Völker.

Da die Unteilbarkeit des Stromgebiets, die sich am Oberrhein sinnfällig in den Zügen der einheitlich geordneten, einheitlich besiedelten Landschaft der beiden Stromufer ausdrückte, der politischen Grenzsetzung am Stromufer entgegenwirkte und die Wasserrinne wohl ein Fronthindernis, aber keine strategische Grenze darstellte, waren alle Einbrüche und Vorstöße Frankreichs fortgesetzte Handlungen zur Beherrschung des ganzen Stromgebiets. Frankreich, das den Strom noch nicht auf der ganzen Strombreite erreicht hatte, folgte dem Trieb, der es seit Unbeginn seiner Geschichte gen Osten stachelte, von Etappe zu Etappe mit immer ungestümmerem, bewußterem Drang. Ludwig XIV. war im Jahre 1684 nur deshalb zu einem Waffenstillstand willig, weil er der Zeit bedurfte, seine Eroberungen völlig in sich aufzunehmen und die Figuren zu neuem Spiel zu stellen.

Als Frankreich den Raub Straßburgs vollzog, seine Bedetten gegen den Mittelrhein vorschob und die Rheinlinie als „natürliche Grenze“ forderte, machte es den Kampf um den Rhein im Zeitalter der Entstehung der Großmächte und der systematischen Ausbildung des europäischen Gleichgewichts zum zentralen Problem weltpolitischen Geschehens. Aber die Lösung dieses Problems oblag fortan nicht nur Frankreich und Deutschland, sondern allen Staaten Europas, denn keiner konnte den französischen Machtstaat an den Ufern des Rheins und im Besitze der Rhein-Rhone-Linie dulden, ohne auf Gleichberechtigung im Kampfe um die Gestaltung der Zukunft und im Wettbewerb um die Güter der Erde zu verzichten und seine nationale Größe der Hegemonialgewalt Frankreichs zum Opfer zu bringen.

Die Dauer des Waffenstillstandes, den Ludwig XIV. im Jahre 1684 vom römischen Reiche gefordert hatte, war auf zwanzig Jahre bemessen worden. Vier Jahre, nachdem er geschlossen, brach Frankreich die Vereinbarung, um, gestützt auf seine Machtmittel und gelockt durch den Türkenkrieg, der alle Kräfte des Kaisers, der Fürsten und des Reiches im Osten band, den Kampf um den Rhein zu erneuern, seinen Einfluß im Stromgebiet zu mehren und die große Mittelstellung auszubauen, die zwischen Mosel und Queich noch der Befestigung harnte.

Der Ausdehnungspolitik eines starken, rücksichtslos Handelnden fügen sich die Ereignisse leicht. So wurde auch Ludwig XIV. von ihnen wie auf gefälligen Wellen in den neuen Krieg getragen. Der Sonnenkönig stand damals in der Fülle seiner Herrlichkeit und scheute vor keiner Rundgebung seiner Macht zurück. Als die Republik Venedig sich im Jahre 1685 weigerte, der Besatzung von Casale Salz zu liefern, ließ er den Hafen, auf dessen Staden die Reichtümer des Mittelmeeres lagerten, von Duquesne in

Brand schießen und den Dogen, der das Gebiet der Republik während seiner Amtszeit nicht verlassen durfte, nach Versailles entboten, um ihn dort, in der soeben vollendeten Spiegelgalerie seines Prunkschlosses, wie einen gedemütigten Vasallen zu behandeln.

Erat Ludwig XIV. so gegen außen auf, so handelte er im Innern nicht minder gewaltsam, aber auch hier gefolgt von dem leidenschaftlichen Gesamtwillen der Nation. Ludwig suchte die Staatseinheit zu stärken, indem er die Hugenotten nicht nur ihrer letzten Sicherheiten, sondern auch der Gleichstellung beraubte und sie auf eigentümliche Weise zur Verwerfung ihres Bekenntnisses zwang. Er besaß nicht umsonst das größte stehende Heer des Abendlandes — beileibe keine nationale Armee, sondern zu mehr als zwei Dritteln aus Schweizern, Italienern, Deutschen, Wallonen, Iren und Schotten zusammengestellt. Dieses harte Kriegsvolk erhielt Befehl, sich in den protestantischen Provinzen des Reiches einzulagern, und lebte, der Zucht im Quartier entbunden, auf Kosten der Bewohner unter bürgerlichem Dach, bis die Geplagten die Zurückziehung der „gestiefelten Missionare“ mit der Rückkehr zum alten, gallitanisch gefärbten Glauben erkaufte. Louvois, der gewalttätige Organisator dieser Armee, verwandte seine Dragoner, „les missionnaires bottés,“ in dieser Rolle mit unerhörtem militärischem Erfolg. Die „Dragonaden“ bewirkten, daß in der alten Hugenottenstadt Nîmes binnen drei Tagen 60 000 Calvinisten, in dem fanatischen La Rochelle in 24 Stunden alle Bürger zur Staatsreligion bekehrt wurden.

Als dies geschehen war, zerriß Ludwig im Jahre 1685 das Edikt von Nantes, das „nach so großen und allgemeinen Bekehrungen“ keinen Zweck mehr hatte. Wohl flüchteten zahlreiche Hugenotten über die Grenzen, um in den protestantischen Staaten Aufnahme zu finden, wohl schwächte der aus politischen Gründen gelübte Gewissenszwang vorübergehend die Gesamtkraft des Landes, aber das gewaltsame Vorgehen entsprach dem Staatsideal der Franzosen, das immer schärfer, immer bestimmter auf die Bildung einer absolut geschlossenen, unteilbaren, elementaren Einheit ausging. Das geschah auf die Gefahr, die unter ungeheurem Druck entstehende Form so mit Spannungen zu sättigen, daß sie eines Tages bersten mußte. Freilich — solange die gesammelte Energie der Nation sich in äußeren Kriegen entlud und der nationale Machtwille im Kampfe um die Hegemonie Betätigung fand, blieb diese Gefahr beschworen.

Betrachtet man die unifizierende, absolutistische Politik Ludwigs unter diesem Gesichtspunkt, so gewinnt das ihm zugeschriebene Wort „l'Etat c'est moi“ einen tieferen Sinn. Dann spricht daraus nicht die vermutete Selbstvergötterung, sondern der Gedanke, daß der Monarch sich unbe-

schadet seines höchst persönlichen, egozentrischen Wesens als Verkörperung des Staatsideals, als Inkarnation der Staatspersönlichkeit fühlte.

In diesem Bewußtsein handelnd, gewann Ludwig XIV. die innere Freiheit, sich über alles hinwegzusetzen, was seiner Führung widerstrebte, erscheint er aber auch als die vollendetste, zur Vollprägung gelangte französische Herrschergestalt, denn in allen größeren französischen Königen von Hugo Capet, Philipp August, Philipp dem Schönen, Ludwig IX., Ludwig XI., Franz I. und Heinrich IV. bis auf des Sonnenkönigs Majestät ist Fleisch von diesem Fleisch und Geist von diesem Geist. Und doch waren alle diese Könige nicht eigentlich schöpferisch, sondern nur Exponenten des Machtwillens der Nation.

Als Ludwig XIV. im Jahre 1688 zum dritten Raubkrieg schritt, handelte er aus eigenem Trieb und vielhundertjähriger Überlieferung getreu, aber auch vom Ausdehnungsdrang der Nation getragen. So gesehen ist dieser Monarch echtestes Franzosentum und als solches unwandelbar und vom Persönlichen gelöst.

Am 24. September 1688 erließ Ludwig XIV. ein Manifest, in dem er Frankreich und der Welt verkündete, daß Kaiser Leopold gegen Frankreich rüste und eine Koalition gegen ihn aufbiete. Er, der König, verlange nichts als endgültigen Frieden unter den Bedingungen, die dem Waffenstillstand vom 15. August 1684 zugrunde lägen, die Anerkennung der Ansprüche seines Bruders Philipp von Orleans auf den ihm als dem Gemahl Elisabethens von der Pfalz zustehenden Besitz und die Zurückführung des Kardinals von Fürstenberg auf den Kölner Erzsstuhl. Da ihm das verweigert werde, bleibe dem König nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen und die Ehre und die Interessen Frankreichs zu schützen.

„Frankreichs Ehre und Interesse“ forderten also, daß Ludwigs Kreatur, der Bischof Franz Egon von Fürstenberg von Straßburg, der am 7. Januar 1688 unter französischem Einfluß zum Koadjutor von Köln gewählt und nach dem Tode des Erzbischofs im Juni 1688 zwar die Mehrheit, aber nicht die vorgeschriebene qualifizierte Mehrheit der Wahlstimmen auf sich vereinigt hatte, Erzbischof von Köln werde, obwohl Kaiser und Papst dagegen waren; Frankreichs Ehre und Interesse forderten ferner, daß Philipp von Orleans, der Gatte Elisabeth-Charlottens, der Schwester des im Jahre 1685 gestorbenen Kurfürsten Karl von der Pfalz, die Stämmischen Allodialgüter auf dem Hunsrück und am Rhein erhalte, damit der französische Prinz deutscher Reichsfürst werde, und Frankreichs Interesse war verletzt, weil Josef Klemens von Bayern Erzbischof von Köln wurde und die unhaltbaren pfälzischen Ansprüche von der Pfalz nicht zum mindesten mit Geld abgefunden worden waren; endlich aber, und nicht zu-

legt, waren Frankreichs Ehre und Interessen „verletzt“, weil die „Réunionen“ ihm noch nicht als ewiger Besitz zugesprochen waren und der Kaiser, die deutschen Reichsstände, Spanien und Schweden sich am 9. Juli 1686 in Augsburg zu einer Defensivallianz zusammengetan hatten, um, gestützt auf ein Bundesheer von 46 000 Mann, das Reichsgebiet so lange zu verteidigen, bis das Reich selbst imstande war, sich zu wehren.

Das Manifest verschwieg, daß Frankreich nicht seine Interessen und seine Ehre, sondern seine Hegemonie bedroht fühlte, insonderheit auch deshalb bedroht, weil in England und in den Niederlanden Verschiebungen vor sich gegangen waren, die Ludwigs Klientel zu mindern drohten. Karl II. war gestorben, Jakob II. ihm als Pensionär Frankreichs gefolgt, aber der Stuart wegen seiner Hinneigung zum Katholizismus seines Thrones nicht mehr sicher und Wilhelm von Oranien als Gemahl der evangelischen Tochter Jakobs schon zu seinem Nachfolger ausersehen.

So schritt Ludwig XIV. zu einem Präventivkrieg, der sich als solcher hinter dem Manifest schlecht verbarg, um die Hegemonie zu behaupten und zu mehren. Er wußte den Kaiser und die deutschen Streitkräfte in Ungarn gefesselt und hoffte, das Reich zu überrennen. Der König fühlte sich dem Heiligen Römischen Reiche gewachsen, solange der Kaiser im Osten beschäftigt war und das vom Aufruhr ergriffene England sich noch nicht für Wilhelm von Oranien entschieden hatte. Er gedachte, den ganzen Knäuel der fessländischen und insularen Wirrnisse mit einem einzigen Schwertstreich zu durchhauen. Zwang er Kaiser und Reich auf einen Schlag, die Réunionen auf ewig anzuerkennen, dann fiel alles in sich zusammen, was Frankreichs Vormacht am Rheine schädigen konnte. Dann schrak vielleicht auch die englische Nation vor der Vertreibung Jakobs zurück und der Oranier blieb auf seinem schmalen Felde zwischen den holländischen Deichen gebunden.

Als Ludwig sich zur Fortsetzung des Kampfes um den Rhein erhob, lag die kriegerische Kraft der Deutschen im Türkenkrieg gefesselt, aber sie trat dort so wichtig auf, daß das Waffenglück sich zu ihren Gunsten zu neigen begann. Seit Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg sich von dem französischen Zwangsbund gelöst hatte und Max Emanuel von Bayern als Gemahl der Erzherzogin Maria Antonia dem Hause Österreich verschwägert war, fochten Brandenburger und Bayern mit den Kaiserlichen Schulter an Schulter und häuften im Waffenbunde mit anderen Hilfsvölkern Sieg auf Sieg. Am 2. September 1686 stürmten die Deutschen die ungarische Königsburg Ofen, in der der Türke seit 145 Jahren gehaust, am 12. August 1687 schlugen Max Emanuel von Bayern und Karl von Lothringen die Türken bei Mohacz, am 6. September fiel Belgrad zum

erstemal in deutsche Hand. Der Türke eroberte die Festung zwar am 8. Oktober zurück, verlor jedoch am 19. August 1691 die Schlacht bei Salankemen, in der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, die deutschen Völker zum entscheidenden Siege führte. Es war dem Sieger nicht beschieden, den Feldzug zu vollenden und den Feind für immer über die Donau zurückzuwerfen. Der Zweifrontenkrieg, den Ludwig XIV. über Deutschland heraufbeschworen, rief ihn vom halbgearbeiteten Feld nach Westen, wo sein Vorgänger, Karl von Lothringen, nach kurzer Feldherrnlaufbahn vom Tod ereilt worden war und der Franzose mit Schwert und Feuerbrand in den Flanken des Reiches wühlte.

Ludwig XIV. hatte mehr auf eindrucksvolle Kraftentfaltung als auf einen großen Feldzug gesonnen, als er im September des Jahres 1688 zum Kampf antrat. Er gedachte den Kaiser und die Fürsten rasch zur Kniebeuge zu zwingen und Frieden zu schließen, ehe die anderen Mächte in Bewegung gerieten, wenn er in den offenen deutschen Grenzen erschien und das Stromgebiet des Rheins überschwemmte. Louvois stellte daher an der niederländischen Grenze Truppen zur Abwehr auf und zog die Angriffsarmee am Oberrhein zusammen, wo die mächtige Flankenstellung Sünningen—Freiburg—Breisach—Straßburg die Franzosen instand setzte, nach Belieben zu manövrieren. Da Ludwig das Herzogtum Lothringen nicht geräumt und den Kölner Handel benutzt hatte, im Moseltal und auf der lothringischen Hochfläche aufzurücken, trat die Armee schon marschbereit auf der Stelle, als das Kriegsmanifest erging. Wiederum waren alle Festungen bewehrt, alle Magazine gefüllt. Der Adel flog, wie zur Zeit des ersten niederländischen Krieges auf leichtem Sieg vertrauend, voll Ruhmbegierde zu den Fahnen, die der Dauphin an der Spitze von 40 000 Mann erlesener Truppen über den Rhein trug. Es war ein Stoß aus der großen Offensivlanke am Oberrhein gegen die Neckarpforte geplant, unter dessen Schutz zwei Armeekolonnen links debordierend auf Mainz und Koblenz rücken sollten. Der Dauphin, dem Marschall Duras als Berater beigegeben war, führte das Flankenkorps, das sich gegen die 1684 zurückgegebene Festung Philippsburg wandte, um die Neckarlinie zu gewinnen, General Boufflers wandte sich über Kaiserslautern gegen Mainz und Marschall de Loges marschierte über Trier rheinabwärts gegen Koblenz und Köln.

Als Ludwigs Gesandter die Kriegserklärung am 3. Oktober dem Reichstag übergab, standen die Franzosen schon vor Philippsburg und Mainz im Felde. Der Dauphin war am 22. September über die Lauter vorgebrochen, Boufflers am 25. September vor Kaiserslautern erschienen.

Am 6. Oktober lag Philippsburg unter Vaubans Batterien, war Boufflers nach Einnahme der unverteidigten Festung Kaiserslautern auf dem Marsch nach Mainz, de Lorges im Besitze von Trier.

Der große Kriegsbaumeister unterwies den fürstlichen Feldherrn vor Philippsburg am lebenden Gegenstand in der Belagerungskunst. Er erklärte dem Dauphin, daß die Feste sich höchstens 24 Tage halten könne, wenn sie nicht entsezt werde. Da der strategische Überfall das Reich unvorbereitet getroffen hatte, war an Entsaß nicht zu denken. Philippsburg fiel nach tapferer Gegenwehr zwei Tage vor Ablauf der Frist. Duras rückte vor Friedrichsburg, die Kavallerie ritt gen Heidelberg. Unterdessen nahm Boufflers die wehrlosen Rheinstädte Speier und Worms, de Lorges Trier. Der Kurfürst von Mainz konnte seine Residenz nicht verteidigen, obwohl sie erst vor 15 Jahren nach Vaubanschen Grundsätzen befestigt worden war, denn er besaß zu wenig Truppen, um die Bastionen zu bemannen. Als Philippsburg fiel, war Mainz schon in Boufflers' Hand. Der feile Fürstenberger öffnete Bonn, Kaiserswerth, Rheinsberg und Neuß — nur Koblenz und Köln entgingen dem Fall und wurden von herbeieilenden Reichstruppen entsezt. Als die Kavallerie des Dauphin im Neckartal erschien und ungestraft bis Stuttgart vordrang, gipfelte der Überfall, der Frankreich die Innentore Germaniens erschlossen hatte, zum erstenmal im Besitze der ganzen Rheinlinie von den Toren Sünningens bis zu den Toren Rheinsbergs. Es war, als wollten die Franzosen selbst das strategische Verhältnis feststellen, das die Uferlande des Rheins zwischen der Mosel und dem Neckar, den Rahmenflüssen des oberen Stromgebietes, als ehernes Gesetz beherrscht, denn unaufhaltsam breiteten sie sich von Metz bis Heilbronn aus und brandschafteten das wehrlos liegende Land. Die Schlüssel von hundert Städten und zwei Millionen Livres baren Geldes waren der Ertrag des delphinischen Feldzuges, der angeblich zur Sicherung des Anspruchs Philipps von Orleans auf die Stimmernschen Lande unternommen worden war. Nur Orte, die von der französischen Krone als Allodialerbe für den Herzog von Orleans annektiert wurden, wie Germersheim, blieben von der Soldateska geschoht.

In ihrem Prunkbett zu Versailles aber fuhr Liselotte von der Pfalz weinend aus den Rissen, wenn andere schliefen, denn sie träumte von den unsäglichem Leiden, die der Franzose über die gesegnete Kurpfalz brachte. Und doch war's erst der geordnete Krieg, noch nicht die Devastation, der die Pfalz kurz darauf anheimfiel, als das französische Kriegskabinet zur Einsicht kam, daß der Einbruch ins deutsche Land den großen Bund unter die Waffen rief, den Ludwig im Reime hatte ersticken wollen.

Jakob II. war des Thrones entsetzt worden und Wilhelm von Oranien am 16. November 1688 mit seinen Garden am Strande von Torbay in der Bucht von Exeter gelandet, um die Krone der Elisabeth zu empfangen und die Führung der Seemächte zu übernehmen. Der Kaiser und die armierten Stände beschloßen, den Zweifrontenkrieg zu wagen, der Reichstag rief zum Reichskrieg auf, Savoyen, Schweden und das alternde Spanien erhoben sich wider den französischen Ruhestörer, der die Hegemonialgewalt über den Kontinent im Einvernehmen mit dem Großherrn von Stambul im Oszident zu befestigen trachtete.

Der Aufmarsch der Verbündeten, der Frankreich um die Jahreswende zu Wasser und zu Lande konzentrisch bedrohte, gab Louvois den Gedanken ein, den Wüstungskrieg Anne de Montmorencys zu erneuern und dadurch die Rheinfront gegen den Vergeltungsangriff zu decken, um in den Niederlanden zu schlagen. Der französische Kriegsrat beschloß, die ganze Kurpfalz und Baden-Durlach in ein nacktes Glacis zu verwandeln, und schritt zu einer Devastation, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und aller Völker nicht ihresgleichen hat. Es handelte sich nicht darum, das Vorgelände freizulegen, einen Rückmarsch zu sichern oder eine Hinderniszone im schwachbesiedelten Lande auszubreiten, sondern darum, den Feind durch eine Wüstennei zu schrecken, ihm die Rückeroberung völlig ausgeehrter, in den Urzustand zurückgeworfener Kulturgebiete zu verleiden und einen Ödlandgürtel um Frankreichs Ostgrenze zu legen, der von der badischen Kinzig bis zur Nahe und von der Tauber bis zur Saar reichte und weder Dörfer noch Burgen, weder Städte noch Festungen, weder bebaute Fluren noch trinkbare Brunnen duldete. Ein Gebiet von 160 Kilometern Länge und 80—180 Kilometern Breite wurde der Verwüstung geweiht.

Marshall Duras erteilte General Melac den Befehl, die badischen Lande und die rechtsufrige Pfalz zu devastieren, und betraute General Montclaer mit der Aufgabe, das linke Rheinufer zu verwüsten. Der Befehl wurde vollzogen. Am 18. Januar 1689 schritt Melac zur Tat. Das Zerstörungswerk begann mit der Ausrottung der Obstbäume und der Reben an der Bergstraße und im Neckartal, dann flammten die Dörfer von Heilbronn bis Handschuhsheim und von Rastatt bis Mainz auf. Am 16. Februar warf Melac den Brand in das Heidelberger Schloß und sprengte das Kleinkloster mit Pulver. Am 2. März verließ der General sein Hauptquartier Heidelberg und zündete die Stadt hinter sich an. Am 3. März erklärte er den Einwohnern von Mannheim, die Stadt werde niedergebrannt, sie könnten ins Elsaß auswandern. Zwei Tage darauf lag die Stadt in Asche. Dann raste die Verwüstung

rheinaufwärts. Offenburg, Pforzheim, Durlach, Rastatt und ungezählte Ortschaften wurden verbrannt. Ehe man Baden-Baden den Flammen übergab, wurden die Fürstengräber in der Stiftskirche ausgeplündert. Am 24. August war alles getan. Duras räumte das rechte Rheinufer nördlich der Kinzig und zog sich in den Festungskreis des Breisgaues und ins Elsaß zurück.

Montclaer verrichtete die Oblegung auf dem linken Rheinufer mit nicht geringerer Gründlichkeit. Er trug ein Verzeichnis von 1200 Ortschaften mit sich, die zur Devastation bestimmt waren. Rheinauf, rheinab brannten Städte und Dörfer am Ufer des Stromes und in der Hardt. Am 31. Mai 1689, dem dritten Pfingsttag, flammte Speier auf, am 2. Juni lag es in Asche. Weder der Bischofshof noch der Dom wurden gespart. Der Hof lag gesprengt, der Dom brannte aus. Die Kaisergräber wurden ausgeraubt, die Gebeine zerstreut. Um dieselbe Stunde wurde Worms in Brand gesteckt, nachdem es drei Tage ausgeplündert worden war. Die Einwohner flüchteten ans Rheinufer und sahen Turm um Turm, Dach um Dach zusammensinken. Nur der Dom Peter und Paul trostete den Flammen und rechte seine vier roten Türme in purpurner Majestät aus der züngelnden Lohe. Wie Speier und Worms, so fielen Alzey, Frankenthal, Dürkheim, Wachenheim, Deidesheim, Kreuznach, Bingen, Gernsheim und ungezählte andere Orte den Pfingstflammen Ludwigs XIV. zum Opfer. Als es Herbst wurde, lag das ganze Gebiet ausgeraubt, verbrannt und zertreten. Die Verwüstung griff zuletzt sogar in die trierischen und kölnischen Lande und machte aus all den stolzen Schlössern, die sich auf den schroffen Vorsprüngen des Schiefergebirges über dem wallenden Strom, auf den Felsentuppen der Mosellandschaft, über den Tälern der Uhr und im Hochland der Eifel erhoben, ausgebrannte Ruinen. Lahneck und Andernach sanken in Asche, die prachtvollen Schloßfesten Ehrenfels, Schönberg, Rheinfels, Hornberg, Stolzenfels, Lahneck, Rheineck, Hammerstein stürzten zusammen.

Wahrlich, Liselotte hatte Grund zu weinen!

Die Elsässer aber empfanden, der grausamen Ironie nicht achtend, die Einverleibung ins französische Königreich zum erstenmal als Geborgen-sein, als sie ringsum alle Dörfer und Städte verbrannt, alle Mauern gebrochen, alle Fruchtbäume gefällt und alle Reben gerodet sahen.

Während die französischen Generale diese ungeheure Wüstungszone schufen, rüstete Louvois Milizen aus, um die Feldarmee zu verstärken, und erhöhte die Streiterzahl Frankreichs auf mehr als 200 000 Mann. Da die pfälzische Einöde den Deutschen die Kriegsführung am Rhein so erschwerte, daß nur der Breisgau und das Elsaß zu schließen blieben, wurde

die Masse der Armee zum Angriffsfeldzug in den Niederlanden bestimmt. Auch in Savoyen, in den Seealpen und an der altspanischen Grenze focht Frankreich in der Verteidigung, um sich mit voller Kraft auf die spanischen Niederlande und Holland zu stürzen. Louvois wählte nicht nur den Oberrhein, sondern auch den Mittelrhein gesichert, denn Mainz und Bonn wurden von starken französischen Besatzungen verteidigt und das widerspenstige Koblenz, das General Graf von der Lippe inmitten brennender Vorstädte gegen Vauban behauptet hatte — König Ludwig war umsonst herbeigeeilt, um als Sieger in die berühmte Stätte zu St. Kastor einzuziehen — wurde von Boufflers in Schach gehalten.

Ludwig XIV. ließ sich an diesen kriegerischen Maßnahmen nicht genügen. Er begegnete dem Bündnis, das ihm im Frühling 1689 entgegentrat, auch durch den Abschluß eines engeren Einvernehmens mit dem Sultan und sandte französische Stabsoffiziere ins türkische Feldlager, um dem Großen Herrn gegen den Markgrafen und dessen Nachfolger beizustehen. Wieder fochten Franzosen und Türken im Zweifrontenrieg am Rhein und an der Donau um die Ausbreitung ihrer zur Vereinigung strebenden Macht.

So wurde das Jahr 1689 zum großen Krisenjahr der europäischen Politik. Das Deutschland kämpfte, von Türken im Osten, von Franzosen im Westen bedrängt, am Rhein und an der Donau in einem europäischen Krieg um Luft und Leben. Es kämpfte diesen Kampf mit England als Bundesgenossen, weil der Dranter, mit Blitzesschnelle zum insularen Standpunkt bekehrt, in Frankreich nicht mehr den Feind seines alten Vaterlandes, sondern die Vormacht Europas bekriegte und entschlossen war, das britische Interesse durch die Herstellung des Gleichgewichts unter den europäischen Festlandsmächten zu wahren. Es war die große politische Wende, der Beginn eines Völkerzusammenpralls, auf dessen Grunde sich ungeschehen, unbeachtet die Vorherrschaft Englands vorbereitete. Damit verlor der dritte Raubkrieg, den Ludwig XIV. im Jahre 1687 leichten Herzens entfesselt hatte, seinen frivolen Sinn. Trotzdem behielt der Kampf um den Rhein seine Gültigkeit, denn er ging nicht auf im Kampf um das europäische Gleichgewicht, sondern erhob sich zur Dominante dieses Ringens, bedeutete doch der Rhein in Frankreichs Hand die Vorherrschaft auf dem Kontinent. Deutschland bedurfte des Rheins, um zu leben, Frankreich bediente sich seiner, um zu herrschen.

Noch war die Zeit nicht reif, diesem Gedanken Ausdruck zu verleihen, aber die Begierde Frankreichs nach dem Rhein war schon so unlöslich mit den politischen Machtansprüchen der französischen Nation verknüpft, und das Gefühl der Deutschen, der Rhein sei Deutschlands Strom und Straßburg die Zitadelle von ganz Deutschland, trotz aller Zerrissenheit

so tief im innersten lebendig, daß der Gegensatz der beiden Völker darob die Gestalt einer Erbfeindschaft anzunehmen begann. Die Verwüstung und Verbrennung von 12000 Quadratkilometern deutschen Kulturbesitzes mit 100 Städten und 2000 Ortschaften ließ dieser Feindschaft den gewaltigen Hintergrund, dessen sie bedurfte, um von dem schwachen politischen Instinkt der Deutschen gespürt und erfaßt zu werden.

Der Krieg, der nun wahrhaft martialen Charakter annahm, gipfelte in den großen Schlachten, die in den Niederlanden, auf dem Meere und in Italien geliefert wurden, und schlug der Großen Allianz und Frankreich tiefe Wunden, den größten Wertverlust aber ertrugen die Lande am Rhein, wo keine Schlachten mehr geschlagen wurden.

Brandenburger, Sachsen, Hessen, Schwaben, Bayern, Österreicher und Niederländer eroberten die Rheinfestungen zurück, die der feile Fürstenberger verraten oder Schwachmut dem Feinde preisgegeben hatte. Karl von Lothringen, der im Juni 1689 vor Mainz erschien, zerstörte die französischen Bastionen und zwang die Zentralfestung des Stromgebiets am 8. September zur Übergabe. Kurfürst Friedrich III. erschien mit 20 000 Brandenburgern vor Bonn und brachte die Festung am 13. Oktober zu Fall. Neuß, Rheinsberg und Kaiserswerth kehrten in deutschen Besitz zurück. Als das Jahr sich neigte, war die Rheinlinie dem Franzosen entzissen. Duras kam zu spät, Mainz zu entsetzen. Nur in der Wüstenzonen zwischen der Nahe und der Kinzig schwieg der Krieg. Sie bot der Kriegskunst dieser Zeit weder Stützpunkte noch Erhaltungsmittel und bannte die deutschen Armeen an den Neckar, so daß der Franzose den Festungskreis Hünningen, Freiburg, Breisach, Straßburg, Philippsburg unangefochten behaupten und sich am Oberrhein mit geringen Kräften behelfen konnte, während in den Niederlanden auf dem alten Schlachtfeldern mit Erbitterung gekämpft wurde.

Ludwig XIV. bedrängte den Dranier auf dem Festland und auf den britischen Inseln. Aber der charakterfeste Wilhelm, der sich des englischen Thrones wie ein Usurpator bemächtigt hatte, wurde des rechtmäßigen Schwächlings Jakob Herr, obwohl Ludwigs Flotte den Stuart nach Irland geleitete und die Iren sich begeistert für ihn erhoben. Noch einmal stieg uralter Rassenhaß zutage, kämpften keltische Clane gegen die germanische Herrenschicht, die sich aus Angelsachsen und Normannen gebildet hatte, und fochten in der Schlacht an der Boyne voll wilden Mutes mit Farttsche und Schwert, bis der letzte Häuptling sank.

Der Dranier blieb Sieger. Tausende von Iren und Schotten flüchteten mit dem letzten Stuart nach Frankreich. Mit erbarmungsloser Härte fiel die Hand des Siegers auf das katholische Irland. Der Seesieg, den der

tüchtige Tourville mit der französischen Flotte auf der Höhe von Beachy Head über den zaghaft manövrierenden, nur auf Erhaltung seiner Armada bedachten Lord Torrington errang, konnte das Schicksal nicht mehr zugunsten Jakobs wenden, aber es war die höchste Zeit, daß der Dramier die Hände frei bekam, denn in den Niederlanden, in Savoyen und in Spanien standen Ludwigs Marschälle im Jahre 1690 siegreich im Felde. Wären sie von der Manöverstrategie zur freien Bewegung übergegangen, um, der Schlachtentscheidung vertrauend, dem geschlagenen Feind auf die Hacken zu treten, so hätten sie die Kriegsschauplätze bis in die fernsten Winkel beherrscht. Aber der Devastator Louvois, der sich seit Turennes Tode zum allmächtigen Kriegsberater Ludwigs entwickelt hatte, hielt sie an kurzer Leine. Der Geist Turennes schwebte nicht mehr über den Feldzügen des französischen Kriegskabinetts. Umsonst schlug der Feldherr, der in der buckligen Zwerggestalt des Wüßlings Luxembourg wohnte, die Niederländer und die Reichstruppen, die unter dem Befehle des Prinzen von Waldeck über die Maas vorgerückt waren, am 1. Juli 1690 auf der alten Kampfstätte bei Fleurus. Er nützte den Sieg nicht, obwohl er ihm die Wege nach Brüssel und Lüttich geöffnet hatte. Die Ankunft der Brandenburger in Waldecks Lager stellte das Gleichgewicht der Kräfte wieder her.

Auch als König Ludwig im Jahre 1691 in Person auf dem niederländischen Kriegsschauplatz erschien und die Festung Mons eroberte, reifte der Feldzug nicht zur Entscheidung. Ludwig wagte keine Schlacht, nicht weil er sich gefürchtet hätte, zu schlagen, sondern weil er den Nimbus der königlichen Majestät nicht an eine Niederlage wagte. „Il n'avait pas peur de se battre, mais d'être battu.“ Ludwig XIV. kehrte daher mit den Lorbeeren von Mons nach Versailles zurück und begnügte sich, Boufflers gegen Lüttich zu entsenden. Boufflers brannte die kölnische Bischofsstadt nieder und wick dann vor Oraniens Rache auf Dinant, um sich unter Luxembourgs Befehl zu stellen. So ging das Jahr 1690 in den Niederlanden ohne Schlacht zu Ende.

In Piemont dagegen schlug Marschall de Catinat den Herzog Viktor Amadeus von Savoyen bei Strafarda. Mit Todesverachtung deckte Prinz Eugen, „der kleine Abbe“, der dem französischen Hofe entlaufen war, um in Wien Dienst zu suchen, den Rückzug seines unglücklichen Veters. Catinat nahm Susa und eroberte ganz Savoyen. Max Emanuel von Bayern, der den Franzosen in der Wüstungszone gegenübergestanden hatte, eilte hilfebringend über die Alpen, vermochte aber Savoyen nicht zu entsetzen. Viktor Amadeus begann sich im stillen dem Sonnenkönig zuzuwenden.

Im Sommer des Jahres 1691 wurde Frankreichs Kriegsglück durch den Tod eines einzelnen Mannes erschüttert. Louvois starb, vom Schlage getroffen. Seine letzte organisatorische Tat, die Vorbereitung der Belagerung Namurs, erlaubte dem König, vor der starken Maasfestung die Lorbeeren von Mons zu erneuern. Ludwig XIV. kehrte abermals als Steger zu Frau von Maintenon zurück und überließ Luxembourg die Leitung des Heeres, mit dem strengen Befehl, nicht im offenen Felde zu schlagen. Luxembourg hielt sich an des Königs Befehl, wurde aber kurz darauf von Wilhelm von Oranien zur Schlacht gezwungen. Am 3. August 1691 überfiel der König von England den Marschall bei Steenkerken, wo die Franzosen in den sumpfigen Marschen lagerten, um Weide für ihre zahlreiche Kavallerie und den Troß zu finden, und griff das französische Fußvolk mit Schützen und Pikenieren an. Luxembourg hielt rasch gefaßt stand und schlug die Angriffe der Verbündeten im Feuerkampf und Handgemenge ab. Oranien verließ mit schwerem Verlust das blutige Feld, benützte aber Luxembourgs Untätigkeit, 15 000 Mann englischer Verstärkungen in Ostende auszuschießen, und eroberte Fürnes und Dirmuiden. Als Oranien durch eine Diversion des Marschalls Boufflers von der Yser nach Brüssel gerufen wurde, um die Stadt vor Boufflers zu schützen, rückte Luxembourg heran und eroberte die Yserfesten zurück. So wälzte sich das Ringen, jeden strategischen Antriebes bar, als planloser, kräfteverzehrender Belagerungskrieg ins Jahr 1693. Und doch war das Jahr 1692 ein Jahr der Entscheidung geworden. Admiral Tourville hatte sich am 29. Mai, einem Nebeltag, vor Cherbourg mit Engländern und Holländern in ein Gefecht eingelassen und auf der Höhe von La Hogue mit ihrer Übermacht wieder herumgeschlagen, war aber ans Land getrieben worden und nur mit einem einzigen Geschwader der Vernichtung entronnen. Die schwersten Schiffe gerieten in der Bai auf den Grund und wurden von Admiral Ruffel den Flammen überliefert. Zum Gedächtnis dieses Sieges schlug London eine Denkmünze mit der bedeutsamen Aufschrift:

„Also rächt England den Brand der Städte von Worms und Speier, Lerne, Ludwig, daraus, daß sich das Kriegsglück gewandt!“

Frankreichs Flagge hatte sich in dieser Schlacht für immer vor den britischen Farben geneigt, Frankreich die Herrschaft über die nordischen Gewässer verloren. Zwei Jahre später erschien Englands Flotte im Mittelmeer und jagte Ludwigs Geschwader von der hohen See in den schützenden Hafen von Toulon.

Um so mächtiger erhob Frankreich sich im Jahre 1693 zu Lande. Ludwig XIV. verschloß sich der Erkenntnis, daß er die Kräfte des Staates

und die Quellen seiner Macht überschätzt hatte, und setzte alles daran, der Großen Allianz im Felde Herr zu werden. Er sandte die Silberzieraten des Spiegelsaales und sein Tafelgeschirr in die Münze, stellte neue Armeen auf und befahl, dem Feinde auf allen Kriegsschauplätzen entgegenzutreten und ihm seine festesten Plätze zu entreißen. Er kämpfte in Spanien unter den Mauern Barcelonas, in den Niederlanden vor den Toren Lüttichs, in Savoyen bei Pignerol und Marsaglia und trug die Brandfackel noch einmal in die Lande am Rhein. Doch wo er auch kämpfte, stieß er auf deutsche Truppen. Sie waren nicht zahlreich genug, ihm zu widerstehen, denn die geschuldesten Kräfte waren an der türkischen Front beschäftigt, wo immer noch Unheil drohte, und fochten vielfach nur als Hilfsvölker im Solde Englands, Hollands, Spaniens und Savoyens, aber sie fochten ohne Unterschied des Stammes und des Bekenntnisses unter eigenen und fremden Fahnen mit Mut und Erbitterung gegen einen und denselben Feind.

Ludwig XIV. fand die Kraft nicht zum entscheidenden Schlag. Er zehrte von Louvois' Positionsstrategie und Vaubans Belagerungskunst. Die Weisung, die Turenne einst dem großen Condé gegeben hatte: „Faites peu de sièges et donnez beaucoup de combats,“ war längst vergessen. Als Luxembourg auf dem niederländischen Kriegsschauplatz noch einmal einen Schlachterfolg erringt, der von der Kriegsgeschichte besonders angemerkt wird, wußte er ihn nicht mehr strategisch auszunützen.

Wilhelm III. lagerte bei Neerwinden, um Lüttich zu decken, als der Marschall ihn mit überlegenen Kräften anfiel. Dranien's linker Flügel stützte sich auf Rosdorp, das Zentrum auf Neerwinden und der rechte stand im freien Felde aufmarschiert. Die Front war durch Flechtwerk geschützt, 70 Geschütze zu einer großen Batterie zusammengefahren. Die Reiterei war „en potence“, in Gestalt eines Galgens, zurückgebogen, um Platz zu sparen und die Flanke zu decken. Dreimal erstürmten die Franzosen das Dorf Neerwinden, dreimal schlugen die Verblindeten sie wieder heraus, aber der Andrang war zu gewaltig. Luxembourg sandte nicht Pikenierhaufen zum Sturm, sondern die ganze feuernde Infanterie, die hart vor dem Feind eine neue Waffe, das Bajonett, auf die Musquete pflanzte und sich mit den Pikenträgern zugleich ins Gemenge stürzte. Als Dranien gezwungen wurde, Kräfte aus der Mitte abzugeben, um den rechten Flügel zu verstärken, und seine unbehilflichen Geschütze von dieser feuernden und stechenden Infanterie unterlaufen wurden, brach das Zentrum der Verteidigung zusammen. Der vierte Sturm auf Neerwinden gelang, Wilhelm von Dranien wich hinter sich. Luxembourg blieb auf der Walfstatt stehen. Er sandte Stafetten mit der Siegesbotschaft nach Versailles

und bat um Weisung, was er tun solle, und erhielt den Befehl — Charleroi zu belagern. So verkannte man zu jener Zeit Begriff und Wert der Schlacht. Als Charleroi nach langer Beschießung fiel, war der Feldzug des Jahres 1693 in den Niederlanden zu Ende.

Das Jahr 1694 verging mit Märschen, Gegenmärschen und Kanonaden. Luxembourg starb im Jahre darauf, ohne das Schicksal noch einmal in einer „Euerie“ erprobt zu haben. Die Verbündeten rafften sich auf und eroberten Namur zurück, versielen aber dann in Untätigkeit. Auch auf den Nebenkriegsschauplätzen, am Po, am Rhein und in den Pyrenäen, schleppte sich der Krieg entscheidungslos hin. Markgraf Ludwig von Baden eroberte zwar die Ruinen Heidelbergs im Jahre 1693 zurück, wurde aber genötigt, auf sein festes Lager Heilbronn zu weichen, nachdem ein Versuch, durch die Einöde ins Elsaß einzudringen, zwischen den Festungen gescheitert war. Marschall De Loges überschritt den Rhein, benächtigte sich Heidelbergs, sprengte die stehengebliebene Bastion des Ruinenschlosses und rückte gegen Heilbronn, wurde jedoch nun selbst das Opfer der Wüstenet und unter großen Marschverlusten zum Rückzug über den Rhein gezwungen. Der Markgraf trat ihm auf die Hacken und behauptete sich an der Neckarpforte und auf den Schwarzwaldpässen gegen den überlegenen Feind.

Im Jahre 1695 wurde der dritte Raubkrieg Ludwigs XIV. zum Verteidigungskrieg Frankreichs gegen die erstarrte Koalition. Der Gesandte der Republik Venedig schrieb aus Versailles an den Großen Rat, die französische Nation empfinde es sehr, daß Frankreich durch die Ungleichheit der Kräfte gezwungen worden sei, auf den Ruhm früherer Kriegshandlungen zu verzichten und zur Verteidigung überzugehen. Kriegsmüdigkeit zog durch das Land, obwohl dieser Verteidigungskrieg nicht auf französischer Erde, sondern fast überall auf fremdem Boden geführt wurde. Vielleicht war gerade dieser Umstand geeignet, den Kriegswillen der Nation zu schwächen, denn das französische Volk sah wohl eroberte Fahnen in der „Notre Dame“, aber keinen Feind, und entzündete sich nicht an seinem Vordringen und seinem Lagern auf französischem Gebiet, sondern seufzte nur unter den Steuerlasten, dem Darniederliegen von Handel und Wandel und den in der Ferne gebrachten Blutsopfern, während der Feind durch den Verteidigungskrieg, den Frankreich auf deutschem und niederländischem Boden führte, und durch die Verwüstungen, die der Franzose am Rhein angerichtet hatte, zur Fortsetzung des Kampfes getrieben wurde. Hat doch eine Verteidigung, die man auf erobertem Boden einrichtet, einen viel mehr herausfordernden Charakter als eine solche im eigenen Lande. Frankreich erlahmte.

Die Geister gerieten in Wallung und besannen sich darauf, daß die politische Moral durch die Ruhmsucht des Königs verletzt worden sei. Eine pazifistische Welle überflutete die französische Gesellschaft, die den Glauben an den Sieg und den Geschmack am Kriege verloren hatte. Der Bischof de la Mothe-Fénelon, der Erzieher der königlichen Enkel, erhob als Wortführer der Intellektuellen in einem anonymen Sendschreiben an des Königs Majestät die Forderung auf den Verzicht eiser Eroberungen, sprach von dem Elend des ausgefogenen, entvölkerten Landes und mahnte zur Einkehr. Das Manifest ging von Hand zu Hand und fand lauten Beifall.

Solange dem König die Sonne des Sieges geleuchtet hatte, waren die Gewissen ruhig geblieben, jetzt erwachten sie, von Kälte schauernd, und predigten das Reich des Friedens, weil die Opfer sich häuften und der Erfolg sich auf die andere Seite neigte. Diese Erscheinungen dürfen nicht als Wandlung der politischen Grundsätze und als ein Bekenntnis zum Pazifismus, sondern müssen als Zeichen nationaler Ermüdung gedeutet werden. Ludwig XIV. setzte ihnen seine Beharrlichkeit und seinen monarchischen Willen entgegen. Er ließ sich nicht durch rhetorische Gebärden zum Verzicht auf die Fortsetzung des Krieges verleiten, aber er erkannte, daß die Ungleichheit der Kräfte zu groß war, um den Kampf durchzuführen, der sich von dem pfälzischen Handel und dem kurländischen Aufzeßionsstreit entfernt hatte und Frankreichs Handlungsfreiheit kurz vor Aufrollung der universalen spanischen Erbschaftsfrage zu lähmen drohte. Deshalb suchte er den Frieden. Aber er suchte ihn nicht, indem er sein Heer zurückzog und sich Fénelons Mahnung zu Herzen nahm, sondern indem er den Kampf auf das diplomatische Brett trug.

Ludwigs beweglicher Geist fand leicht das Mittel, die Große Allianz zu sprengen. Er bot seinem schwächsten Gegner, dem geschlagenen Viktor Amadeus von Savoyen, einen günstigen Vergleich, gab ihm Pignerol und Casale zurück unter der Bedingung, daß die Festungen geschleift würden, und forderte die Tochter des Herzogs als Gattin für seinen Enkel, den Herzog von Burgund. So zerriß er das Netz an der schwächsten Stelle. Als er des Savoyarden sicher war, flüsterte er der Krone Schweden, seinem einstigen treuesten Klienten, das verführerische Stichwort zu, es sei Zeit, zwischen Frankreich und England zu vermitteln. König Karl XI. gehorchte gern, um den Dank für Oliva und St. Germain-en-Laye zu erstatten und Schwedens Stellung im Räte der Völker zu kräftigen.

Auch König Wilhelm III. von England ließ sich zu Unterhandlungen herbei. Der Krieg war für das britische Interesse gegenstandslos geworden, seit die Angriffskraft Frankreichs gebrochen, die französische Flotte ver-

nichtend geschlagen und die Gefahr einer jakobinischen Restauration beseitigt war. Ludwig XIV. erkannte Wilhelm von Oranien als König von England an und schwor die Unterstützung Irlands und der Stuart ab. In diesem Zugeständnis lag Ludwigs größter, Frankreichs dauernder Verzicht, besiegelt. Die Niederlande folgten als „Schaluppe dem Rielwasser des britischen Staatsschiffes“, um einen günstigen Handelsvertrag zu gewinnen. Wilhelm III. fügte den Friedensbedingungen eine Klausel ein, die Holland das Recht gab, sieben belgische Festungen als Grenzsperrren gegen Frankreich besetzt zu halten.

König Karl II. von Spanien wurde von Ludwig XIV. noch glimpflicher behandelt. Er erhielt Barcelona und Luxemburg zurück. Ludwig suchte die Spanier und den dahinsiechenden König günstig zu stimmen, um am Tage, da die Erbschaft Karls fällig ward, die Frucht dieser klugen Rücksichtnahme zu ernten und sich dann des Verzichtfriedens als Waffe zu bedienen. Deshalb wurde auch das Herzogtum Lothringen in beschränktem Umfang wiederhergestellt und der lothringischen Feldherrndynastie zurück-erstattet. Frankreich wahrte sich aber das Recht des Durchzugs zum Rhein und den Besitz der Falsperre Longwy und des Brückenkopfes Saarlouis.

Nun kam auch Kaiser Leopold I., der Herr Österreichs, zu Wort. Er rettete Breisach und Freiburg und die rechtsrheinischen Vorlande und gab Straßburg preis. Vergebens wehrte sich der schwäbische Kreis für die alte deutsche Stadt, vergebens schrieb Markgraf Ludwig von Baden die prophetischen Worte nieder: „Für Deutschland dient Straßburg zu nichts anderem als zu einer ständigen Versicherung des Friedens, für Frankreich ist es aber eine immer offen stehende Kriegspforte.“

Frankreich behauptete das Elsaß samt allen elsässischen Réuntonen. Da Ludwig die Zugänge zu den Schwarzwaldpässen verlor, verstärkte er seine Ausfallstellung an der elsässischen Nordgrenze. Frankreich schob sich dort, von keinem genau gefaßten Paragraphen beengt, tiefer ins verwüstete pfälzische Land. Philippsburg wurde geschleift. Die pfälzischen Städte wandten sich vergebens an den Reichstag, um eine Entschädigung für die Verwüstung des Landes zu erhalten. Frankreich bequeme sich nicht zu Reparationen und war stark genug, sie zu verweigern, obwohl die ganze Welt die Odlegung der Kurpfalz gebrandmarkt hatte und die Stadt Speier allein einen Schaden von 3334 000 Gulden nachwies. Der König handelte sogar für Elisabeth noch einige hunderttausend Livres als Abfindung ein. Der kölnische Kurstreit wurde zugunsten des Wittelsbachers beigelegt. Ludwig ließ seine Kreatur am Niederrhein, Egon Franz von Fürstenberg, als Erzbischof fallen, half ihm aber zu voller Amnestie und

gewährte ihm in Paris, wo er im Jahre 1702 starb, ein fürstliches Asyl. Er nahm sich auch des Padischahs an, aber der Großherr war zu stolz, sich in den Friedenskongreß zu mischen, der im Jahre 1697 mit feierlicher Grandezza auf dem Schloße zu Rijswijk gehalten wurde. Er lehnte Ludwigs Vermittlung ab und kämpfte weiter. Doch es geriet ihm schlecht. Sein bestes Heer wurde vom Prinzen Eugen bei Zenta aufs Haupt geschlagen und unter Verlust von 30 000 Mann, der Artillerie und der Feldzeichen zersprengt. Der Besiegte mußte zwei Jahre später zu Karlowitz einen demütigenden Frieden suchen.

Der Frieden von Rijswijk war auf dem Rücken des Heiligen Römischen Reiches geschlossen worden. Ludwig XIV. wich auf das linke Rheinufer, wurzelte aber hier nun aus vertraglichem Recht und von keiner Verwahrung des Reichstags mehr getroffen. Der Westfälische Friede war im Sinne Frankreichs interpretiert. Langsam, allzu gemächlich zog Ludwig seine Truppen vom rechten Ufer des Stromes zurück. Er hatte es nicht eilig, Breisach herzugeben, und saß im Jahre 1701 noch dort. Unterdessen stampfte Vauban gegenüber dem Breisacher Felsen die Festung Neubreisach als Trutzfeste aus dem Schwemmland des Rheins und grub dazu einen Kanal, um die Mauersteine von den Vogesen an den Strom zu schaffen.

Der Friede von Rijswijk bot Ludwig auf dem Wege zur Hegemonie Halt, brachte Frankreich aber nicht um die Frucht des Kampfes um den Rhein. Es hatte sich, militärisch betrachtet, auf dem rechten Ufer des Rheins in vorgeschobenen Stellungen befestigt und geschlagen, um seine Hauptstellung auf dem linken Ufer zu decken und zu behaupten, und hatte, diplomatisch genommen, seinen Gegner hierüber hinweggetäuscht, indem es ihm die Pforten Freiburg und die Brückenköpfe überließ und sich auf Strassburg zurückzog. So trug es das Elsaß und die Südpfalz als sichere Beute heim. Ludwig XIV. hinterließ seinem Lande dieses Beispiel überlegener politischer Kriegführung als vorbildliche Handlungsweise im Kampfe um den Rhein.

Dieser Kampf wurde im Jahre 1701 von dem gewaltigen Ringen um die tragische Erbschaft Karls II. von Spanien verdunkelt, die den ersten Weltkrieg über die germanisch-romanische Welt beider Hemisphären heraufbeschwor, ist jedoch mit nichts darin untergegangen, Frankreich wechselte die Front, aber nicht die Politik.

Verbittert und vergrämt stieg Karl II., der König von Spanien, dahin. Er sah sich schon bei lebendigem Leibe beerbt. Das Blut Philipps II. war durch zwei Infantinnen nach Frankreich und Österreich gekommen. Da die Tochter Leopolds und der Infantin Margaretha Theresia den Ruz-

fürsten Max Emanuel von Bayern geheiratet hatte, floß auch in den Adern des Sohnes Max Emanuels spanisches Blut, das den Kurprinzen Joseph zur Erbtheilung rief. Der Oranier war eifrig tätig, das ganze Erbe als Mittelsmann so zu verteilen, daß das Gleichgewicht zwischen Frankreich und Osterreich gewahrt blieb und bediente sich dabei mit Geschick des Erb-rechts Josephs. Aber die Vorschläge nahmen keine Gestalt an, denn der Tod trat dazwischen. Als der Kurprinz von Bayern noch vor dem Erb-lasser starb, standen nur noch der Enkel Ludwigs XIV. und der Sohn Leopolds im Wettbewerb um die Krone Spaniens, der Niederlande, beider Sizilien, Mailands und beider Indien. Karl II. änderte das Testa-ment, das den kleinen Bayernprinzen bevorzugt hatte, verschrieb sein Reich dem Mächtigeren, der seinen Grenzen zunächst saß, und sank am 2. November 1700 ins Grab.

Da handelte Ludwig im Vertrauen auf seine erstarkte Waffenmacht und die Gegensätze im feindlichen Lager mit königlicher Rücksichtslosigkeit. Philipp von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV., vergnügte sich beim Phombrespiel, als ihm ein Vertrauter des Königs zuflüsterte, Ludwig habe das Testament Karls II. angenommen, das ihn zur Nachfolge in allen spanischen Landen berufe. Der König von Frankreich verleugnete in diesem Entschluß die geheimen Teilungsverträge, die er mit dem Oranier verabredet hatte, und schlug die Hand auf das ganze Erbe. Das bedeutete den Krieg mit Osterreich und den Seemächten.

Ludwig XIV. fürchtete die Auseinandersetzung nicht. Frankreich war gerüstet. Kriegsminister Chamillard, der Nachfolger Louvois', hatte das Heerwesen seit dem Frieden von Rijswijk reorganisiert und stellte dem König zur Ausföchtung des Kampfes um die spanische Erbschaft und die Hegemonie Westeuropas 219 Bataillone Infanterie, 57 Bataillone Miltz, 29 500 Mann schwerer Kavallerie und 9540 Dragoner, im ganzen 205 300 Mann zur Hand. Auch die Artillerie war vermehrt und der Festungsgürtel, der Frankreich im Norden und Osten umgab, aufs neue verstärkt worden. Savoyen stand mit Ludwig im Bunde und sicherte ihm die Lombardei. Die Eidgenossen hüteten die Alpen und die Burgunder-pforte und die französische Flotte lag mit neugetakelten Geschwadern in den Häfen von Toulon, Cadix und Cherbourg zum Auslaufen bereit. Ludwig gedachte den Kaiser zu schlagen, ehe die Seemächte ihm in die Flanke fielen, und vertraute auf die mächtige Ausfallstellung am Rhein und die Zerrissenheit des Reiches. Er war Herr aller Festungen am Niederrhein und stand am Oberrhein noch in dem Brückentopf Breisach. Er konnte vor Wien erscheinen, ehe Osterreich zum Widerstand gerüstet war, denn ihm erwuchs in Bayern ein starker Bundesgenosse, der ihm die Donau als

Bewegungslinie freigab. Kurfürst Max Emanuel verband sich mit Frankreich, um dem Hause Habsburg die erneut drohende Weltherrschaft zu verwehren und das Erbe Karls zu entreißen, von dem seinem Sohne Joseph keine Schaufel Erde ins Grab gefolgt war. Das Haus Wittelsbach, das in Bayern, in der Pfalz und in Köln gehob, trat in bewußten Gegensatz zu Kaiser und Reich. Der Kurfürst von Bayern setzte alles daran, den Wiederaufstieg des Erzhauses zur erdrückenden Vormacht in deutschen und spanischen Landen zu vereiteln und nahm sogar die Acht des Reiches auf sich, um dieses Ziel im Bunde mit der Krone Frankreich zu erreichen. Der Erzbischof von Köln, den Ludwig in Rijswijk so gnädig behandelt, folgte der Politik des Bruders. So warb Ludwig XIV. Bundesgenossen, die aus Leidenschaft fochten und Land und Haupt an ihre unselige Sache wagten. Unterdessen gewann Friedrich III. von Brandenburg durch ein Traktat mit dem Kaiser in Preußen die Königswürde.

Die Ereignisse kamen lawinengleich ins Rollen.

Ludwigs Enkel eilte mit militärischem Prunk und gefüllten Kassetten nach Spanien und zog schon am 23. Januar 1701 als Philipp V. in Madrid ein. Spanien, Mailand, Sizilien und die spanischen Niederlande erkannten den Enkel des mächtigsten Monarchen der katholischen Christenheit ohne Zaudern als König an. Ehe ein halbes Jahr verflossen war, sahen sich die Mächte vor eine vollendete Tatsache gestellt. Die Bourbonen hatten das Erbe Karls II. wie eine reife Frucht mit leichter Hand vom Baume gestreift. Da Leopold I. veräumt hatte, sich mit Ludwig XIV. über eine Neuteilung zu verständigen, mußte er nun um das ganze Erbe fechten ohne die Hoffnung, es je ganz zu erhalten.

Als Ludwig XIV. seinen Enkel, den Urenkel der Tochter Philipps III. von Spanien, auf den Thron Karls V. hob, überschritt Frankreich die natürliche Grenze der Pyrenäen, wie es unter Ludwig XIII. die Vogesen überschritten hatte. Noch einmal stieg altfränkisches Erbrecht als veraltetes Prinzip in voller Größe aus dem Schoße der neuen Zeit, die sich bereits mühte, den Begriff der Hausmacht mit der Staatsidee zu verschmelzen und in vorgeschrittenen Ländern schon zur Gestaltung von Nationalstaaten übergegangen war. Noch einmal wurde die Leibesfrucht in dritter und vierter Generation als Mittel zur Erweiterung der Macht benützt und den Völkern die Pflicht auferlegt, den Kampf um das Erbe der Könige und ihrer Töchter mit ihrem Blute zu bezahlen.

In diesem Kampfe war der Bourbone stärker als der Habsburger, denn das Staatsideal Ludwigs XIV. war schon zur Wirklichkeit gestaltet. Leopold I. dagegen war wohl erwählter römischer Kaiser und Herr über Österreich, aber „der Begriff eines österreichischen Staates war nicht vor-

handen". Als Ludwig um der spanischen Erbschaft willen die Front verkehrte, blieb er seiner Ausdehnungspolitik und dem organisch empfundenen französischen Hegemonialprinzip treu.

Die politische Linie Österreichs war nicht so klar und fest gezeichnet. Als das Haus Habsburg sich vom Unterlauf der Donau und dem Krieg mit den Türken abwandte, um die ganze spanische Erbschaft zu gewinnen, verzichtete es auf die Begründung eines großen geschlossenen Staates Österreich und wandte sich, Maximilians Spuren folgend, Italien zu, auf die Gefahr, im Kriege um die Iberische Halbinsel seine Kräfte vollends zu zersplittern und darüber die Staatsbildung zu versäumen. So wurde Deutschland aufs neue in die Sündel der romanischen Welt verstrickt. Frankreichs konsequente und Österreichs inkonsequente Politik machten Westeuropa im größten Erbfolgestreit zum Schlachtfeld und lieferten England die Rolle des Vorkämpfers auf den Meeren und des Hüters des europäischen Gleichgewichts für zwei Jahrhunderte aus.

Die Festlandsmächte spielten in diesem Kriege dem Inselreich die Herrschaft über das Zünglein der europäischen Wage in die Hand. Aber das Inselreich war nicht in der Lage, diese Rolle ohne Teilnahme am Kriege wahrzunehmen. Das Kräfteverhältnis der Festlandstaaten forderte seinen Anteil am Kampfe. Ludwig XIV. gebot über so gewaltige Mittel, daß England dem Bunde gegen Frankreich beitreten mußte, um den Ausbau der französischen Vormachtstellung in Westeuropa zur Hegemonie über die ganze Ländermasse zwischen dem Rhein, der Meerenge von Gibraltar, dem Ärmelkanal und der Südspitze Siziliens zu verhindern. Da Dänemark, Schweden, Polen und Rußland sich zur selben Zeit um die baltischen Randländer und die Vorherrschaft über den Osten Europas schlugen, wurde Europa damals in zwei Gruppen gespalten, die sich, jede für sich, in zwei parallel laufenden, politisch unverbundenen Kriegen von ungeheurer Ausdehnung und Tragweite zerfleischten.

Deutschland brach in diesen Kriegen nach zwei Seiten auseinander. Sachsen wurde in den nordisch-orientalischen Krieg gerissen, da Kurfürst Friedrich August I. zur katholischen Kirche übergetreten war und sich im Jahre 1697 zum Wahlkönig von Polen hatte wählen lassen, während Bayern sich in der westlichen Gruppe auf die Seite Frankreichs schlug.

Der Spanische Erbfolgekrieg entbrannte nicht als Koalitionskrieg, sondern nahm seinen Anfang als Krieg Österreichs gegen das bourbonisch gewordene Spanien. Ludwig XIV. hütete sich, einem seiner geheimen Feinde Fehde anzusagen, und bemühte sich, ihnen allen die Kriegserklärung zuzuschieben, um als Verteidiger seiner Rechte, Beistand seines Enkels und Wahrer der Ehre und der Interessen Frankreichs dazustehen und sich

vom nationalen Willen seines Volkes und den Sympathien der kosmopolitisch Gebildeten in den Krieg tragen zu lassen.

Da Leopold von Österreich sich zunächst darauf beschränkte, Philipp von Spanien den Krieg zu erklären, blieb es im Jahre 1701 am Rheine still. Leopold, der keinen Zugang zu den spanischen Niederlanden fand, entschloß sich, den Stoß gegen Mailand zu richten. Es war das einzige feindliche Gebiet, das er von der österreichischen Operationsbasis aus unmittelbar erreichen konnte. Dieses Vorgehen führte zu einem glücklichen Feldzug in der *Lombardei*, lenkte aber den Krieg vom Entscheidungsfeld und vom Hauptgegner ab und ließ Ludwig Zeit, sich am Rheine und in den Niederlanden zu rüsten und seine moralische Stellung zu kräftigen.

Hätte Ludwig die diplomatische Lage beiseite gesetzt und den Krieg sofort rücksichtslos über den Rhein getragen, wozu er dank der elsässischen Boulevardstellung befähigt war, so wäre er mit den Bayern vereinigt rascher in den österreichischen Erblanden erschienen, als dem Kaiser lieb war. Aber Ludwig ließ die strategischen Erwägungen hinter dem politischen Raskul verschwinden und versäumte zum erstenmal den entscheidenden Augenblick. Er rückte in Italien als Sekundant Philipps ins Feld und hielt sich in der Verteidigung, nachdem der Marschall Herzog von *Catinat* die savoyischen Pässe, Mantua und Mailand besetzt und sich mit französischen und spanischen Truppen bei Rivoli aufgestellt und Paßhuten gegen Südtirol vorgeschoben hatte, um Mailand zu decken. Catinats Maßnahmen waren verständig getroffen, seine Stellung schien unangreifbar und Österreich kaum imstande, angesichts des Feindes die Tiroler Paßpforten aufzusprenken und in die Schlachzenebene hinauszutreten.

Da entschloß sich Prinz Eugen, den der Kaiser mit 32 000 Mann erprobter Türkenbekämpfer nach Italien gesandt, den Übergang über die Alpen und den Austritt in die Ebene auf Saumwegen zu erzwingen und dem Gegner die Flanke abzugewinnen. Er überschritt im Frühling des Jahres 1701 die tiefverschneiten Lessiner Berge und brach sich, vom Tiroler Volk mit Geschütz und Gepäck durch die Wildnis geführt, am linken Ufer der Etsch gegen Verona Bahn. Wie aus den Wolken gefallen erschien er am 4. Juni mit österreichischen und ungarischen Regimentern in der Flanke der französisch-spanisch-piemontesischen Armee. Catinat zog auf die Runde von dem waghalsigen Gebirgsmarsch Eugens seine Streitkräfte zur Uferdeckung zwischen Rivoli und Ostiglia auseinander und gab dadurch die Armee aus der Hand. Eugen setzte bei Castellardi unterhalb Veronas über die Etsch, schlug am 9. Juli bei Carpi Catinats Uferschutz und eroberte den festen Brückenkopf. Aufgeschreckt, ballte Catinat seine Kräfte bei Villafranca, um die Minciolinie zu verteidigen. Aber wieder-

um täuschte der kleine Abbé den Marschall Ludwigs XIV. und gewann ihm durch feinen Marsch die linke Flanke ab. Catinat opferte die Minciolinie, wurde aber von dem erzürnten Ludwig abgerufen und erhielt in des Königs Günstling Villeroy einen glückverwöhnten Nachfolger. Bis Villeroy erschien, befehligte der Herzog von Savoyen die französisch-piemontesische Armee, die durch Heranziehen der Festungsbesatzungen auf 52 000 Mann verstärkt wurde.

Trotzdem blieb Prinz Eugen, der dem Herzog kaum 30 000 Mann entgegenstellen konnte, Meister des Spiels. Weit entfernt von seinen Magazinen und seiner Operationsbasis, ständig von Umfassung bedroht, marschierte er dem Feind rücksichtslos in die linke Flanke und zwang ihn so gegen Westen über den Mincio und den Oglio zurück. Als es herbstete, schanzte der Prinz sich bei Chiari ein.

Der Herzog von Savoyen hatte sich nicht ungern über die Chiese- und die Ogliolinie zurückgezogen. Er war nach der glücklichen Einleitung des Feldzuges durch Eugen und angesichts der drohenden Koalition nur halben Herzens bei der Sache und suchte schon eine Gelegenheit, sich ins andere Lager zu stellen, um einen Teil der italienischen Erbmasse für sich zu retten.

In den ersten Septembertagen traf Marschall Villeroy am Oglio ein. Er brannte vor Ungeduld, die Scharten auszuwehen, und kam mit dem Entschluß, die Österreicher auf der Stelle anzugreifen. Tollkühn gab er sofort Befehl zum Vormarsch, ließ seine schwere Artillerie zurück, rückte mit Infanterie und Reiterei gegen Chiari vor Eugens Schanzen und griff in Erinnerung an Neerwinden die Verhaue der Österreicher mit dem Bajonett an. Doch als die französische Infanterie mit blutigen Köpfen abgewiesen wurde, verbrauchte die Kampflust des Hofgenerals. Er zog sich über den Oglio auf Cremona zurück und überließ dem Prinzen Guastalla, Parma und Mirandola. Prinz Eugen eroberte die wichtigsten Brückenköpfe und sandte Villeroy eines Tages die Kavallerie auf den Hals. Der Überfall gelang. Die Kaiserlichen sprengten den Lagergürtel, drangen in die Stadt und hoben das französische Hauptquartier auf. Als die Franzosen sich ermannen und die Österreicher aus ihren Linien warfen, war es zu spät, den Marschall herauszuhauen. Villeroy blieb in Feindes Hand. König Ludwig XIV. entsandte den Marschall Vendôme, einen Nachkommen Heinrichs IV. und der schönen Gabriele d'Éstrées, als Nachfolger, seines unfähigen Günstlings nach Italien, die Pariser aber spotteten:

„Français, rendez grâce à Bellone, Votre bonheur est sans égal:
Vous avez conservé Crémone — Et perdu votre général.“

In Vendôme's Aldern schlug Feldherrnblut. Er suchte den großen Gegner, der die Sklavenfesseln des Magazinkrieges abgestreift hatte und in der Lombardei aus Zeitreibungen lebte, in seiner Schwäche zu treffen, überschritt mit 50 000 Mann den Oglio, marschierte auf den Mincio-
brückenkopf Gatto los und schnitt die Österreicher dadurch von Tirol ab. Als Prinz Eugen rasch gefaßt alle Kräfte — an 40 000 Mann — vor Mantua vereinigte, seine Verbindung mit Modena sicherte und sich unweit der blockierten Festung Mantua verschanzte, rückte Vendôme gegen ihn und schlug ihm gegenüber bei Rivalto ein befestigtes Lager. Keiner wagte den Angriff. Nach wochenlangem Ausharren und Scharmützeln teilte Vendôme seine Kräfte, ließ 23 000 Mann unter dem Befehle Vaudemonts bei Rivalto stehen und überschritt mit der Hälfte der Armee den Po, um Eugen auch von Modena abzuschneiden. Prinz Eugen sah sich auf den Flanken und in der Front bedroht. Vendôme warf feindliche Kavallerie, nahm Reggio, Modena und Carpi und rückte dann nach Luzzara, um die Pobrücken zu erobern und das österreichische Heer seiner letzten Hilfsquellen zu berauben.

Da führte Prinz Eugen den Gegenstreich. Er zog den größten Teil seiner Armee aus dem Lager, täuschte Vaudemont durch eine Kulisse und erschien plötzlich im Angesicht Vendôme's vor Luzzara. Aber der Überfall mißglückte. Es kam am 15. August zu einem geordneten Treffen, das auf beiden Seiten große Opfer forderte und unentschieden endete, jedoch Vendôme's Vormarsch lähmte.

Als das Jahr 1702 zu Ende ging, standen Prinz Eugen und Vendôme immer noch unbeseigt zwischen Mantua und Mirandola im Felde. Sie hatten in den Gefilden der Lombardei ein Gegenstück zu den vielbewunderten Manövern geliefert, die einst von Turenne und Montecuccoli zwischen der Sauber und dem Rhein ausgedacht und durchgeführt worden waren. Der Krieg war dadurch nicht vom Fleck bewegt worden, aber die Überlegenheit der Eugenischen Kriegsführung senkte die Wage zu Leopolds Gunsten ins Gleichgewicht und machte der Koalition Mut zur Aufnahme des Entscheidungskampfes mit der französischen Hegemonialgewalt.

Da Wilhelm III. das britische Parlament noch nicht mit der Kriegserklärung an Frankreich zu befragen wagte — Englands Handel mit Frankreich, Spanien und den spanischen Besitzungen im Mittelmeer stand ja in voller Blüte —, nahm Ludwig XIV. den Augenblick wahr, die Republik der Niederlande vor eine vollendete Tatsache zu stellen, ohne ihr den Krieg zu erklären. Er sandte den Marschall Boufflers im Februar 1701 in die spanischen Niederlande und ließ die Barrierefestungen, in denen holländische Besatzungen lagen, zur Übergabe auffordern. Als

Mar Emanuel, der königliche Statthalter der spanischen Niederlande, die Kommandanten anwies, der Aufforderung zu entsprechen, gaben die Holländer Boufflers Gehör und streckten, 23 Bataillone stark, die Waffen. Boufflers rückte ein und erschien drohend in Hollands Südflanke. Ludwig war auf einen Schlag zum Herrn des ganzen spanischen Besitzgürtels geworden, der sich einst vom Freiheitskampf der germanischen Provinzen geschieden hatte. Die Republik lag ihm wehrlos preisgegeben. Sie rettete sich durch die Anerkennung Philipps V. als Königs von Spanien vor der Invasion und rief die Hilfe Englands an.

Jetzt war Wilhelms Stunde gekommen. Es glückte ihm, Zutritt zu den Verhandlungen zu erlangen, die die Republik im Haag mit den Bevollmächtigten Frankreichs führte, und Ludwig durch die Forderung in Nachteil zu bringen, daß auch ein Vertreter des Kaisers zu diesen Verhandlungen geladen werden solle. Als das britische Parlament sich zu einer Rundgebung herbeiließ, in der mit bestimmten Worten ausgesprochen wurde, daß es bereit sei, dem Könige zu einem Bunde mit dem Kaiser zu helfen, der der Aufrechterhaltung der Freiheit Europas und der Wohlfahrt Englands dienen und Frankreichs übergreifende Macht einschränken solle, war die allgemeine politische Lage geklärt. Die Große Allianz lag in diesem Votum, das Whigs und Tories einig gefunden, deutlich vorgezeichnet.

England bezog seine geschichtliche Stellung im Kampfe um das europäische Gleichgewicht und — da dieses nicht nur durch die Thronbesteigung Philipps V. und die Vereinigung der spanisch-französischen Macht, sondern auch durch Frankreichs Vorgehen gegen Holland und Deutschland gefährdet war — im Kampfe um den Rhein.

Ludwig XIV. witterte die Falle, widersetzte sich der Einberufung eines Kongresses, der zweifellos die spanische Erbschaftsfrage aufgerollt hätte, und machte sich zur Offensive bereit.

Im September, um die Zeit, da Prinz Eugen Villeroi bei Chiari schlug, wurde die Allianz zur Tat. Die Alliierten bekannten sich zu dem Grundsatz, daß Spanien und Frankreich nie vereinigt werden dürften, und sprachen dem Kaiser das Recht auf die katholischen Niederlande und die italienischen Besitzungen, dem Erzherzog Karl den spanischen Thron zu, falls er ihn zu erobern vermöge. Nebenbei behielten sich die Seemächte das Recht vor, diejenigen Teile der westindischen Kolonien an sich zu nehmen, deren sie zur Ausbreitung ihres Handels zu bedürfen glaubten.

Ludwig XIV. überlegte keinen Augenblick, ob es klüger sei, seinen Feinden einen Vergleich anzubieten, statt einen Kampf auf Leben und Tod zu entfesseln. Das Machtgebäude, das er über den Grundfesten Frankreichs auf-

gerichtet hatte, strebte schon weit über die Grenzen hinaus, die das Kriegsprogramm der Allianz vor ihm absteckte. Er sah sich und sein Haus im Besitze der Länder, um die Ludwig XII und Franz I. vergebens gerungen, sah die Pforten Germaniens geöffnet und die Kaiserkrone, nach der schon die Capetinger und die Valois gestrebt, seinem Griffe so nahe gerückt, daß er sie, gestützt auf die teils freiwillige, teils erzwungene Gefolgschaft der rheinischen Kurfürsten und Bayerns, gegen die Stimmen Kurbrandenburgs, Kursachsens, Böhmens und des neugeschaffenen Kurfürstentums Hannover, nach Leopolds Tode glauben zu können. Er sah den Glanz des Karolingischen Reiches erneuert und sich, der bewußt gepflegten Tradition getreu, als Nachfolger Karls des Großen über das ganze Abendland gebieten. Er sah in seinem Enkel Philipp V. einen Vasallen auf dem spanischen Thron, sah eine Klientel von Kurfürsten und Königen zu seinen Füßen, die Hohe Pforte nicht mehr als gleichmächtige, sondern als untergeordnete Macht seinen Plänen verbündet, hoffte die Wahlkrone Polens, für die er schon im Jahre 1697 einen französischen Prinzen bereitgehalten hatte, dem französischen Einfluß zu gewinnen und tat den letzten entscheidenden Schritt, indem er seinen Pensionär Jakob III., den Sohn des am 17. September im Exil zu Fontainebleau gestorbenen Jakobs II., als Prätendenten auf den englischen Thron anerkannte.

Das war der Krieg: der erste Krieg, der aus so großen, weltbewegenden Konflikten hervorging, daß er den ursprünglichen Anlaß bald vergessen ließ. Frankreich kämpfte bewußt um die Hegemonie in Europa und in den neuen Welten, in denen es bereits am Mississippi und in Pondichery seine Fahne aufgepflanzt hatte. Es war zugleich der erste Krieg, in dem die Seekriegführung und die Herrschaft über die Meere bestimmend auf die kontinentale Machtgestaltung einwirkten.

Im Frühling des Jahres 1702 begann der Aufmarsch der Franzosen und der Alliierten in den Niederlanden und am Rhein, aber noch immer fehlte die gewaltige dynamische Spannung, die einem Kriege von solchen Ausmaßen und Zielen eigen sein mußte, wenn die kriegerische Handlung dem politischen Zweck entsprechen sollte.

Während Prinz Eugen und der Herzog von Vendôme sich auf dem verschatteten italienischen Kriegsschauplatz in Flankenmanövern umeinander bewegten, suchten die Gegner in den Niederlanden, an der Mosel und am Rhein ihr Heil in Belagerungen. In den Niederlanden focht John Churchill, Herzog von Marlborough, der einst als Freischärler auf deutscher Seite am Rhein gekämpft hatte, mit englischen, holländischen und deutschen Truppen gegen Boufflers, der dem 80 000 Mann starken Feind die gleiche Zahl entgegenstellte. Am Oberrhein stand Markgraf Ludwig von Baden

gegen den Herzog von Catinat im Felde. Holländer und Preußen eroberten Kaiserswerth, Venloo, Roermond und Lüttich, deren Boufflers sich ohne Schwertstreich bemächtigt hatte, in mühevolem Streit zurück, dann ermattete der Feldzug, den Boufflers auf des Königs Befehl mit der Sappe führte, um dem Feinde keine Gelegenheit zur Schlacht zu geben. Auch am Oberrhein schwieg die Feldschlacht. Der Markgraf lieferte das Gegenstück zur Belagerung Philippsburgs durch den Dauphin, indem er sich vor Landau legte und die Festung unter den Augen des Königs Joseph I., des Sohnes Leopolds, und zahlreicher deutscher Prinzen eroberte. Melac hielt die Festung in der Hoffnung auf Entsatz bis 11. September, übergab sie auf freien Abzug und rückte trotz des schlimmen Rufes, der ihn als Verwüster der Pfalz begleitete, ungekränkt ab.

Als der Markgraf sich gegen die Lauter in Bewegung setzen wollte, wurde er durch die Erhebung Bayerns zurückgehalten. Max Emanuel, der sich bis jetzt nicht gerührt, warf plötzlich die Maske ab, überfiel Ulm und schnitt den Kaiserlichen die Verbindung mit Wien ab. Als der Markgraf sich gegen ihn wenden wollte, überschritt Catinats Nachfolger, der Herzog von Villars, bei Hüningen den Rhein und schlug den Markgrafen am 14. Oktober im Treffen bei Friedlingen. Es gelang Ludwig trotzdem, sich vor den Schwarzwaldpässen zu behaupten und Villars, der vergebens auf eine Vorbewegung der Bayern hoffte, dadurch zum Rückzug über den Strom zu zwingen, doch dabei blieb's. Als das Jahr zu Ende ging, war so gut wie nichts geschehen.

Ludwig XIV. hatte Frankreichs Blut sparen wollen und hatte darüber das zweite Kriegsjahr verloren. Sein Verhalten ergab sich aus den Umständen. Ging er doch von den Grundsätzen einer Kriegsführung aus, die die Abwehr zur Gewinnung des Streites für genügend hielt, wenn man sich im Besitze des Kampfpfeiles befand. Und das war der Fall. Philipp V. hatte Spanien und beide Sizilien im Triumph erobert, in der Lombardei hielten sich die Gegner die Wage, und die Festungen der spanischen Niederlande waren in Frankreichs Hand. Und doch lag in Wirklichkeit alles anders, denn Ludwigs Rastul barg einen schweren Trugschluß. Nicht wer das Kampfobjekt besitzt, sondern wer den Gegner unter seinen Willen beugt, bleibt Sieger im Völkerstreit. Das war Ludwig nirgends geglückt.

Das zweite Kriegsjahr öffnete Ludwig die Augen. Er sah ein, daß ihm das Verharren in der strategischen Defensive zum Verhängnis wurde, und sann auf einen Angriffsfeldzug. Da Wilhelm von Oranien im März 1702 einen tödlichen Sturz getan hatte und Anna von England dem Kriege kein Verständnis entgegenbrachte, hoffte Ludwig XIV. des Kaisers Herr zu werden, ehe die Briten sich mit voller Kraft in den Kampf stürzten. Er

begrüßte Jakob III. als König von England, um Verwirrung in die britischen Reihen zu tragen, und wandte sich im Jahre 1703 mit Entschiedenheit gegen Oesterreich.

Kaiser und Reich standen mit zerstreuten Kräften im Felde. Bayern lag als gewaltiger Klotz zwischen den österreichischen Erblanden und den habsburgischen Ländern am Rhein und hemmte die Machtentfaltung Oesterreichs am Oberlauf des Stromes. Max Emanuel gebot über eine Feldarmee von 30 000 Mann und zeigte sich als leidenschaftlicher Verfechter seiner Sache. Er war gesonnen, sich trotz seiner Vereinsamung auf der bayerischen Hochfläche zu behaupten, bis Ludwig ihm eine Armee zu Hilfe sandte, und lieferte dem überlegenen Feinde zahlreiche kleine Kämpfe. Der Kaiser beschloß im Jahre 1703, von drei Seiten gegen ihn zu rücken. Max Emanuel führte einen hitzigen Feldzug und schlug die gegen ihn rückenden Korps des Kaisers vor ihrer Vereinigung einzeln aufs Haupt. Er warf das Korps Schlick, das aus Salzburg gegen ihn vorgebrochen war, auf Passau zurück, wandte sich dann rasch gegen den von Norden anrückenden Reichsfeldmarschall Limburg-Styrum, schlug ihn bei Einhof an der Bils und warf ihn auf Neumarkt. Als Schlick sich aufraffte, um Max Emanuel in den Rücken zu fallen und Styrum herauszuheben, ließ der Kurfürst rasch von Styrum ab, marschierte über Regensburg gegen Schlick und scheuchte ihn zum zweitenmal bis Passau. So hielt er sich durch kraftvolle Stöße und glückliche Bemühung der inneren Linien seine Gegner vom Leibe und wartete auf Ludwigs Armee, um mit Villars auf Wien zu marschieren. Es war die gegebene, schon allzulange aufgeschobene Operation. Der König von Frankreich hatte den strategischen Augenblick versäumt.

Er handelte nicht anders als der Herzog von Marlborough, der sich auch nicht zum entscheidend gedachten Angriff auf die Nordflanke Frankreichs und die Dissepforte besonnen hatte. Ludwig XIV. zögerte, sich so weit vom Rhein zu entfernen. Er gewann es nicht über sich, der Auffassung völlig zu entsagen, die ihn an die Grenzen seines eigenen Reiches und die Territorien Philipps V. band. Erst als Max Emanuel in Bedrängnis geriet, weil der Kaiser mit großer Macht gegen ihn rückte, sandte er Villars trotz der ungenügenden Ausrüstung seiner Truppen — es fehlte an Musketen, so daß die Hälfte der Infanterie mit Piken bewaffnet worden war — über den Rhein.

Villars überschritt den Strom unter dem Schutze der Festungskanonen Sünningens, Breisachs und Straßburgs, deckte sich durch Heranziehen der Moselarmee, die Marschall Tallard von Trier über Metz in Bewegung setzte, und erschien 60 000 Mann stark vor den Stollhofener Linien, die

Markgraf Ludwig an der Kinzig aufgeworfen hatte. Der Marschall dachte einen Augenblick daran, die Schanzen im Sturm zu nehmen und die 30 000 Mann des Markgrafen im Kampf zu vernichten, aber die Mahnungen des Königs, Blut zu sparen, und Widerspruch unter seinen eigenen Zelten veranlaßten ihn, die Schlacht zu meiden. Er ließ Tallard vor Stollhofen stehen, um den Markgrafen zu fesseln, zog mit der Rheinarmee das Kinzigthal aufwärts, überschritt den Schwarzwald, gewann bei der alten Schlüsselstätte Tuttlingen die Donaufente und vereinigte sich bei Geislingen mit Max Emanuels 30 000 Bayern. Der Franzose wollte nun sofort donauabwärts auf Wien rücken, aber der Kurfürst, der dem Marschall Tallard nicht die Kraft zutraute, den Markgrafen von Baden zu fesseln und zu schlagen, widersprach und drängte auf eine Kooperation mit Vendôme. Glücke das, so könne man den Marsch auf Wien mit einer Masse von 80 000 Streichern antreten. Villars trat dem Vorschlag nicht ungern bei und schlug an der Donau, im gepflegten Bayernland, Lager, während der Kurfürst in Tirol eindrang, um Vendôme, der vom Gardasee etsch aufwärts rückte, am Brenner die Hand zu reichen. Er gedachte sich zugleich der Grafschaft zu bemächtigen, die einst von Bayern besiedelt worden war und die natürliche Verbindung Bayerns mit der Etschlandschaft herstellte. Da erhob sich zum erstenmal das Tiroler Landvolk, auf Maximilians alte Kriegsverordnung gestützt, für das Haus Österreich gegen fremdes Kriegsvolk und warf sich dem Eindringling bei Rufftein entgegen. Max Emanuel stieß auf erbitterten Widerstand, nahm den Rufftein, sah sich aber überall im Kleinkrieg gebunden und geschwächt. Da auch die Franzosen säumten, weil der bequeme Vendôme den Weg zu beschwerlich fand und mit Mühe bis Trient gelangt war, zerrann dem Kurfürsten die Operation unter den Händen.

Prinz Eugen, der zur Leitung der Operationen als Vorsitzender des Hofkriegsrates aus Italien nach Wien berufen worden war, ließ drei kaiserliche Korps in Bayern einbrechen. Markgraf Ludwig von Baden bedrohte trotz der Nähe Tallards die Verbindungen Villars' mit dem Rhein — alles ging in Stücke. Grollend trat der Kurfürst den Rückzug auf München an, während Vendôme etschabwärts wich und seine Armee gemächlich in die Lombardei zurückführte.

Als Max Emanuel in seine Marken zurückkehrte, sah er sich von allen Seiten angefallen. An der Donau, aus den böhmischen Wäldern und aus Schwaben rückten kaiserliche Armeen gegen ihn. Er schien verloren. Sogar Ludwig XIV. zweifelte, ob es dem Kurfürsten und Marschall Villars gelingen werde, sich dem Verderben zu entziehen, das sich gegen sie heranzwälzte. Villars sann auf Rückzug an den Rhein, wo Tallard noch vor den

Stollhofener Linien festlag, obwohl der Markgraf kaum ein Drittel seiner Armee darin hatte stehen lassen und selbst an die Donau abgerückt war. Aber der Rückzugsgedanke war schon an die Durchführung von Marschgefechten gebunden, denen der Marschall die Armee ungern ausgesetzt hätte. Die franko-bayerische Heeresmacht sah sich bereits von doppelseitiger Umfassung bedroht. Der Türkenlouis nahm Augsburg und Graf Styrum drang bis Hochstädt vor. Da rang der Kurfürst dem Marschall Ludwigs XIV. den Befehl zum rücksichtslosen Schlagen ab und stellte sich an die Spitze der Seinen, bereit, mit dem Leben zu zahlen. Vereinigt brachen Franzosen und Bayern gegen Limburg-Styrum vor, überfielen den Feldmarschall am 20. September bei Hochstädt und schlugen ihn dank ihrer überlegenen Kavallerie weit zurück. Der Kurfürst stritt mit dem Pallasch mitten im Gewühl. Als Villars sich nach der Schlacht entschlossen gegen den Markgrafen wandte, trat Ludwig von Baden, von vorn und im Rücken bedroht, den Rückzug in der Richtung auf den Main an.

Max Emanuel hatte die Krisis beschworen. Er warf sich sofort auf Augsburg, nötigte die Besatzung noch vor Jahreswende zur Übergabe und eroberte im Laufe des Herbstes und des Winters alle verlorengegangenen Städte zurück. Als er in den ersten Tagen des Jahres 1704 Passau überfiel, seine Farben wieder über dem Eingangstor Österreichs hißte und mit 14 000 Mann gegen Linz rückte, fühlte der Kaiser sich in seinen Erblanden bedroht und zitterte für Prag und Wien. Ludwig XIV., der auf dem niederländischen Kriegsschauplatz und in Italien schleppende Feldzüge führte, vertraute Max Emanuels Stern, opferte dem leidenschaftlichen Bundesgenossen den hochfahrenden Marschall Villars, der sich mit dem Kurfürsten schlecht vertragen hatte, und stellte ihm die Marschälle Marsin und Tallard zur Hand, um ihn zu befähigen, den entscheidenden Schlag zu führen und den Kaiser im Jahre 1704 in seiner Residenz zum Frieden zu zwingen. Villars wurde in die Cevennen entsandt, wo die letzten Hugonotten sich in einem verzweifelten Aufstand erhoben hatten.

In Wien wurde auf das Jahr 1704 fieberhaft gerüstet, zumal da ein Aufstand Rakoczys in Siebenbürgen den Kaiser im Rücken bedrohte. Der Genius des Prinzen Eugen weckte Österreichs latente Spannkraft und setzte den kriegerischen Maßnahmen große strategische Ziele. Es gelang ihm, Marlborough, den Führer der englischen Kriegspartei, zu überreden, selbst in Bayern, „auf dem wichtigsten Kriegsschauplatz,“ zu erscheinen und die Niederlande ihren eigenen Kräften zu überlassen.

Als der Frühling ins Land zog, erhob sich der Krieg aus den Fesseln engbrüstiger Stellungskämpfe und zerstreuter Belagerungen auf dem Hauptkriegsschauplatz zur Vereinigung der Kräfte im offenen Felde.

Italien, Spanien und die Niederlande sanken zu Nebenschauplätzen herab. In den Niederlanden brüllte schläfriges Festungsgeschütz, in den spanischen Gewässern erschien eine englisch-holländische Flotte mit dem habsburgischen Prätendenten Erzherzog Karl an Bord und rief Katalonien gegen die Bourbonen auf, aber der Krieg wurde nicht auf der Iberischen Halbinsel entschieden. Auch in Italien war nach Eugens Ansicht wenig zu tun, wenn die Sammlung der Kräfte auf dem Entscheidungsfeld gelingen sollte. Aber der kaiserliche General Guido Starhemberg, in dem Eugenischer Geist lebte, marschierte trotz der Schwäche seiner Truppen festen Fußes mit 15 000 Mann an dem faumseligen Vendôme vorbei gen Westen, überflog auf einem vorbildlichen Flankenmarsch die Apenninen und das Bergland Montferrat, erschien plötzlich vor Turin und machte dem Herzog Viktor Amadeus dadurch Mut, sich offen von Ludwig XIV. loszusagen und den Kaiserlichen in die Arme zu sinken.

Doch all dies entbehrte der ausschlaggebenden Bedeutung. Die Entscheidung fiel nicht auf den erzentrischen Kriegsschauplätzen, die Ludwigs Strategie so lange bevorzugt hatte, sondern wie Eugen vorausgesehen, im deutschen Süden zwischen dem Schwarzwald und dem Böhmer Wald an den Ufern der Donau. Der Krieg gehorchte dem strategischen Gesetz, das dem Beherrscher des Oberrheins ohne weiteres gestattet, die Operationen aus dem Stromgebiet des Rheins über die östlichen Randgebirge in das Einzugsgebiet der gen Osten abströmenden Gewässer zu tragen und dort zu schlagen.

Im Jahre 1704 rückten beide Parteien aus räumlicher und strategischer Zerstreuung zwischen dem Schwarzwald und dem Böhmer Wald auf einen Fleck zusammen. Marlborough überließ den Niederländern seine deutschen Miettruppen und marschierte mit 20 000 Engländern rheinaufwärts, um sich am Main mit dem Markgrafen von Baden zu vereinigen, während Prinz Eugen sich bescheiden anbot, die französische Rheinarmee vor den Stollhofener Linien zu fesseln. Da die Franzosen inzwischen Landau zurückerobert hatten — in einem Entsaßtreffen am Speierbach griffen Tallards Musketiere zum erstenmal in Marschkolonnen an und warfen den Feind in dieser Gliederung mit dem Bajonett — zog sich dort der Kampf am Rhein um die Stollhofener Linien zusammen.

Marlboroughs Anmarsch und Eugens Erscheinen am Rhein brachten alles in Bewegung. Max Emanuel fiel von Linz auf Regensburg zurück und suchte Marfin donauaufwärts die Hand zu reichen. Marfin, der noch in Augsburg lagerte, eilte donauaufwärts und stieg über Rottweil und Tuttlingen zu den Donauquellen empor, nahm Verstärkungen auf, die Marschall Tallard über die Schwarzwaldpässe nach Billingen gesandt

hatte, und trat unbehellig den Rückzug an. Marschall de Coigny führte inzwischen die Moselarmee von Trier in die Pfalz und vereinigte sich bei Landau mit der Armee Villerois, den Ludwig XIV. aus österreichischer Gefangenschaft gelöst hatte.

Als Marlborough näherrückte, zog sich Tallard ebenfalls an Landau heran. Nicht weniger als drei Marschälle und 50 000 Mann standen zum Schutze des Elsasses und der oberrheinischen Ebene aufmarschiert. Aber sie wagten ihre Übermacht nicht an eine Schlacht und blieben ruhig stehen, als die Briten, durch deutsche Reichstruppen auf 30 000 Mann verstärkt, an der Mündung des Neckars erschienen. Marlborough kümmerte sich nicht um den trägen Feind in seiner Flanke, sondern zog den Neckar aufwärts gen Heilbronn und gewann am 22. Juni bei Geislingen Fühlung mit dem Markgrafen von Baden. Nun waren 60 000 Mann auf einem Fleck vereinigt.

Aber auch dem Gegner war inzwischen die Vereinigung geglückt. Der Markgraf von Baden hatte Marfin auf seinem Rückmarsch von Billingen nach Schwaben nicht angegriffen und auch dem Kurfürsten keinen Stein in den Weg gelegt. Unangefochten war der Marschall mit seinem gewaltigen Troß das Donautal abwärts gezogen. Am 1. Juli 1704 standen 58 000 Franzosen und Bayern in der Umgegend von Ulm.

Am 2. Juli brach Churchills Angriffsflust das erste Treffen vom Saun. Er stürmte den Schellenberg, auf dem sich Max Emanuel am Steilufer der Donau unweit von Donauwörth verschanzt hatte und opferte Tausende, um Donauwörth zu gewinnen. Der Kurfürst wich nach tapferem Widerstand verbittert von dem blutigen Feld.

Da jagte Ludwig XIV. seine saumseligen Marschälle in den Bügel, befahl Coigny und Villeroi die Stollhofener Linien anzugreifen und sandte Tallard mit den erlesensten Reiterregimentern an die Donau. Die Blüte des französischen Schwertadels ritt unter Tallard über den Schwarzwald, während Villeroi vor den Stollhofener Linien stehen blieb und Coigny die Pfalz bedrückte. Als Prinz Eugen den Abmarsch Tallards erfuhr, riß er sich von der Fessel der Rordonstellung los und eilte dem Marschall nach. Er kam zu spät, ihn am Hinabstieg in die Donauebene zu verhindern, aber rechtzeitig zur Entscheidungsschlacht.

Der Markgraf von Baden wurde zur Belagerung von Ingolstadt abgesandt, Marlborough und Prinz Eugen rückten gegen Max Emanuel, Marfin und Tallard. Der Kurfürst hatte angesichts der Gefahr die Masse seiner Bayern in die bedrohten Festungen geworfen und hielt nur mit geringen eigenen Kräften neben den Marschällen das Feld. Franzosen und Bayern zählten 56 000 Mann und 90 Geschütze, die Gegner führten

51 000 Mann und 52 Geschütze vor. Am 13. August 1704 kam es am linken Ufer der Donau zwischen Höchstädt und Donaunörtl zur Schlacht. Sie wurde von Marlborough und dem Prinzen Eugen geführt und von dem Kurfürsten und den Marschällen vor ihrem Marschlager stehenden Fußes angenommen.

Die Donau, nicht der Rhein spiegelte das Bild der größten Schlacht, die im Kriege um die Vorherrschaft Frankreichs auf dem europäischen Festland geschlagen wurde. Aber ob der Rhein auch weit entfernt von der Walstatt unter französischen Brücken rann, so ward bei Blindheim und Höchstädt dennoch um ihn gekämpft. Der Brite hatte begriffen, daß man den Franzosen über den Rhein zurückwerfen mußte, wenn das europäische Gleichgewicht halbwegs wiederhergestellt werden sollte.

Ein sumpfiges Wasser, der Nebelbach, tastet sich, vom Eichberg südostwärts rinnend, an den Dörfern Luzingen, Ober- und Oberglauheim vorbei zur Donau und fällt bei Blindheim in den Strom. Die wellige Hochebene mit ihren weiten Horizonten, den umbuschten Hügeln, den von Obstbäumen überschatteten Halben und den von Rinn-
fälen durchfurchten Wiesengründen lag von Nebeln verhangen, als die Gegner zur Schlacht aufrückten.

Hinter dem Nebelbach erwarteten Franzosen und Bayern, nach Nordosten gewandt, den von Kesselbach anrückenden Feind. Die Stellung war gut gewählt.

Tallards Armee bildete den rechten Flügel und hielt Blindheim mit nicht weniger als 27 Bataillonen Infanterie und abgeseffenen Dragonern, im ganzen 14 000 Mann, besetzt. Die Reiterei des Marschalls stand 44 Schwadronen stark, von nur 9 Bataillonen Infanterie unterstützt, links anschließend bis Oberglauheim einige hundert Schritte hinter dem Nebelbach aufmarschirt. Marfin und der Kurfürst waren, links von Tallard, zwischen Oberglauheim und Luzingen angetreten. Auch Marfin schob seine Kavallerie, 60 Schwadronen, auf den Wiesenplan und ballte die Masse der Infanterie, 37 Bataillone, auf dem linken Flügel um Luzingen. Das vorspringende Oberglauheim, der Drehpunkt der bayerisch-französischen Front, war von Infanterie und abgeseffener Reiterei besetzt. Der Kurfürst von Bayern stand mit Marfin zusammen in der Schlachtor-
dnung bis zu den Hängen des Eichberges und deckte mit seinen Bayern, 15 Bataillonen und 23 Eskadronen, Marfins offene Flanke.

Die Franzosen vertrauten auf die Stärke der Verteidigungsstellung, deren feste Pole Blindheim und Luzingen bildeten, und auf die im Zentrum versammelte feuer- und attackengewandte Schlachtenreiterei, die, 104 Schwadronen stark, so weit hinter dem Nebelbach aufgestellt war, daß

sie den über den Bach setzenden Feind mit Salven empfangen und ihn damit verhängtem Zügel in den Bachgrund werfen konnte. Die Überfüllung der Dörfer, vor allem Blindheims, machte ihnen keine Sorgen.

Als der Donaunebel sich lichtete, der den Anmarsch der Alliierten verschattet hatte, und die Sonne hervorbrach, standen die Gegner bereit. Um neun Uhr rollte die Eröffnungskanonade die Front entlang, um die Mittagsstunde rückten Marlborough und Prinz Eugen gegen die breitentfaltete französische Front. Prinz Eugen griff, rechts ausholend, mit 18 Bataillonen und 78 Eskadronen die Bayern und Marsin an, indem er den Kurfürsten und Marsin in der Flanke zu fassen suchte, Marlborough wandte sich mit 46 Bataillonen und 80 Eskadronen unmittelbar gegen Tallard. Beide legten den Nachdruck auf den rechten Flügel und suchten so rasch als möglich über den Bach und an den Feind zu kommen. Prinz Eugen traf auf starken Widerstand und kam erst um drei Uhr zum Gemenge. Der Verteidiger stieß ihn von den Hängen des Eichberges hinunter und hielt ihn durch das Feuer seiner Infanterie und vorprallende Attacken von Lützen ab. Da holte der Savoyer noch weiter aus, bedrängte den linken Flügel des Gegners mit Infanterie aus der Flanke und zog die Kavallerie nach der Mitte der allgemeinen Schlachtordnung zusammen, wo Marlborough zum entscheidend gedachten Sentrumstoß ansetzte. Marsin und Tallard sahen sich wütend angegriffen und wurden bald so stark gefesselt, daß sie sich gegenseitig keine Aushilfe leisten konnten. Tallard kämpfte mit unleugbarem Geschick. General Clerambault hielt Blindheim mit 14 000 Mann gegen Lord Cutts, der 12 000 Briten zum Sturm führte, aber im Dorfgefecht den Franzosen nicht gewachsen war und blutend vor den Zugängen des Dorfes niederank. Da führte Marlborough seine Schwadronen bei Unterglauheim zur Durchbrechung der Tallardschen Front vor. Tallards Kavallerie und die 9 Bataillone, die den französischen Schwadronen zur Verstärkung des Feuerschlags beigegeben waren, erwarteten den drohenden Angriff in ihrer Stoßstellung um Oberglauheim und auf der Bodenschwelle hinter dem Nebelbach. Marschall Tallard sah die feindliche Kavallerie unter dem Schutze der Batterien, die östlich von Unterglauheim aufgepflanzt standen, den Bach überschreiten, seine Plänkler zurücktreiben und mit flatternden Standarten zur Attacke ansetzen. Blindheim und Oberglaubach waren in Brand geschossen und wälzten trägen, heizenden Qualm über die grüne, von Sommerwolken und Pulverrauch verschattete Landschaft.

Der Marschall würdigte den Feind, vertraute aber auf die Standfestigkeit seiner Geschwader. In Staffeln geordnet hielten Tallards Kürassiere und Dragoner auf dem Wiesenplan und empfingen den Feind mit dem kurzen Feuergewehr. Sie gaben die vorgeschriebenen Salven ab

und stürzten sich dann mit dem Pallasch auf Marlboroughs anreitende Eskadronen. Aber die Salve verflog im Wind und der Anprall der vom Fleck weg attackierenden Franzosen litt unter dem Zeitverlust, den der Feuerkampf erfordert hatte. Marlboroughs Schwadronen verzichteten auf den Gebrauch der Feuerwaffe, durchjagten in vollem Lauf der starken englischen Pferde den weichen Wiesengrund und rafen im Zusammenprall geschlossen auf den gelockerten Feind. Das Getümmel der Reitereschlacht füllte den ganzen Raum zwischen Oberglauchheim und dem Donauufer.

Unterdessen war Prinz Eugen mit Marsin und Max Emanuel zusammengeraten. Auch hier wogten Dorfkämpfe und Reitergefechte. Prinz Eugen schleuderte Verstärkungen auf Oberglauchheim, um den Brechpunkt der französischen Front aus den Angeln zu heben. Am Eichberg, bei Eugingen, schlug sich Kurfürst Max Emanuel, vom geschichtlichen Augenblick erfaßt, mit Heldenmut im dichtesten Gemenge mit der preussischen Infanterie, die der Fürst von Dessau geschlossen zum Angriff führte. Auch die Franzosen kämpften ihres Ruhmes wert. Ihre zerrissenen Schwadronen ordneten sich unter dem Feuerschuß der Infanterie immer wieder zu neuem Vorprall, ihre Dorfbefestigungen standen eisenfest. Marlboroughs Schwadronen, die von Blindheim Seitenfeuer erhielten, wurden von Tallard in neuem Anritt gegen den Nebelbach zurückgedrängt. Hier brach sich der Nachstoß der Franzosen an dem Kreuzfeuer, das Marlboroughs und Eugens Infanterie von Unterglauchheim und von den Zugängen Blindheims her in ihre Reihen schleuderten. Vergeblich führte Tallard 9 Infanteriebataillone und 1500 Dragoner zu Fuß, die er als einzige Reserve zurückbehalten hatte, zum Entsatz vor. Ihre Feuerkraft war viel zu gering, die eigene Kavallerie zu entlasten. Nach wilden Kämpfen fluteten Tallards Geschwader in Unordnung vom Nebelbach zurück. Zwei bayerische Kürassierregimenter stellten das Gefecht noch einmal her. Angriff und Gegenangriff verflochten sich auf dem Wiesengrund zum Gemenge, dann brach die Wucht der deutsch-englischen Geschwader den Widerstand der französischen Kavallerie und trieb sie stromaufwärts gen Sondersheim zurück. Marschall Tallard tat das Äußerste, sie zum Halten zu bringen, warf sich mit seinem Stab ins Gefecht, brachte die Wankenden zum Stehen und griff noch einmal an.

Er verzweifelte am Sieg, aber er mußte seine Infanterie herausheben, die Blindheim krampfhaft festgehalten hatte, und nun von allen Seiten bedroht war. Umsonst — die Kraft versagte, Marlboroughs unaufhörliche Attacken zerrissen die Glieder und sprengten zuletzt die französische Reiterei völlig auseinander. Der Herzog von Tallard wurde mit zurückgerissen. Er versuchte vergeblich, sich nach Blindheim hineinzuwerfen, und sein Fußvoll aus der Umfassung zu befreien. Hessische Dragoner drängten ihn mit seiner

Leibeskadron nach Sondersheim ab und nahmen den zweimal Verwundeten gefangen. Die Trümmer seiner Kavallerie entrannen über Höchstädt stromaufwärts, die Artillerie ging verloren, die Infanterie lag in Blindheim verstrickt.

Marlborough warf sich nach der Durchbrechung der französischen Mitte auf das feuerpeiende Dorf und überließ Marfin dem Prinzen Eugen. Wie Marfin sich nicht um Tallard gekümmert hatte, so vergaß der Lord jetzt seines Mittelfeldherrn, der ihm alle Verstärkungen zugeführt hatte, die er vor Lützen entbehren konnte, und immer noch in schwerem Kampf mit den Bayern und Marfins Franzosen gefesselt lag.

Während Marlborough die Infanterie Tallards in Blindheim zur Waffenstreckung zwang, stürmten Prinz Eugens deutsche Regimenter den Eichberg und Lützen. Prinz Eugen rang mit 18 Bataillonen und 57 Eskadronen gegen mehr als doppelte Übermacht und sah sich in den ersten Stunden, als er Marfin um jeden Preis festhalten mußte, um Marlborough die Durchbrechung des feindlichen Zentrums zu ermöglichen, beinahe von der Walstatt gedrängt. Auch er setzte sich an die Spitze abgekämpfter Geschwader, die von französischer Kavallerie über das Schlachtfeld gejagt wurden, und führte sie mit dem Degen in der Faust aufs neue an den Feind. Als der Lord Tallards linken Flügel zersprengt hatte, Oberglauheim fiel und Bayern und Franzosen sich um Lützen zusammenzogen, griff Eugen mit allen Kräften an. Aber die befestigte Dorfstellung, die von Mar und Marfin gewandt und hartnäckig verteidigt wurde, trogte den Anläufen Eugens. Da brach ein Bajonettangriff zehn brandenburgisch-preussischer Bataillone, die Fürst Leopold von Anhalt-Deffau gegen die feuerpeienden Verhaute führte, die erste Bresche. „Mit unbeschreiblichem Valor“ erstürmten sie zusammen mit 5 dänischen und 4 hannöversch-braunschweigischen Bataillonen unter der Führung des Deffauers, der ihnen die Fahne vorantrug, das langumstrittene Dorf. Während zurückgelassene Nachhuten sich in den Hügelalten und am Dorfrand opferten, flohen Marschall Marfin und der Kurfürst im Dunkel der Nacht mit den Trümmern der glänzendsten Armee, die Ludwig XIV. je über den Rhein gesandt hatte, dem Schwarzwald zu.

Auf dem Wiesenplan von Oberglauheim, in den Gründen des Nebelbaches und an den Hängen des Eichberges lagen Tausende gebettet. Die Sieger hatten den Gewinn mit einem Verlust von 14 000 Mann, also eines Viertels ihrer Streiter, bezahlt, die Besiegten ließen 17 000 Verwundete und Tote auf dem Schlachtfeld, und 11 000 Gefangene und 44 Geschütze in Feindeshand. Der ganze französische Adel trug Trauer, die ersten Familien des Landes waren getroffen, drei Tage lag das Schloß

von Versailles wie ausgestorben. Prinz Eugen verfaßte einen eindrucksvollen Schlachbericht, in dem er dem Herzog von Marlborough die ganze Fülle des Lorbeers überließ. Er ehrte das Verdienst des Lords um so höher, da er den brennenden Ehrgeiz des Gewaltigen zu nützen gedachte, um England fester an Österreich zu binden. So erntete der Taktiker Marlborough den Ruhm des Strategen Eugen, kam die Schlacht zu dem englischen Namen „The battle of Blenheim“.

Die Schlacht bei Höchstädt entschied den spanischen Erbfolgekrieg strategisch zuungunsten Frankreichs. Hätte die Kavallerie der Verbündeten sofort die Verfolgung Marsins aufgenommen, so wären die fliehenden Franzosen noch vor den Schwarzwaldpässen vertilgt worden. Aber so weit reichte die Kraft der neuen Kriegsführung noch nicht, die auf dem Schlachtfeld bei Höchstädt das verlorengegangene Vernichtungsprinzip aus der Bluttaufe gehoben hatte. Diese Unterlassung verlängerte den Krieg und beschnitt die Auswirkung des Sieges. Der mit dem Einsatz der vollen Kraft erkämpfte Sieg wurde nicht zum Ausgangspunkt eines ebenso rücksichtslos durchgeführten Angriffsfeldzuges mit dem Ziele Paris, sondern blieb als Markstein, der die Glückswende Ludwigs XIV. und die Rückverlegung des Kriegsschauplatzes aus dem Stromgebiet der Donau in das des Rheins bezeichnet, auf dem Felde bei Höchstädt liegen.

Villeroi nahm die Seereschümmer Marsins und des Kurfürsten am 24. August auf dem badischen Glacis auf und ging von Stollhofen auf Straßburg zurück, um das Elsaß zu sichern, Coigny deckte die Mosel, Kurfürst Max Emanuel wandte sich mit dem kleinen Korps, das ihm geblieben war, in die Niederlande. Die Besatzungen der bayrischen Festungen schlugen sich noch mit hitzköpfiger Tapferkeit, bis die Kurfürstin Theresie sich zu einem Vertrag mit dem Kaiser bequembte.

Als die Nachricht von der Niederlage bei Höchstädt nach Paris gelangt war, verstummte der Spott, den die vorwitzigen Geister sonst über unglückliche Generale auszuschütten pflegten. Ein nationales Unglück war geschehen. Aber gerade deshalb wagte sich diesmal kein pazifistischer Gedanke hervor, wie zehn Jahre vorher, als der Krieg sich in Belagerungen und Verwüstungen hinschleppte. Der König bewahrte seine majestätische Ruhe, und Frankreich folgte ihm, opferte Menschen und Geld und bereitete sich vor, seine Grenzen zu verteidigen und seine Hegemonie und die Sache Philipps V. am Rhein, am Po, an der Maas, auf dem Meere und in den Bergen Kataloniens zu verfechten.

Auf dem Meere kämpfte Frankreich unglücklich und ließ den Engländern den erworbenen Vorrang. Die Briten schlugen die Flotte Ludwigs auf der Höhe von Malaga und eroberten durch einen Handstreich den Felsen von

Gibraltar. In Italien wetteiferten Vendôme und Guido von Stahremberg in Märschen und Gegenmärschen, während der Herzog von Savoyen als Bundesgenosse Österreichs Turin verteidigte. In Flandern behaupteten sich Ludwigs Generale gegenüber den Holländern und deutschen Hilfsvölkern, am Rhein wichen die Franzosen von Landau hinter die Saar und sahen sich zu Ende des Jahres 1704 über die Mosel geworfen. Landau, Trier, Trarbach fielen in die Gewalt der Verbündeten. Als Kaiser Leopold am 1. Mai 1705 starb und sein Sohn Joseph I. zum Kaiser erwählt wurde, verteidigte Ludwig XIV. bereits Lille und Straßburg. Die französische Angriffsstellung am Oberrhein war durch den Einbruch in die Moselflanke bedroht.

Vergebens suchte Ludwig XIV. die Hilfe Karls XII. von Schweden zu gewinnen. Der egzentrische junge Held, in dem das lebhafteste Blut der Wittelsbacher pochte, hatte die Dänen auf Jütland, die Russen bei Narwa und die Sachsen bei Klissow geschlagen und stand in Sachsen, als ihn Ludwig zur Abwendung vom Nordischen Kriege und zum Eintreten in den spanischen Krieg zu bewegen suchte. Aber Karl folgte dem Rufe nicht, sondern zwang den Kurfürsten Friedrich August den Starken, der seit dem Jahr 1697 die polnische Wahlkrone trug, am 24. September in Alttranstädt zum Verzicht auf Polen und zog dann aufs neue gegen Peter den Großen. Hinter ihm versank der Okzident, vor ihm lag Moskau, dehnte sich die Ukraine — der nordisch-orientalische Krieg wuchs mit dem Spanischen Erbfolgekrieg nicht zusammen. Ludwig XIV. blieb auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Als Villeroi am 23. Mai 1706 bei Ramillies von Marlborough aufs Haupt geschlagen wurde, Marfin kurz darauf, am 7. September 1706, in der Ersasschlacht bei Turin an den Prinzen Eugen Sieg, Heer und Leben verlor, brachen die letzten Außenwerke der mächtigen französischen Zentralstellung zusammen. Prinz Eugen gewann ganz Italien, jagte die französischen Heeresstrümmen über die Seealpen und hielt erst inne, als Vendôme herbeieilte und ihm mit Übermacht gegenübertrat. Selbst in Spanien errang die habsburgische Sache einen kurzen Erfolg. Ein englisch-portugiesisches Heer brach dem Erzherzog Karl im Juni 1706 zur Puerta del Sol Bahn, und Karl zog als König in Madrid ein. Eine französische Armee unter dem Befehle des Marschalls Berwick, eines natürlichen Sohnes Jakobs II., machte jedoch dem kurzen Glück am 25. April 1707 in der Schlacht bei Almanzor ein blutiges Ende und hob den Bourbon wieder auf den Thron.

Ludwig XIV. erkannte, daß der Augenblick gekommen war, einen günstigen Frieden zu suchen. Behielt sein Enkel Spanien und Neapel, blieb Frankreich am Rhein und in den flandrischen Festungen stehen, so war dies

unter den obwaltenden Umständen Gewinns genug. Aber die Verhandlungen kamen nicht in Fluß und der Krieg wälzte sich weiter.

Die letzten großen Entscheidungen fielen in Flandern. Prinz Eugen und Marlborough rückten durch die Scheldespforte gen Lille und Douai. Lille geriet unter Eugens Kanonen und fiel trotz tapferer Verteidigung in Österreichs Gewalt. Nur die Zitadelle Vaubans widerstand. Aber noch einmal verwirrten künstliche Manöver die klare Lage. Die Gegner verloren sich in Märschen und Zettelungen, bis Marlborough und Eugen am 11. Juli 1708 bei Audenaarde vereint zum Schlagen kamen. Sie schnitten die französische Armee in zwei Teile, warfen sie auseinander und eroberten die flandrischen Städte zurück.

Wieder wandte Ludwig sich mit Friedensvorschlägen an die Seemächte und den Kaiser, aber die Triumvirn der Großen Allianz, der Herzog von Marlborough, der Staatspensionär Heinsius und Prinz Eugen, erschwerten ihm den letzten Schritt. Sie forderten von ihm den Verzicht auf die Rheingrenze, der den französischen Alp von der deutschen Brust gewälzt hätte, mit geringerem Nachdruck als die völlige Preisgabe Philipps V. von Spanien. Sie forderten damit etwas, was der stolze König mitnichten geben konnte. Er brach die Verhandlungen ab und stellte sich noch einmal zur Schlacht.

Prinz Eugen und Marlborough rückten zwischen der Sambre und der Schelde südwärts, um das Sommebecken zu gewinnen und Frankreichs Herzgrube zu bedrohen.

Aber wiederum fielen sie in die Irrtümer des Belagerungskrieges zurück, verweilten sich vor Tournai und Mons und sahen sich am 11. September 1709 dem Marschall Villars gegenüber. Er stand mit 81 000 Mann und 80 Geschützen bei Malplaquet zwischen den Gehölzen von Sars und Blangies aufmarschirt, hatte die Front durch Schanzen, die Flanken durch Waldverhäcke gedeckt und erwartete den Feind. Mit 117 000 Streichern und 120 Feuerschlünden stellten Marlborough und Eugen sich zum Kampf. Prinz Eugen griff den linken Flügel der Franzosen an, fuhr 75 Geschütze auf und drang mit 40 Bataillonen in das Gehölz von Blangies. Marlborough berannte unterdessen den rechten Flügel Villars', kam aber nicht vom Fleck. Beide erlitten ungeheure Verluste. Als Villars seinen linken Flügel weichen und sein Zentrum aus der Flanke bedroht sah, raffte er 30 Bataillone aus der Mitte zusammen und führte sie den Kaiserlichen entgegen. In mörderischem Handgemenge drängte er den Angreifer aus dem Wald und empfing daselbst eine schwere Wunde. Marschall Boufflers übernahm den Befehlsstab aus seinen Händen, vermochte aber die Krise nicht zu überwinden. Prinz Eugen hatte das Spiel durch seinen raschen Schachzug neugestellt. Bevor Boufflers die im Zentrum entstandene Lücke

schließen konnte, brach Eugen mit gewaltigem Schwung hinein und spaltete die französische Armee mitten in der Schlacht in zwei auseinanderlassende Teile. Als Marlborough Eugens Beispiel nachahmte und mit verstärktem rechten Flügel von links in die gestoßene Lücke griff, um den Bruch zu vergrößern, war das Schicksal des Tages entschieden. Prinz Eugen drängte den linken Flügel der französischen Armee nach Valenciennes ab, der Lord wälzte den rechten auf Quesnoy. Die Franzosen waren geschlagen.

Diesmal unterblieb die Verfolgung nicht, weil die Feldherren feierten und die Reiterei säumte, sondern weil der Sieg mit einem Verlust von 21 000 Mann erkämpft worden war, während die Franzosen nur 9000 Mann auf der Walfstatt gelassen hatten und erbittert fechtend in voller Ordnung rückwärts traten. Dieser Umstand gestattete dem König, die Alliierten um Frieden anzugehen. Er war jetzt auf die Preisgabe des spanischen Mutterlandes und seiner überseeischen Besitzungen gefaßt, war bereit, Neapel als Entschädigung für Philipp anzunehmen, und sah seine „Réunionen“ gefährdet.

Da mischte die Hybris sich ins Spiel der Mächte und flüsterte den Siegerstaaten einen friedemordennden Gedanken ein. Sie forderten, daß Ludwig XIV. nicht nur für Philipp und für sich selbst auf Spanien verzichte, sondern verlangten auch, daß er französische Truppen zur Vertreibung seines Entels aus Spanien bereitstelle.

Als England, Holland und Oesterreich diese törichte Forderung erhoben, vergaßen sie in Wahrheit des Rheins, obwohl sie dem König die Rückgabe der „Réunionen“ und eine authentische Deutung des Westfälischen Friedens nahelegten, denn sie wagten den Einsatz an ein neues Spiel und wußten, daß die Koalition krankte, weil das eigentliche Kriegsziel überschritten war. Sie ließen den Gewinn leichten Herzens stehen und opferten den Rhein, indem sie die Würfel noch einmal über ihm schüttelten, als der Kampf um die Hegemonie bereits zuungunsten Frankreichs entschieden war und Ludwig XIV. nur noch als Erster unter Gleichen stand. Der Holländer tat's, weil er sich hinter dem Sicherheitsgürtel der spanischen Niederlande geborgen wußte und ein Geheimtraktat mit England im Schrank liegen hatte, der Britte, weil sein Interesse Frankreich am Rhein duldete, sofern Holland die Seeplankte deckte und als britisches Glacis wirkte, der Oesterreicher, weil Habsburg sich von seinen Stammsitzen abgewandt hatte um seine Hausmacht im Osten zu befestigen und dazu Mailand und die Lombardei zu gewinnen hoffte.

Der König ließ die Forderungen der Alliierten von allen französischen Ranzeln verlesen, rief das letzte Aufgebot unter die Waffen und erklärte: „Da denn Krieg sein soll, so will ich ihn lieber gegen meine Feinde als gegen meine Kinder führen!“

Er sandte Vendôme über die Pyrenäen, wo Philipp von einer kaiserlichen Armee und deutschen und portugiesischen Hilfsvölkern in englischem Solde arg bedrängt wurde. Vendôme rettete dem Bourbon mit spanischen und französischen Truppen am 10. Dezember 1710 in der Doppelschlacht bei Villaviciosa Thron und Reich.

Schwerer als dieser Schlag traf die Allianz der Sturz Marlboroughs, der um diese Zeit im Schoß des neugewählten englischen Parlaments beschlossen wurde. Er riß das ganze Gebäude der Koalition nach sich. England begann sich aus dem Bund zu lösen, um die Herrschaft über den Kanal und die Meerenge von Gibraltar, die Insel Minorca, große Privilegien im Handel mit Spanien und Frankreich und die Schleifung der Festungswerke Dünkirchens als sichere Beute heimzutragen. Es schied sich von einer Allianz, die ihm nichts mehr zu geben hatte, nachdem das „Gleichgewicht“ erkämpft war.

Als Kaiser Joseph I. am 17. April 1711 den Blattern erlag und der Prätendent Karl von Habsburg als Karl VI. zum Kaiser erwählt wurde, also das Erbe Karls V. in eine Hand zurückzukehren drohte, eilte England, mit dem geschwächten Frankreich Frieden zu machen.

Ludwig XIV. atmete auf. Er hatte den Krieg mühsam hingehalten, seinen Sohn, den Dauphin, drei Tage vor des Kaisers Majestät an den Blattern sterben sehen, und stellte Philipp V. anheim, sich für den spanischen oder den französischen Thron zu entscheiden. Philipp, der vornehmste Charakter des königlichen Hauses und längst zum Spanier geworden, wählte den Esorial. Er wollte mit den Spaniern leben und sterben und opferte dem Grundsatz der „balance of powers“ seine und seines Zweiges Rechte auf die Krone Frankreichs. Nun vermittelte England den Frieden Ludwigs XIV. mit den Mächten der auseinandergefallenen Allianz. Er wurde am 11. April 1713 zu Utrecht geschlossen.

Holland, Savoyen und Spanien traten ihm bei, Kaiser und Reich hielten sich fern. Karl VI. ließ den Rat des Prinzen Eugen außer acht und kämpfte um das Phantom einer Wiedervereinigung der Kronen Spaniens und Österreichs weiter.

Noch einmal rückten Villars und Prinz Eugen gegeneinander. Aber im deutschen Lager fehlten die besten Contingente. Die Preußen, die bei Höchstädt, vor Turin, auf den Wällen von Toulon und Lille in der ersten Reihe gefochten hatten, waren im Utrechter Friedensinstrument unfreundlich bedacht worden und standen jetzt mit der Front nach Norden und Osten, vom Rheine abgewandt, im Kampf um Schwedisch-Pommern und die Ufer der Baltischen See. Der Nordische Krieg war durch den abenteuerlichen Zug Karls XII. in die Kosakensteppe, die Niederlage des

Heldenjünglings bei Poltawa und den Aufstieg Rußlands unter der Führung Peters des Großen über den Spanischen Erbfolgekrieg hinausgewachsen und endete nach Karls Tod mit dem Verzicht Schwedens auf die Mündungen der deutschen Ströme und die europäische Machtstellung.

Prinz Eugen mahnte Kaiser Karl zum Frieden, aber der Monarch ergab sich erst, als der Feldzug am Rhein im Spatenkrieg erstarrte und er sich ganz verlassen sah. Da bequeme er sich im März 1714 zu einem Vertrag mit Spanien, der dem Hause Österreich Mailand, Neapel und die schmal zugeschnittenen spanischen Niederlande zusprach, ohne das holländische Besatzungsrecht in den Barrierefestungen in Frage zu stellen. Österreich wandte sich damals endgültig vom Rhein ab. Es behielt die niederländische Enklave nur, weil es hoffte, sie einmal gegen ein günstiger gelegenes Landgebiet vertauschen zu können, und wurde zu einer slawisch-romanischen Großmacht, die durch das alteingewanderte deutsche Element, das im Heer und im Beamtentum als Herrenschicht auftrat, zusammengehalten und gefestigt wurde.

Am 7. September 1714 machte auch das deutsche Reich mit Frankreich Frieden. Ludwig behauptete das Elsaß, gewann die Festung Landau und bestand darauf, daß Kurfürst Max Emanuel von Bayern aus der Reichsacht gelöst werde und in seine Lande zurückkehre. Der Kurfürst kehrte nach dem Zusammenbruch seiner Politik vielleicht nicht gern nach München zurück, aber der Versuch, Bayern gegen Belgien zu tauschen, wurde von Karl VI. zu lässig betrieben, um Erfolg zu haben. So blieb Wittelsbach im Besitze des Bayernlandes, das von Max Emanuel in den furchtbarsten aller Kriege gerissen worden war, aber trotzdem „lieber bayerisch sterben als österreichisch verderben“ wollte.

Ludwig XIV. hatte den Krieg nicht gewonnen, aber eine Position behauptet, die Frankreich auf dem Kontinent die Grundstellung sicherte, deren es zur Festigung seiner Vorgewalt bedurfte. Frankreich behauptete die Rhonelandschaft und die Pässe der Seealpen, ertrug die Nachbarschaft Savoyens und Piemonts und duldete auch die habsburgisch gewordenen Niederlande und das entmannte Herzogtum Lothringen. Es konnte all das eingehen, weil der Besitz Lilles, Straßburgs und Landaus und die Behauptung des Elsasses seine Macht in Flandern und am Rhein befestigte und die Aufrichtung des bourbonischen Königtums jenseits der Pyrenäen Frankreich nach menschlichem Ermessen der Gefahr eines Zweifrontenkrieges enthob, wenn es zu gegebener Zeit den triumphierenden Vormarsch über den Rhein wieder aufnahm.

Die Ernte des Westfälischen Friedens und der auf ihn gegründeten „Réunionen“ am linken Rheinufer war eingefahren. Über der Kurpfalz

und den Erzbistümern Mainz, Trier und Köln schwebte der Schatten eines unausgesprochenen französischen Patronats.

England ist sich dieses Umstandes damals nicht genügend bewußt geworden.

Als Ludwig XIV. am 1. September 1715 starb und seinem unmündigen Enkel Ludwig XV. — dem einzigen Prinzen, den die Blatternseuche verschont hatte — den Thron und dem Sohne Liselottens, Herzog Philipp von Orleans, die Regentschaft hinterließ, ging sein Zeitalter, aber nicht der Anspruch Frankreichs auf den deutschen Rhein und die Vorherrschaft in Europa mit ihm zu Grabe.

Im deutschen Volk aber lebte, ungeachtet der Auflösung des Reiches in europäische Territorialstaaten und der egoistischen Politik seiner Fürsten, die Überzeugung, daß man dem Deutschland Fleisch von seinem Fleisch entrisen hatte, als zu Nimwegen, Rijswijk und Utrecht verhandelt worden war. Es wußte, daß ihm von Frankreich auch fürder Gefahr und Beraubung drohte, und daß England die deutsche Sache zu Unrecht preisgegeben hatte, nachdem es die eigene mit deutschem Blut und eigenem Geld nach Gefallen ausgefochten hatte. Die Friedensschlüsse blieben im Gedächtnis der Deutschen haften. „Nimm weg!“ „Reiß weg!“ „Unrecht!“ übersetzte der Volksmund die niederländischen Namen in treffendes Deutsch.

Das Werk Ludwigs XIV. war getan. Er hatte die historische Rheinpolitik Frankreichs, die Richelieu aus der Überlieferung herausgehoben und zum bestimmenden Faktor der französischen Machtgestaltung gemacht hatte, gewissermaßen kodifiziert und für ewige Zeiten festgelegt. Der Antriebe, den das „Grand Règne“ des Sonnenkönigs dem Franzosentum mitgeteilt hatte, war so gewaltig, daß der französische Machtgedanke keine Verklümmung mehr ertrug. Der Besitz des Rheins wurde nicht nur das unverrückbare Ziel, sondern auch das Symbol der Vormachtstellung, die Frankreich in Europa erstrebte, um sie über die Welt zu erstrecken.

Die Deutschen waren nicht fähig, diesem dämonischen Machtwillen in einmütiger Geschlossenheit zu begegnen, aber die grauenhafte Verwüstung der Kurpfalz, Baden-Durlachs und des ganzen Stromtals reiften die Erkenntnis, daß Frankreich der wahre, unerbittliche Feind war. Das deutsche Gemüt barg diese Erkenntnis auf unpolitischem Grunde, bis die Stunde schlug, in der der Deutsche zur politischen Wesenheit erwachte und den Kampf um den Rhein als Kampf ums Dasein in sein Denken und Handeln aufnahm.

Solange die Raben um den Berg flogen, in den die unbeirrbare Sehnsucht des deutschen Volkes die verklärte Gestalt Barbarossas mit den Zügen Friedrichs II. als Vorkämpfer des alten Heldentums gebannt hatte, war diesem Kampfe keine Frist gesetzt.

Das Stromgebiet im Schatten des englisch-französischen Weltverhältnisses und im Kampfe Friedrichs des Großen

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts — Rußland erscheint in der europäischen Arena — Die Erweiterung des Rhein- und des Dardanellenproblems — Deutschland als Rumpfgelände — Die Zerreißung des rheinischen Stromgebiets — Die Entwicklung der Schweiz und Hollands — Zwischen Speier und Cleve — Preußen im Stromgebiet des Rheins — Der Polnische Erbfolgekrieg — Die Pragmatische Sanction — Maria Theresia — Frankreich gewinnt Lothringen — Die Belagerung von Philippsburg — Prinz Eugen und die französische Kriegsführung — Die Österreicher verlieren den Feldzug in Italien — Englands Zurückhaltung — Russen am Rhein — Frankreich befestigt seine Stellung am Rhein — Baden als Glacis — Vom deutschen Gesamtgefühl — Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Jülich — „*Considérations sur l'Etat présent du Corps politique de l'Europe*“ — Kardinal Fleury und Friedrich der Große — Der erste Schleßische Krieg — Der Österreichische Erbfolgekrieg — Kaiser Albrecht II. — Frankreichs Offensive — Bayern und Frankreich — Die Franzosen in Prag — Die Österreicher in München — Friedrich der Große vor Wien — Die Schlacht bei Chutowitz — Der Friede von Breslau — Frankreichs Ostgrenzen — England im Felde — Die Schlacht bei Dettingen — Karl von Lothringen im Elsaß — Der zweite Schleßische Krieg — Der Friede von Dresden — Die Schlachten bei Fontenoy, Raucour und Culloden — Moritz von Sachsen — Der Friede von Aachen — Frankreichs Vormacht am Rhein unangefastet — Von der britischen „*Balance of powers*“ und der französischen Machtentfaltung — Hannover als Englands verwundbare Stelle — Der englisch-französischen Kolonialkrieg und der Siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen — Die Franzosen an der Weser — Die Schlacht bei Hastenbeck und die Konvention von Kloster Seeben — Die Franzosen in Thüringen — Friedrich II. auf den inneren Linien — Soultz und Hildburghausen — Die Schlacht bei Rossbach — „*Déroute totale*“ — Vor der Erneuerung deutschen Wesens — William Pitt der Ältere — Preußen und Eng-

land — Roßbach und Leuthen — Flucht der Franzosen über den Niederrhein — Die Schlacht bei Arefeld — Contades an der Weser — Friedrichs Kriegführung „en navette“ — Die Rheinlande als französische Operationsbasis — Amerika in Deutschland erobern — Die Schlacht bei Bergen am Taunus — Die Schlacht bei Minden — Der Krieg in den Kolonien — Von Runersdorf bis Torgau — Der letzte Franzosenfeldzug an der Weser — Die Schlacht bei Wilhelmstal — Waffenstillstand zwischen Frankreich und England — „Considerations on the German war“ — Friedrich unbezwungen — Der Hubertusburger Friede — „Der letzte der Könige“ — Das Fanal von Roßbach — Choiseul — Ein Brief der Pompadour

Die politischen Wandlungen, die sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwischen der Meerenge von Gibraltar und der Dnjeprlinie vollzogen hatten, schufen Europa neu. Die beiden gewaltigen Auseinandersetzungen, die als Spanischer Erbfolgekrieg und Nordischer Krieg in die Geschichte eingetragen wurden, erweiterten das europäische Staatensystem und rückten die Grenze der willkürlich „Europa“ genannten Landfeste über den Dnjepr in die unbekannten Breiten der russischen Steppenlandschaft.

Der Kampf um den Rhein hatte sich dem Kampf um die Baltische See nicht vermählt, aber der Kampf um die Dardanellen, der von den Türken um die Jahrhundertwende noch in der ungarischen Tiefebene geführt worden war, entfernte sich von der deutschen Südostradt, um sich mit dem Kampf um den Finnischen Meerbusen, die Dnjeprlandschaft und den Besitz der Krim zu vermengen.

Als Prinz Eugen nach seiner Rückkehr von den Schlachtfeldern Flanderns und Badens der Republik Venedig zu Hilfe eilte und die Türken im Jahre 1716 bei Peterwardein vernichtend schlug, Belgrad zurückeroberte und das Banat mit den Erblanden des Kaisers vereinigte, wurde der Name des Großtürken seiner Europa schreckenden Bedeutung entkleidet. Als Rußland mit einem Löwensprung in die europäische Arena feste, Polen zusammenbrach und der Schwede auf die skandinavische Halbinsel zurückwich, verblassten die kleinen Berichtigungen der habsburgischen, savoyischen und bourbonischen Hoheitsrechte im Mittelmeer vollends. Eine neue Zeit dämmerte herauf. Sie rechnete mit größeren Räumen, griff, von Europa ausgehend, gestaltungshungrig um den ganzen Erdball, vermochte sich indes nicht von den beiden polaren Problemen der europäischen Geschichtsbildung, dem Kampf um den Rhein und dem Kampf um die Dardanellen, zu lösen. Der Kampf um den Rhein klebete sich in die verstaubte Maske neuer Erbfolgekriege, ohne seine elementare Bedeutung einzubüßen. Der Kampf um die Dardanellen gewann durch den Eintritt Rußlands in den Kreis der europäischen Staatengesellschaft östbentale Bedeutung. Das Streben des neuen großen Binnenreiches nach freier Meerfahrt und das Herrschbedürfnis Frankreichs am Rhein drängten zu-

Zwei Jahre nach dem Tode Ludwigs XIV. erschien ein Sendling Peters des Großen in Paris und bot dem Regenten ein russisch-französisches Bündnis an. Philipp von Orleans verschmähte die Verbindung, die der überlieferten turkophilen und polenfreundlichen Haltung der französischen Könige zuwiderlief, aber der erste Schritt einer Annäherung der beiden exzentrisch gelagerten Machtgebilde der erweiterten Festlandsmasse war getan. Die Fußspur blieb im fruchtbaren französischen Erbreich haften.

Die Absage Philipps an den Saren bestätigte zunächst das kontinentale Gleichgewicht der Mächte, das zu Englands Vorteil aus dem Riesenkampfe um das europäische Gleichgewicht hervorgegangen war. Im Herzen Europas aber lag das zerrissene deutsche Land und suchte in sich selbst ein Gleichgewicht auseinanderstrebender Kräfte herzustellen. Es war ein selbsttätiger Prozeß innerhalb eines Rumpfgelbildes, denn Deutschland fehlte die unbeschränkte Verfügung über das wichtigste Sammelbecken deutscher Kultur und deutscher Größe, die ungeteilte Herrschaft über den Rhein und seine Uferlande.

Das Stromgebiet des Rheins bildete keine Einheit mehr. Quell- und Mündungsgebiet waren verloren, die ober-rheinische Tiefebene auseinandergerissen und der Mittelrhein bedroht.

Die Schweiz war als germanisches Kleingebilde von der Glaubensspaltung und inneren Wirren nicht weniger heftig ergriffen worden als das Heilige Römische Reich, von dem sie sich im Westfälischen Frieden gelöst hatte, um nach kurzer Selbstenlaufbahn dem Verzicht auf ihre überspannte Ausdehnungspolitik die Absage an die Welthandel folgen zu lassen. Sie war weder in die Raubkriege Ludwigs XIV. noch in den Spanischen Erbfolgekrieg gezogen worden und lag in starrer Gebundenheit zwischen Flüssen und Seen zu Füßen ihrer Berge gebettet. Sie hütete die Alpenpässe, das Durchzugsgebiet der burgundischen Hochebene und die Rheinübergänge zwischen dem Stromlande und dem Vorarlberg und gab den Überschuß ihrer Landeskraft in fremden Sold. Der „überlieferten Freundschaft“ Ludwigs XI. und Ludwigs XIV. getreu, traten ihre Söhne in bourbonische Dienste und hielten für die Könige von Frankreich die Wacht auf Straßburgs hoher Schanz'. Das war den Deutschen schmerzlich, aber die Abwendung der Schweizer geriet dem alten Reiche trotzdem nicht zu größerem Schaden, solange die Eidgenossen jedes Anrainers Flanke deckten und ihr Land dem Durchmarsch aller fremden Heere verschlossen.

So erwuchs den Schweizern während des Erbfolgekrieges im Quellgebiet des Rheins und seiner Alpenzuflüsse aus dem Verzicht auf Eroberungen und auf Teilnahme an den Welthändeln der Begriff einer

ewigen Neutralität. Erst diese ward ihnen zur Keimzelle staatlicher Erfüllung des politischen Raumes, den sie von ihren kriegsgewaltigen Vätern ererbt hatten.

Die Sicherheit, die sie daraus gewannen, entband sie jedoch nicht von Sorgen, denn diese Neutralität verbürgte ihnen ihre völlige Freiheit und die Abschließung gegen fremde Gelüste und wesensfremde Einflüsse nicht von selbst. Hing doch die Begriffsbestimmung dieser Neutralität nicht so sehr von den Eidgenossen als vielmehr von der Entwicklung der Machtstaaten jenseits ihrer Grenzen ab. Die Zukunft keines Staates war enger mit der Herstellung und Erhaltung des europäischen Gleichgewichts verknüpft als die der neutral gewordenen Schweiz. Nur wenn die Großmächte sich die Wage hielten, konnte die Eidgenossenschaft die Neutralität als Staatsgrundsatz erhalten. Wurde das Gleichgewicht erschüttert, so war die Schweiz auf das Wohlwollen des Mächtigeren angewiesen und in seine Hand gegeben. Als Frankreich in den Raubkriegen an den Rhein vordrang und das Heilige Römische Reich zerflüftet und geschwächt vor Ludwig XIV. zurückwich, erhob sich auch über den Eidgenossen der Schatten des französischen Patronats. Darüber konnte der Schein der königlichen Gnadensonne nicht hinwegtäuschen, der dieses politische Zwangsverhältnis mit wärmenden Strahlen erhellte.

Nicht anders lagen die Verhältnisse im Mündungsgebiet des Stromes. Auch die Niederlande waren nach machtvollem Aufstieg aus der führenden Rolle verdrängt worden. Das plutokratische Regiment hatte die Unabhängigkeit des Landes dank dem Bunde mit England behauptet, aber die wahre Freiheit ökonomischen Interessen geopfert. Um der Erhaltung und Mehrung seiner Handelsprivilegien willen folgte Holland getreulich dem Schlepptau, das es an Englands Staatsschiff knüpfte, seit Wilhelm von Oranien das Festland mit dem Inselreich vertauscht hatte. Es war zu Englands Festlandsglacié geworden, ersparte den Briten die Trauer über den Verlust der Normandie und der flandrischen Küste und gestattete England, sich mit gesammelten Kräften und ungeheurer Energie auf den Ausbau seiner Seerüstung und die Eroberung der transoceanischen Welt zu werfen.

Der Rhein floß nur noch zwischen Speier und Cleve unter deutschen Brücken. Die Kurpfalz lag seit der Verwüstung schwer danieder und war durch das Vordringen Frankreichs über die Lauter und die Saar dem französischen Einfluß noch stärker ausgesetzt als vorher. Das Kurfürstentum Mainz wurde seiner Lage noch weniger froh, da die strategische Bedeutung der Sentralfeste Mainz in den letzten Kriegen so hervorgetreten war, daß jede Bedrohung des europäischen Friedens den Vormarsch der Franzosen

auf diesen Punkt nach sich ziehen mußte. Das Kurfürstentum Trier wurde zum Durchzugsland, denn der offene Moselcouloir lockte die französischen Armeen zum Durchbruch, um die Verbindung mit dem Kurfürstentum Köln und den Ösningspässen sicherzustellen. Köln war dem französischen Einfluß verfallen, seit Kurfürst Klemens sich mit seinem Bruder Max Emanuel auf die französische Seite geschlagen hatte. Dieser tragische Frontwechsel unterwarf das Erzbistum dem Patronat der Bourbonen. Auch die Linie Pfalz-Neuburg, die das Herzogtum Jülich gegen Preußen behauptet hatte, lag in diesem fehlerhaften Zirkel befangen.

Preußen, der letzte Emporkömmling der deutschen Fürstenrepublik, saß zu unterst am deutschen Rheine. Es hatte sich in seinem ergentrischen Besitz Cleve-Mark-Ravensberg behauptet und diesen im Jahre 1702 durch den Gewinn der oranischen Erbschaft Mörs und im Jahre 1715 durch das Oberquartier Geldern gemehrt. Starb die Pfalz-Neuburger Linie der Wittelsbacher aus, so wartete der Hohenzollern der Anfall von Jülich und Berg. Eine Laune der Erbfolge wollte, daß der Brandenburger auch zu oberst im Stromgebiet des Rheins, an ergentrischer Stelle, noch fürstliche Rechte gewann und als Fürst von Neuenburg im Alpenvorland an den Zuflüssen der Aare Fuß faßte. Neuenburg war eine Enklave im Machtbereich Berns und blieb ein weltabgeschiedener Posten, die Festsetzung auf beiden Ufern des Niederrheins aber führte Preußen in die Sphäre, wo um den Bestand Deutschlands gerungen wurde und das große deutsche Schicksal alle Sonderbestrebungen deutscher Fürsten und Stämme überschattete. Das war im Spanischen Erbfolgekrieg wohl deutlich hervorgetreten, aber noch nicht beachtet worden. Es bedurfte noch unendlich schwerer Prüfungen und Wandlungen, bis die Deutschen diese Erkenntnis national erfassen und politisch werten lernten.

Der Kampf um den Rhein, in dem diese Erkenntnis geläutert wurde, nahm aber nach kurzer Zeit seinen Fortgang.

Die Erledigung des polnischen Wahlthrons bot Frankreich bereits 18 Jahre nach dem Tode Ludwigs XIV. die erwünschte Gelegenheit „dem Reiche gegen Othident wieder etwas abzugucken“. Es war nicht mehr das Frankreich Richelieus und Ludwigs XIV., das seine politischen Pläne in großen kraftvollen Zügen zu verwirklichen trachtete und seine Beute mit Löwenprüngen und Geierkrallen anfiel, sondern das Frankreich Ludwigs XV. und des Kardinals Fleury, das eine Wolke von Puder und Altovengerlischen um sich breittete und sein Ziel durch Intrigen, in Ränken und mit Listen zu erreichen suchte. Das eleganteste, verlogenste und steptischste aller Zeitalter war angebrochen. Es sah das tiefverschuldete und dadurch in seiner sozialen Struktur erschütterte, aber äußerlich noch

gebietend auftretende, immer noch vom gewaltigen Antriebe des „Grand Règne“ fortbewegte Frankreich seine Rheinpolitik mit unbeschränktem Eifer verfechten.

Der Polnische Erbfolgekrieg folgte auf den Spanischen Erbfolgekrieg wie das Satyrspiel auf ein erschütterndes Drama, aber er reichte hin, dem deutschen Reiche den letzten Scheinbesitz zwischen Maas und Mosel, das zerbröckelte Herzogtum Lothringen, zu entreißen.

Die Krone Polens war längst zum Spielball der Großmächte geworden. Als Kurfürst August der Starke von Sachsen, den Karl XII. zu Altstadt für kurze Zeit entthront hatte, im Jahre 1733 starb, meldete Frankreich sofort den Anspruch Stanislaus Leszczyński an, der dem Sachsen einst als Gegenkönig gegenübergetreten war. Fleury streute in Warschau das Geld mit vollen Händen aus, um die Wahlstimmen des polnischen Adels für Frankreichs greisen Schützling zu gewinnen. Da Ludwig XV. die Tochter Leszczyński geheiratet hatte, war dies mehr als eine schreckende Gebärde. Trotzdem eilte Kurfürst Friedrich August von Sachsen nach Polen, vereinigte die Hälfte der Stimmen auf seinen Namen, versicherte sich der Hilfe Rußlands und zwang Leszczyński, nach Preußen zu flüchten. Kaiser Karl VI. freute sich des Handels nicht, da er von ihm eine Einwirkung auf die Stellung der Mächte zur Pragmatischen Sanktion befürchtete, durch die er seine Tochter Maria Theresia zur Erbin der Erzlande und aller habsburgischen Besitzungen in den Niederlanden und in Italien gemacht hatte. Aber seine politische Beweglichkeit ließ ihn nicht stillstehen. Er suchte sich zu salbieren, indem er eine neue Wahl empfahl, und tat mit diesem klügelnden Gegenzug keiner Partei — auch dem Heiligen Römischen Reiche nicht, dessen Ständen er sich zur Neutralität verpflichtet hatte — voll Genüge.

Frankreich fand schon zu Beginn des Streites einen Vorwand, dem Kaiser zu erklären, daß er die Rechte Stanislaus Leszczyński bestritten habe, und — schritt zur Besetzung Lothringens. Der sachliche Zusammenhang zwischen dem Vorwurf und der Besetzung war nicht klar, aber der Kardinal trug keine Bedenken, so zu handeln, da Herzog Franz Stephan von Lothringen mit Maria Theresia verlobt war. Man freute sich in Versailles der intriganten Politik des achtzigjährigen Staatsmannes, der den Kampf um den Rhein mit strupellosen Greisenfingern ins Hochzeitskränzchen der Kaisertochter schmuggelte und Frankreichs Gelüste unter polnischen Wahlkapitulationen verbarg.

Als Spanien und Viktor Amadeus von Sardinien Leszczyński anerkannten, sah der Kaiser sich einer neuen Koalition gegenüber. Er erfaßte die Gefahr, warb um Bundesgenossen im Reiche und lehnte sich an Rußland an,

indem er Friedrich August von Sachsen als König von Polen anerkannte. Karl rechnete darauf, daß England seiner historisch gewordenen Rolle getreu sich ebenfalls gegen Frankreich wenden werde, und glaubte nur der Reichsarmee und seiner eigenen Kriegsvölker zu bedürfen, um den vereinigten bourbonischen Mächten entgegenzutreten. Er schlug daher einen engeren Bund mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus, obwohl dieser ihm 50 000 Mann zuführen wollte, und begnügte sich mit dem Zuzug, den das Reich beschloß.

Der Reichstag sah sich in eine Zwangslage versetzt, konnte aber den Kaiser nicht im Stich lassen, nachdem Frankreich sich am Reich vergriffen hatte. Er antwortete daher auf das räuberische Vorgehen Frankreichs mit der Erklärung des Reichskrieges. Kurköln, Kurpfalz und Bayern versagten ihre Zustimmung. Der bayerische Wittelsbacher sah sich durch die „Pragmatische Sanction“ um sein Erbrecht verkürzt und blieb im alten Gegensatz zu der imperialistischen Tendenz des Erzhauses befangen. Auch Preußen marschierte ungern, entzog sich aber dem Aufgebot nicht. Die Rheingrenze war aufgerissen und Friedrich Wilhelm tat seine Pflicht. Die Seemächte marschierten nicht. England sah britische Interessen noch nicht gefährdet und Holland folgte seinem Signal.

Der Krieg, der sich im Jahre 1733 aus diesem Smbroglio löste, schlich auf lahmen Füßen. Der Kaiser sandte seine Hauptstärke nach Italien und stellte den Franzosen am Rhein Österreichs alten Paladin Prinz Eugen entgegen. Wie einst Markgraf Ludwig von Baden, so erschien jetzt der Held der Türkenkriege und des Spanischen Erbfolgekrieges als Feldherr ohne Heer in den rheinischen Gefilden. Die Franzosen waren längst zur Stelle. Marschall Berwick hatte den Rhein am 11. Oktober 1733 bei Straßburg überschritten, Rehl erobert und die unglücklichen Lande abermals geplündert und verheert. Der Marschall von Belle-Isle besetzte Lothringen und überrannte dann das Erzbistum Trier. Das ganze Moseltal wurde ausgefogen. Die französischen Generale belegten Stadt und Land mit großen Kontributionen und sandten Hunderttausende von Livres in die Kassen des Königs.

Ohnmächtig stand die kleine Reichsarmee dem drei- und vierfach überlegenen Feind gegenüber. Als Prinz Eugen, von Greisenhaftigkeit geschlagen und nur noch der Schatten seiner selbst, im Frühling des Jahres 1734 am Neckar eintraf, um den Feind durch seinen berühmten Namen zu schrecken, waren die Kaiserlichen in der Lombardei schon in die Verteidigung geworfen und am Rhein kaum noch imstande, sich zu behaupten. Eugen nahm seine Zuflucht zu der Besetzung und Befestigung der Ettlinger Linien, um auf Berwicks oberrheinische Verbindungen zu

brücken und die Schwarzwaldpässe zu decken. Es war die alte, veraltete Methode. Berwick machte von seiner Überlegenheit Gebrauch, rückte auf dem linken Rheinufer stromaufwärts, setzte mit geteilten Kräften auf das rechte Ufer, nahm Rastatt und faßte die Ettlinger Linien von vorn und im Rücken. Prinz Eugen entzog sich der Umfassung am 9. Mai durch den Rückzug auf Heilbronn. Berwick folgte nicht, sondern wandte sich gen Philippsburg und belagerte die Feste. Unterdessen hatte Belle-Isle Trarbach an der Mosel erobert, und der Herzog von Noailles sich bei Speier aufgestellt und die Neckarpforte eingestossen. Als Berwick in den Laufgräben durch eine Kanonenkugel getötet wurde, übernahm Marschall d'Alsfeld die Eroberung der Feste. General Wuthenau verteidigte sich in der Hoffnung auf Entsatz bis zum äußersten. Doch diese Hoffnung trug, denn Prinz Eugen fühlte sich zu schwach, zu schlagen. Er hatte sich durch schwäbische und preussische Truppen verstärkt und marschierte heran, aber die Erinnerung an die große Entsatzschlacht von Turin lag in weiter Ferne. Raum einen Kugelgruß gönnte Eugens Vorsicht der feindlichen Armee, die sich hinter Sümpfen und Verhauen gedeckt hatte und die Belagerung ruhig zu Ende führte. Am 18. Juli 1734 fiel Philippsburg in französische Hand.

Prinz Eugen wandte sich rückwärts und schlug an den Ufern des Neckars ein befestigtes Lager. In Märschen und Gegenmärschen schlich der ruhmlose Feldzug zu Ende. Die Franzosen brandschatzten und wüteten wie zu Melacs Zeiten. Prinz Eugen griff statt zum Schwert zur Feder und schrieb, von menschlichem Jammer ergriffen, an das französische Hauptquartier: „Ihre Soldaten verbrennen nicht nur die Ortschaften, die sie selbst mit Schutzbriefen ausgestattet haben, sondern überlassen sich auch Auserschreitungen, die in der Geschichte kaum ihresgleichen haben. Sie achten weder die Kirchen noch die Hostien, binden die Priester nackt an die Türen und die Fenster, nageln die Frauen mit den Händen an die Bäume, mißhandeln sie in dieser schrecklichen Lage so entsetzlich, daß sie unter ihren Lüften sterben, und verstümmeln sogar die Kinder auf die gräßlichste Weise . . .“

Die Franzosen antworteten mit der Auferlegung neuer Kontributionen und zogen sich dann vor verstärktem Andrang auf das linke Rheinufer zurück. Eugen rückte vor, schlug bei Heidelberg Lager und ließ sich daran genügen, die umherschweifenden Marodeure durch ungarische Husaren niederzuhauen.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz reiften die Ergebnisse rascher. Die Würfel waren am 29. Juni gefallen. Die kaiserlichen Generale Mercy und Königsegg verloren an diesem Tage die Schlacht bei Parma. Mercy fiel, Königsegg rettete die Armee mit Mühe nach Tirol. Am

15. September gelang Königsegg zwar ein Überfall auf die Armee des Herzogs von Broglie, aber vier Tage später vergalt ihm Broglie Gleiches mit Gleichem und schlug ihn bei Guastalla. Königsegg flüchtete zum zweitenmal nach Tirol. Die Spanier eroberten Neapel und Sizilien, und Sarden und Franzosen rückten poabwärts gegen die Etisch.

In der Wiener Hofburg zog Bestürzung ein. Karl VI., der den Krieg nicht um des Rheines, sondern um der „Pragmatischen Sanktion“ willen führte, wartete vergebens auf das Eingreifen Englands. England blieb neutral. Es hatte sich im welfischen Hause Hannover eine neue Dynastie gegeben, war mit der Entwicklung seiner überseeischen Verbindungen beschäftigt, müde und gesättigt vom Spanischen Erbfolgekrieg und schlug die Wiedererfarlung Frankreichs noch nicht hoch genug an, um sich schon wieder in einen Koalitionskrieg zu stürzen. England hatte Zeit. Mit ihm blieb Holland dem Schlachtfeld fern.

So stand Österreich mit den Reichsständen, die ihm Suzug geleistet hatten, allein und wußte nicht, ob es seinen politischen Zwecken durch unterschiedene oder hinhaltende Kriegführung dienen sollte. Frankreich hatte das letzte Blatt der lothringischen Urtschode verspeist und dachte nicht daran, sich um der polnischen Krone willen enger zu verstricken.

Da gewann der faumfellige Krieg noch einmal ein martialisches Aussehen. Rußland erschien als Bundesgenosse Österreichs im Felde. Im Sommer des Jahres 1735 marschierte eine russische Armee von 15 000 Mann unter dem Befehl des Generals Lacy durch Schlesien, Böhmen und die Oberpfalz an den Rhein. Sie war nach preußischem Muster geschult und vermehrte die Streitkräfte des Prinzen Eugen auf 80 000 Mann. Prinz Eugen marschierte Lacy von Bruchsal nach Heidelberg entgegen und schlug zwischen Heidelberg, Mannheim und Bruchsal ein weitläufiges Lager, um die Franzosen zu beobachten, die unter dem Oberbefehl des Marschalls Coigny zwischen Worms und Speier versammelt standen. Zwischen ihnen floß der umkämpfte, in diesem Kriege selten von Blut gerötete, aber darum nicht weniger bedrohte Rhein. Coigny hatte Befehl nicht mehr zu schlagen, denn der Kardinal war soeben daran, das größte Kunststück seiner politischen Taschenspielerlei auszuführen und die Krone Polens unter den Augen der erstaunten Welt mit dem Herzogshut Lothringens zu vertauschen.

Als Prinz Eugen im Frühherbst aus seinem Lager nach Wien zurückberufen wurde, kam die greife Kriegskunst mit der greisenhaften Staatskunst rasch überein. Frankreich nahm zustimmend von der „Pragmatischen Sanktion“ Kenntnis, erkannte den Kurfürsten von Sachsen als König von Polen an und erhielt dafür Lothringen, das dem entthronten Stanislaus

Leopoldin bis zu seinem Tode als Alterssitz überwiesen wurde. Herzog Franz Stephan wurde mit der Untertanschaft auf Toskana abgefunden, Neapel und Sizilien fielen an einen Seitensprossen der spanischen Bourbonen. Das Haus Savoyen trat ein paar Meilen tiefer in die lombardische Ebene hinein.

Was jenseits der Alpen vor sich ging, war Habsburgs und des Erzhauses Sondersache, doch was im Stromgebiet des Rheins geschah, fiel ganz Deutschland auf den Nacken. Scheinbar war wenig verloren. Der Reichstag dankte sogar dem geschäftigen Kaiser „für seine reichsväterliche Sorgfalt und Fürsichtigkeit“, aber in Wahrheit war Unsägliches geschehen. Frankreich hatte den Besitz, den es im Jahre 1715 durch die Wegnahme des Elsasses und der Südpfalz erworben hatte, durch die Einverleibung Lothringens zu einer runden, voll in sich geschlossenen Landmasse erweitert, die fest auf den natürlichen Grenzen der Argonnen und der Cote d'Or aufsaß und sich moselabwärts wie ein Keil gegen Erier vorschob. Fortan standen seinen Heeren alle Straßen der lothringischen Hochebene, des Saar- und des Moseltales in ihrer ganzen Länge offen. Die politische Offensive zielte in Zukunft in Übereinstimmung mit den neu geschaffenen strategischen Voraussetzungen unmittelbar auf Mainz, die große Zentralstellung an der Mündung des Mains, aus der einst der Römer ganz Germanien bedroht hatte.

Die deutsche Abwehr war auf der Strecke Philippsburg — Mainz auf das rechte Rheinufer verwiesen, die linksrheinische Pfalz wurde französisches Aufmarschgebiet. Baden lag, von Norden flankiert als aufgegebenes Glacis, wehrlos unter den Kanonen der elsässischen Ausfallsfestungen, und der Deutsche war gezwungen, die Pässe des Schwarzwaldes auf der Ostseite des Gebirges zu verteidigen. All das lag schon vor dem polnischen Handel vorgezeichnet, wurde aber jetzt erst so sicher in die Karte eingetragen, daß Frankreich sich der politischen und militärischen Beherrschung des Rheins von der Birs bis zur Nahe nun in Ruhe erfreuen konnte.

Von diesem überwältigenden Drucke vermochte Deutschland sich in einem Kriege mit Frankreich nur dann zu befreien, wenn es vor dem Feind mit geballter Masse in raschem Aufmarsch die Linie Erier — Speier gewann, ohne Säumen mosel- und rheinaufwärts zog und die Saar überschritt, ehe der Franzose seine Armeen zwischen Metz und Straßburg zu geordneter Schlacht entwickelte. Daran war in jenen Zeiten nicht zu denken.

Das Heilige Römische Reich hatte im Jahre 1735 den letzten Schein einer zur Kriegsführung fähigen Gesamtmacht auf föderalistischer Grund-

lage verloren, Frankreich einen neuen, frivol heraufbeschworenen Krieg gegen Kaiser und Reich gewonnen und einen politischen Sieg über Österreich davongetragen. Der Krieg war ohne innere Theilnahme ausgefochten worden. Er hatte das deutsche Gesamtgefühl nicht erregt, da der Kampf nicht als Kampf um den Rhein empfunden worden war. Lothringen galt schon lange als verloren.

Dieses verdrossene, von der Entwicklung unterdrückte und irregeleitete deutsche Gesamtgefühl lag in tiefem Schlaf und wäre des Todes gewesen, wenn der Kampf um den Rhein es nicht immer wieder aus dem Hinfürschlummern in die zeitlose Ruhe aufgeschreckt hätte. Am Rhein schlug die starke Ader, an die sich einst des Reiches Wiedergeburt knüpfen konnte.

Das deutsche Gesamtgefühl war auch in Friedrich Wilhelm I. von Preußen lebendig, als der oft und schwer von der klügelnden Politik Kaiser Karls getränkte König im Polnischen Erbfolgekrieg seinen Reichspflicht treu blieb, obwohl ihm am Rhein ein Sonderziel winkte und Karl VI. ihm auch hier in den Rücken schoß.

Friedrich Wilhelm war bei der Verfechtung seines Rechtsanspruches auf die Sülz-Bergsche Erbschaft auf erbitterten Widerstand Österreichs gestoßen.

Die Schwerfälligkeit des Potsdamer Potentaten war der kaiserlichen Rabinettskunst nicht gewachsen. Der Anspruch wurde ihm unter den Augen wegdiskutirt, so klar er auch sein Recht zu erkennen glaubte und so duldsam er den Streit während des polnischen Handels beiseitegesetzt hatte. Nicht nur der Erbprinz von Pfalz-Sulzbach, der die Tochter des Erblassers, des Kurfürsten Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, heimgeführt hatte, sondern auch der Kaiser wandte sich als Erbansprecher gegen ihn. Als der Polnische Krieg beigelegt war, taten sich Österreich, Frankreich, Holland und England zusammen und forderten von Preußen den Verzicht auf das lachende Erbe, um Brandenburg-Preußen am Niederrhein zurückzudrängen.

Friedrich Wilhelm sah sich plötzlich ganz Europa gegenüber. Er war kein Diplomatus und starrte verblüfft auf den mächtigen Bund, der gegen das kleine Preußen den Drohfinger hob. Als Karl VI. als Sohn einer Neuburgerin eigene Ansprüche anmeldete und sogar mit Fleury einen Geheimvertrag schloß, um Preußen aus dem Spiel zu halten, war aus der „querelle allemande“ eine Haupt- und Staatsaktion geworden. Auch Friedrich Wilhelm tastete nach Ausweg und Hilfe. Und siehe da, der Kardinal fand sich bereit, auch mit Brandenburg-Preußen zu paktieren. Friedrich Wilhelm hatte den Kaiser vergebens an alte Abmachungen,

politische Vermittlungen und den Zuzug erinnert, den Preußen weit über das Pflichtmaß hinaus dem Hause Österreich in seinen großen Kriegen geleistet hatte. Nun verbürgte ihm der Franzose Berg und Ravenstein und dilpierte so Potsdam und Wien zugleich.

Als Friedrich Wilhelm, welchem Kaiser Karl VI. die Verbürgung der „Pragmatischen Sanktion“ durch die Reichsstände verdankte, im Mai 1740 verbittert starb, lagen diese Geheimverträge in den Kanzleien verwahrt, das Erbe selbst aber war noch nicht verteilt. Der Soldatenkönig hinterließ seinem Sohne Friedrich II. den Austrag des Handels mit Österreich und dem Kaiser.

Friedrichs freierer Geist erhob sich über die pedantische Betrachtungsweise seines Vaters. Er schwang sich sofort in die Höhe der europäischen Politik und überblickte das ganze bunte Staatenbild, das sich vielgestaltig, vom Kampf aller gegen alle verschattet und von weitläufigen Intrigen umspinnen, unter ihm dehnte, und suchte darin mit brennendem Ehrgeiz seinen Platz. Er fand ihn nicht am Rhein, denn dort stand Frankreich festgewurzelt und duldete keinen Rivalen, seit es sich des Besitzes des Elsasses, der „Thermopylen“ Deutschlands, und Lothringens, „der Landschaft Phokis“ erfreute. Kein deutscher Fürst war imstande, diesem Machtanspruch entgegenzuwirken, solange er nicht über Deutschlands Gesamtkraft gebot.

Friedrich II. hatte die verlorenen Lande selbst als Thermopylen und Phokis bezeichnet, als er seine Betrachtungen über den Zustand des europäischen Staatskörpers, die „*Considérations sur l'Etat présent du Corps politique de l'Europe*“ niederschrieb. Sie waren seiner Feder im Jahre 1738 entfloßen, als die drohende Verwarnung der Großmächte an seines Vaters bescheidene Majestät ergangen war. Es war ein fürstliches Pamphlet und zugleich ein Programm und eine Irreführung. Friedrich wies in diesen Betrachtungen darauf hin, daß auch Frankreich die Garantie der Pragmatischen Sanktion übernommen habe und daher in der Lage sei, nach des Kaisers Tode sich unter einem rechtlichen Vorwand in die deutschen Verhältnisse zu mischen.

Er legte mit diesem Wort den Finger auf eine frischgeschlagene Wunde. Sie saß hart neben der Narbe, bei der Frankreich als Garant des Westfälischen Friedens seit hundert Jahren sein Recht auf das linke Rheinufer und die Einmischung in die deutschen Verhältnisse zur Aufrechterhaltung der „Libertät“ zu beschwören pflegte.

Friedrich zog daraus die Folgerung. In der Erkenntnis, daß Preußen am Rhein auf den Widerstand aller stoßen werde, setzte er seinem Ehrgeiz andere Ziele und machte Front gegen Österreich, das den Großen Kur-

fürsten im Stich gelassen, Friedrich Wilhelm I. mit Undank gelohnt hatte und nun nicht klug genug dachte, sich Krentel und Sohn der Gefräßten zum Freunde zu machen.

Das Schicksal wollte Friedrich wohl. Der jähe Tod Kaiser Karls VI., der im Herbst 1740 im besten Mannesalter starb, gab dem jugendlichen König von Preußen schon wenige Monate nach seiner Thronbesteigung die Zügel frei. Er warf sich mit dämonischer Energie in den Krieg um Schlesiens und ging nach langem leidenschaftlichem Kampfe als Friedrich der Große und deutscher Nationalheld daraus hervor. Friedrichs Name erfüllte die Welt, aber die Kriege, die er geführt und in denen er sein Land zum bewußtesten deutschen Staatswesen, sich selbst zum Träger des preussischen Geschickes gemacht hat, stehen nicht im zentralen Punkt des politischen Geschehens. Sie verflochten sich mit dem Österreichischen Erbfolgekrieg und den englisch-französischen Kolonialkriegen, die ganz Europa in Bewegung brachten und Kabinette und Koalitionen so durcheinanderwarfen, daß historisch geordnete Fronten sich plötzlich verkehrten und die Neuordnung des europäischen Kosmos zum erstenmal auf ferne Weltteile bestimmend wirkte.

Karl VI. hatte sich vergebens bemüht, die Pragmatische Sanktion, die die Erbfolge seiner Tochter Maria Theresia im habsburgischen Gesamtbesitz sicher stellen sollte, durch die Zustimmung aller europäischen Mächte und des Reiches vor Anfechtung zu bewahren. Sein Tod rief die Kurfürsten von Sachsen und Bayern als Nachkommen österreichischer Erzherzoginnen auf den Plan und veranlaßte Spanien und Frankreich ihre Zustimmung zurückzunehmen.

Da der Sohn Max Emanuels, von der ererbten Feindschaft Wittelsbachs gegen Habsburg getragen, seine Rechte auf das Erbe Karls VI. sofort mit dem Schwerte geltend machte, Friedrich von Preußen sich auf Schlesiens warf, Friedrich August von Sachsen gegen Böhmen rüstete und Frankreich mit allen drei Fürsten Bündnisse einging, um Österreich tödlich zu treffen, stand Österreich im Jahr 1741 hart vor dem Untergang. Hätte ein Habsburger vom Schlage Friedrichs III. oder Karls VI. auf dem Thron gesessen, so wäre vielleicht das Ende über den Nachbesitz der Habsburger hereingebrochen, den noch kein staatliches Empfinden, kein nationaler Puls belebte. Da aber ein hochgemutes Weib von wahrhaft königlichem Wesen die Krone trug, die Madjaren Maria Theresia Treue und Gefolgschaft schwuren, die Koalition an inneren Widersprüchen krankte und das kaiserliche Heer, die große Eugenische Schöpfung, sich als unzerstörbar erwies, ging Österreich geschwächt, aber ungebrochen aus diesen Kriegen hervor.

Preußen eröffnete die Feindseligkeiten schon vor dem Abschluß der antihabsburgischen Koalition und tat den ersten Schritt in diesem Kampf auf eigene Gefahr. Als Maria Theresia die Forderung Friedrichs auf Überlassung des Schwiebuser Kreises ablehnte, den der Große Kurfürst erworben, sein Sohn, Kurprinz Friedrich, aber heimlich den Österreichern wieder verkauft hatte, war der äußere Anlaß zur Eroberung Schlesiens gegeben. Der König marschierte, preußische Truppen besetzten Schlesien. Als König Friedrich die Österreicher am 10. April 1741 bei Mollwitz schlug, war das von Frankreich patronisierte Große Bündnis noch nicht zum Abschluß gelangt. Erst Mollwitz gab das Zeichen zum Zusammenschluß Frankreichs, Spaniens und der Kurfürsten gegen Österreich. Im Mai wurde zwischen Frankreich, Spanien und Bayern zu Nymphenburg ein Offensivbündnis geschlossen, in welchem dem Kurfürsten Karl Albrecht die Kaiserkrone zugesprochen wurde, und am 5. Juni traf Friedrich von Preußen in Breslau ein Abkommen mit Frankreich, das Preußen Niederschlesien freigab und dem Wittelsbacher die Brandenburgische Kurstimme sicherte.

Als Schweden, Neapel, Kurköln, Kurpfalz und Kurfachsen der antihabsburgischen Koalition beitraten, England, Holland und Rußland sich auf die Seite Maria Theresias schlugen, war das um Rußland vergrößerte Europa wieder einmal in zwei feindliche Hälften gespalten. Der Riß lief abermals mitten durch das deutsche Land, das einst das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gewesen war, immer noch so genannt wurde und jetzt ein schönes junges Weib um seinen Erbheiß und die Kaiserkrone kämpfen sah. Maria Theresia wollte weder Schlesien missen noch auf die Erhebung ihres Gatten Franz von Lothringen zum römischen König und Kaiser verzichten und nahm den Krieg mit der Koalition entschlossen auf.

Friedrich ruhte schon auf seinen Eroberungen, als Franzosen, Bayern und Sachsen das Feld betraten.

Der Österreichische Erbfolgekrieg führte zu einem großartigen Aufmarsch in Italien und im Umkreis und auf dem Gebiet des Deutschen Reiches und wälzte seine Wellen bis Finnland und Spanien. Dieser Aufmarsch trägt so scharfe weitreichende Züge, gründet sich so sehr auf die politischen Veränderungen, die im Laufe der Jahrhunderte im Stromgebiet des Rheins vor sich gegangen waren, rührt im Innern Böhmens so merkwürdig an uralte geschichtliche und festgefügte strategische Probleme, daß seinem gespenstischen Auftauchen und Verblaffen eine symbolisch anmutende Vorbedeutung zukommt.

Frankreich stellte in Deutschland zwei Angriffsarmeen ins Feld und

hielt sich in Italien im Vertrauen auf Neapel in der Defensive. Der italienische Feldzug verlor sich in Belagerungen und Beschießungen — die britische Flotte bombardierte Neapel —, sah aber die spanische Armee unter dem Befehl Montemars im November in Mailand einrücken. Der deutsche Feldzug wurde zum großen Bewegungsspiel. Marschall Belle-Isle rückte am Oberrhein auf, Marschall Maillebois wandte sich gegen den Niederrhein. Die Neckarpforte und die Ösningspässe erschienen wieder im kriegerisch belebten Bild. Unangefochten überschritt Belle-Isle im August des Jahres 1741 den Strom und die Schwarzwaldpässe, zwang Schwaben stillzustehen und einigte sich an der Donau mit den Bayern. Der Kurfürst hatte Passau überfallen und besetzt und marschierte nun mit Bayern und Franzosen auf Wien. Zur gleichen Zeit setzte Marschall Maillebois über den Niederrhein und drang an Ruhr und Lippe gegen Westfalen vor, um Hannover in Schach zu halten, das langsam zum Krieg rüstete. Ein Sektenkörper deckte Maillebois' linke Flanke und beobachtete Holland. Georg II., der König von England, war dem Krieg nur als Kurfürst von Hannover beigetreten. England säumte noch.

Der Rhein war von den Franzosen ohne Schwertstreich überschritten worden. Der Krieg wurde mit einem Ruck aus den Uferlanden über die Pässe der rechtsrheinischen Randgebirge an den Ostsaum des Stromgebietes ins Innere Germaniens getragen. Zwar war dieser gewaltige Vormarsch auf den Flügeln nur möglich, weil Bayern und Frankreich, Sachsen und Preußen den Krieg gemeinsam führten und Österreich in Italien und Böhmen gefesselt stand, aber es wohnten ihm doch wesentliche Züge einer strategischen Offensive inne, die sich auf die Beherrschung der Rheinlinie gründete. Nur wer am Rheine festgewurzelt stand und die Uferlande als Aufmarschgebiet benutzte, konnte und durfte so verfahren. Hätte das Rokokozeitalter nicht von einer Kabinettspolitik gelebt, die im Grunde doch an die Interessengemeinschaft der Dynastien geknüpft war und deshalb keine völlige Auflösung eines großen Staatsgebildes wünschte, so wäre dieser Vormarsch zur Einleitung eines entscheidenden Feldzuges geworden. Alle strategischen Voraussetzungen sprachen zugunsten der Franzosen. Da Maillebois auf dem linken, zur Defensive verhaltenen Flügel in den Besitz der Rippellinie und der Weserpässe gelangt war und Nordwestdeutschland in der Drohestellung an der Weser fesselte, da Belle-Isle auf dem rechten Flügel gegen jede Flankenbedrohung geschützt war und im Besitze der süddeutschen Operationsbasis so nahe am Feinde aufgebaut stand, daß er mit der Angriffsarmee und den Bayern rücksichtslos bis Wien durchstoßen konnte, schien Franzosen und Bayern der Sieg gewährleistet. Und doch kam es anders.

Im bayerisch-französischen Lager bestand die Absicht, vor Wien zu rücken — der Kurfürst drängte sogar zu beschleunigtem Handeln —, aber zwei Tagesmärsche vor der Kaiserstadt entfernt, versagte der Franzose dem Wittelsbacher plötzlich die Gefolgschaft. Fleury fürchtete, der Bayer möchte zu mächtig werden und sich von der Kette reißen, befahl Belle-Isle auf der Stelle zu treten und sandte den Herzog von Broglie als ältesten Marschall Frankreichs mit besonderen Weisungen ins Hauptquartier. Man beschloß gen Böhmen abzuschwenken. Karl Albrecht fühlte sich selbst nach Böhmen gezogen, das die Bojer einst zum Nachteil des Deutschtums verlassen hatten, und verkehrte die Front. Man ließ die Generale Ségur und Minuzzi mit 20 000 Mann an der Donau stehen, um Bayern zu decken und marschierte mit der Masse der Armee auf Prag. Da General Rutowski mit den Sachsen schon vor den Toren Prags angekommen war und Maria Theresia, von der Not getrieben, inzwischen ein geheimes Abkommen mit dem Sieger von Mollwitz getroffen hatte, tat Eile not.

Das Wagnis gelang. Ehe die Österreicher aus den schlesischen Bergen herangekommen waren und die Sachsen sich der Stadt allein bemächtigen konnten, erschienen Karl Albrecht und Broglie vor der hochgetürmten Festung, forderten die Sachsen zum Anschluß auf und nahmen am 26. November mit vereinigten Kräften den schwachverteidigten Platz. Als die böhmischen Stände sich bereit erklärten, Karl Albrecht als König von Böhmen zu huldigen, schien Maria Theresia verloren und Bayerns Vormacht im Osten nach vielhundertjährigen Kämpfen wiederhergestellt.

Karl Albrecht eilte nach Frankfurt, um sich zum Kaiser wählen zu lassen.

Aber der Triumph war von kurzer Dauer. Die Abkehr von Wien rächte sich jetzt, denn Österreich hatte Zeit gewonnen, das strategische Spiel neu zu stellen und einen Stoß in die offene Flanke der Verbündeten zu führen. Graf Rheyenhüller erschien mit starken Kräften an der Donau, warf Ségur nach Linz hinein, sandte ein Korps unter dem Befehl des Generals Bärenklau gegen Passau, zwang die Franzosen zur Kapitulation auf freien Abzug über den Rhein und entriß den Bayern die Grenzfesten. Die Flanke Bayerns sprang auf, die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen gerieten in Gefahr, die Österreicher rückten auf München.

Karl Albrecht erhielt die Kunde von der Bedrohung Münchens in Frankfurt, wo sein Name am 24. Januar 1742 aus der Urne stieg. Im Augenblick, da er die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, brach der Boden unter seinen Füßen. Als landloser Fürst empfing er die goldene Sier. Die Donaulinie ging den Verbündeten verloren, die Mainlinie war bedroht, die Franzosen in Prag völliger Umfassung preisgegeben.

Da rettete Friedrich von Preußen die Koalition vor der Katastrophe. Er sagte sich von dem Geheimabkommen mit Oesterreich los — die Wiener Diplomaten hatten es längst ausgeschwaht — und griff aufs neue zu den Waffen, um nicht selbst ins Verderben gerissen zu werden. Er brach in Mähren ein, nahm Olmütz und Iglau, rückte auf Brünn, vereinigte sich mit den Sachsen und einem französischen Korps und marschierte geradewegs auf Wien. Brotmangel, schlechte Wege, die Unbotmäßigkeit der sächsischen Armee und die Marodiersucht der Franzosen hielten zwar den Marsch auf, aber der König wäre der Entfernung wohl dennoch Herr geworden, wenn ihn nicht politische Überlegungen einen Tagesmarsch vor dem Ziel zum Rückzug bewogen hätten.

Er brach den Vorstoß ab und zog sich nordwestlich gegen Böhmen zurück. Der König fürchtete die Stärkung Sachsens, das sich bereits abseits stellte und Mähren für sich in Anspruch nahm, fürchtete Böhmens Vereinigung mit Bayern und die Überhebung Frankreichs und schied sich von seinen unzuverlässigen Verbündeten. Er blieb um Olmütz, Leitomischl und Chrudim an der mährisch-böhmischen Grenze stehen, die Sachsen wurden zurückgerufen, Marschall Broglie sammelte seine Kräfte um Prag und Eger — der gemeinsame Feldzug war zu Ende.

Friedrich und Fleury trafen sich im Bestreben, den Krieg nicht bis zur Vernichtung Oesterreichs fortzusetzen. Politische Erwägungen schwächten das kriegerische Handeln. Friedrich zog daraus Gewinn, Fleury erntete Unheil.

Im Frühling des Jahres 1742 ging Oesterreich zum Angriff über. Karl von Lothringen rückte gegen Friedrich, verdrängte die Preußen aus Olmütz und überschritt die böhmisch-mährische Grenze. Friedrich manövierte im Umkreis von Czaslau, bis er bei Chutositz zum Schlagen herausgefordert wurde, und warf das österreichische Heer nach wechselvollem Kampf aus seiner Bahn. Die Mairschlacht endete mit dem Rückzug Karls auf die mährische Grenze. Friedrich folgte nicht, sondern nützte seinen Vorteil zur Einleitung von Friedensverhandlungen und unterschrieb kurz darauf den Frieden von Breslau, der ihm Schlessien als Kampfpreis zubilligte.

Nun erfüllte sich Broglies Geschick. Die Oesterreicher begannen die französische Armee in Böhmen einzukreisen. Broglie schrieb nach Frankreich um Hilfe und suchte sich bis zum Herankommen des Entsatzes zu behaupten. Er warf ein Flankenkorps, das unter dem Befehl des Fürsten Lobkowitz über Budweis auf Prag rückte, zurück, sah sich aber bald genötigt, vor Karl von Lothringen auf die Mauern Prags zu weichen. Sein Hilferuf brachte den Hof von Versailles in Bewegung. Maillebois erhielt Befehl, Broglie zu Hilfe zu eilen und der Herzog d'Harcourt wurde an

den Oberrhein entsandt, um eine neue Armee zu sammeln und die Bayern herauszuheben. Da England noch immer die Friedensmaske trug und sich noch nicht aus seiner Erstarrung aufgerafft hatte, wagte Maillebois die Weserlinie in schwächerer Hut zu lassen und rückte an den Main. D'Harcourt überschritt den Oberrhein und die Schwarzwaldpässe und marschierte auf München.

Die ganze französische Macht konzentrierte sich am Ostsaum des rheinischen Stromgebiets, um, gestützt auf die rheinische Operationsbasis, an der Donau und am Oberlauf der Elbe Krieg zu führen.

Als Maillebois herankam, lag Broglie schon in Prag eingeschlossen. Karl von Lothringen zog Rhevenhüller an sich, ging Maillebois entgegen und scheuchte die französische Entsatzarmee nach Bayern. Maillebois ließ sich von seinem Ziel wegmanövrieren und suchte sein Heil in der Vereinigung mit den Bayern, ohne eine Schlacht zu wagen. Karl ließ ihn ziehen, bestellte Rhevenhüller zu seiner Verfolgung und wandte sich nach Prag zurück. Die Österreicher waren nicht stark genug, die Festung zu belagern und beschränkten sich darauf, die französische Armee zu blockieren. Broglie hielt sich, bis die Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, ließ Belle-Isle stehen und brach im November mit dem größeren Teil der Armee durch die österreichischen Linien. Belle-Isle verteidigte Prag mit 20 000 Mann, bis es winterte und Hunger und Seuchen seine Reihen um die Hälfte gelichtet hatten, und schlug sich dann in einer Dezembernacht mit 9000 Mann über Eger nach Bayern durch. Frankreichs böhmischer Feldzug war gescheitert. Österreich kehrte in den Besitz des Landes zurück, Bayern wurde zum Schauplatz des Krieges.

Frankreich verlor den großangelegten Feldzug, weil es nicht mehr die militärische Kraft besaß, die Entscheidung zu suchen und weil Österreich, um sein Dasein kämpfend, im Felde stärker aufgetreten war, als seine Gegner vorausgesehen hatten. In Wahrheit aber hatte Friedrich der Große Maria Theresia gerettet. Auch er hatte nicht die politische Vernichtung Österreichs gesucht, sein kriegerisches Handeln jedoch nur so weit gedämpft, als zur Erreichung seines eigenen politischen Zieles nötig war. Er hatte die Entscheidung im Felde nicht gescheut und seine Schlachten allein geschlagen.

Als Kardinal Fleury am 29. Januar 1743 starb, sah sich Frankreich in die Verteidigung geworfen. England machte sich zum militärischen Eingreifen an Österreichs Seite bereit, um Frankreich und die bourbonischen Mittelmeermächte zurückzudrängen und gestützt auf die Verbindung des Kurfürstentums Hannover mit der britischen Krone die Vorherrschaft auf dem Kontinent anzutreten. So wurde aus dem Kampfe Spaniens mit

England, Frankreichs mit Spanien und Englands mit Frankreich ein Kampf Englands mit den bourbonischen Staaten. England schlüpfte in die Maske Hannovers und führte den Kampf gegen Frankreich und die spanischen Sukzessionsstaaten mit Österreich gemeinsam. Dieses Bündnis gefährdete nicht nur Frankreichs Vormachtstellung auf der europäischen Landfeste, sondern auch Frankreichs Weltstellung. Daraus ergab sich eine neue Konstellation, in der auch die größeren deutschen Mächte, Bayern und die mit diesem in der Wittelsbacher Union vereinigten Kurfürstentümer Köln und Kurpfalz, das mit der polnischen Krone geschmückte Kurfürstentum Sachsen und das gewaltig aufstrebende Königreich Preußen, Stellung beziehen mußten.

Der Österreichische Erbfolgekrieg nahm den Charakter eines Weltkrieges an. Aber soweit auch die Interessen auseinanderklafften, so verschieden auch die politischen Wünsche und Befürchtungen waren, die die kriegführenden und kriegdulbenden Mächte befeelte, unter der Oberfläche aller dieser weltbewegenden, Europa erschütternden Kämpfe barg sich als bestimmender, wichtigster Gegensatz, als unausgetragener, jahrhundertalter Völkerstreit der Kampf um den Rhein. Hätte Frankreich im Jahre 1743 nicht am Oberrhein auf erobertem und erschlichenem Gebiet, am Mittelrhein nicht in der angemessenen Stellung eines Protektors auf zerstörten und gebrandschatzten deutschen Territorien festgewurzelt gestanden, so wäre es nicht fähig gewesen, in Deutschland aufzumarschieren und seine Vormacht in Europa zu behaupten. Frankreich besaß nach dem heißen Wort, das Kronprinz Friedrich von Preußen im Jahre 1738 in seinem Pasquill über den Zustand des europäischen Staatskörpers geprägt hatte, im Osten keine andern Grenzen als die seiner „Mäßigung und Gerechtigkeit“. Frankreichs „Mäßigung“ versetzte diese Grenze im Jahre 1743 vom Rhein an die Moldau und Frankreichs „Gerechtigkeit“ verlangte im Jahre 1743, daß die deutsche Welt sich nach seinen Vorschriften richtete. Das war mehr, als Europa ertrug und England duldete.

Als England sich nach siebenundzwanzigjähriger Pause „aus den Armen der Sicherheit“ und „vom Busen der Gleichgültigkeit“ aufraffte und Georg II mit Österreich ein Bündnis schloß, um gleich dem großen Dranier mit deutschen Mietvölkern gegen Frankreichs Vormachtstellung auszu ziehen, gestattete die Beherrschung des Rheins den französischen Armeen, die Grundlage des neuen Feldzugsplanes nach Gefallen zu bestimmen. Ob es ihn gewann oder verlor, und wo es ihn führte, hing einzig von der Eüchtigkeit seiner Armeen, der Fähigkeit seiner Marschälle und der politischen Kraft des Landes ab. Die strategischen Bedingungen lagen sämtlich zu seinen Gunsten geordnet.

Es gab keine günstigere Operationsbasis als die Stellung, in der Frankreich sich am Rhein, am Main und an der Weser eingelagert hatte. Der Herzog von Broglie und der bayerische General Seckendorf warteten auf Verstärkungen, um die Offensive wieder aufzunehmen. Minuzzi bedeckte das zurückeroberte München. Die Vorbereitungen zur Verstärkung der Angriffsarmeen waren getroffen. Der Marquis de Noailles sammelte in der großen Lagerede zwischen Lauter und Queich auf elsässischem und pfälzischem Boden eine neue Armee zum Vormarsch über den Rhein.

Österreich und England waren entschlossen, den Krieg in Bayern auszutragen. Die strategische Lage erinnerte an die des Jahres 1706. Während Österreichs und Sardinien's Waffen unter dem Befehl des Feldmarschalls Traun in Italien siegreich waren und die Spanier aus Modena auf das Gebiet des Kirchenstaates zurückwarfen, rückten die Hauptkräfte in Süddeutschland zusammen. Eine englisch-hannöversiche Armee marschierte unter der Führung Georgs II. auf Marlborough's Spuren rheinaufwärts und erschien im Frühling am Main, eine österreichische Armee unter dem Befehle des Herzogs Karl von Lothringen rückte donauaufwärts über den Inn, schlug die Bayern am 9. Mai bei Simbach und nahm München.

Gelang es Georg und Lothringen, gemeinsam über Broglie und Seckendorf herzufallen, so war Franzosen und Bayern ein zweites Höchstädt gewiß. Die Entscheidung lag bei Noailles, der sich den Engländern vorlegen mußte, um die Vereinigung zu verhindern. Der Marschall überschritt den Rhein, setzte über den Main und traf am 28. Juni bei Dettingen auf Georgs „pragmatische Armee“. Nach lange schwankendem Gefecht wurden die Franzosen geworfen. Georg nahm Hanau, war jedoch nicht fähig, den Vormarsch in Broglie's Flanke fortzusetzen. Aber der Erfolg genügte, denn Noailles wich über den Rhein auf die Queichlinie und gab das Spiel verloren. Broglie spürte Rückenwind, ließ Bayern und Schwaben fahren und brachte die Schwarzwaldpässe zwischen sich und den Feind. Als auch er sich entschloß, auf die Brückenköpfe des Stromes zu weichen, stürzte Frankreichs glänzendes strategisches Gebäude zusammen. Noailles' Schwachmut wirkte ansteckend. Seckendorf schloß zu Niederschönfeld mit Rhevenhüller einen Vertrag, der ihn zur Räumung Bayerns verpflichtete, und überlieferte das Land der Rache Österreichs. Wie zu Mag Emanuels Zeiten erschien ein österreichischer Kronvogt in München und legte Beschlagnahme auf das ganze Bayernland. Der Einspruch des landflüchtigen Kaisers verhallte ungehört. Der Kriegsschauplatz rückte an den Rhein.

Die Armee Georgs II. ging bei Mainz über den Strom und marschierte auf Worms, die Österreicher überschritten den Schwarzwald und erschienen vor Hünningen. Als die englisch-hannöversiche Armee vor

Worms erschien, sah Frankreich sich auf seine Operationsbasis zurückgeworfen und auf dem linken Ufer des Stromes in die Verteidigung gedrängt. Noailles gab Worms preis und fühlte sich selbst an der Queich so gefährdet, daß er vor dem Angriff der „pragmatischen Armee“ und der Flankenbedrohung der Österreicher über Landau und Hagenau auf Straßburg—Weißenburg wich. Da geriet Frankreich in tiefe Bestürzung. Nicht der Verlust Bayerns, die Minderung seines kriegerischen Ansehens und der Zulauf, den die siegreiche Koalition fand, sondern die Tatsache, daß im Elsaß, auf dem „Boulevard Frankreichs“, gekämpft wurde, erregte den Hof Ludwigs XV. und die leichtentzündliche Nation. Hätte Georg II. sich entschlossen gegen Weißenburg gewandt und die Franzosen mit Karl von Lothringen auf zwei Fronten angegriffen, so wäre Frankreich im Winter des Jahres 1743 auf elsässischem Boden in einen unglücklichen Feldzug verwickelt worden. Aber der König begnügte sich damit, die französischen Befestigungen in der Südpfalz zu zerstören und rückte dann an den Niederrhein ab, um in den Niederlanden und in Westfalen zu überwintern. Dadurch gewann Frankreich Zeit, sich von dem Umschlag des Kriegsglücks zu erholen und sich auf den offenen Krieg mit England vorzubereiten.

Als die britische Flotte am 22. Februar 1744 ein spanisches Geschwader auf der Reede von Toulon angriff und die Kanonen auf die französischen Linienschiffe richtete, die den Spaniern in den französischen Gewässern das Geleite gaben, reifte die Auseinandersetzung zum allgemeinen Konflikt. Frankreich erklärte England den Krieg.

Einhundert Jahre nach dem offenen Eintritt Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg und seinem Aufstieg zur Vormacht Europas, fünfzig Jahre nach dem ersten Versuch einer Ausgleichung der „balance of powers“ mit England als ausschlaggebendem Gewicht erwuchs aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg die Auseinandersetzung der französischen Vormacht mit der britischen Vormacht in Europa, auf dem Meere und in den Kolonien. Wiederum erhebt sich die Frage, ob nun der Kampf um den Rhein zu einem Problem zweiter Ordnung herabgedrückt wird oder am Ende gar völlig aus dem Weltkonflikt scheidet, der den Österreichischen Erbfolgekrieg und den Heldenkampf Friedrichs II. verschattet. Und abermals lautet die Antwort nein. Der Kampf um den Rhein bleibt in seiner elementaren Größe und Vielgestalt das bestimmende Prinzip der europäischen Machtbildung und damit auch des Ringens um die Weltgeltung der auf der europäischen Landfeste und auf dem britischen Inselreich gelagerten Nationen.

Frankreich kämpfte immer noch, immer wieder um den Rhein. Der Mississippi, Kanada, Indien und das Mittelmeer wurden von seinem politischen Instinkt niedriger gewertet als der Besitz des Stromes, an dessen

Ufern einst die deutsche Kultur zur Größe und Fülle der Herrlichkeit der Stauferzeit und des später aufblühenden deutschen Städtelebens gereift war und auf dessen Grunde das Geheimnis von der Erhaltung Deutschlands als einer westeuropäischen Macht und der Erneuerung des Heiligen Römischen Reiches ruhte. Frankreich sorgte sich nicht um seine Küsten, nicht um den Kampf, der in Nordamerika und in Indien entbrannte — es hatte kaum 150 000 Kolonisten über die Meere gesandt —, nicht um Flandern, wo seine Armeen siegreich aus dem Schelddebogen und dem Sambre-Maas-Winkel herausstraten, sondern um den Rhein und um das Sprungbrett seiner Hegemonie, das Elsaß.

Als Herzog Karl von Lothringen im Frühling 1744 von Heilbronn aufbrach und im Sommer mit einer starken Armee in der Rheinebene erschien, um das strategische Ausfallgebiet Frankreichs zwischen der Queich und der Zaberner Steige aus der Nähe zu bedrohen, raffte sich das schwelgerische, ausgehöhlte französische Königtum zu einer großen Anstrengung auf. König Ludwig XV. stellte sich selbst an die Spitze der flandrischen Truppen, die schon eine Reihe fester Plätze an der Eys und der Eiser gebrochen hatten, und führte sie in Gewaltmärschen an die Mosel. Unglücksboten mahnten zur Eile. Die Rheinarmee, die die Rheinlinie en cordon verteidigte, war von Karl von Lothringen in der linken Flanke umgangen worden. Karl hatte sich von Heilbronn nach Philippsburg gewandt, den Rhein am 1. Juni überschritten, den Rordon nach Süden aufgerollt und die passive Stromverteidigung gebrochen. Die Franzosen wichen auf Zabern und Lothringen. Panduren und Kroaten streiften im Elsaß, kaiserliche Truppen rückten über den Sauerbach und die Saar. Hagenau sah habsburgische Siegesfahnen. Stanislaus Leszczyński, der Titularkönig von Polen, floh von seinem Alterssitz Nancy nach Versailles. Als Herzog Karl von Lothringen im lothringischen Hochland erschien, grüßten ihn heimische Feuer Signale von den Nanziger Höhen.

Paris wurde von Panik erfaßt. Das Elsaß, der Boulevard Frankreichs, schien verloren, Lothringen bedroht, Metz in Gefahr und der Krieg den Argonner Toren näher als je seit Condés Tagen. Ludwig XV. führte den letzten Mann an den Rhein. Eine Heeresmasse von 90 000 Mann rückte um Metz zusammen, um Karls 65 000 Streitern entgegenzutreten. Da wurde der König im Metzger Lager von heftiger Krankheit befallen. Alles geriet ins Stocken. Aber nicht deshalb blieb die Schlacht in Lothringen ungeschlagen. Karl von Lothringen hatte schon vor Ludwigs Erkrankung zum Rückzug geblasen. Er wich nicht dem Feind, der sich vor ihm sammelte, sondern folgte dem Silberruf Maria Theresias, die sich plötzlich in ihren Erblanden angefallen sah.

Friedrich der Große war aufs neue in Böhmen eingebrochen. Der König von Preußen griff an, um nicht von der Lawine der Ereignisse verschüttet zu werden. Frankreichs Bedrängnis, Hannovers Aufstieg, Sachsens Anschluß an Habsburg und Österreichs gewaltige Erhebung wirkten verhängnisvoll auf Preußens Machtstellung. Der König, der Maria Theresia im Jahre 1742 vor der Niederlage bewahrt hatte, half jetzt Ludwig XV. aus der Not, um sich selbst nicht in Gefahr zu bringen. Er marschierte im August des Jahres 1744 in Böhmen ein, fiel wie der Blitz auf Prag und eroberte die Stadt binnen sieben Tagen.

Karl von Lothringen eilte spornstreichs nach Böhmen. Auch aus der Lombardei zogen österreichische Truppen der Kaiserin zu Hilfe. Wieder schob der Krieg die Figuren mit einem einzigen Ruck vom Rhein an die Elbe. Friedrich wich nach einem fruchtlosen Vorstoß auf Tabor vor den vereinigten Streitkräften Karls und Trauns über die schlesische Grenze. Friedrichs Einfall war abgeschlagen, er selbst in die Abwehr gedrängt. Aber hinter Karl marschierten Franzosen und Bayern heran. Die Franzosen belagerten und eroberten Freiburg im Breisgau, die Bayern vertrieben die Österreicher aus ihren Marken und führten Karl VII. nach München zurück. Der friedlose Kaiser kehrte heim, um wenige Tage später, im Januar 1745 eines erlösenden Todes zu sterben.

Als die Österreicher nach Friedrichs Abzug wieder zum Angriff auf Bayern rüsteten, machte Karl Albrechts Sohn, Max Josef, mit Maria Theresia Frieden. Er versprach ihr seine Kurstimme für die Wahl ihres Gatten Franz Stephan von Toskana als Nachfolger auf dem erledigten Kaiserthron und nahm sein Land zurück. Nun stand Friedrich der Große mit Frankreich gegen Österreich, England-Hannover, Holland und Sachsen allein im Felde.

Der Kampf Englands mit den bourbonischen Mächten, der österreichische Erbfolgekrieg und der Kampf Friedrichs um Schlessien verschmolzen in der Blut neuer Schlachten zu einer amorphen Masse, die jeder politischen Gestaltung zu spotten schien.

Drei Jahre rangen die Mächte auf entlegenen Kriegsschauplätzen, in Feldzügen von wechselnder Spannung um den Sieg. Das Riesenrad, in dem die Geschicke der kriegführenden Staaten um die Achse des Kriegsglücks gewirbelt wurden, neigte sich bald diesem, bald jenem zu Dank, aber immer heller klang im Wirbel des Geschehens der Anschlag der Glocke, wenn Friedrich von Preußen seinen Feinden die Stirn bot und den Sieg an seine Fahnen fesselte. Er schlug sich und sein Land mit vollem Bewußtsein in die Schanze und scheute „die bittere Arznei“ der Schlachten nicht, um das Glück zu zwingen. Nicht seine Feldherrnkunst, die jetzt die Lehrjahre

hinter sich ließ, sondern die geistige Kraft seiner singulären Erscheinung beherrschte die Szene und überschattete den ganzen vielgestaltigen Krieg.

Seine Schlachten gaben dem Feldzug des Jahres 1745 das bestimmende Gepräge. König Friedrich schlug Karl von Lothringen in der Frühe des 4. Juni bei Hohenfriedberg in der Nähe von Striegau in Niederschlesien und verwandelte am 30. September einen Überfall auf sein Marschlager bei Soor durch raschen Anfall des umständlich aufmarschierenden Gegners in einen überraschenden Sieg. Als der „alte Dessauer“ die Sachsen am 15. Dezember bei Kesselsdorf geschlagen hatte, machte Maria Theresia zum zweitenmal mit Preußen Frieden. Der König behauptete im Frieden von Dresden das eroberte Schlesien und riß sich als europäische Großmacht aus dem verzehrenden Kriege. Maria Theresia empfing dafür die Anerkennung ihres Gemahls als erwählten römischen Kaisers aus Friedrichs Hand.

Unterdessen kämpfte Frankreich nicht ohne Glück in Flandern. Marschall Moritz von Sachsen, der natürliche Sohn Augusts des Starken, gewann am 11. Mai die schon verlorene Schlacht bei Fontenoy unweit von Tournai durch einen umfassenden Angriff auf die englisch-hannoverschen Verfolgungskolonnen und warf den Herzog von Cumberland über die Sambre.

Am Rhein hatte der Krieg sich totgelaufen, aber die Franzosen waren des Stromes wieder Meister. Sie hüteten sich, ihre Kräfte zu zersplittern und gegen Oesterreich zu rücken, nachdem Bayern aus dem Felde geschieden war, und suchten die Entscheidung in den Niederlanden. Sie mieden gleich ihrem Gegner nach dem blutigen Treffen bei Fontenoy die offene Schlacht, gewannen aber die Festungen der Scheldelinie und setzten sich darin fest. Da das Glück den französischen Waffen und den Spaniern auch in Italien hold war, stand Frankreich zu Beginn des Jahres 1746 wieder auf aufsteigender Bahn. Als es Ludwig XV. gelang, den letzten Prätendenten aus dem Hause Stuart, Karl Eduard, nach Schottland hinüberzuführen und Georg II. dadurch von Flandern abzugiehen, fielen ihnen in den Niederlanden neue Erfolge zu. Sie durchbrachen die Sambrelinie, stürmten Brüssel, eroberten Namur, schlugen Karl von Lothringen, der aus Böhmen herbeieilte, um dem Siegeslauf des Marschalls von Sachsen Einhalt zu gebieten, am 11. Oktober 1746 bei Rocour und jagten die Verbündeten über die Maas. Wären die französisch-spanischen Armeen um diese Zeit nicht in Italien plötzlich vom Glück verlassen und über die Seealpen und den Var in die Provence zurückgeworfen, wäre der Stuart am 27. April nicht bei Culloden vernichtend geschlagen worden, so hätten die bourbonischen Mächte die Oberhand gewonnen.

Das Jahr 1747 brachte den Franzosen neue Erfolge. Der Marschall von Sachsen schlug die englisch-holländische Armee am 2. Juli 1747 bei Laafeld und nahm Bergen-op Zoom. Im Jahre 1748 eroberte der Marschall Maastricht.

Maria Theresia verzagte nicht. Sie hatte unterdessen die Hilfe Elisabeths von Rußland erhalten und ordnete ihre Politik neu. Die Zarin empfing englisch-holländische Kriegsgelder und entsandte 37 000 Mann unter dem Befehl des Fürsten Repnin gen Westen. Zum zweitenmal bewegte sich eine russische Armee durch Deutschland an den Rhein. Repnin zog durch Oberschlesien, Mähren und Böhmen nach Franken und war gerade im Begriff, nach Norden abzuschwenken, um gegen Maastricht zu rücken, als ihn die Nachricht vom Friedensschluß zum Rückmarsch bewog. Die Mächte waren plötzlich kriegsmüde geworden. England hatte den Aufstand in Schottland niedergeschlagen, König Philipp V. von Spanien war gestorben, sein Nachfolger versagte sich den Blutopfern auf italienischem Boden, die Holländer kämpften nur gezwungen und Frankreich war geneigt, sich mit Österreich und England zu vergleichen, um die Gunst des Augenblicks nicht zu verscherzen.

Als am 18. Oktober 1748 zu Aachen Frieden geschlossen und der Österreichische Erbfolgekrieg begraben wurde, saß kein Vertreter Preußens am Verhandlungstisch. Trotzdem fand Preußens schlesischer Besitz den Schutz des Vertrags. Der Aachener Friedensschluß war kein Werk schöpferischer Staatskunst. Er häufte neue Sünden auf die alten und rettete den Frieden Europas, indem er sich auf den Frieden von Utrecht berief, wie dieser sich auf den Westfälischen Frieden berufen hatte.

Frankreichs Vormacht am Rhein blieb unangetastet. War es auch nicht fähig gewesen, sich in Süddeutschland zu behaupten und seinen Feldzügen den Atem großer Bewegungen einzuhauchen, so hatte es sich doch dank der kriegerischen Tüchtigkeit eines deutschen Fürstensonnes in Flandern so furchtbar gemacht und zuletzt am Rhein so ungeschwächt behauptet, daß der Verlust Prags, die Schlacht bei Dettingen und der Pandurenfurchen im Elsaß darüber in Vergessenheit geraten waren. Aachen krönte Utrecht und erinnerte Deutschland noch einmal daran, daß der Westfälische Friede das alte Reich innerlich aufgelöst hatte, ohne die hohle Form zu zerschlagen. Sie wurde hundert Jahre nach jenem Kirchhofsfrieden noch einmal geleimt, obwohl der Aufstieg Preußens zur Großmacht die alte Hülle schon aller Enden aufgesprengt hatte. Aber dieses Preußen lag noch vom Westen abgewendet in Sorge um die Abrundung seines Hauptbesitzes und ließ den Franzosen die Herrschaft am Rhein. Wie Österreich sich einst vom Rhein abgewendet hatte, weil es sich in der Donauebene und in Italien

bequemer entfalten konnte, so wendete sich nun Preußen vom Strom, weil ihm die Streulage seiner zerstückelten Territorien nicht gestattete, sich einem Zusammenstoß an seiner schwächsten Stelle auszusetzen und sich um Jülich-Bergs willen mit allen Mächten zu überwerfen.

Frankreich behauptete im Aachener Frieden seine Stellung am Rhein um so sicherer, je weiter sich die Neubildung der deutschen Kräfteverhältnisse vom Strom entfernte. Preußens Aufstieg ging auf Kolonialboden vor sich, den deutsche Kraft und deutscher Fleiß im Laufe der Jahrhunderte zurückgewonnen hatten. Friedrich II. gründete Preußens europäische Stellung auf die Beherrschung der Oder. Hier lebte Preußen vom Rhein abgewandt sein eigenes Leben, bis es vom Schicksal an den Strom zurückgerufen wurde, ohne den Deutschland nicht bestehen und der deutsche Wirtschaftskörper nicht gedeihen konnte.

So blieb der Rhein im 18. Jahrhundert des Schutzes durch die beiden größten deutschen Mächte bar. Die Wegnahme des Elsass, der Raub Straßburgs, die Eroberung der Südpfalz und der Verlust Lothringens fanden keinen Rächer. Aber unzerstörbar blühte im Elsaß deutsches Leben, und von beispielloser Erneuerungskraft getragen erhob sich die Pfalz, erstanden alle rheinischen Lande, Schwaben und Bayern immer wieder aus den Ruinen, mit denen der Franzose sie jahraus, jahrein besäte. Die ungezählten Schlösser, die er gesprengt und gebrochen hatte, wurden nicht mehr aufgerichtet, manch eingäschertes Dorf wurde vom Pflug begraben, aber die Städte, in die die Generale Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. die Brandfackel geschleudert hatten, die Kirchen, die von ihnen mit Pulver gesprengt oder als Pferdeställe benutzt worden waren, wuchsen wieder aus der Asche, wurden aufs neue geweiht.

Als Ludwig XV. seine Unterhändler im Jahre 1748 nach Aachen sandte, erklärte er, er wolle den Frieden als König, nicht als Händler schließen. „Il voulait faire la paix en roi et non pas en marchand.“ Er gab daher seine Eroberungen in den Niederlanden und in der Lombardei heraus, erkannte den Gemahl Maria Theresias als Kaiser Franz I. an und tauschte das eroberte indische Madras gegen das verlorengegangene kanadische Ludwigsburg. Die königliche Gebärde verbarg die Schwäche der französischen Finanzlage. Eine Selbstbeschränkung lag darin mitnichten enthalten. Frankreich dachte nicht daran, in Aachen einen Verzicht auszusprechen. Es war müde, müder als im Jahre 1715, aber es stand England stärker gegenüber als damals.

Als England den Spanischen Erbfolgekrieg zum ersten Weltkrieg mit britischen Zielen gestaltete und das ungeschriebene Testament des großen Schwelgers Wilhelm III. erfüllte, indem es Frankreichs Vormacht beugte

und die Formel von der „balance of powers“ im britischen Interesse zum unverrückbaren Grundsatz des europäischen Staatensystems erhob, wählte es Frankreichs Hegemonialgewalt gebrochen. Das war ein Irrtum, ein Irrtum, dem England auch in Zukunft immer wieder zum Opfer fallen sollte.

Während Albion sich nach dem Frieden von Utrecht im Bewußtsein des errungenen Sieges der Ausbreitung seines Handels widmete und den Blick beruhigt vom Kontinent abwandte, um sich die fernen Erdteile zu erschließen, sammelte Frankreich neue Kräfte, trieb sein zurückgeschnittener Ausdehnungsdrang frische Schossen, hob sich sein Machtwille aufs neue zur eingeborenen Betätigung.

Ludwig XV., der den Aachener Frieden einen Königsfrieden genannt hatte, war nur der Schatten seines großen Ahnherrn, aber auch er war trotz seiner sequellen Hörigkeit ein König, der die französische Macht nur als Vormacht begriff. Und er hatte auch im Jahre 1748 noch Grund, sich als den größten Herrscher zu betrachten. Er stand in Europa mächtiger da als Ludwig XIV. im Jahre 1715, und das französische Kolonialreich überschattete Englands überseeischen Besitz, äußerlich betrachtet, immer noch in ungeheurer Maße. Das Gebiet, das Duplex den Franzosen in Ostindien unterworfen hatte, war beinahe doppelt so groß als das Mutterland, und der nordamerikanische Besitz Frankreichs reichte vom Golf von Mexiko bis zur Hudsonbai und umschloß die schmale atlantische Zone der englischen Kolonien nahezu auf ihrer ganzen Länge. Frankreich hatte auch der Herrschaft auf dem Meere noch nicht entsagt. Aber ob es auch in Kontinenten dachte, ein elementarer Instinkt wies es doch immer wieder auf die Erfüllung des politischen Raumes, der zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Ärmelkanal, der atlantischen Küste und einer unbekannten Ostgrenze lag. Es beherrschte diesen Raum im Jahre 1748 unmittelbar von den Pyrenäen bis zum Oberrhein und von der Sambrelinie bis zur Rhonemündung, mittelbar von Cadix bis Maastricht und von Köln bis Neapel. Es war wieder zur Vormacht in Europa emporgestiegen, und es fehlte ihm nicht am Gesamtwillen, sondern nur an überragenden Persönlichkeiten und einer Erneuerung seiner seelischen Kräfte, diese Vorgewalt in unbekannte Fernen zu tragen. Sein Drang nach Osten war mitnichten erloschen. Es sehnte sich immer noch, den Rhein zu überschreiten, auf ihn gestützt die Festlandsmasse zu erobern und die Völker der Mitte und der Weite als geflügige Klientel seiner Hegemonie unterzuordnen. Selbst in einem Welke, das seinen Einfluß auf die französische Politik königlicher Bußschaft verdankte, lebte der Glaube an Frankreichs Hegemonialgewalt und fand in der schönen Intrigantin Jeanne Poisson, Marquise de Pompadour, die leidenschaftlichste Vorkämpferin.

Der Ausbau des Klientelverhältnisses, aus dem die unleugbare Stärke und Anziehungskraft des glänzenden französischen Staatswesens sprach, hatte im Laufe des 18. Jahrhunderts keine Schwächung, sondern eine Steigerung erfahren. Deutschland war ihm bis zur Elbe verfallen, Italien und Spanien waren von ihm ergriffen worden. Selbst Preußen hatte sich ihm noch nicht ganz entziehen können. Frankreichs Kontinentalstellung war daher trotz des Königsfriedens mitnichten gemindert, wenn auch seine Finanzschwäche die Fortsetzung des Krieges nicht mehr ertragen hatte. Seine militärische Lage war England gegenüber sogar stärker als zur Zeit der Raubkriege und der großen Friedensschlüsse Ludwigs XIV.

Frankreich bedrohte England im Jahre 1748 unmittelbar als um die Wende des 17. Jahrhunderts, weil das Kurfürstentum Hannover, der Stammsitz des neuen englischen Königshauses, in seinem strategischen Bereich lag. England war gewissermaßen auf das Festland zurückgekehrt und daher verwundbar geworden. Das wurde offenbar, als aus dem Aachener Friedensinstrument plötzlich eine neue Lohc aufschloß und der englisch-französische Kolonialgegensatz auf den Schlachtfeldern Europas ausgetragen wurde.

Da sich mit diesem neuen Kriege der Siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen um die Behauptung Schlesiens und den Bestand des Königreiches Preußen verflocht, wurde das europäische Allianzsystem aufs neue durcheinandergeschüttelt. Im Schlangenknauel dieser Kriege verlor der Kampf um den Rhein seinen Sinn und er sank für eine Weile unter die Schwelle des geschichtlichen Bewußtseins. Aber wiederum zeigte sich, daß der Rhein in Frankreichs Hand zu einer strategischen Bewegungslinie von größter offensiver Bedeutung wurde, daß Frankreich hinter ihm seine Armeen ungestört zum Angriff bereitstellen und den Krieg tief ins deutsche Land tragen konnte. Der Besitz des Stromes machte den Angreifer, der aus Westen kam, schon damals zum Herrn Nordwest- und Süddeutschlands und gestattete ihm, in Westfalen zu schlagen, in Thüringen zu lagern, die Küste von der Schelde bis zur Elbemündung unter seine Aufsicht zu stellen und England bei glücklichem Gelingen des Feldzuges vom Festland auszusperren.

Friedrich der Große erkannte die Zusammenhänge vor allen anderen. Als er, vom Nachkrieg Österreichs bedroht, England im Jahre 1755 einen Vertrag anbot, in dem er sich bereit erklärte, Hannover im Kriegsfalle zu schützen, suchte er seine eigene Sicherheit mit der Hannovers und Nordwestdeutschlands zu verknüpfen. Das Abkommen, das im Januar 1756 zu Westminster Gestalt gewann, war allerdings nicht unmittelbar gegen Frankreich gerichtet, sondern als Deckung gedacht. Der König hoffte gleich-

wohl seine bestehenden Verträge mit Frankreich zu erneuern, um Frankreich durch eine Klausel zum Verzicht auf einen Angriff Hannovers zu bewegen, und gedachte so den Krieg von Nordwestdeutschland fernzuhalten, seine eigene Flanke zu sichern und freie Hand im Entscheidungskampf mit Österreich zu gewinnen. Aber seine politische Rechnung trug. Frankreich gab den stärksten Trumpf seines Spiels im Kampfe mit England nicht aus der Hand. Es zog das unselige Friedensinstrument des Dreißigjährigen Krieges hervor und erklärte, daß ihm dieser Friede das Recht verleihe, jeden deutschen Reichsstand, also auch Hannover, mit Krieg zu überziehen, da Frankreich den Westfälischen Frieden verbürgt habe. Frankreich erneuerte daher das Bündnis mit Preußen nicht, sondern ging ins österreichische Lager über, das ihm die Politik des Grafen Kaunitz geöffnet hatte. Die Ereignisse überstürzten sich und begruben das europäische Allianzsystem samt dem europäischen Gleichgewicht unter Trümmern.

Am 17. Mai 1756 erklärte England an Frankreich den Krieg, am 29. August brach Friedrich der Große, allen zuvorkommend, mit 65 000 Mann in Sachsen ein und riß Europa hinter sich her. Der englisch-französische und der preussisch-österreichische Krieg verschlangen sich zum Weltbrand. Als Elisabeth von Rußland sich Maria Theresia und der Pompadour beigesellte, um mit Sachsen und Schweden vereint gegen Preußen zu fechten, fiel Friedrich dem Großen die Heldenrolle des Einsamen im Kampfe mit den „drei Rotillons“ zu, während England in Friedrich seinen einzigen Degen auf dem Kontinent gewann. Es ging um Frankreichs Herrschaft jenseits der Meere, um Englands Handelshegemonie und um Preußens Bestand.

Vom Rhein sprach niemand mehr.

Der Heldentampf des Großen Königs findet auf diesen Seiten keinen Raum. Die Silhouette Friedrichs wird nur beschworen, wo die kriegerische Handlung ihn im Kampfe mit Frankreich zeigt, das unter dem Schäferstab der Marquise von Pompadour gegen ihn rilakte. Vielleicht wird darob offenbar, daß der Kampf um den Rhein auch in diesem Kriege zum Austrag drängt, obgleich kein politisches Schriftstück dieser Zeit von ihm handelt.

Friedrichs erster Feldzug war mit der Kapitulation der Sachsen bei Pirna zu Ende gegangen. Als der zweite nach der siegreichen Schlacht bei Prag von der Koliner Katastrophe erfasst und jählings auf seinen Ausgangspunkt zurückgeschleudert wurde, erschienen die Franzosen auf dem Hauptkriegsschauplatz. Sie folgten dem Sammelruf zu dem großen Kesseltreiben, das Österreichs, Rußlands und Frankreichs Armeen veranstalteten, um des gefürchteten Gegners Herr zu werden.

Die Franzosen kamen als Sieger. Das Kriegsglück war ihnen an den Hals geflogen wie nie zuvor. Eine französische Flotte war der Briten auf der Höhe von Menorca Herr geworden und ihr Landheer hatte die englisch-hannoversche Armee des Herzogs von Cumberland aus dem Felde geräumt. Der französische Aufmarsch war am Niederrhein vor sich gegangen. Die Marschälle d'Estrées und Soubise hatten sich gegen Wesel nennend und den Rhein überschritten. Soubise belagerte und eroberte Wesel, um dann mit 30 000 Mann rheinaufwärts zu marschieren, d'Estrées zog lippeaufwärts gegen Hannover.

Der Feldzug d'Estrées war mehr vom Glück begünstigt als vom Verdienst getragen. Er scheuchte die englisch-hannoversche Armee über die Weser.

Das Heer Cumberlands zählte nur 36 000 Mann, und der Herzog getraute sich erst auf dem rechten Weserufer bei dem Dorfe Hastenbeck Front zu machen. Hier verschanzte er sich zwischen Sumpf und Wald und in den Dörfern Hastenbeck und Ohnsburg, stellte die Hannoveraner auf den rechten, die Braunschweiger auf den linken Flügel, die Hessen in die Mitte und erwartete den Feind. D'Estrées trat am 25. Juli mit 72 000 Mann zur Angriffsschlacht an, wurde aber vom Nebel verhindert sofort zu schlagen und schritt erst in der Frühe des nächsten Tages zum Angriff. Er umging den linken Flügel und stürzte sich mit vier Brigaden auf die Braunschweiger Bataillone. General Hardenberg hielt Ohnsburg, bis er sich von allen Seiten umfaßt sah und brach sich dann mühsam mit dem Bajonett nach rückwärts Bahn. Cumberland sandte ihm Hessen zur Unterstützung, die das Gefecht auf dem linken Flügel wiederherstellten, aber der Franzose erkannte die Schwächung des Zentrums, wo die Artillerie Cumberlands fast ohne Bedeckung geblieben war, und griff an. Die Brigade Champagne warf sich auf die große Hastenbecker Batterie, nahm 18 Geschütze und drang gegen das Dorf vor, das den Schlüssel der Verteidigung bildete. Da verlor Cumberland die Fassung. Er sah sich links umgangen, die Mitte beinahe durchbrochen und befahl in unziemlicher Eile den Abbruch der Schlacht. Die Braunschweiger waren schon wieder im Vordringen, der französische Angriff auf Hastenbeck abgewiesen und die Zentrumsbatterie zurückerobert, als Cumberland verzagend wich und die Schlacht verloren gab. D'Estrées, der sich selbst schon mit Rückzugsgedanken getragen hatte, ermannte sich, folgte dem Feind, nahm am 3. August Hameln und rückte auf Hannover. Die Franzosen marschierten zum erstenmal auf Römerspuren aus den Weserbergen der Oker zu.

Trotzdem war der Hof von Versailles mit dem Marschall nicht zufrieden und gab ihm in dem Herzog von Richelieu, einem Urneffen des Kardinals und dem glänzendsten Kavaller der französischen Gesellschaft,

einen Nachfolger. Das große „chassé-croissé“ unter den Günstlingen der Pompadour beginnt. Richelieu drängte den Herzog von Cumberland über Bremen gegen die Küste und schloß ihn ein. Der Sohn Georgs besaß weder die Gabe sich der Umfassung zu entziehen, noch die Kraft sich durchzuschlagen und ging im Kloster Seeven eine Konvention ein, die ihn verpflichtete, die Armee zu entlassen und aus dem Kriege zu scheiden. Es war eine Demütigung sondergleichen.

Als der Sohn vor seinen königlichen Vater trat, empfing Georg II. ihn mit den Worten: „Here is my son, who has ruined me and disgraced himself!“ Das englische Kabinett aber erkannte, vom Geiste William Pitts getrieben, die weltpolitische Bedeutung des Krieges und die Gefahr, in die diese Schmach England gestürzt hatte, und hielt dem König von Preußen die Treue, damit der Franzose nicht Amerika in Deutschland eroberte.

Während die Armee Richelieu Hannover besetzte, marschierte Frankreichs Rheinarmee unter dem Befehl des Prinzen von Soubise, des teuersten und beständigsten Freundes der Pompadour, durch Süddeutschland und vereinigte sich in der Saalelandschaft mit der Reichsarmee des Herzogs von Sildburghausen, die von Kaiser und Reich gegen Friedrich, „den Friedlosen“, aufgeboten worden war.

Frankreich beherrschte im Sommer des Jahres 1757 Germanien von der Elbemündung bis zu den Quellen des Mains. Richelieu wandte sich gegen Magdeburg, Soubise rückte auf Leipzig. Auch von Norden, Osten und Süden drohte König Friedrich Verderben.

Die Russen hatten den Nemen überschritten und waren im Anmarsch auf Ostpreußen, die Schweden hatten Pommern angegriffen, und die Österreicher standen mitten in Schlessien. Doch der König verzagte nicht. Er hatte seinen großen Angriffsfeldzug bei Rolin begraben und durchmaß in Märschen und Gegenmärschen, überall drohend, nirgendes schlagend, aber allen gefährlich das schmal gewordene, von der Übermacht verschattete Feld.

Als Soubise auf Leipzig rückte, ließ er den Herzog von Bevern vor den Österreichern stehen und eilte mit 12 000 Mann nach Dresden, nahm dort 10 000 Mann auf, zog am 11. September mit 22 000 Mann über die Saale und erschien plötzlich vor Soubise und Sildburghausen.

Als er durch die Straßen von Erfurt ritt, umdrängte ihn das Volk, küßte ihm den Rock und die Hände und segnete den König, der sie von der blutsaugenden, entmenschten französischen Soldateska befreien kam. Die Franzosen hatten Hannover und Thüringen nach altem Brauch verwüftet und sich wiederum alle Greuel zuschulden kommen lassen, deren Prinz

Eugen sie einst beschuldigt hatte. Einer ihrer eigenen Führer, General St. Germain, schrieb selbst nach Paris: „Das Land ist auf dreißig Meilen in der Runde geplündert und verheert, wie wenn das Feuer des Himmels darauf gefallen wäre, unsere Nachzügler und Marodeure haben kaum die Häuser stehen lassen.“

Friedrich der Große suchte die Franzosen zur Schlacht zu stellen, ehe er auf den verkürzten inneren Linien die Bewegungsfreiheit verlor, aber er kam erst zum Schlagen, als Bayern schon von Karl von Lothringen in die Enge getrieben worden war, der österreichische Freischarenführer General Saddy mit einem fliegenden Korps nach Brandenburg durchgebrochen war und Berlin gebrandschatzt hatte und Richelieu schon auf Langensalza rückte. Sein Untergang schien besiegelt. Er wußte kaum, wohin sich wenden.

Auf die Kunde, daß Saddy das Stralauer Tor erstickt habe und Berlin plündere, brach er schnell gen Norden auf und überließ Soubise und Hildburghausen sich selbst. Da faßten die Alliierten Mut. Sie sahen sich durch ein Korps verstärkt, das Richelieu ihnen unter dem Befehle des jüngeren Broglie zugesandt hatte, und stießen nun mit ganzer Macht über die Saale gegen Leipzig vor, um in des Königs Rücken Lorbeeren zu pflücken. Als Friedrich kehrt machte, schwand ihnen die Zuversicht, die schon durch ein unglückliches Gefecht bei Gotha erschüttert worden war, aufs neue. Sie gingen über die Saale zurück, schienen aber entschlossen die Saalelinie zu halten. Friedrich folgte ihnen, warf die französischen Vorposten aus Weissenfels, überschritt den Fluß und erschien plötzlich in Flanke und Rücken der Verbündeten. Eilig zog Soubise seine Korps zwischen Mühlen und Branderode zusammen, befestigte die vor den Dörfern liegenden Höhen, den Galgenberg und die Schortauer Hügel, und bot dem König in dieser Stellung mit 70 Bataillonen, 94 Schwadronen und 45 schweren Geschützen Trost. Friedrich schlug östlich vom Feinde zwischen Bedra und Roszbach an der Naumburger Straße ein Lager auf, in den er seine ganze Macht, 27 Bataillone, 45 Schwadronen und 45 Geschütze vereinigte. Wie ein grollender Löwe kauerte er an den Halben und im Bachgrund, den Blick auf den Feind gerichtet, der wenige tausend Schritte von ihm entfernt stand. Märsche und Gegenmärsche hatten ihr Ende erreicht. Er war entschlossen zu schlagen, wenn der Gegner ihm die Blöße freigab.

Der Novemberwind fuhr durch die Lagergassen, kalte, klare Nächte und Morgennebel mahnten zur Winterruhe. Soubise und Hildburghausen waren nicht gesonnen in ihren Schanzen liegen zu bleiben, seit sie erfahren hatten, daß der König nur 22 000 Mann bei sich habe. In der Nacht

auf den 5. November wurde „der dicke Silbburghausen“ mit sich einig, den Kampf zu wagen und gewann in der Morgenfrühe den Prinzen für seinen Plan. Es galt, Friedrich die linke Flanke abzugewinnen und ihn, von Branderode südöstlich marschierend, über Pettstädt und Obshütz zu umgehen, nach Überschreitung der Freiburger, der Raumburger und der Weißenfelder Straße, die von Südosten, Süden und Südwesten konzentrisch auf Rosbach zuführten, nach Nordosten einzuschwenken, zwischen Pettstädt, Reichardswerben und Rapa nach Osten Front zu machen, auf Lunstädt zu marschieren und den völlig Umangenen aus der linken Flanke und von hinten anzugreifen.

Der Schlachtplan hob sich von der Karte, die die Generale vor sich ausgebreitet hatten, leuchtend ab. Da lag Friedrich zwischen Bedra und Rosbach, Front nach Westen vor den Schortauer Hügeln und dem Galgenberg, auf denen St. Germain mit 8 Bataillonen, 12 Schwadronen und den Laudonschen Kroaten als Scheinfront stehen bleiben sollte; da sah man, Silbburghausens Birkel folgend, den Halbkreis, den die Masse der Armee in einer Entfernung von 4000 Schritten um Friedrichs Zentrum beschreiben mußte, um von Branderode nach Südosten ausmarschierend, sich um den linken Flügel der Preußen herumzubewegen, bis die Spitze den Fuß des Janushügels erreicht hatte, der südlich von Rapna genau 8000 Schritte östlich von den Schortauer Hügeln aufragte. Sie sahen im Geiste die Kolonnen zwischen Pettstädt und Rapna links schwenken, sich in zwei Treffen zur Linie entwickeln und die Preußen unmittelbar in Flanke und Rücken angreifen und auf St. Germain werfen.

Der Plan war vortrefflich, niemand zweifelte am Erfolg. Hielt Friedrich still, so war es um ihn geschehen.

Friedrichs Armee lag noch so hingestreckt, wie sie sich niedergelassen hatte, als die Verbündeten, am Morgen des Schlachttages von Branderode auf Pettstädt marschierend, südwestlich von Rosbach auftauchten. Der König zweifelte einen Augenblick, ob der Feind abrückte oder den Kampf suchte. Als die Kolonnen die Freiburger und die Raumburger Straße überschritten, wußte er, was sie planten. Es war ein Flankenmarsch dreifacher Übermacht zur Schlacht mit verwandter Front. Friedrich sah die schwerfälligen Kolonnen im Bogen um seinen linken Flügel kreisen, um ihm die Flanke abzugewinnen. Die Masse der Kavallerie ritt an der Spitze, dann folgte die Infanterie in drei großen Marschkolonnen, dahinter zog die schwere Artillerie, am Schluß ritten die Eskadronen der Flankenreiterei. Nur St. Germain stand noch in der alten Stellung Front nach Osten vor der westwärts gerichteten preussischen Front. Das Manöver zeichnete sich in voller Klarheit auf der weiligen Landschaft ab, die des Königs Adler-

blick vom Estrich des Herrenhauses in Roßbach wie aus Wolkenhöhen überschaute. Eine halbe Stunde später waren die Preußen auf dem Marsch. Friedrich ließ den Oberst Mayr mit einer Handvoll leichter Truppen gegenüber St. Germain stehen und schwenkte die Armee zur Schlacht mit verwandter Front herum. Ehe das klassische Umfassungsmanöver des Feindes im Aufmarsch gipfelte, glückte der König das Schwert zum blitzen- den Vergeltungstreich.

Die ersten Bewegungen der Preußen geschehen in Sicht des Feindes, der neugierig herüberstarrt. Friedrichs Kavallerie trabt an und verschwindet hinter den Hügeln von Rayna, auch die Infanterie wendet sich nordostwärts und bricht im Geschwindmarsch gen Rayna auf, schweres Geschütz poltert hintendrein — kein Zweifel, der Preuße weicht, will über Rayna gen Merseburg entkommen. Soubise beschleunigt den Vormarsch, Hildburghausen treibt die Kavallerie zur Eile. Sie wollen Friedrich hinter Rayna abfangen, ehe er dem magischen Kreis entrinnt, in den sie ihn verstrickt haben.

Auch der König befiehlt raschen Schritt. Es ist Nachmittag geworden, die Dämmerung näher als erwünscht. Wie ein Sturzbach ergießt sich die Armee in die Mulde von Rayna vor des Feindes Spitze. Seydlitz trabt im Bogen hinter den bedeckenden Hügeln auf Reichardswerben, Oberst Moller reißt 18 schwere Geschütze auf die Kuppe des Janusherges, die ganze Armee macht eine Viertelswendung und entwickelt sich bei Rayna mit dem Gesicht nach Süden zur Schlacht. Der König fängt die Umgehung ab, der Feind marschiert in doppelte Umfassung hinein. St. Germain scheidet aus dem Treffen.

Die Alliierten marschieren schneller. Sie deuten die Schwenkung der hinter die Hügel getauchten Armee immer noch als Abmarsch nach Merseburg und beschleunigen den Vormarsch nach Kräften. Soubise sendet Broglie Befehl, sich an die Spitze der Marschkolonnen zu setzen. Die Kavallerie löst sich von der Infanterie, erreicht den Weg, der von Busendorf-Reichardswerben über den Janushügel nach Rayna führt, und quert ihn in nordöstlicher Richtung, um den Janushügel östlich umgehend eilends die Merseburger Straße zu gewinnen.

Da erhält sie plötzlich vom Janushügel Feuer. Mollers Batterie eröffnet die Schlacht.

Broglie hört bedeckende Rückzugskanonade heraus, mißachtet das Brüllen des schweren Geschützes und feuert die Kavallerie zu rascherer Gangart an. Nordostwärts traben die tiefen Marschkolonnen, Staub wölkt auf und verschleiert die nachhinkende Infanterie. Da bricht hinter der Erdwelle von Reichardswerben und den Pölzer Hügeln eine schwarz und weiß gespren-

felte, eisenglitzernde Masse hervor und wirft sich auf Spitze und rechte Flanke der geschlossen trabenden Regimenter. Seydlitz hat den weiten Bogenritt vor dem Feind vollendet, Mollers erste Salve als Signal erkannt und führt seine Schwadronen hinter den Hügeln hervor in die Mulde hinab — zum Angriff. Knie an Knie, in vollem Rosseslauf, „mit unglaublicher Geschwindigkeit“, tobt die friberizianische Attacke heran. „En muraille“ reiten Kürassiere und Dragoner vom Siegesturm getragen in den marschierenden Feind. Mit 15 Schwadronen im ersten, 23 im zweiten Treffen stürzt sich des Königs Kavallerie auf die überlegenen französischen, österreichischen und reichsständischen Schwadronen, die sich in verzweifelter Hast entwickeln, um dem Anprall zu begegnen. Es ist zu spät. Die steifen schwarzen Hüte mit hartem Faustschlag in die Stirn getrieben, die hageren Gesichter vom jauchzenden Hurra verzerrt, die Pallasche zum Stich gereckt, brausen Friedrichs Regimenter heran.

Die Schlacht ist entfesselt, ehe Broglie, Soubise, Hildburghausen die Marschkolonnen entwirren können, die Leitung des Manövers ist ihren Händen entglitten. Mollers Stütkugeln schlagen schon in die französische Infanterie, des Königs Grenadiere, sieben Bataillone des linken Flügels, schwanken schon in Linie halbrechts gegen die vom Janusberg bombardierte Spitze, zwölf wenden sich gegen die Flanke der herankommenden Kolonnen. Während Mollers schwere Geschütze vom Janushügel donnern, während die Infanterie wie auf dem Potsdamer Feld rückt und schwankt, hat Seydlitz die Reiter Schlacht zu Ende geschlagen. Sein erstes Treffen hat sich in den Feind gehohrt, das zweite reißt die Franzosen um. Vergebens sucht Broglie die Übermacht zum Gegenstoß zu entwirren, der Anprall der Preußen wirft alles über den Haufen. Französische Regimenter, die ihren Ruhm bei Höchstädt im tollsten Gewühl behauptet haben, verlieren die Fassung und werfen sich, vor dem Zusammenprall flüchtend, auf ihre eigene Infanterie. Aus kleinen Reichsständen zusammengelesene Schwadronen zerstreuen wie Spreu. Nur die französischen Kürassierregimenter „La Reine“ und „Fitz-James“ und die österreichischen Kürassierregimenter „Drettlach“ und „Trautmannsdorf“ brechen aus, schließen die Reihen und weichen langsam und in guter Ordnung vom verlorenen Feld. Alles andere setzt die Sporen ein und jagt über Pettstädt davon. In einer halben Stunde ist's getan. Das Werk der preussischen Infanterie beginnt.

Schön aufgerichtet, geradeaus gerichtet rücken die fadenblauen Linien, Mann an Mann, Gewehr im Arm mit schlagenden Tambouren gegen die schwerfälligen feindlichen Massen. Soubise verzichtet auf die Entwicklung seiner gedrängt marschierenden Korps und die Elemente der Feinartaktik und sucht Friedrichs Angriff in geschlossenen, tiefen Kolonnen zu begegnen.

Über das preußische erste Treffen ist schon auf 200, auf 100, auf 80 Schritte heran, die Gewehre fliegen hoch, des alten Dessauers gefürchtete Salven krachen in die gedrängt stehenden Haufen. Das erste Glied taucht ins Knie, das zweite streicht dicht darüber hin, die Feuerkraft des ganzen ersten Treffens fährt aus den Rohren. Die Salven von sieben Bataillonen brennen zusammen, eiserne Ladestöcke klappern, Peloton auf Peloton schlägt an, Rollfeuer hüllt die vorwärtstapfende Linie in beißenden Qualm, Novemberwind reißt den Vorhang beiseite, auf 40 Schritte sind sie heran. Das „eiserne Uhrwerk“ rollt ab. Neue Linien rücken starr, Gewehr im Arm über das kahle Feld. Brell wirbelt die Preußentrommel im Gebrüll der Schlacht.

Da fällt panischer Schrecken auf die französische Armee. Die Kolonnen des Prinzen von Soubise brechen zusammen, die Reichsvölker entscharen sich in haltloser Flucht.

Seydlitz sammelt seine siegreichen Schwadronen an der Weißenfeller Straße, führt sie der chaotisch wogenden Masse in die rechte Flanke und haut ein.

Soubise sieht die Schlacht verloren, Silbburghausen wendet den Gaul und sucht die Freiburger Straße zu gewinnen, um der Vernichtung zu entkommen. Zwei französische Brigaden ballen sich wie in verschollener Zeit zu spanischen Vierecken und treten geschlossen den Rückzug an, aber Friedrichs Gardebukors und Gensdarmes bekommen sie zu fassen und reiten vorprallend, abprallend, lehrend und abermals vorpreschend gegen sie an, bis sie mitten in den Karrees sitzen. Der letzte Halt zerbricht. Einzelne Haufen schlagen sich noch um der Ehre willen, vor Zorn und Scham schluchzende Offiziere suchen versprengte Eskadronen wieder vorzuführen und fallen unter den Stieben der preußischen Kürassiere — die Masse des Heeres rennt ums Leben; rennt aufgelöst einer Herde gleich — noch nie sah Silbburghausen, wie er selbst gestand, eine „solche Deroute, einen solchen Terrorem panicum“ — der Anstrich zu und entschwindet in der gnädig einfallenden Dämmerung. „Unser größtes Glück war, daß es Nacht geworden, sonst wäre bei Gott nichts davongekommen,“ bekannte der ehrliche Silbburghausen.

Franzosen und Reichsvölker lassen 4000 Tote und Verwundete liegen, mehr als 5000 Gefangene, darunter 5 Generale und 400 Offiziere, 72 Geschütze, ein Bündel Standarten und Fahnen und das ganze große Gepäck fallen in Friedrichs Hand. Der vergessene St. Germain gewinnt mit Mühe die Freiburger Straße und sieht seine unberührten Truppen in die Panik hineingerissen. Die Verbündeten teilen sich in die Niederlage, die ihrer 60 000 durch 22 000 erlitten haben. Ganze Einheiten sind über-

haupt nicht zum Feuern gekommen und strecken gleich dem Bataillon Kurköln gottergeben das Gewehr. Friedrichs Verlust beläuft sich auf 500 Mann, Seydlitz ist verwundet, das zweite Treffen kaum zum Schlagen gelangt.

Die Schlacht hat das um Friedrich gespannte Netz an der schwächsten Stelle zerrissen. Ein Löwensprung und alles war getan, Sachsen der Bedrohung entrückt, die Saalelinie gewonnen und der Franzose geschlagen wie noch nie zuvor. Frankreichs siegreicher Vormarsch ins Herz Deutschlands und in Friedrichs Rücken und Flanke endet in einer „déroute totale“, von der Soubise seinem König und der Pompadour „im Übermaß seiner Verzweiflung“ Kenntnis gibt — durch ganz Europa läuft ein Hohngelächter.

Die Kunde von Roßbach bemächtigte sich der Seele des deutschen Volkes mit unwiderstehlicher Gewalt. Roßbach wurde als deutscher Sieg empfunden, der Preußenkönig hatte für die deutsche Sache gefochten. Das Nationalgefühl entfaltete die Schwingen und entstieg dem Grabe deutscher Kleinstaaterlei, spottete deutscher Zwietracht, erhob sich über deutsche Ohnmacht und trug Friedrichs Namen in die fernste Stütze. Ob sie still geseffen, ob sie gegen ihn gefochten, überall hingen sie sein Bildnis auf und freuten sich der Gewißheit, daß der Tag von Roßbach der Franzosenherrschaft einen vernichtenden Schlag versetzt hatte. Man atmete leichter, soweit die deutsche Zunge klang.

Der König von Preußen wußte nicht, daß er bei Roßbach für die deutsche Sache gefochten hatte. Er stritt für sich und sein Land, das durch ihn aus einem Staate zu einer Nation erhoben werden sollte. Als die Schlacht geschlagen war, schrieb er die Worte nieder: „A présent je descendrai en paix dans la tombe depuis que la réputation et l'honneur de ma nation est sauvé.“ Gewiß, er konnte ruhig in die Grube fahren, Preußens Ruf und Ehre waren gerettet, aber er hatte noch mehr getan, er hatte trotz seiner Vorliebe für französische Sprache und romanische Kultur die deutsche Sache geläutert und durch die Auseinandersetzung Preußens mit Österreich und die Entscheidung, die er in den englisch-französischen Weltgegensatz trug, den Boden zur Erneuerung deutschen Wesens und zur Wiederaufrichtung eines deutschen Machtgebildes gelegt und Albions Aufstieg zum Weltreich sichergestellt.

Die Schlacht bei Roßbach war das Zeichen, daß eine neue politische Ordnung im Entstehen war, obwohl die Franzosen nicht über den Rhein zurückgingen. Richelieu wich von der Elbe auf die Weser, Soubise floh aus Thüringen und sammelte seine Armee in Franken, aber der Nimbus Frankreichs lag unter dem Sanushügel begraben. Soubise erhielt von der Pompadour einen Brief, in dem die treue Freundin ihrem betrühten

Günzling schrieb: „Die Pariser sind wütend, sie haben vor der Thür Ihres Hauses tausend Frechheiten verübt. In so angenehmem Zustande befinde ich mich, weil ich mich für meine Freunde verwende . . . Ich kann nicht umhin Ihnen zu sagen, daß der Krieg bislang glücklich geführt worden ist und daß es für Sie und die Nation sehr schmerzlich ist, daß das Glück angefangen hat, uns durch Ihre Schuld den Rücken zu kehren, daß Sie der erste sind, der uns Grund gibt Tränen zu vergießen.“

In London betrat William Pitt der Ältere die Tribüne und erklärte, daß England trotz der Kapitulation von Kloster Seeven nicht von der Seite des Königs von Preußen weichen werde, und stachelte die Nation zur Fortsetzung des Krieges um die Herrschaft der Welt und um die britisch verstandene Freiheit Europas. Der König von Preußen aber sagte zu dem englischen Gesandten: „Es hat lange gedauert, bis England wieder einen großen Mann hervorgebracht hat.“

Als Friedrich der Große nach der Zertrümmerung der französischen Angriffsarmee kehrt machte, in einem sechzehntägigen Gewaltmarsch von der Saale an die Raxbach eilte, die Hauptmacht Karls von Lothringen bei Leuthen zur Schlacht stellte, 65 000 Österreicher mit 40 000 Mann im Staffelangriff links überflügelte, über den Haufen warf und zersprengte, war unendlich Größeres geschehen als in dem Treffen bei Kospach. Die Franzosenflucht verschwand im Schatten der bewunderungswürdigsten Schlacht des Großen Königs, durch die Schlesien befreit und Österreichs bestes Heer zer schlagen wurde. Trotzdem übertönte das Spottlied auf die Flucht der Franzosen und der Reichsarmee im Gedächtnis der Völker den Choral, der am Abend des 5. Dezember über das winterliche Siegesfeld von Leuthen klang. Der Instinkt des Volkes schätzte die nationale Wirkung des kleineren Sieges höher als die gewaltige politische und militärische Bedeutung des größten Triumphes friderizianischer Entschlußkraft und Taktik. Das Volk verknüpfte Soubisens Flucht unwillkürlich mit der Vorstellung, daß der Franzose dadurch sein angemessenes Recht auf die Vergewaltigung deutschen Landes und auf die Bewegungsfreiheit auf dem rechten Ufer des Rheins für immer eingebüßt habe. Dieser Instinkt ging nicht in die Irre.

Die Kriegsführung Ludwigs XV. erntete fortan keine Lorbeeren mehr. Friedrichs Feldherrngeist schwebte über dem Feldzug, der die Franzosen im Jahre 1758 von der Weser, der Oker und der Fulda über den Rhein trieb. Der König sandte der neu aufgestellten hannoverschen Armee 10 Bataillone und 30 Eskadronen und den Herzog Ferdinand von Braunschweig als Führer und schob gleichzeitig seinen Bruder Heinrich mit 16 000 Preußen über die Elbe vor, um die Franzosen in der Front zu

fesseln. Der Herzog von Braunschweig griff mit der Hauptmacht den linken Flügel der Franzosen an und warf Richelieus Nachfolger, den Herzog von Clermont-Condé über die Aller auf Hameln und Minden. Die drohende Umfassung veranlaßte die Franzosen ganz Hannover zu räumen, ihre Magazine preiszugeben und in völliger Zerrüttung zu weichen. Als sich Heinrichs Druck auf die französische Front verstärkte und der Herzog von Braunschweig weseraufwärts marschierend in Clermonts linke Flanke brach und am 8. März die Festung Minden nahm, fiel die Rordonstellung an der Weser auseinander. Die Franzosen fürchteten vom Rheine abgeschnitten zu werden und eilten auf allen Wegen, über alle Pässe, an allen Flußläufen zwischen der Lippe und der Lahn westwärts. Der rauhe nordische Vorfrühling fiel mit Schneetreiben und Regengüssen über sie her, aufgeweichte Wege und übertretende Gewässer erschwerten den Rückzug der im Lagerleben verweichlichten Truppen, nachsetzende Kavallerie hieb die entscharten Marodeure erbarmungslos nieder. Trümmer erreichten das Ufer des Rheins. Clermont flüchtete bei Wesel über den rettenden Strom. Deutsche Bedetten erschienen vor Deuz und Emmerich. In den Wipfeln des Teutoburger Waldes rauschten mehr als tausendjährige Erinnerungen.

Der Herzog von Braunschweig schlug sein Hauptquartier in Münster auf und besetzte die Ausgänge der Landbucht, Prinz Heinrich eilte nach Sachsen zurück, um Soubise in Franken zu beobachten und Friedrichs rechte Flanke zu decken. Hätte das Korps Broglie nicht zwischen Lahn und Main standgehalten, so wäre auch die Armee Soubise in Clermonts überstürzten Rückzug hineingerissen worden. Broglies Standhaftigkeit rettete Soubise, der mit den Österreichern und der Reichsarmee wieder gegen Friedrich vormarschieren wollte, um Roßbach zu rächen, sich aber nach Clermonts Ausscheiden nicht mehr zu rühren wagte. Der König war seiner Bedränger in der Flanke ledig und konnte sich der Österreicher und der Russen erwehren, die ihn im Jahre 1758 an der Oder auf das grimmigste bedrängten. Er hatte keinen Mann übrig Soubise zu folgen, als dieser mainaufwärts wich, um an der Lahn Fuß zu fassen. Soubise erfreute sich trotz des Fluches der Lächerlichkeit, der sich an seine Fersen heftete, immer noch der Gunst der Marquise, die ihn dem König sogar als Kriegsminister empfahl. Er lagerte bei Hanau an der Mainpforte, zog 7000 Württemberger an sich und machte sich bereit, in Braunschweigs linke Flanke zu marschieren, kam aber zu spät, Clermont vor einer neuen Niederlage zu bewahren.

Ferdinand von Braunschweig überschritt in der Nacht auf den 2. Juni bei Emmerich den Rhein und griff Clermont am 12. Juni zwischen Wesel und Cleve mit 30 000 Mann an. General von Spörcken warf mit

seinen Hannoveranern Clermonts rechten Flügel, der Erbprinz von Braunschweig stürmte Saalhof, die französische Übermacht behauptete sich noch bis zum Einbruch der Dunkelheit, räumte dann die festgehaltenen Schanzen, entzog sich der Gefahr, in den Strom gedrängt zu werden, durch hastigen Rückzug auf Rrefeld und verschanzte sich hinter einer alten Landwehr, um den Angriff Braunschweigs abzuwehren und ihn im Gegenangriff zu schlagen.

Clermont hatte alle verfügbaren Korps an sich gezogen und war erheblich stärker als der Gegner, aber die französische Infanterie war schon so erschüttert, daß er sich auf allen Seiten mit Verhacken umgeben mußte und nur noch auf seine Kavallerie, mehr als 100 sattelfeste Schwadronen, und die tüchtige Artillerie vertraute. Ferdinands Angriff stieß auf große Geländeschwierigkeiten. Kleine Gehölze, Gräben und Hecken lagen dicht vor der französischen Front und brachen die Schlachtordnung der zur Linie entwickelten Bataillone. Verdeckt stehende Batterien schleuderten Kartätschen und hinderten die Kavallerie der Verbündeten, die hinter der Infanterie zur Urtacke bereit stand, sich in den Breschen zu ordnen.

Da die Flanken Clermonts unverwundbar waren, ballte Braunschweig eine Sturmkolonne von 10 Grenadierbataillonen vor dem französischen Zentrum und erneuerte den Angriff drei Stunden lang. Hessen, Braunschweiger, Hannoveraner stürmten mit verbissenem Ingrimm gegen die Landwehr, hinter der der Feind hartnäckig standhielt. Erst als der Herzog den letzten Mann einsetzte, fiel das Bollwerk, im Frontalsturm genommen. Die französische Infanterie flutete zurück, der Sieger folgte ihr mit dem Bazonett in den Rippen. Da brach die Masse der französischen Kavallerie, von beiden Seiten einschwenkend, über Braunschweigs Fußvolk herein. Braunschweigs Infanterie schien verloren, denn die eigene Kavallerie war noch nicht zur Stelle. Im letzten Augenblick erschien das hannöversche Regiment Holstein-Drögoner, das eine Bresche gefunden hatte, vor der bedrohten Infanterie und stürzte sich opfermutig auf die feindliche Übermacht. Es wurde zersprengt und fast völlig aus dem Sattel gehauen, aber es erkämpfte die kurze Frist, deren die Masse der deutschen Kavallerie bedurfte, um die Hindernisse zu überwinden und jenseits der Schanzen aufzumarschieren. General Prinz von Holstein führte sie dem Feinde entgegen in die Reiterschlacht. Der Zusammenprall endete mit der Niederlage der Franzosen, die im Gemenge geworfen wurden. Das Regiment „Carabiniers du roi“, das die Ehre der französischen Armee um jeden Preis wiederherstellen wollte, küßte für die Holstein-Drögoner und ließ beinahe seinen ganzen Bestand auf der Walfstatt. Als es Abend wurde, war Clermonts Zentrum durchbrochen. Da verzweifelte der Marschall an der

Wiederherstellung des Gefechts und befahl den Rückzug auf Köln. Er wurde zur Flucht. Truppenteile, die gar nicht gefochten hatten, brachen aus Halt und Rahmen und enteilten im Dunkel der Nacht. Am 25. Juni, zwei Tage nach der Schlacht, erreichte Clermont das rettende Köln. Er hatte nur 4000 Mann und 5 Geschütze, aber den ganzen Muth verloren, fiel in Ungnade und erhielt in dem General Grafen von Contades einen Nachfolger. Während Contades die Armee zu ordnen suchte, eroberte der Herzog von Braunschweig Wesel, Düsseldorf und Roermund und sandte Streifkorps über die Maas, die brandschatzend bis Brüssel ritten.

Contades war ein General aus der Schule des Grafen Moriz von Sachsen und führte die Franzosen noch einmal in einen durchdachten Feldzug. Er ging dem Herzog von Braunschweig mit dem Spaten zu Leib und manövierte ihn auf die Maas zurück, sandte den General Chevere auf das rechte Ufer mit dem Befehl die Rheinbrücken zu zerstören und suchte den Herzog ganz vom Rhein abzudrängen. Soubise erhielt Befehl, von Hanau auf Lippstadt zu marschieren und die Ösningpässe zu sperren.

Da gab der Herzog von Braunschweig das linke Ufer preis, um nicht abgeschnitten zu werden. Er gewann am 10. August glücklich das rechte Ufer, warf Chevere aus dem Weg und marschierte lippeaufwärts. Hätte Contades ihn rücksichtslos verfolgt und Soubise befehlsgemäß den Weg nach Lippstadt genommen, so wäre Ferdinand in eine üble Lage gekommen. Aber Soubise weigerte Contades den Gehorsam und fiel plündernd in Hessen-Rassel ein, Chevere wurde zurückgeschlagen und Contades wagte dem Feind nicht auf die Hacken zu treten. Trotzdem war der Erfolg der Franzosen unbestreitbar. Die Zurückgewinnung des linken Rheinufers wurde in Versailles mit Jubel begrüßt. Die Pompadour sandte Contades den Marschallstab. Als Contades im Laufe des Sommers den Rhein überschritt, um die Verbündeten über die Weser zurückzumanoüvrieren und es Soubise spät im Herbst, am 10. Oktober, gelang, das Flankenkorps Ferdinands bei Lutternberg, dank der Mitwirkung von 12 sächsischen Bataillonen, zu überwältigen und zurückzuwerfen, gipfelte der Feldzug der Franzosen vor Minden.

Da trat der Herzog von Braunschweig selbst in den Riß. Er stellte sich bei Soest auf und verwehrte so den beiden französischen Armeen die Vereinigung. Contades wagte ihn nicht zur Schlacht herauszufordern, und Soubise nahm die Drohestellung Braunschweigs als Vorwand, umzudrehen und in sein kapuanisches Winterlager am Main zurückzumarschieren. Der verlassene Contades wagte nicht in Westfalen stehen zu bleiben, sondern brachte den Rhein zwischen sich und den Feind und schlug an der Roer

Quartier. Der Herzog von Braunschweig ließ ihn ziehen, legte sich um Münster, Osnabrück und Paderborn vor den Lippe- und Ruhrquellen zur Winterruhe und hütete die Einbruchspforten ins Innere Deutschlands.

Friedrich der Große sank um diese Zeit, müde von einem ungeheuren Feldzug, der ihn kreuz und quer durch Schlessien nach Böhmen, nach Sachsen und in die Neumark geführt und die Schlacht bei Zorndorf wie den Überfall bei Hochkirch in die Annalen des Siebenjährigen Krieges eingetragen hatte, bei Dresden nieder und zwang das feindliche Europa noch einmal zur Anerkennung seiner Unüberwindlichkeit. Er hatte den Krieg „en navette“ geführt, seine Armeen wie ein Weberschifflein hin und her bewegt und dem Feind überall die Stirn geboten. Der französische Kriegsminister, Marschall Belle-Isle, der den spöttischen Vergleich mit der navette, dem Weberschifflein, aufgebracht hatte, wußte nicht wie treffend dieses Bild Friedrichs erstaunliche Operationen auf der inneren Linie kennzeichnete. Für den Franzosenkrieg hatte der König kaum noch einen Blick übrig. Als die Franzosen ins Stromgebiet des Rheins zurückgedrängt waren, schieden sich die Kriegstheater. Aber die französische Gefahr war noch nicht beschworen.

Der Kampf um die Beherrschung der Rheinufer hatte plötzlich wieder lebendige strategische Bedeutung erhalten. Die weitgeöffnete Mainpforte, die Flankierungslinie des Lahntales, die Heerstraßen, die ruhr- und lippeaufwärts führten, die Engen des Teutoburger Waldes, die Roerlinie und die Ardennenschluchten waren aufs neue ans Licht getreten. Der Deutsche lernte noch einmal erkennen, daß der Erbfeind den Rhein als Bewegungslinie benützte, um den Angriff ins Innere Germaniens zu tragen und die Stromrinne nicht als Grenze, sondern die Rheinlande als Operationsbasis wertete. Der Franzose war trotz der Erschlaffung und der Zuchtlosigkeit seiner Armeen imstande, bis zur Elbe und zur Saale vorzudringen, weil er das linke Rheinufer von Basel bis Landau als eroberetes Gebiet beherrschte und die Rheinlande von Worms bis Köln unter seinen Einfluß gebeugt hatte. Solange er sich dieser Eroberungen und dieser Schutzherrschaft erfreute, bedrohte er den Frieden Europas, trug er seine Kriege auf deutscher Erde aus, konnte er sogar daran denken, Amerika in Deutschland zu erobern.

Frankreich führte den Krieg weiter. Contades war im Winter nach Versailles geeilt, um Rechenschaft abzulegen und Soubisens Abberufung zu betreiben. Soubise antwortete mit einem Überfall auf die freie Reichsstadt Frankfurt und suchte sich durch hohe Kontributionen wieder in Gunst zu setzen. Die Pompadour flüsterte ihm den klugen Rat ein, sich eine Seitlang zu fügen und Hofluft zu atmen. Er gehorchte und übergab Broglie

die Führung der Mainarmee. Als die Zeit zum Beginn des neuen Feldzugs gekommen war — Turennes Winterfeldzüge waren nicht nach dem Geschmack der Epigonen —, hatte Contades zwischen Rhein und Maas um Cleve etwa 125 000 Mann versammelt. Die Mainarmee stand 30 000 Mann stark zwischen der Lahn und dem Main um Frankfurt und suchte den Rassel Raum zu gewinnen, um Ferdinand aus der Flanke zu bedrohen. Der Herzog von Braunschweig suchte der Doppelbedrohung in der Teilung zu begegnen. Er ließ etwa 42 000 Mann bei Paderborn stehen, um Contades zu beobachten und marschierte mit 28 000 an den Main. Braunschweigs Ummarsch zwang Broglie auf den Taunus zurückzugehen. Er beschloß das Vorgelände der alten römischen Zentralfestung zu behaupten, Braunschweig auf den Vorhöhen des Gebirgs zu erwarten und grub sich bei Bergen ein.

Als die Verbündeten am 13. April vor Bergen erschienen, war Broglie zur Abwehr bereit. Auf das Dorf gestützt, die Flügel durch Verhaue gesichert, erwartete er mit 20 000 Franzosen, 10 000 Sachsen, 5000 Schwaben und 62 groben Geschützen Ferdinands Angriff. Der Herzog, der seine schweren Batterien nicht über das unwegsame Vogelsgebirge gebracht hatte, suchte Broglie aus seiner Stellung herauszulocken, um im freien Felde zu schlagen. Als das mißlang, ging er ihm verwegen zu Leibe. Die Achtung vor der französischen Waffentüchtigkeit war so gesunken, daß selbst dieser besonnene, methodisch handelnde Feldherr mit den 27 000 Mann, die ihm noch geblieben, gegen die verschanzte französische Übermacht zu streiten wagte. Aber er hatte seinem Glück zu viel vertraut. Zwar gelang es Braunschweigern und Hessen unter der Führung des Prinzen von Pfalz-Birkenfeld Bergen zu nehmen, aber das französische Geschützfeuer zermalmte das Dorf und Broglies Reserven eroberten die Trümmerstätte zurück. Pfalz-Birkenfeld fiel. Noch einmal opferten sich wie bei Krefeld hannoversche Dragoner, um den nachdrängenden Feind zum Stehen zu bringen. Der Kampf des rechten Flügels verlief nicht anders. Der Erbprinz von Braunschweig gewann Raum und zwang die Sachsen zum Weichen, der Führer der Sachsen, General v. Dönherrn, wurde aus dem Sattel geschossen, aber das französische Kartätschenfeuer trieb den Angreifer wieder aus den eroberten Stellungen. Als es Abend wurde, waren alle Angriffe abgeschlagen. Ferdinand von Braunschweig verließ mit einem Verlust von 2500 Mann und 5 Geschützen das Feld und wich auf Frislar.

Frankreich feierte das selten gewordene Kriegsglück über Gebühr. Die Pompadour schrieb dem Sieger, der König und die Nation seien ihm großen Dank schuldig und der Herzog von Braunschweig habe erkennen müssen, daß Frankreich noch Männer habe, die streiten und siegen könnten. Lud-

wig XV. ließ dem siegreichen General den Marschallstab überreichen und der Kaiser verlieh ihm Rang und Titel eines Reichsfeldmarschalls.

Die Franzosen handelten nach dem mutmachenden Taumustreffen mit ungewöhnlicher Tatkraft und Umsicht. Contades überschritt den Rhein, nicht um die Ösningspässe aufzubrechen, sondern faßte den Entschluß, sich mit Broglie zu vereinigen und Ferdinands Weserfordon aus der linken Flanke aufzurollen. Dies geschah. Broglie ging Contades, der 15 000 Mann unter Armentières am Niederrhein stehen ließ, an die Lahn entgegen und reichte ihm dort die Hand. Ein Vorstoß der vereinigten Franzosen lahn-aufwärts zwang Braunschweig, Rassel preiszugeben und weserabwärts auszuweichen. Die Franzosen schwenkten links, rückten an die Diemel und nahmen Paderborn. Dieser glückliche Flankenmarsch zwang die Verbündeten auf Osnabrück zurückzufallen. Ihr Operationszentrum Minden war verloren, die Ruhr- und Lippelinie und das westfälische Pfaßgebiet abermals in Feindeshand. Als es Sommer geworden war, standen die Franzosen wieder in Bielefeld, am 14. Juli fiel Münster mit sämtlichen Magazinen.

Da entschloß sich der Herzog von Braunschweig zu einer Entscheidungsschlacht, um die Weserlinie zurückzugewinnen. Auch der Franzose rückte zusammen, um in dieser Schlacht seinen Waffenruhm zu erneuern und England, das in Amerika und auf den Meeren nicht mehr überwältigt werden konnte, durch die Eroberung der Nordseeküste, Hollands und Hannovers zum Frieden zu zwingen. Ferdinand, der etwa 37 000 Mann um sich hatte, griff diesmal nicht vom Fleck weg an, sondern lockte den Gegner aus seiner festen Stellung.

Die französischen Generale waren wieder uneins geworden. Contades erschien mit 33 000 Mann vor den Linien der Verbündeten und forderte von Broglie, der 13 000 Mann an den Feind führte, kraftvolle Mitwirkung in der Schlacht. Broglie aber ließ Contades die Ehre und die Last des Kampfes und trat nicht aus heftiger Kanonade heraus.

Die französische Armee war noch nicht aufmarschiert, als Ferdinand in der Frühe zum Angriff schritt und den rechten Flügel Contades' zu umfassen suchte. Da brachen plötzlich sechs englische Bataillone aus dem Zentrum hervor, rissen zwei hannöversche Bataillone mit sich und warfen sich ohne Befehl auf die französische Kavallerie, die, von 60 Geschützen gedeckt, in Contades' Zentrum aufmarschiert stand. Der tolle Angriff traf die Kavallerie nicht unvorbereitet. Sie setzte sich in Marsch und fiel mit blanker Klinge über die Infanterie her, wurde aber vonfeuernden Vierecken empfangen und prallte ab. Um so verderblicher war die Wirkung des französischen Geschützes. Ferdinand sandte den Durchbrennern zwei Ba-

taillone Hessen zu Hilfe und befahl Lord Sackville, die britische Kavallerie vorzuführen. Die Hessen taten ihre Pflicht, der Lord säumte. Statt einzuhauen oder die Batterien in der Flanke zu fassen, zog er sich seitwärts und ließ die Säbel seiner 28 Schwadronen in der Scheide. Die französische Kavallerie wurde trotzdem gezwungen, von den Karrees abzulassen und ging unter schweren Verlusten zurück. Carabiniers und Gensdarmes, die die erste Attacke geritten, verloren 89 Offiziere vor den feindlichen Bajonetten.

Kursächsishe Bataillone stellten die Lage im französischen Zentrum wieder her, die Entscheidung reifte auf den Flügeln. Der rechte Flügel Contades' wurde von hessischer Infanterie, hannöverschen und preussischen Bataillonen angegriffen und geworfen, die Batterien genommen, der linke verlor seinen Hauptstützpunkt an Ferdinands Sohn und wich fechtend nach innen. Broglie blieb unberührt. Um 10 Uhr morgens gab Contades bereits den Befehl zum Rückzug auf Minden. Er hatte 7000 Mann, 6 Generale, 450 Offiziere, 26 Kanonen und 17 Fahnen verloren.

Da der Marschall Minden nicht halten konnte, ohne sich in eine Kapitulation zu verstricken, trat er in der Nacht auf den 2. August den allgemeinen Rückzug an. Es war die höchste Zeit. Der Erbprinz von Braunschweig focht schon in seinem Rücken und zersprengte ein französisches Korps bei Gohfeld an der Werra, und die westfälischen Bauern erhoben sich gegen die welschen Bedrücker und schlugen Versprengte und Marodeure tot, wo sie sie fanden. Da Contades sich vom Rückzug auf den Niederrhein abgeschnitten sah, zog er das Wesertal aufwärts, um auf die Lahn zurückzufallen. Der Rückzug wurde zur Flucht. Alle Magazine gerieten in Braunschweigs Hand, Geschütz und Gerät blieben liegen. Ferdinand ließ den Feind nicht ruhig ziehen. Contades suchte sich vergebens bei Marburg festzusetzen und rettete die Armee mit Mühe nach Gießen. Aus Frankreich und Süddeutschland heraneilende Verstärkungen erlaubten ihm bei Gießen stehen zu bleiben, aber der Feldzug war verloren. Ferdinand sandte 12 000 Mann nach Schlesien, wo König Friedrich sich mit letzter Kraft unter heroischen Opfern gegen Österreicher und Russen behauptete.

Der König hatte zwölf Tage nach der Schlacht bei Minden die Niederlage bei Kunersdorf erlitten und den Untergang Preußens dicht vor Augen gesehen. Er verlor durch die Kapitulation General Finkels bei Magdeburg 15 000 Mann an die Österreicher, die Festung Dresden an die Reichsarmee und besaß kaum noch 100 000 Mann unter den Fahnen und kein Geld mehr in den Kassen. Als das düstere Kriegsjahr zu Ende ging, frohlockten Maria Theresia und Elisabeth. Die Pompadour weinte. Der Große König behauptete seine Fassung.

Da zeigte sich, daß Friedrichs Krieg mit der weltgeschichtlichen Auseinandersetzung Englands und Frankreichs unlöslich verbunden war. Das Jahr, das dem König beinahe das Grab gegraben hatte, war den Engländern auf dem Meere und in den Kolonien mit Siegen entgegengekommen. Robert Clive eroberte Indien, General Wolfe schlug die Franzosen bei Quebec, Admiral Hawke besiegte die französische Atlantikflotte auf der Höhe der Insel Belle-Île vor der bretonischen Küste und Admiral Boscawen zerstörte Ludwigs Mittelmeerflotte bei Lagos. Auf diese Siege und den Ausgang der Schlacht bei Minden gestützt, verweigerte Pitt, der größer dachte als ein Bollingbroke, die Annahme des Friedens, den ihm Ludwigs neuer Minister, der Herzog von Choiseul, auf Kosten Preußens antragen ließ, und hielt am Bündnis mit dem Großen Könige fest. Die Marquise von Pompadour, die ein starkes Gefühl für politische Wandlungen besaß, erkannte die Lage Frankreichs und schrieb der Marschallin von Contades nach dem Tage von Minden: „Die schreckliche Niederlage bei Minden ist der größte Verlust, den wir bisher im Kriege erlitten haben . . . Es ist alles verloren, sogar die Ehre.“

Frankreich wäre damals bereit gewesen, den Engländern über der See große Zugeständnisse zu machen, dachte aber mitnichten an eine Preisgabe seiner Stellung am Rhein. Als Pitt den Kampf um die Vorherrschaft fortsetzte, raffte Ludwig XV. sich im Winter 1760 zur Aufstellung eines Heeres von 125 000 Mann auf, um zwischen dem Main und dem Meere mit großer Übermacht aufzutreten. Contades küßte die Niederlage bei Minden mit der Enthebung vom Oberbefehl, der in des selbstsüchtigen Broglie Hände fiel. Ferdinand von Braunschweig konnte Broglie nur 70 000 Mann entgegenstellen. Das Mißverhältnis der Kräfte Friedrichs und seiner Feinde war noch erschreckender. Er besaß kaum 120 000 Mann, als der Frühling Preußen zum fünftenmal ins Feld rief, während Russen, Schweden, Österreicher und die Reichsregimentsarmee ihm mit 225 000 Mann gegenübertraten.

Wiederum fannen die Franzosen auf die Eroberung Hannovers, wiederum mißlang das Unternehmen. Ferdinands Neffe war wie eine Hornisse um Broglie her und ließ ihn an der Lahn nicht zur Ruhe kommen. Er stürmte am 7. Januar Dillenburg, wo Schotten und Schweizer sich gegenseitig nahezu vertilgten, wurde am 10. Juli bei Corbach geworfen, hieb am 16. Juli bei Emsdorf rachedürstend Broglies Vorhut nieder, trieb am 31. Juli die Franzosen bei Warburg über die Diemel und wandte sich dann plötzlich von Broglie ab, um an den Niederrhein zurückzukehren. Der Erbprinz setzte tollkühn über den Strom und trug den Krieg

ins Jülich-Clevische Gebiet, während sein Oheim und Broglio sich bei Böttingen anstarrten, ohne eine Schlacht zu wagen. Die Diversion kam dem Neffen Ferdinands teuer zu stehen. Er rettete sich nach einem unglücklichen Gefecht bei Kloster-Ramp mit Mühe wieder auf das rechte Ufer, hielt aber die Franzosen am Niederrhein fest.

Als das Jahr zu Ende ging, in dem Friedrich sich seiner Gegner abermals erwehrt und zuletzt den Sieg bei Torgau erstritten hatte, lagen sich die Franzosen und die Alliierten wiederum in ihren alten Winterquartieren gegenüber. Die französische Armee hatte sich feldtuchtiger gezeigt als zu Beginn des Krieges, aber Frankreichs Angriffskraft war gebrochen. Wäre es nicht Herr am Rhein gewesen, so hätten seine Armeen schon damals in die natürlichen Grenzen des Königreiches hinter die Maas zurückgehen müssen, um in Ruhe zu schlafen.

Im Jahre 1761 kehrte der unfähige Soubise, von der Marquise, seiner treuen Freundin, entsandt, triumphierend ins Feldlager zurück, in dem sich neue Verstärkungen sammelten. König Ludwig XV. hatte einen Generalpardon für Fahnenflüchtige erlassen, die Gefängnisse geleert und seine Gardes an den Rhein geschickt, um das Heer auf 180 000 Mann zu bringen, in dem nun drei Viertel Nationalfranzosen fochten. Soubise führte die Armee am Niederrhein, Broglio befehligte an der Diemel.

Ferdinand stellte ihnen 80 000 Mann entgegen. Die Franzosen behaupteten Rassel, nahmen Wolfenbüttel und Emden, vermochten aber die Weserlinie nicht zu überschreiten, sandten Streifkorps mainaufwärts bis zur Unstrut, schlugen den Erbprinzen am 12. Februar bei Friglar, wurden am 13. Februar bei Langensalza geworfen, sahen sich am 16. Juli trotz der Vereinigung ihrer Macht bei Bellinghausen in der Nähe von Hamm zum Rückzug gezwungen und brachten ihre Überzahl nirgends zur Geltung.

Als sie im Jahre 1762 wiederum gen Osten vorbrachen, versagte ihnen die Kraft schon im Anmarsch. Der Feldzug zerfiel zu unzeitigem Kleinkrieg, in dem keine Entscheidung reifte. Selbst die Vereinigung ihrer Streitkräfte zu einer einheitlich bewegten Masse befähigte sie nicht, die Schlachtfeldentscheidung zu suchen. Ferdinand von Braunschweig kaufte ihnen den Mut ab, griff sie am 24. Juni trotz ihrer Übermacht bei Wilhelms tal an der Diemel an und zwang sie unter schweren Verlusten zum Rückzug auf Rassel. Als das Jahr sich neigte, entriß Ferdinand ihnen ihr Hauptquartier Rassel und zog am 1. November dort seine Fahne auf.

Am Tage, da dies geschah, wurde in Versailles zwischen Frankreich und England ein Waffenstillstand abgeschlossen. England verließ zum zweitenmal seine Verbündeten. Wie im Frieden von Rijswijk zog es

sich zu gelegener Stunde vom Kampfplatz zurück und opferte seinen leitenden Staatsmann, um seine Ernte in die Scheunen zu fahren.

Friedrich der Große war seit dem Tode König Georgs II., der am 25. Oktober 1760, zehn Tage nach der Schlacht bei Torgau, gestorben war, auf diesen Ausgang gefaßt. Ein Traktat „Considerations on the German war“, das wenige Tage nach des Königs Tode erschien und die Lasten aufzählte, die der Krieg den Engländern auferlegte, hatte ihn auf Englands Abfall vorbereitet. Das „maudit pamphlet“ zählte die Summen auf, die Pitts Kriegsämtler und Monopolgesellschaften verschleuderten, und behauptete, daß Hannover nicht gefährdet sei. Da dies in der Tat nicht mehr der Fall war, weil Friedrich sich gegen eine Welt von Feinden behauptet hatte und Frankreichs Angriffskraft gebrochen war, konnten kleinenglische Kreise, von Lord Bute und Hardwicke geführt, daran denken, Frieden zu schließen, so gewaltig Pitt auch seine Stimme gegen diese kurzfristige egoistische Politik erhob.

Im Jahre 1757 hatte Friedrich der Große im Hinblick auf die Opposition, die im englischen Unterhaus kleinliche Dinge vorbrachte, um gegen die Unterstützung Preußens zu eifern, die Worte niedergeschrieben:

„Ist es jetzt an der Zeit, Bagatellen zu erörtern, wenn es sich darum handelt, ob Europa frei sein soll, ob England die überseeischen Besitzungen behalten soll, die seinen Reichtum ausmachen, ob Deutschland und die protestantische Sache aufrechterhalten bleiben, ob endlich der König von England sein Kurfürstentum, seine Alliierten, seine Staaten und die Menschheit die Gedankenfreiheit bewahren soll?“

Das war damals. Setzt, im Jahre 1762, sorgte man sich darum nicht mehr. Pitt sah sich verlassen, als er ideale politische Gründe vortrug, nachdem die materielle Sicherheit gewonnen war. England glaubte auf dem Kontinent keines Dagens mehr zu bedürfen. Lord Bute wurde Pitts Nachfolger und machte Frieden. England begnügte sich mit dem Gewinn, den es über der See eingebracht hatte. Frankreich gab Kanada und Indien preis und behauptete seine Macht- und Drohstellung am Rhein.

Friedrich blieb trotzdem unbezwungen. Er hatte im Jahre 1761 die bittere Arznei der Schlachten gemieden, aber seinen Feinden im Lager von Bunzelwitz Widerpart gehalten, den Sturz William Pitts und den Entzug der englischen Kriegsgelder gelassen hingenommen und sich wie zur Belohnung seines ausharrenden Mutes im Jahre 1762 der Feindschaft Elisabeths ledig gesehen. Betrog ihn die Ermordung Peters III. auch um russische Hilfe, so genügte das russische Mirakel doch, ihn wieder zur Aufnahme des Kampfes im offenen Felde zu stärken. Er gewann die Russen als Zuschauer, um die Österreicher am 21. Juli 1762 bei Burkersdorf

zu schlagen und warf die Kaiserlichen noch einmal aus Schlessien. Als die Reichsstände, deren Truppen am 29. Oktober 1762 bei Freiberg vom Prinzen Heinrich zum letztenmal geschlagen worden waren, sich zur Neutralität bequemen und die Russen nicht wieder im Felde erschienen, gab Frankreich die Hoffnung auf, mit Österreich zusammen des Königs Herr zu werden und suchte statt des Waffenstillstandes den allgemeinen Frieden. Auch Maria Theresia senkte die Waffen. Der König nahm den Hubertusburger Frieden als eine einfache Bestätigung des Breslauer Friedens von Österreich an.

Friedrich der Große hatte den Kampf um den Bestand des preussischen Staates durchgeföhrt und dadurch die Großmachtsstellung Preußens besiegelt. Er hatte nicht für die deutsche Sache gekämpft, aber das Gleichgewicht in Mitteleuropa von seiner kaleidoskopischen Wandelbarkeit erlöst und die Neubildung größerer Machtgruppen auf deutschem Boden eingeleitet. Österreich und Preußen hielten künftig die deutsche Wage im Gleichgewicht. „In dem armen, zerrissenen Deutschland gibt es fortan eine der Großmächte der Welt, eine wirkliche Nation,“ sagt des Königs kongenialer Biograph Thomas Carlyle, der in Friedrich „den letzten der Könige“ verehrt.

Frankreich schied mit einem heilsamen Schauer aus dem Kriege, den es nach seiner haarspaltenden Anschauung beileibe nicht als Feind Deutschlands gegen das Reich, sondern als Garant des Westfälischen Friedens gegen das Ruffürstentum und den König von Preußen geführt hatte.

Das Stromgebiet des Rheins ging aus dem Kriege abermals gebrandschatzt und bedrückt hervor, Westfalen, Hannover und Thüringen lagen verwüstet und durch französische Greuel entvölkert, aber die Spuren deutscher Siege hafteten im rheinischen und westfälischen Boden und das Fanal von Rosbach leuchtete hell durch die deutsche Dämmerung. Auch diese Siege waren gleich allen anderen Schlachten, die um den Rhein geschlagen worden sind, von deutscher Seite nicht auf Eroberungszügen erfochten worden, sondern waren aus Abwehrschlachten hervorgegangen, die der französische Einmischungsdrang gezeugt hatte. Der Genius Friedrichs hatte sie in den strategischen Kreis seines übermenschlichen Ringens gespannt und dadurch Frankreichs Kraft auf deutschem Boden gebrochen.

Die Pompadour aber, in deren ehrgeizigem Wesen Frankreichs Politik sich auf eigentümliche feminine Weise spiegelte, tauchte die Feder in das Tintenfaß, das ihr Maria Theresia geschenkt hatte, und schrieb im September des Jahres 1762, als es sich um die Untknpfung des Friedens handelte, nachdem Frankreichs Niederlage vollendet war und das Familientraktat der bourbonischen Staaten zerrissen lag, an den Herzog von Choiseul:

„Was Deutschland betrifft, so ist in diesem Lande alle Hoffnung dahin. Deutschland ist allezeit das Grab der Franzosen gewesen, und in diesem Kriege ist auch noch ihr Ruhm daselbst begraben worden. Das schöne Schreckbild des Familienbündnisses hat nichts geholfen. Die Engländer haben sich davor gefürchtet, jetzt aber lachen sie mit Recht über ihre eigene Furcht und über unsere vergeblichen Hoffnungen. Es ist also das sicherste, Frieden zu machen. Das wird bei den Engländern, einem Volke, das durch den Sieg stolz geworden und von Natur ein Feind des menschlichen Geschlechts und vornehmlich der Franzosen ist, schwierig sein. Wenn Sie, Herr Herzog, diese wichtige Angelegenheit zustande bringen, so wird man zu Ihrem Ruhme sagen, daß Sie Ihr Vaterland gerettet haben. Es wird kein dauerhafter Frieden werden, das ist etwas Unmögliches. Die Engländer und die Franzosen können nicht lange gute Freunde bleiben. Der gegenseitige Haß der beiden Nationen, der Handelsneid, das einander entgegenstehende Interesse und die einander zuwiderlaufenden Bündnisse werden ihnen die Waffen gar bald wieder in die Hände drücken. Deswegen glaube ich, wird man einige Niederlassungen in Afrika und Indien zu behaupten suchen müssen. Dieses ist das einzige Mittel, unsere Seemacht wiederherzustellen und zu vermehren, unseren Handel zu erhalten, uns überall zu verstärken und die Engländer mit besserem Erfolge und mit mehr Sicherheit anzugreifen, sobald man Gelegenheit dazu haben wird. Die Wegnahme unserer Schiffe vor der Kriegserklärung war etwas Schändliches, was Frankreich nicht eher vergessen wird, als bis es sich deswegen gerächt hat. Ach, wie sind wir gedemüthigt worden! Wir liefern unseren Feinden Perückenmacher, Bänder und Moden, und sie werden uns dafür Gesetze vorschreiben. Dies wird hoffentlich von keiner langen Dauer sein. Suchen Sie, Herr Herzog, den Frieden unter den billigsten Bedingungen zustande zu bringen, alsdann bereiten Sie sich zum Kriege vor.“



Der Kampf um den Rhein im Zeichen der Französischen Revolution

Leichten Herzens — Frankreichs Restabliſſement nach dem Jahre 1763 — England und die kommerzielle Weltherrschaft — Die Einverleibung Lothringens in Frankreich — Die Erneuerung der französischen Wehrkraft und der politischen Bündnisse — Choiseul und die Dubarry — Der Aufstand der englischen Kolonien — Die erste Teilung Polens — Der Tod Ludwigs XV — Frankreichs Bündnis mit den Vereinigten Staaten — Frankreichs Revanchekrieg in den Kolonien — Friedrich der Große und Joseph II. — Frankreichs Klientel am Rhein — Englands Verzicht auf die Neu-Englandstaaten — Englands Irrtum — Der Tod Friedrichs des Großen — Die Zerrüttung der französischen Staatsfinanzen — Joseph II. und der Barrierevertrag — Die Geburtsstunde des belgischen Nationalgefühls — Preußen in Holland — Frankreich vor der Revolution — „Die mystische Nacht“ und die deutschen Herrschaften im Elsaß — Österreich und Preußen im Orient — Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. — Die Französische Revolution und die äußere Politik Frankreichs — Padua und Pillnitz — Reaktion und Revolution — Frankreich tritt in den Krieg — Das preußisch-österreichische Bündnis — Dumouriez und die französische Rheinpolitik — Der erste Revolutionskrieg — Das Scheitern der französischen Offensive in den Niederlanden — Kaiserkrönung und Fürstentumgreif — Der Plan eines Feldzuges in der Champagne — Die Propaganda des bedruckten Papiers — Die Schweizergarde in den Tuileries — Die Marseillaise und der monarchische Kreuzzug — Die Preußen an der Maas — Die Thermopylen Frankreichs — Dumouriez und Kellermann — Der Herzog von Braunschweig und Goethe — Das Treffen bei Grandpré — Die Kanonade von Valmy — Die strategische Lage — Nach dem Tag von Valmy — Der Rückzug der Alliierten und der Sieg der Revolution — Die Guillotine — Custine erobert Mainz und Frankfurt — Die Franzosen erobern die Niederlande — Die Schlacht bei Jemappes — Die Französische Revolution in den Rheinlanden — Georg Forster — Louis Capet und die französische Rheinpolitik — England tritt in den Riß — William Pitt der Jüngere — Der Siegeszug der Revolution — Robespierre — Dumouriez und Coburg — Die Schlacht bei Neerwinden — Die Preußen erobern Mainz zurück — Der Stellungskrieg in der Pfalz — Pichegru und Hoche — Würmser und Braunschweig — Der Fall Toulons — Der Konvent und die Koalition — Die Schlacht bei Fleurus — Möllendorf, Blücher und Hohenlohe in der Pfalz — Der Rückzug der Alliierten über den Rhein — Der Verlust des linken Rheinufers — Preußen wendet sich nach Osten —
Der Basler Friede



Leichten Herzens gab Frankreich im Jahre 1763 sein Kolonialreich hin. „Nous avons perdu quelques arpents de neige au Canada“, schrieb der Spötter Voltaire. Die Stellung, die Frankreich in Europa behauptete, erlaubte dem glänzendsten Vertreter des französischen Geistes in tränenfeliger Zeit diesen frivolen Ausspruch. Der Verzicht wurde aber nicht als endgültig betrachtet. Die Pompadour, die im Jahre 1764 starb, hatte in dem Pariser Frieden mit vollem Recht nur einen Waffenstillstand im Kriege Frankreichs mit England erblickt.

Wann der Kampf entbrannte, wußte niemand, aber Frankreich traf ohne Säumen alle diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zur Erneuerung des Krieges, den es im Besitze der Rheinlinie ruhig wagen konnte, wenn es sich innerlich gekräftigt hatte. Das besiegte Frankreich stellte damit ein Beispiel nationaler Politik auf, während England noch nicht daran dachte, daß es gezwungen werden könnte, seine Vorherrschaft auf dem Meere und seine Zukunft noch einmal gegen die Epigonen Ludwigs XIV. zu verteidigen.

Frankreich hatte den ersten Schachzug gegen England schon getan, bevor es den Pariser Frieden schloß. Choiseul trat den Spaniern am 2. November 1762 in einem Geheimvertrag Louisiana mit New Orleans ab, angeblich um Spanien für den Verlust Floridas zu entschädigen, in Wirklichkeit, weil Spanien und England dadurch in Nordamerika zu feindlichen Nachbarn und die Krone Spanien genötigt wurde, sich an Frankreich anzulehnen. Als England sich, wie nach jedem glücklichen Kriege, eifrig auf die Geschäfte warf, um die Aufrichtung der kommerziellen Weltmonarchie zu betreiben und über der Entwicklung des nationalen Handels die politische Tatkraft vergaß, gewann Frankreich Zeit, die Wiederherstellung seiner politischen Führerschaft durch Mehrung seiner Klientel und durch die Knüpfung neuer Beziehungen vorzubereiten. Es suchte am Rhein, im Mittelmeer, im Orient, im Norden und jenseits der Meere Freunde und Bundesgenossen und ließ sich weder durch die Zerrüttung seiner Finanzen, noch durch die Schwächung des autoritären Königtums, noch durch die Zersetzung der Gesellschaft hindern, seine Machtpolitik mit nationalem Ehrgeiz zu erfüllen. Das tief in der Vergangenheit

wurzelnde, immer auf die Zukunft bedachte, aber jeden Augenblick voll und rücksichtslos auskostende Volk fand bald den Weg zu neuen Zielen.

Als König Stanislaus Leszczyński im Jahre 1766 starb und Lothringen zur französischen Provinz wurde, waren Kanada, Louisiana und Indien verschmerzt. Um dieselbe Zeit schuf Gribeaumont die bespannte französische Feldartillerie, die Frankreich während eines halben Jahrhunderts auf den Schlachtfeldern Europas den Vorsprung im Massenfeuer sicherte. Auch die Kriegsflotte entstand aus ihrer Verwahrlosung.

Als Lord Bute den Friedensvertrag vor dem Unterhause verteidigt hatte, war William Pitt ihm mit den Worten entgegengetreten: „Ihr laßt Frankreich die Mittel, seine Marine wiederherzustellen.“ Dieser knappe Satz barg die Ahnung kommenden Unheils und ein Stück Wahrheit. Wenige Jahre später hielt Frankreich mit 82 Linienschiffen, 70 Fregatten, 47 000 Matrosen, 20 000 Kanonieren und 8000 Geschützen die hohe See. Im Jahre 1768 händigte diese Flotte die Insel Korsika, die die Genuesen an Frankreich verkauft hatten, und zeigte die Flagge vor Tunis, am Nil und vor den Dardanellen. Das Mittelmeer geriet unter die Herrschaft des Lilienbanners, der Felsen von Gibraltar lag vereinsamt. Frankreichs Fregatten jagten die Galeeren der nordafrikanischen Raubstaaten. Choiseul unterließ die Eroberung Tunesiens nur, weil er die ottomanische Freundschaft nicht gefährden wollte. Das gute Einvernehmen Frankreichs mit der hohen Pforte war ihm wichtiger als der Besitz der afrikanischen Küste.

Nachdem Frankreich seine Verbindung mit Spanien und Neapel gefestigt, die Freundschaft mit Polen, Rußland und der Türkei trotz der darin liegenden Antithese erneuert, beträchtlichen Einfluß auf die unruhigen Neu-Englandstaaten gewonnen und seine Klientel am Rhein vermehrt hatte, fühlte es sich wieder stark genug, seine Politik auf die Macht der Waffen und seine politischen Bündnisse zu stützen. Die Ereignisse wollten ihm wohl. Im Jahre 1768 bestieg ein Prinz des sächsischen Kurhauses, Clemens Wenzeslaus von Sachsen, als Schützling Frankreichs den geistlichen Thron des Erzbistums Trier. Vergebens suchte der Kurfürst von Mainz die Wahl zu verhindern, vergebens erhob England gegen die Rührung des Prinzen beim Trierer Domkapitel offenen Einspruch, der Prinz wurde gewählt. Das Trierer Land, der Moselcouloir, Koblenz und die Festung Ehrenbreitstein verschwanden im Schatten der französischen Krone.

Als Choiseul im Jahre 1770 von der Gräfin Dubarry, der letzten Favoritin des weiblich verflachten Königs Ludwigs XV., gestürzt wurde, war Frankreichs außenpolitisches „Retablissement“ auf guten Wegen, der programmatische Brief der Pompadour nahezu erfüllt.

Die Ereignisse begannen sich zu drängen. Ein großer überseeischer Konflikt spielte Frankreich die entscheidende Karte in die Hand.

Als Englands Verwaltungs- und Zollpolitik die amerikanischen Kolonien zum Aufstand stachelte und die „Söhne der Freiheit“ sich in Boston erhoben, weil England den Zeezoll ermäßigte und dadurch den Seeschmuggel lähmte, der die Quelle des Reichtums der Bostoner Kaufleute bildete, machte Frankreich sich zur Unterstützung des amerikanischen Aufstandes bereit. Dagegen hütete Frankreich sich, im Jahre 1773 bei der ersten Teilung Polens Partei zu ergreifen und ließ die schwerverdauliche Beute den Rivalen Rußland, Österreich und Preußen, die dadurch vom Westen abgezogen wurden.

Als die erste Teilung Polens beschlossen ward und Friedrich II. Westpreußen, Österreich Galizien und Rußland das Land östlich der Dina und der Dnjeprlinie gewann, geriet Preußen in den Bann des polnischen Problems, der es an der Weichsel fesselte, während im Westen neue Wetterwolken aufstiegen. Katharina II. ließ es nicht bei der polnischen Politik. Sie richtete den Blick auf den Bosporus, legte ihren Enkeln die herausfordernden Namen Alexander und Konstantin bei und stützte das sagenhafte Testament Peters des Großen durch diese symbolische Namensgebung um ihren Anspruch auf Konstantinopel zu erhärten. Der Kampf um die Meerengen — das antipolare Problem des Kampfes um den Rhein — trat in eine neue Phase.

Der Kampf um den Rhein schien ausgekämpft, obwohl Frankreich seine nationale Grenze noch nicht überall an den Strom vorgerückt hatte und vorläufig das Klientelverhältnis gelten ließ, der Kampf um die Dardanellen, der im Jahre 1453 beendet schien, erhob sich aufs neue zu welthistorischer Größe.

Als Ludwig XV., der einst Vielgeliebte, im Jahre 1774, von seinem Volke verflucht, eines elenden Todes starb, verließen die französischen Genieoffiziere, die den Türken in ihrem Kampfe mit Rußland beigegeben hatten, die von ihnen verteidigten türkischen Festungen und eilten nach Versailles, um zur Stelle zu sein, wenn Frankreich den Rachekrieg gegen England entfesselte. Amerika bot dazu willkommene Gelegenheit.

Im Frühling 1776 erschien Sileas Deane aus Massachusetts in Paris, um Frankreichs Beistand zu erlangen. Die Handelsrebellion wandelte sich zum Befreiungskrieg. Als die Staaten am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit verkündeten, wurde Frankreichs hilfreiche Hand hinter den Kulissen sichtbar. Am 6. Februar 1778 schlossen die Revolutionäre ein Bündnis mit der Krone Frankreich. Kurz darauf entbrannte der offene Rachekrieg.

Frankreich ging nicht um der Freiheit der Amerikaner willen in den Kampf, sondern suchte „Revanche“ für 1763. Der Royalismus wurde durch die Verührung mit den amerikanischen Freiheitskämpfern geschwächt, der französische Staat aber fand im Zusammengehen mit Washington, Jefferson und Franklin gegen die „britische Tyrannei“ die ersehnte Gelegenheit an England Rache zu nehmen. Und wiederum wiederholte sich die Historie von der Verwicklung eines englisch-französischen Kolonialkrieges, einer weltpolitischen Auseinandersetzung beider Machtstaaten mit einem deutschen Binnenkrieg.

Joseph II. griff nach dem Tode Mar. III. Josephs von Bayern, des letzten Sprößlings der kaiserlichen Linie des Hauses Wittelsbach, gestützt auf verrottete Pergamente, nach Niederbayern. Als Preußen Einspruch erhob, forderte Joseph, daß die Hohenzollern auf das Erbrecht an Ansbach und Bayreuth verzichteten. Geschehe das, so werde er Niederbayern herausgeben. Da machte Friedrich der Große mobil und rückte mit zwei Armeen von zusammen 213 000 Streikern über die mährische und die böhmische Grenze. Die Österreicher erwarteten die Preußen bei Königgrätz auf der inneren Linie, ohne gegen eine der beiden getrennt marschierenden Armeen auszufallen. Die Schlacht bei Königgrätz blieb ungeschlagen. Rußland und Frankreich vermittelten den Frieden, der dem unblutigen Kriege im Mai 1779 ein Ende setzte. Frankreich hielt sich zum erstenmal auf dem Festland zurück, um seine Kräfte in Amerika gegen England zusammenzufassen und verzichtete darauf, den Feind in Hannover aufzusuchen. Die deutsche Wage klirrte ins Gleichgewicht zurück, aber in beiden Schalen häufte sich der Saß zu einer endgültigen Auseinandersetzung Preußens und Österreichs. Friedrichs Wille überstrahlte kalt und klar die josephitische Turbulenz.

Das Spiel am Rhein nahm inzwischen seinen Fortgang. Als im Jahre 1782 ein Bruder des Kaisers Joseph II. die Wittelsbacher aus dem Besitze Kurkölns verdrängte, forderte Frankreich von ihm die Fortsetzung der frankophilen Politik und fand williges Gehör. Die verhüllte Schutzherrschaft, die Frankreich seit dem 17. Jahrhundert über die rheinischen Vorlande ausübte, erstreckte sich um diese Zeit über hundertfünfzig selbständige Herrschaften und Territorien.

Unterdessen rang England mit seinen abtrünnigen Kolonien und mit den bourbonischen Mächten Frankreich und Spanien in Amerika und auf den Meeren, ohne die alte Überlegenheit zurückzugewinnen. Als die französische Flotte wieder streitbar auf hoher See erschien, die Spanier Gibraltar bedrohten, die amerikanisch-französischen Armeen die britischen Landtruppen schlugen und die Ausübung des rücksichtslos geübten Seebeute-

rechts den bedrängten Engländern die Feindschaft Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Hollands zuzog, schien eine machtpolitische Umwälzung von welthervorgender Größe bevorzustehen. England überwand die furchtbare Stunde, indem es überall angriff, wo der Gegner schwächer war, alle Niederlagen stoisch ertrug und sich der Emanzipation seiner alten Kolonien nicht mehr widersetzte, als es erkannte, daß der Kampf seine Kräfte verzehrte und daß nicht der Territorialbesitz und dessen merkantilistische Ausbeutung, sondern die Überlegenheit des eigenen Handels und der eigenen Industrie und die Herrschaft über die Meere Britanniens Suprematie verbürgten.

Der Frieden, der am 3. September 1783 zwischen Frankreich und England geschlossen wurde, brachte Frankreich nur einige afrikanische Kolonien und die Fischerbänke von Neufundland wieder, aber seine Flotte hatte sich im Mittelmeer, im Kanal, an der amerikanischen Küste und in den indischen Meeren unter wehender Flagge geschlagen und sogar einen Augenblick mit einer Landung auf Irland gedroht.

England war geschwächt, obwohl Frankreich nur mit halber Kraft gekämpft hatte. Hannover war unangegriffen geblieben; weder in Flandern noch im Stromgebiet des Rheins waren die Gegner aufeinander getroffen. England schied verwundet und gewarnt aus dem Kriege, der an seinen Grundfesten gerüttelt hatte.

So rächte sich der Abfall Lord Butes und König Georgs III. von Friedrich dem Großen, der sich zwar nicht als Englands Vegen im britischen Interesse hatte gebrauchen lassen, aber den Welfen gleichwohl Hannover und den Briten das Festlandsglück gerettet hatte.

England war im Jahre 1762 und im Jahre 1783 das Opfer eines tragischen Irrtums geworden. Es erkannte nicht, daß es Frankreich am Rhein entgegentreten mußte, wenn es dem Ausbreitungsdrang, dem eingeborenen Machtwillen und dem politischen Rachebedürfnis des französischen Volkes den Schemel entziehen wollte, auf dem es zur Vorherrschaft emporgestiegen war. Nur ein Frankreich, das unangefochten am Rhein stand, war fähig, sich gegen das Inselreich zu wenden und Englands Weltgeltung zu bestreiten.

Der königliche Philosoph von Sanssouci, der sein Lebenswerk vollendet sah, als er die strahlenden Augen schloß, hatte sich nach der Eroberung Schlesiens und der Behauptung seiner fürstlichen Vormachtstellung von diesem Kampf geschieden. Er ging am 17. August 1786 als Einsamer aus der Welt. Und es schien, als hätte diese Welt nur auf seinen Tod gewartet, um sich gegen den aufgeklärten Despotismus aufzulehnen und die Freiheit des Individuums und das Recht der Nationen auf die Selbstbestimmung ihres Schicksals in einer ungeheuren Umwälzung zu suchen, die

auf eine Weile alle Kämpfe um Grenzen und Interessensphären begraben sollte. Frankreich, das nicht mehr die Kraft besaß, die inneren Spannungen durch einen Wiederaufbau vernichteter Volksrechte zu lösen, aber geistig so weit vorgeschritten war, daß die Entwicklung gewaltsam zur Explosion drängte, stand vor der Revolution.

Das Ansehen der französischen Krone war durch die Erfolge, die Frankreichs Waffen im Bunde mit den Neuengländern gegen Albion davon getragen hatten, nur auf kurze Zeit gefestigt worden. Die Zerrüttung der französischen Staatsfinanzen band Frankreich im entscheidenden Augenblick die Hände und raubte den Ratgebern Ludwigs XVI. die Möglichkeit, die inneren Spannungen nach außen abzulenken.

Die Allianz, die Frankreich mit Österreich, dem Heimatlande der Königin Marie Antoinette, verknüpfte, half der Regierung nicht aus der Zwangslage, sondern erwies sich selbst als drückende Fessel.

Als die Niederlande im Jahre 1787 in eine Bewegung eintraten, die die alten Gegensätze zwischen den Provinzialstaaten und der Erbstatthaltertschaft der Oranier wieder erwachen sah, als Joseph II. den Barrierevertrag zerbrach und Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der von unberechenbaren Impulsen getriebene Nachfolger Friedrichs des Großen, in Holland einmarschierte, um für die Oranier Partei zu nehmen und den Aufstand der „Patrioten“ niederzuwerfen, war Frankreich nicht imstande, sein volles Gewicht in die Waagschale zu werfen.

England, Preußen und Holland schlossen sich zu einer Tripelallianz zusammen, schlugen den Aufstand in den freien Niederlanden nieder und boten Frankreich und Österreich vor den Scheldetoren Halt. Frankreich mied den Austrag des Konflikts, der Kaiser aber geriet in einen bösen Zwist mit seinen eigenen Untertanen und sah sich in Brüssel bald von einer Freiheitsbewegung bedroht, die den autoritären Reformversuchen der Krone die Selbstbestimmung des Volkes entgegensetzte und nach Abschüttelung des österreichischen Joches strebte. Es war die Geburtsstunde des belgischen Nationalgefühls.

Auch England war nicht fähig sich tiefer in den belgisch-niederländischen Streit zu mischen. König Georg III. war dem Wahnsinn verfallen und William Pitt, des großen Vaters größerer Sohn, sah sich dadurch gezwungen, das britische Staatsschiff in ruhiges Fahrwasser zu steuern. Frankreich war zum erstenmal in einem gegebenen geschichtlichen Augenblick nicht in der Lage, nach den Umständen zu handeln und seine Grenzen an den Kanal zu rücken.

England gab sich mit dieser Selbstbescheidung des Erbfeindes zufrieden. Solange die freien Niederlande britischem Einfluß gehorchten und Frank-

reich nicht aus der Scheldespforte hervorbrach, um das flandrische Glacis zu erobern, wie es einst aus den Argonnenpässen und der Burgunder Pforte herausgetreten war, um das Elsaß an sich zu reißen und den Boulevard am Oberrhein zu gewinnen, wurde Albion nicht von gebieterischen britischen Interessen ins Feld gerufen, obwohl die Erkenntnis Boden gewann, daß die Eroberung des Elsaßes durch Frankreich den Anstoß zu der ganzen kontinentalen, wenn nicht gar zur planetaren Unruhe gegeben hatte.

Der Einmarsch der Preußen in Holland, die am 10. August 1787 durch das Leydener Thor in Amsterdam eingerückt und nach der Wiedereinsetzung des letzten Oraniers in seine Rechte ohne Entgelt an den Rhein zurückgekehrt waren, störte Englands Kreise nicht. Der jüngere Pitt wußte Preußens Freundschaft besser zu schätzen als Lord Bute, aber der Sohn Chatham's überschätzte die Bindung Frankreichs durch die Revolution.

Die Fesselung Frankreichs währte nur wenige Jahre. Die Revolution brauste zwar auf Riesenfittichen einher und schlang das ganze innere Leben der Nation in sich hinein, um es in furchtbaren Wehen neu zu gebären, aber sie verzichtete zu keiner Stunde auf Auseinandersetzungen mit den ringsum gelagerten Mächten. Frankreich war nie weniger dem Krieg abgeneigt als in den Tagen, da es die Menschenrechte verkündete und zuerst den Absolutismus, dann die Monarchie zerstörte, um der Interessengemeinschaft der Dynastien die Ideengemeinschaft der Völker gegenüberzustellen. Der Drang nach dem Rhein erwachte auf der Schwelle der Revolution zu neuem unbezähmbarem Leben.

Das geschichtliche Verhängnis verknüpfte die Abschaffung der Abels- und Pfaffenvorrechte, die in der „mystischen Nacht“ des 4. August 1789 verkündet wurde, mit einem Eingriff in die Rechte der deutschen Reichsstände, die auf dem linken Rheinufer angesessen waren und ihre Autonomie keiner „Réunion“ unterworfen hatten. Württemberg allein nannte zwischen der Burgunder Pforte und Schlettstadt noch zehn Herrschaften, darunter Mömpelgard und Rappoltsweiler, mit etwa neunzig Orten sein eigen. Geistliches deutsches Gut lag weithin zerstreut an den Hängen der Vogesen. Aber der Einspruch der deutschen Stände verhallte ungehört. Weder die wohlgesetzten Einwände der einzelnen Herren noch die starke Sprache des Reichstags vermochten die revolutionäre Flut zu beschwören, die über das linksrheinische Land hinwegbrauste, die längst verlorenen Enklaven des Reiches im Elsaß verschüttete und schließlich auch das eidgenössische Mülhausen in Frankreichs Arme zwang.

Österreich und Preußen waren nicht von Anfang an der Revolution willens, sich in den Streit zu mischen, der Frankreich zerfleischte. Sie lagen im Orient verstrickt, während in Frankreich um die Aufstellung der poli-

tischen Grundgesetze gerungen wurde. Joseph II. und Katharina II. bekriegten im Jahre 1789 die Osmanen und besetzten nach hartem Kampf Bessarabien, die Moldau und die Walachei. Als Friedrich Wilhelm II. in seltsamer Verkenntnis politischer Zweckmäßigkeiten die friederizianische Armee zu einer bewaffneten Demonstration aufbot, um im Osten aufzutreten und ein Äquivalent in Polen forderte, falls Österreich und Rußland türkischen Besitz heimtrügen, wurden Preußen und Österreich vollends vom Rhein abgelenkt. Die Wolke eines preußisch-österreichischen Krieges stieg über den östlichen Horizont. Aber es war keine elementare Entladung, sondern nur ein Kabinettsgewitter, das prahlend an der mährischen Grenze heraufzog, während im Westen ein Weltbrand loderte.

Der Tod Josephs erleichterte Österreich die Beschwörung der Gefahr und befreite es aus der Verwirrung, in die es durch die impulsive Betätigung des Reformkaisers gestürzt worden war. Dem Nachfolger Josephs, seinem Bruder Leopold II., waren nur zwei Regierungsjahre beschieden, aber sie genügten dem klugen Monarchen, Österreichs Stellung innen und außen zu festigen und der Politik des Donaureiches eine gewisse Stetigkeit zu verleihen. Er drängte Preußen durch belanglose Zugeständnisse zurück, schloß mit der Türkei Frieden, leitete den Schriftwechsel, den das Reich wegen der Verletzung souveräner und feudaler Rechte im Elsaß und der Aufnahme französischer Emigranten in den Rheinlanden mit Frankreich führte, in würdiger Weise, ohne sich zum Krieg fortreißen zu lassen, und suchte zugleich als echter Habsburger den Preußenkönig, die Französische Revolution und alles, was ihm feindlich oder freundlich gegenübertrat, zur Förderung habsburgischer Hausinteressen zu benutzen. Die erste Orientkrisis verpuffte wie eine Petarde. Friedrich Wilhelm errang einen Scheinerfolg, indem er der Türkei dazu verhalf, mit Österreich und Rußland Frieden zu machen, zog aber selbst keinen Vorteil daraus und sah sich schließlich veranlaßt, mit Österreich eine Allianz zu schließen, um sich der Drohung von Westen zu erwehren, die im Jahre 1791 schon gebieterisch an die Tore klopfte. Seine demonstrative Politik trug ihm überall Mißtrauen, nirgends Freundschaft ein und brachte ihn in den Ruf eines kriegerisch gesinnten Königs, den der schwärmerische, im Okkultismus befangene, von schönen Frauen und intrigierenden Hofministern umgebene Monarch mitnichten verdiente.

Während die Kabinette von Berlin, Wien und Petersburg mit der Türkei beschäftigt waren und im Kampfe um die Dardanellen zum erstenmal die Idee vom europäischen Gleichgewicht auf der Ostseite des Kontinents lebendig wurde, war die Französische Revolution

von der sozialen Umwälzung zur nationalen Erneuerung fortgeschritten. Die Revolution begann den alten Machtwillen mit den Idealen der Menschheitsbeglückung zu verbinden und zu einem Phänomen zu gestalten, das in nie geschauter Glut und Größe aus Blutbädern und Verbrüderungsstaumel über Europa emporstieg.

Diese Wandlung hatte sich im Laufe von wenigen Jahren mit überwältigender Geschwindigkeit vollzogen.

Am 11. Mai 1774 hatte Ludwig XVI., der Gemahl Marie Antoinettes, den Thron bestiegen, im Jahre 1777 war Necker zum Finanzreformminister berufen und 1781, im Geburtsjahre des Dauphin, wieder entlassen worden. Von 1783 bis 1787 hatte der Hof unter der Geschäftsführung Calonnes von Anleihen verschwenderisch gelebt und der „Hochzeit des Figaro“ Beifall geklatscht, und am 22. Februar 1787 war eine Notabelnversammlung einberufen worden, die über sechs Finanzvorlagen beraten und beschließen sollte. Am 3. Mai 1788 verkündete das Pariser Provinzialparlament im Gegensatz zur Notabelnversammlung die Grundgesetze einer französischen Verfassung, die ein konstitutionelles Königtum anerkannten, am 2. Mai 1789 kamen 1214 gewählte Vertreter des geistlichen, des adeligen und des bürgerlichen Standes auf den Ruf des Königs in Versailles zusammen, um eine öffentliche Staatsreform vorzunehmen.

Am 5. Mai wurde die Session dieser Generalstände eröffnet, am 17. Juni riß der dritte Stand die Macht an sich und nahm den Titel Nationalversammlung für sich in Anspruch. Am 27. Juni wich der König dem Begehren der angemessenen Gewalt, befahl dem Adel und der Geistlichkeit, sich mit dem dritten Stand zu vereinigen, und unterwarf sich löblich, indem er die an Stelle der Reform getretene Revolution als Begründerin staatsbürgerlicher Freiheiten anerkannte und ihr dadurch mehr Autorität verlieh, als er selbst je befehlen. Am 13. Juli verkündete die Nationalversammlung auf Antrag des in Amerika zu Ansehen gelangten Generals Grafen von Lafayette die Errichtung der Nationalgarden, am Tage darauf, dem 14. Juli 1789, stürmte das Volk die zum Symbol der Tyrannei erkorene Bastille. Drei Tage später steckte Ludwig die dreifarbige Kokarde an. Am 4. August verzichteten die privilegierten Stände auf ihre Vorrechte, am 6. Oktober wurde die königliche Familie durch einen Volksaufbruch gezwungen, in den Tuilerien Aufenthalt zu nehmen und unter Aufsicht gestellt. Im Juni des Jahres 1790 war Frankreich in eine konstitutionelle Monarchie verwandelt, in der Religionsfreiheit herrschte, das Kirchengut eingezogen und das allgemeine Wahlrecht verkündet war und alle Adelsitel und Wappen zer schlagen lagen. Eine adelige Massen-

flucht ergoß sich über die Vendée, die rheinischen Lande und die englische Küste. Die „Ideen von 1789“ hatten gesiegt.

Als Ludwig XVI. am 14. Juli 1790 die Verfassung beschwor, die die Basis der Souveränität ins Volk verlegte, schien alles erledigt, die Revolution zur großen Verfassungsreform geabelt. Europa blickte staunend und von Sympathien erregt auf die Bewegung, deren grüne Symbole, die Freiheitssäule, auf fremdem Boden nachgeahmt und freudig umtanzt wurden.

Da starb am 2. April 1791 der Mann, der, zwischen Volk und Hof stehend, die Revolution in das künstliche Bett der Verfassungsreform gebannt hatte. Mirabeaus Tod riß die Schleusen auf, durch die sich die gestaute Flut mit ungeheurer Gewalt über die Ufer wälzte. Der König wurde am 18. April auf dem Wege zur Beichte angehalten und zur Rückkehr ins Schloß gezwungen, und suchte nun, durch den geübten Zwang aufs empfindlichste verletzt, die Hilfe seiner Brüder und der Fürsten Europas zu erlangen. Marie Antoinette, die die leichtsinnigen Tage von Trianon und ihre Spitzen, Bänder und Edelsteine längst vergessen hatte und nun eine Alder Maria Theresias in sich schlagen fühlte, rief den Beistand ihres Bruders Leopold an, die Emigranten warben am Hofe Kurtriers, in Schweden, Rußland und Preußen um bewaffnete Unterstützung. Am 20. Juni 1791 flüchtete die königliche Familie nach Meß, um die Truppen des Meßer Standlagers gegen Paris zu führen, am 25. Juni kehrte sie, in Varennes erkannt und angehalten, gefangen nach Paris zurück.

Am 6. Juli 1791 erließ Leopold II. zu Padua die Aufforderung an alle Souveräne Europas, Ludwigs Sache zu der ihrigen zu machen, am 27. August schloß Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die friedenszerstörende Tradition verlassend, zu Pillnitz mit Leopold ein Bündnis, um die Revolution einzudämmen, und gab dem Grafen von Artois die Versicherung, daß die Verbündeten sich Ludwigs annähmen. Als der Bruder Ludwigs die als Defensivallianz gedachte Pillnitzer Konvention in Koblenz als Offensivbündnis darstellte, Raunig in Wien, Bischofswerder in Berlin die sterile Kabinettspolitik fortsetzten, während in Paris die Köpfe sich in großen Ideenkämpfen entzündeten, schied sich die Welt in Reaktion und Revolution.

Da beschwor Ludwig XVI. die Katastrophe noch einmal, indem er sich öffentlich von seinen Brüdern lossagte und am 14. September 1791 die in der Nationalversammlung festgestellte Verfassung verkündete. Die verfassunggebende Versammlung wurde geschlossen, die gesetzgebende trat zusammen. Die Revolution schien beendet. Sie stockte wie erstarrte Lava,

bis der König sein Veto gegen die Emigranten- und Priestergesetze einlegte und die Masse dadurch aufs neue in Fluß brachte. Die Girondisten bemächtigten sich der Gewalt, traten ins Ministerium und erneuerten Frankreichs aktive Politik nach außen. Ludwig sah sich gezwungen, dem Kurfürsten von Trier den Krieg zu erklären.

Die Revolutionäre Roland und Dumouriez, die das girondistische Ministerium leiteten, wurden zu Trägern der politischen Überlieferung, die sich plötzlich unverfehrt aus der chaotisch wogenden Masse neuer Ideen und den Wehen innerer Neugestaltung erhob. Frankreich nahm seine äußere Politik wieder auf, trat am 18. März 1792 vor den „König von Ungarn“ und fragte Franz II. — Leopold war am 1. März gestorben — ob er sich von allen Verträgen lösen wolle, die gegen die Unabhängigkeit, Sicherheit und Souveränität der französischen Nation gerichtet seien, und ob er bereit sei, in Frieden und Freundschaft mit Frankreich zu leben. Die Forderung wurde von einem königlichen Ministerium gestellt und von König Ludwig XVI., dem konstitutionell gewordenen Staatsoberhaupt Frankreichs, zu der seinen gemacht. Die französische Note erklärte in drohendem Tone, daß man offenbar darauf ausgehe, eine stolze und freie Nation zu erniedrigen, einzuschüchtern und hinzuhalten, bis alle Vorbereitungen zum Angriff fertig seien.

Österreich antwortete am 4. April, wenn man von ihm verlange, daß es sich entwaffne und seine Vereinbarungen mit den anderen Mächten auflöse, so müsse Frankreich zuvor die durch die Revolution auf dem linken Ufer des Rheins geschädigten deutschen Reichsstände befriedigen und im Innern Einrichtungen treffen, die der Regierung hinlängliche Macht verliehen, alles zu unterdrücken, was die anderen Staaten beunruhigen könnte.

Frankreich wies diese Antwort von der Schwelle. Der König begab sich, seinen Ministern gehorsam, in die Nationalversammlung und stellte verfassungsgemäß den Antrag auf die Erklärung des Krieges „an den König Franz von Böhmen und Ungarn“. Der Antrag wurde kaum besprochen, noch weniger geprüft, sondern von der freiheitsstrunkenen Versammlung mit lautem Jubel aufgenommen und der Krieg einhellig beschlossen.

Frankreich suchte den Krieg um der Propaganda der revolutionären Idee willen, die ungestüm nach außen drängte, und die Girondisten hofften dadurch ihr wankendes Ansehen im Kampf mit den Jakobinern zu befestigen.

Die feudalen Mächte konnten dem Unsinnen nicht weichen, ohne sich selbst preiszugeben.

Die Kriegsbotschaft fand nur in Koblenz, dem Hauptquartier der Emigranten, jauchzenden Widerhall. Beide Lager, das revolutionäre

Frankreich und das legitimistische Frankreich, gingen jubelnd in den Kampf. In beiden wallte dasselbe Blut, in beiden wohnte der Angriffsg Geist des beweglichsten politischen Volkes des alten Kontinents.

Österreich und Preußen rückten ohne Begeisterung aus. Mochten Franz II. und Friedrich Wilhelm II. auch von dem „Kreuzzug“ schwärmen, den der Engländer Edmund Burke, einst ein Vorkämpfer der amerikanischen Freiheitsrechte, im Jahre 1790 in seinen „Betrachtungen über die Französische Revolution“ voller Inbrunst gepredigt hatte, ihre Völker empfanden den Zwang zu diesem Kriege nicht. Die Intelligenz hatte den „Ideen von 1789“ nicht umsonst gehuldigt. In Deutschland schwärmten die edelsten Geister für die Menschenrechte und die Freiheit des Individuums. Die Staaten, die in der alten Ordnung gebunden lagen, waren nicht in der moralischen Lage, diesen Krieg als einen Ideenkampf auszutragen. Die Könige, die Kabinette und ihre Armeen zogen zu Felde, die Völker waren nicht mit ihnen. Sie spürten den Flügelschlag der neuen Zeit und horchten schauernd, sehnend, im Innersten ergriffen auf die Runde, die ihnen der Sturmwind aus dem Westen zutrug.

Während Preußen und Österreich marschierten, hielt Katharina II. sich lauernnd im Hintergrund. Die Semiramis des Nordens hatte die Höfe zu Berlin und Wien zum Kriege angetrieben, war aber entschlossen, selbst keinen Mann an den Rhein zu senden, sondern die Abkehr Preußens und Österreichs vom Osten zu benützen, um die Grenzen des russischen Reiches gegen Westen und Süden zu erweitern. Katharinas Absage lähmte Preußens und Österreichs Schwungkraft und ermutigte das revolutionäre Frankreich zu tatkräftigem Vorgehen.

Frankreichs rheinische Klientel zitterte, als Dumouriez sie an ihre Vassallität mahnte. Die Stände Kurköln, Kurmainz und Kurtrier, die, von französischen Emigranten überflutet, sich kaum noch frei bewegen konnten und die Invasion der Sansculotten noch mehr fürchteten als die zuchtlosen Horden, die der Graf von Artois und der Prinz von Rohan bei Koblenz und Mainz sammelten, wurden des Krieges nicht froh. Selbst der Kurfürst von Bayern geriet in üble Lage, als Dumouriez ihn drohend fragte, ob er der Koalition beigetreten sei und ihm erklärte, wenn dem so wäre, würden die pfälzischen Lande mit derselben Feindseligkeit behandelt wie die des Königs von Böhmen. Die Drohung bedurfte keiner Deutung. Die Schatten Melacs und Montclaers wandelten über die Bühne.

Die französische Staatskunst blieb dem ererbten Grundsatz treu, den Krieg scheinbar nicht gegen das Reich, sondern nur gegen Österreich zu richten und sich dadurch abermals das Ansehen zu geben, als stünde es in Frankreichs Belieben, als Bürge des Westfälischen Friedens die Reichs-

stände zu bekriegen oder mit ihnen nach eigener Machtvollkommenheit zu verfahren. Ob Richelieu, Mazarin, Fleury, Choiseul namens der absolutistischen Könige oder der Revolutionär Dumouriez namens der „stolzen und freien Nation“ handelten, die Sprache blieb dieselbe, der Machtwille ungebrochen, die Drohung mit Feuer und Schwert ungeschwächt. Die Tatsache, daß 20 000 Franzosen auf der Gegenseite fochten und das deutsche Feldlager mit lautem prahlerischem Wesen erfüllten, nahm der französischen Rheinpolitik kein Atom ihrer Kraft, obwohl Frankreich im Jahre 1792 noch nicht zur Eroberung des Rheins, sondern erst zur Errettung des Vaterlandes aufrief.

Der erste Revolutionskrieg begann. Der Rhein wurde zur großen Bewegungslinie, das linksseitige Stromgebiet zum Kriegstheater, Straßburg und Lille, die wichtigsten Eroberungen Ludwigs XIV., zu strategischen Polen neuer, auf alten Grundlagen aufgebauter Feldzüge.

Die revolutionäre Regierung beschloß den Krieg sofort über die Grenzen zu tragen und ihre Truppen in fremdem Lande kämpfen und haufen zu lassen. Sie sorgte sich nicht darum, ob das Heer durch den Austritt Tausender von adeligen Offizieren und die Verschlagung der Manneszucht gelitten hatte, fragte weder nach der Zahl der Streiter noch nach ihrer Ausrüstung, noch nach Magazinen, sondern entwarf einen Kriegsplan, der selbstherrlich über Mittel, Raum und Zeit verfügte. Es galt die Österreicher aus den Niederlanden zu fegen, ehe die schwerfällige Koalition sich in Bewegung setzte, und die französischen Armeen durch das Maastal und den Moselcouloir über den Rhein zu wälzen.

Die Revolution, die sich bis auf diesen Tag im engen Zirkel bewegt hatte und immer noch eine gewisse Kontinuität erkennen ließ, war dank der Nachgiebigkeit des Königs in den Besitz der Machtmittel des Staates gelangt und verfügte über sämtliche Streitkräfte des Landes. Als Frankreich Österreich den Krieg erklärte, standen drei Armeen gen Norden, Nordosten und Osten am Oberlauf der Schelde, an der Maas und am Oberrhein aufmarschiert. Sie waren schwach an Streitern und ungenügend ausgerüstet, aber sie standen um die armierten Festungen Lille, Valenciennes, Metz und Straßburg in starken Ausfallstellungen und konnten dem weither von der Donau und der Elbe anrückenden Feinde den strategischen Vorteil abgewinnen und nach Belieben schlagen.

Dumouriez vertraute die Führung der Rheinarmee dem Marschall Luckner, übergab die Moselarmee dem General Lafayette und die Nordarmee dem Marschall Rochambeau. Paris wälzte sich in revolutionären Parteikämpfen — Frankreich marschierte. Die revolutionäre Regierung sandte der Nordarmee Befehl, die Österreicher anzugreifen,

befahl La Fayette, von Metz nach Sedan zu rücken und Rochambeaus rechte Flanke durch einen Begleitangriff zu decken und wies Lückner an, bei Straßburg stehen zu bleiben, um den Strom zu schützen und den Offensivarmeen als Generalreserve zu dienen. Der Operationsplan sah also eine weitausholende Schwenkung um den rechten Flügel vor, die Lückner an die Stelle heftete, La Fayette zu verkürztem und Rochambeau zu ungeheuer gestrecktem Vormarsch zwang. Rochambeau erhielt zum Zwecke engerer Verbindung mit dem Zentrum die Befugnis, La Fayette Befehle zu erteilen und die Moselarmee nach Bedürfnis zu lenken, blieb aber selbst vom Kriegskabinett Dumouriez' abhängig.

Da die österreichischen Niederlande nur schwach verteidigt waren und von revolutionären Sympathien widerhallten, glaubten die Pariser Machthaber an einen leichten Sieg. Sie suchten die Widerstandslinie der Alliierten nicht an der Sambre, sondern am Niederrhein und sahen ihre Armeen schon mit geschultertem Gewehr in Brüssel einziehen.

Die französische Waffenmacht, die damals zur Verteidigung der Errungenschaften der Revolution im Namen der Nation zum Kampf aufgerufen wurde, war noch die alte französische Armee, focht noch wie diese nach alten, in dreißigjähriger Friedenszeit verknöcherten Vorschriften und wußte noch nichts von neuer Taktik. Auch die Strategie folgte noch der Überlieferung friderizianischer Zeit. Die Armeen Rochambeau und La Fayette standen nicht zu geschlossenem Vormarsch geballt, sondern lagen in einem Rordon auseinandergezogen und wurden in Einzellkolonnen in Bewegung gesetzt. Rochambeau befahl La Fayette mit 25 000 Mann von Sedan über Givet auf Namur vorzurücken, sandte das Korps Biron mit 10 000 Bajonetten von Valenciennes gen Mons, das 3000 Mann starke Korps Dillon von Tournai gegen die Eys und Karly mit 1500 Mann von Düinkirchen auf Furnes. Rochambeau rückte nicht mit einem Speiß, sondern mit einem Rechen aus, als könnte er die Kaiserlichen wie gemähtes Gras zusammenkehren. Trotz dieser Verzettlung der Kräfte bot der Angriff Ausichten auf Erfolg, denn der österreichische Oberbefehlshaber in den Niederlanden, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, besaß kaum 20 000 Mann, um die Belgier im Saume zu halten und dem Ansturm der Franzosen zu begegnen.

Am 29. April überschritten die französischen Kolonnen die Grenze. La Fayette ging auf dem rechten Flügel an der Maas vor, drängte österreichische Posten zurück und näherte sich Namur. Karly erreichte am äußersten linken Flügel unbelästigt Furnes. Die Mittelkolonnen gerieten an den Feind. Biron wurde bei Zennappes von 5000 Österreichern in die Flucht geschlagen und die Kolonne Dillon stob schon beim Anritt einer

Handvoll feindlicher Husaren auseinander. Das Korps Dillon stürzte halt- und zuchtlos rückwärts, schrie „Verrat“, schlug auf die eigenen Offiziere an, tötete den General und warf sich nach Lille. Das Korps Biron flüchtete nach Valenciennes. Angesichts der Panik im Zentrum gab es auch auf den Flügeln kein Halten mehr. Karly und Lafayette machten kehrt und retteten sich in ihre alten Lager. Der Überraschungsfeldzug endete mit einer schimpflichen Retirade. Hätte der Herzog von Sachsen die Verwegenheit besessen, den Feind mit geschwungenem Säbel und aufgepflanztem Bajonett zu verfolgen, so wäre die Woge bis unter die Mauern von Paris zurückgerollt.

Der Ausgang des Dreitagefeldzuges zeigte, wie tief die Verfehlung in der Armee gediehen war, die seit drei Jahren vom Feueratem der Revolution ergriffen und versengt worden war. Nationalfranzosen und Soldtruppen hatten auf dem Marsfeld, in den königlichen Gärten und auf dem Pariser Pflaster Feste gefeiert, gekämpft, gemeutert, gehungert und getanzt, in den Garnisonen und in den Standlagern des Ostens ihre Offiziere verjagt, die Rückstände ihres Solbes mit dem Bajonett eingetrieben und heute den König, morgen die Nation und das Gesetz hochleben lassen. Königsgrenadiere und Nationalgarden hatten aufeinander geschossen, ganze Garnisonen waren gegeneinander gezogen. Andere hatten sich mit den Bürgern verbrüderet, Rüsche und Waffen getauscht. In Nancy waren Schweizer Regimenter und französische Kavallerie einander auf das grimmigste zu Leibe gegangen, in Brest hatten sich die Besatzungen der Kriegsschiffe erhoben und abwechselnd weiße und dreifarbige Fahnen gehißt. Diese Armee war zum Erliegen verurteilt, wenn sie gegen den Feind geführt wurde, solange sie noch die drei Parolen „Le roi — La loi — La nation“ in einem Atem nannte und das Vaterland nicht sinnfällig in Gefahr geriet.

Als Rochambeaus Offensive vom Feuer einiger österreichischer Delontons und den Säbelhieben einer Handvoll Husaren weggesegelt wurde, war daher nicht die alte französische Armee, sondern ihr Phantom zerstoben. Mehr war von ihr nicht mehr übrig gewesen. Ob morgen eine neue geboren wurde, wußte niemand. Eins aber war gewiß: folgten die Kaiserlichen Rochambeau nicht auf dem Fuße, ließen sie Dumouriez Zeit, die Bresche auszufüllen, so versäumten sie nicht nur den strategischen, sondern auch den politischen Augenblick, denn die Revolution stürmte immer noch auf Riesenfüßchen einher und wendete die Entwicklung Tag für Tag neu.

Die Österreicher folgten dem Feinde nicht. Sie führten den Feldzug methodisch und verloren ihn mit den noch methodischer handelnden Preußen, ehe das Jahr sich neigte.

Weder Franz II. noch Friedrich Wilhelm II. wußten, was sie taten, als sie im Sommer des Jahres 1792 in Mainz glänzende Feste hielten, statt mit den Stunden zu geizen und ihre Truppen im Geschwindmarsch gen Paris zu führen, nachdem sie sich zu Vorkämpfern der Legitimität und der Reaktion gemacht hatten.

Der Kriegsplan der Verbündeten sah einen doppelseitigen Aufmarsch vor. Über 300 000 Mann waren aufgeboten, aber nur 150 000 zur Stelle. Da Österreich im Besitz der Niederlande war, stand der rechte Flügel der in Flandern, an der Mosel und am Oberrhein aufrückenden Verbündeten in einer Stärke von 40 000 Mann in der Flanke der Franzosen. Aber man verzichtete darauf, die Folgerung aus dieser Aufstellung und der Niederlage Rochambeaus zu ziehen, und trat nicht mit der Hauptkraft den Marsch auf Lille an, um in die Herzgrube Frankreichs einzubrechen, sondern folgte dem Rate des Grafen von Artois und beschloß mit 70 000 Mann durch das Moseltal auf Metz zu marschieren, um bei Verdun die Maas zu überschreiten und durch die Ardennen und die Champagne auf Paris rücken. Am Oberrhein wurden nur 30 000 Mann aufgestellt, um die linke Flanke zu decken. Der Plan forderte rasches, rücksichtsloses Handeln mit geballter, schlagfertiger Masse. Er widersprach daher — seltsam genug — dem Geiste der vernünftigen methodischen Kriegsführung der friederizianischen Epigonen, aber er war nicht unausführbar, wenn die Zerrüttung der französischen Wehrkraft sich mit der Sehnsucht nach der Wiederkehr der alten Zustände paarte und die französische Bevölkerung die zurückkehrenden Bourbonnenprinzen und ihre gepuderten Cavaliers mit dem Enthusiasmus empfing, von dem die Emigranten träumten und künbeten. Der Marsch nach Paris erschien ihnen im Lichte einer militärischen Promenade.

Deshalb ließ man sich Zeit. Kaiser Franz II. wurde am 14. Juli 1792, am Jahrestag des Bastillesturmes, zu Frankfurt gekrönt und in den Mauern des goldenen Mainz ein Fürstentongreß gehalten, der die Stadt mit feudalem Glanz erfüllte und den Krieg mit romantischem Schimmer umgab. Gefälschte Erinnerungen an die Zeit der Kreuzzüge umgaukelten die Monarchen.

Als das Mainzer Feuerwerk abgebrannt war, entwand sich der Feldzug den Plänen, die man in Sanssouci verabredet hatte, wurde der Marsch nach Paris zum Kriegsvormarsch.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Neffe des Siegers von Arefeld und Minden, der einst als Prinz so stürmisch gefochten und die Preußen im Jahre 1787 nach Amsterdam geführt hatte, war zum Oberbefehlshaber der Angriffsarmee berufen. Er hatte als General Friedrichs des Großen etwas von dem Fluidum des Großen

Königs in sich gespürt und in Westfalen keine Schlacht gescheut. Aber damals war keine politische Sorge an ihn herangetreten. Jetzt lag die Last der Jahre auf ihm, bedrängten ihn hundert Ratgeber, fühlte er sich als Mitglied des Rabinettsrcates eines sprunghaft handelnden, von weiblichen Einflüssen bewegten Monarchen unfrei, sah er sich gezwungen einen Feldzug ins Blaue zu unternehmen, der weder seiner militärischen Überzeugung noch seiner Begabung entsprach. Er wußte, daß Preußen sich einen ergentrischen Krieg im Westen aufgeladen hatte, der es an der Marne zu fesseln drohte, während Katharina von Rußland die Weichsel überschritt, um die neugegründete Machstellung des preußischen Staates zwischen der Weichsel und der Oder zu zerstören. Preußen geriet in die Gefahr eines Zweifrontenkrieges, der die friderizianische Armee auf entlegenen Schauplätzen zu verstricken und wie eine von ihrem Nährboden gerissene Flamme zu verzehren drohte. Das war kein Feldzug nach seinem Sinn. Aber er mußte marschieren. Der romantische Sinn des Königs ließ sich nicht von dem erträumten Marsch auf Paris ablenken, obwohl das preußische Staatskabinett bereits völlig von den Vorgängen im Osten in Anspruch genommen war.

Friedrich Wilhelm hielt daran fest, König Ludwig XVI. aus den Händen der Sansculotten zu befreien. Er begab sich nach dem Abschied von Kaiser Franz ins schwelgerische Hauptquartier der Emigranten nach Koblenz, die ihm mit Entzücken entgegenkamen, sein Ohr mit Tiraden über den sicheren Triumph des Absolutismus betäubten und den Mangel ihrer eigenen Rüstung bei dem Anblick der mit eiserner Ruhe aufmarschierenden preußischen Bataillone vergaßen.

Spöttisch blickte der Herzog von Braunschweig aus klugen Greisen-
augen auf die französischen Herren, die den Preußenkönig mit Ratschlägen beflürmten und raschen Vormarsch auf Paris forderten. Aber er trat nicht aus seiner Skepsis heraus. Er besaß nicht mehr die Kraft, sich das Ohr der Majestät zu sichern und den König für eine vorsichtiger Kriegführung zu gewinnen und seinen eigenen Plan — Stehenbleiben an der Maas — durchzusetzen. So zog er halben Herzens an der Spitze der sorgsam konservierten friderizianischen Armee ins Feld, Preußens militärische Macht in einem abenteuerlichen Feldzug aufs Spiel zu setzen, während Katharina sich an Polen sättigte, Oesterreich ersichtlich geneigt war, Preußen die Last des Kampfes aufzubürden und England, auf seine insularen und transoceanischen Interessen bedacht, sich klüglich beiseite hielt.

Frankreich hatte die Frist, die ihm nach der flandrischen Flucht gelassen worden war, nach Kräften ausgenützt, sich aufs neue zu wappnen. Die mißlungene Offensive entpuppte sich jetzt, dank der Pedanterie der Allirten,

als glückliche politische Einleitung eines alles umkehrenden Krieges. Dumouriez, der „Machiavelli“ seiner Partei, hatte sich im Glauben gewiegt, daß Preußen neutral bleiben werde, und den Krieg aus diesem Grunde nicht ernst genommen. Nun mußte er auf Tod und Leben fechten. Aber Frankreich erschien jetzt als der Ungegriffene und spielte in dieser Rolle.

Als Friedrich Wilhelm die preussische Armee in Bewegung setzte und der Name „Brunswick“ die Erinnerung an die Schrecken des Siebenjährigen Krieges heraufbeschwor, riefen die Girondisten die Nation zur Verteidigung des Vaterlandes auf. Sie verschütteten den gescheiterten Angriffszug in den Niederlanden unter einer Flut von Manifesten, Zeitungsblättern, Proklamationen und Reden, die den Krieg als einen Verteidigungskrieg und die preussisch-österreichische Gegenoffensive als Überfall auf Frankreich erscheinen ließen. Zum erstenmal tat die Druckerpresse größere Wirkung als eine Kanonade, erwies sich die Propaganda des bedruckten Papiers als Kriegsmittel, wurde die öffentliche Meinung durch eine gefärbte Darstellung dauernd gewonnen und ein Volk durch die Kraft der Suggestion politisch beeinflusst und militärisch gestärkt.

Als die preussische Armee noch in ihren heimischen Quartieren lag, füllten sich die Lager in Nordfrankreich schon mit „Freiwilligen“, die von den Girondisten aus Paris abgeschoben wurden. Dumouriez ordnete auch die Befehlsverhältnisse neu. Rochambeau wurde abgesetzt, Biron zum Führer der Rheinarmee ernannt und der Eisenfresser Lüdner zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt. Lafayette, der auf die Kunde vom Ausbruch der Pöbelherrschaft nach Paris geeilt war, sah sich der Fahnenflucht geziehen und floh zu den Österreichern.

Als der Herzog von Braunschweig sich durch die Einflüsterungen des geheimen Gesandten Ludwigs XVI., Mallet du Pan, verleiten ließ, von Koblenz aus eine Rundgebung zu veröffentlichen, die die nichtswürdigen Demokraten, die Jakobiner und Paris mit völliger Vernichtung bedrohte, lieferte er der französischen Kriegspropaganda und der Revolution neue Waffen. Die Erinnerung an das Kriegsmanifest Maximilians im Schweizerkrieg steigt herauf. Die Pariser erhoben sich, die Klubs verlangten die Abschaffung des Königtums, die Girondisten wurden gezwungen, die Macht mit den Jakobinern zu teilen, der Pöbel errichtete die Herrschaft der Straße.

Am 10. August stürmte das Volk die Tuilerien. Die Schweizergarde tat ihre beschworene Pflicht und verteidigte den König, bis Ludwig XVI. sich in den Schutz der gesetzgebenden Versammlung begab, die sofort

die Aufhebung der königlichen Gewalt und die Einsetzung des Nationalkonvents beschloß. Die verlassenen Schweizer hielten das Schloß und wichen erst, als ein Handbillet des Königs die Einstellung des Feuers befahl. Sie haben in soldatischer Treue bei dem Bourbonenkönig ausgeharrt und fanden, von ihm preisgegeben, auf der Schwelle seines Palastes den Heldentod, der ihren Söldnerdienst in verklärendem Licht erscheinen läßt.

Am Tage, da die Roten Schweizer auf der Marmortreppe der Tuileries und in den königlichen Gärten zu sterben mußten, lagerte die Armee des Herzogs von Braunschweig bei Trier. Am 19. August, dem Tage, da Lafayette, in seinem Hauptquartier mit dem Tode bedroht, zu den Österreichern flüchtete, überschritt sie die französische Grenze. Es war ein mühseliger, vom Stocken der Kräfte zeugender Vormarsch. Wäre die Armee in Gewaltmärschen vorgebrochen, hätte sie vom Lande gelebt, aus der Hand gegessen und stehend geschlafen, so wäre sie vielleicht noch in der Champagne erschienen, ehe die gefürchteten Herbstregen niedergingen und der Feind sich zur Abwehr rüstete, so aber verlor sie den Feldzug auf dem Marsch durchs Moseltal, ohne einen Schuß zu lösen. Braunschweig führte 70 000 Preußen, Hessen und Franzosen über die Grenze und schleppte einen Troß von 30 000 Wagen und 15 000 Knechten mit sich. Troß dieses ungeheuren Fuhrwesens hungerte die Armee. Die Preußen waren ohne Mäntel ausgezogen, als ging's zu einem Exerzitium auf dem Tempelhofer Feld, die Hessen warteten umsonst auf das von den Österreichern versprochene Pulver, die zügellosen Emigranten hausten im Moseltal wie ihre Ahnen einst in Feindesland. Am 20. August erschienen die Preußen vor Longwy. Stafetten meldeten den Anmarsch des österreichischen Korps Clerfayt, das von Namur auf Givet rückte. Ein zweites Korps kaiserlicher Truppen marschierte in der linken Flanke auf Diedenhofen. Als das Felsenneß Longwy schon am dritten Tage die Zugbrücke herabließ, frohlockten die Offiziere der Alliierten über den leichten Erfolg. Der Feldzug wurde nach aller Voraussicht wirklich zu einer Promenade. Aber dieser Spaziergang erfreute sich keines schönen Wetters. Kalter Regen stürzte herab und verschlammte die Wege, der Troß blieb stecken, die Kanonen versanken, die Truppe fror. Hungernde Soldaten brachen plündernd in Obstgärten und Weinberge und küßten Hunger und Wetter mit bössartiger Dysenterie.

Am 29. August rückten die Alliierten vor Verdun, umschlossen die Stadt und nahmen sie am 2. September ein. Der Kommandant schloß sich eine Kugel vor den Kopf. Troß dieser Erfolge blickte der Herzog von Braunschweig düster, denn in seiner linken Flanke mühten sich die Österreicher vergebens um das tapfer verteidigte Diedenhofen, um ihn her war die Bevölkerung feindlich gesinnt, aus Polen kam aufregende

Runde, im eigenen Hauptquartier ging der König von Preußen unruhig aus und ein und in Paris befestigte sich die Revolution. Das konstitutionelle Königtum Ludwigs XVI. war im Temple untergegangen und die Franzosen strömten zu den Fahnen, um den Eindringling zu bekämpfen. Die Frauen schreckten die Kinder mit dem Ruf: „Der Braunschweig kommt,“ die Männer lernten die Marseillaise singen, die Kapitän Rouget de l'Isle in seinem Standort Straßburg für die Marseiller Pitenträger gedichtet hatte, als sie zur Rettung der Revolution gen Paris aufgebrochen waren. Jetzt wurde der gegen die bourbonische Tyrannei gerichtete, leidenschaftliche Dithyrambus zum Vaterlandsgefang der Nation.

Die Emigranten, die von jubelndem Empfang geträumt, sahen sich nirgends mit Begeisterung empfangen. Sie kamen nicht nur mit fremden Waffen, sondern auch mit verrotteten Ansprüchen. Die Aufteilung der verlassenen Latifundien und der Güter der toten Hand an das gemeine Volk hatten die dadurch entstandene Bauernschaft im Widerstand gegen die alte Herrschaft bestärkt und machte aus ihr die zuverlässigste Stütze der Revolution im Kampf mit den Bourbonen und dem feudalistischen Europa. Der ganze Aspekt des Feldzuges war verändert, der „Kreuzzug“ wurde zu einem Kriege Preußens und Österreichs mit Frankreichs Macht.

Der Herzog von Braunschweig zögerte angesichts dieser Vorzeichen die Maas zu überschreiten. Die politischen Verhältnisse, Jahreszeit, Witterung und Krankenstand mahnten ihn zur Vorsicht. Immer noch schlug schwerer Regen herab, immer grundloser wurden die Wege, immer stärker wütete die Ruhr. Bewaffnete Bauern schossen auf die Marschkolonnen, hinter dem nebelverhangenen Argonner Wald bewegte sich unsichtbarer Feind. Aber es galt einen Entschluß zu fassen. Man mußte sich rasch entscheiden, ob man stehenbleiben oder mit geballter Masse in rücksichtslosem Angriff ins Seinebecken durchbrechen wollte. Ein Kriegsrat jagte den anderen. Der König schwankte, von wechselnden Einflüssen hin und her gezogen, der Herzog riet zum Bleiben. Ferdinand sah sich zwischen Sedan und Diederhofen eingeklemmt, wußte, daß bei Metz ein Korps der Rheinarmee unter dem Befehle Kellermanns eingetroffen und Dumouriez als Nachfolger Lafayette's von Givet nach Grandpré gerückt war. Die Argonnenpässe schienen besetzt, die Naturfestung des alten Königreiches an dieser Stelle wohl verschlossen. Der Vorstoß aus der Mitte drohte in einer Pointe ohne Flankenanlehnung zu enden. Da die Österreicher weder vor der Disepforte, noch vor der Zaberner Steige, noch vor der Burgunder Pforte erschienen waren, kämpften die Franzosen unbesorgt um Umfassung oder Umgehung hinter der Maas rückensfrei, auf die Marne und die Mosel zugleich basiert, mit frontal anrückendem Feind.

Ehe man im Hauptquartier zu Verdun zu einem Entschluß gelangte, handelte der Franzose. Dumouriez gewann die Pässe von Grandpré und Les Islettes und Kellermann marschierte von Metz nach Commercy und zog sich an Dumouriez heran. Dumouriez schwur, die Argonnen, „Frankreichs Thermopylen“, wie Leonidas zu verteidigen.

Da siegte im Lager der Verbündeten der Entschluß zum Angriff. Friedrich Wilhelm brachte es nicht über sich, Ludwig XVI. seinem Schicksal zu überlassen und befahl den Vormarsch. Die Bewegung vollzog sich unter Flüchen und Seufzern und neuen Marschverlusten, aber vom Feinde ungestört. Tausende von Kranken blieben zurück, Tausende schliefen mit der Pein im Leibe in den hungernden Kolonnen. Die Emigranten verließen die Reihen und ergaben sich dem Marodieren. Am 11. September tauchten Preußen, Sachsen und Hessen, kaum 45 000 Mann, in den regentriefenden Wald. Der König saß immer noch statlich zu Pferde, Herzöge und Fürsten um sich her. Im Gefolge des Herzogs Karl August von Weimar ritt kühl beobachtend, ganz der Betrachtung hingegeben, Johann Wolfgang Goethe.

Trotz aller Not gebiet die methodisch geregelte Bewegung. Am 12. September reichte der Führer des rechten Flügels, General von Ralldreuth, den Österreichern Clerfayts bei Stenay die Hand. Am Tage darauf umfaßten beide Dumouriez' Pafstellung in der linken Flanke, schlugen seinen Angriff ab und zwangen ihn, Grandpré zu räumen. Am 15. September überfielen preussische Husaren die Franzosen bei Dommartin und jagten einige tausend Mann in wilde Flucht. Aufgelöste Nationalgarden liefen bis Ste. Menehould. Mit Mühe hielt Dumouriez die Flucht seiner Truppen am Ausgang des Waldgebirges auf. Die Thermopylen waren umgangen. Die Bedächtigkeit des Herzogs von Braunschweig und Dumouriez' Standhaftigkeit retteten die Franzosen vor völligem Zusammenbruch. Die Preußen säumten zwei Tage, um sich mit Brot zu versehen, und rückten dann auf grundlosen Waldwegen gen Maiffes. Als sie, kaum 40 000 Mann stark, aus den Schluchten hervortraten, standen Dumouriez und Kellermann nahezu vereinigt, an 60 000 Mann stark, zwischen der Bionne und der Aisne auf und hinter der Erdwelle von Balmy mit verkehrter Front aufmarschiert.

Goethe schrieb am 18. September in sein Tagebuch: „Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von Ste. Menehould, die Fronte gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmédy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns

jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte."

Unter dumpfem Druck rückte die Armee zwischen in Brand gesteckten Dörfern und verlassenen Gehöften südwärts. Eine Schlacht tat ihr mehr not als umständliches Manövrieren. Noch fühlte sie sich unbezwingbar, noch war sie unbezwungen. Nur die Elemente lagen mit ihr im Kampf.

Die Preußen gewannen in langsamem Vormarsch die Straße von Châlons, überschritten die Pappelzeile, die sich fern im Nebelgrau verlor, und schwenkten halblinks gegen den Feind ein. Ordnungsgemäß, aber mit unfäglicher Langsamkeit vollzog sich im versumpften, nebelverhangenen Gelände die künstliche Bewegung. Das königliche Hauptquartier hißte seine Fahne in Somme-Tourbe.

Endlich erblickte man den Feind. Kellermann hielt die Höhe von Valmy mit Geschütz besetzt und hatte seine Infanterie zu tiefen Kolonnen zusammengefaßt, damit das feuerscheue Volk sich gegenseitig den Rücken wärmte. Dumouriez stand weiter rückwärts und zog seine Truppen nach dem rechten Flügel zusammen, um die vorgeschobene Stellung des Meser Korps in der Flanke zu stützen und die Ausgänge von les Islettes und St. Mihiel zu sichern. Der 20. September dämmerte herauf.

Es war ein feuchter, von dichten Morgennebeln verhangener Tag. Die Champagne lag grau in grau unter niedrigem Himmel, weithin dehnten sich „Felder und Hügel ohne Busch und Baum“. Die preußischen Marschkolonnen kamen im feixigen Kreideschlamm kaum vom Fleck. Sprühregen schlug herab und trübte die Sicht. Austretende Kranke säumten die Marschstraßen, stecengebliebene Fuhrwerke rollten über die Böschungen.

Als Kellermann die Kolonnen aus dem Nebel tauchen sah, befahl er seiner Artillerie das Feuer zu eröffnen. Die Preußen waren zwar noch nicht in wirksamer Schußweite, aber seine Infanterie begann unruhig zu werden. Da tat laute Kanonade kräftigende Wirkung. Klatschend fielen die Stükgugeln in die Felder. Schlammgeißer sprangen auf und überschütteten Braunschweigs Stab mit Dreckspritzern. Die Preußen kümmerten sich nicht um die Einschläge und marschierten im Talgrund in Staffeln auf, um die Straße für die eigene Artillerie freizumachen. Mühsam quälten sich die Geschütze der Alliierten durch den aufgewühlten Champagnegrund. Die französischen Batterien verstärkten die Ladung und warfen Vollkugeln in die tiefer stehenden feindlichen Bataillone. Die Preußen hielten im träge rollenden Fernfeuer unbeweglich aus. Endlich waren ihre Geschütze zur Stelle, die Batterien gerichtet. Die Kanonade wurde zum Duell, aber das Gegenfeuer aus der Tiefe tat geringe Wirkung. Stunde auf Stunde ver-

ramm unter dem Brüllen der Geschütze. „Man schosß mit Kanonen völlig als wär' es Pelotonfeuer. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten. Die Erde bebte, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung.“ Als ein Duzend preussischer Vollkugeln durch die französischen Bataillonsmassen rasselten, ein paar Pulverkannen in die Luft sprangen, geriet Kellermanns Fußvolk abermals in Bewegung, aber der General ritt die Reihen ab und mahnte zum Ausharren. Die Sonne brach durch das ziehende Gewölk.

Da die preussische Infanterie Gewehr bei Fuß stehen blieb, legte sich die Unruhe wieder. Die Feuerscheu der Sansculotten verlор sich. Sie bewahrten die Ordnung und standen unbeweglich, bis der kurze Septembertag sich neigte. Vor Einbruch der Dämmerung schwoł die Kanonade noch einmal an, dann wälzten sich abstreichende Rauchschwaden mit den Abendnebeln über das verstummende Feld. Über 20 000 Kanonenschüsse waren gelöst worden, einige hundert Mann gefallen, aber die Schlacht ungeschlagen geblieben. „Es war, als wenn nichts geschehen wäre . . .“

Der Herzog von Braunschweig hatte nicht angegriffen. Er ließ sich an seiner Manövriertunst genügen, die ihn in die Flanke des Feindes geführt hatte, und wagte die geschwächte Armee nicht aufs Spiel zu setzen. Kellermann zog sich in der Nacht auf Dumouriez zurück. Die Franzosen gingen geordnet, ungedrängt mit dem Gefühl zurück, den gefürchteten Gegner im offenen Feld Aug' in Auge bestanden zu haben. Dieses Gefühl wog eine Schlacht auf. Die preussische Armee, die am Morgen „vor Begierde gebrannt“ hatte, „auf die Franzosen loszugehn,“ stand wie gelähmt auf dem leeren Feld. Sie hatte dem Feind die direkte Verbindung mit Paris abgeschnitten, aber im Lager von Chälons rückten Luckners Brigaden zum Gegenstoß zusammen, der zurückmanövrierte Dumouriez zählte 50 000 Mann, Metz, Diedenhofen und die Maasfestungen waren immer noch unbezwungen. Die Armee lagerte ohne Brot im Beutel und ohne ein Selt über dem Kopf zwischen ausgebrannten Dörfern auf der nackten Erde. Das ganze Gepäck war an der Maas liegengeblieben.

Dumouriez war in besserer Lage. Er sah sich zwar von Chälons abgeschnitten, hörte aber den Donner der unbezwungenen Festungen rollen und konnte im Falle der Not über St. Mihiel und Commercy ausweichen. Die Maaslinie, die Lothringer Hochfläche und die elsässische Boulevardstellung stützten zum erstenmal eine von Paris wegmanövrierte französische Armee mit verwandter strategischer Front gegen Osten ab.

Ferdinand von Braunschweig befand sich in schwierigerer Lage als Karl V. im Jahre 1545 vor St. Dizier. Auch Karl war durch Seuchen

und Regengüsse geschwächt und gehindert, aber Metz war noch nicht in die Hand Heinrichs II. gefallen und das Elsaß noch im deutschen Besitz. Karl hat den Vormarsch auf Paris fortgesetzt, der Herzog von Braunschweig nicht. Er ließ sich durch geheime Verhandlungen Dumouriez' hinhalten und sah die Kraft der friderizianischen Armee, die um ihren Schlachtendrang betrogen war, vollends dahinschwinden. Er konnte nicht daran denken, mit 40 oder 50 000 Mann auf Paris zu marschieren, wenn Breisach, Straßburg, Lunéville, Metz und Diedenhofen, Toul, Stenay, Montmédy, Sedan, Rocroi und die ganze nordfranzösische Festungsgruppe in Feindeshand waren, Dumouriez ihn in der Flanke begleitete, Luckner bei Châlons stand und eine Ausfallsarmee unter Custine bei Landau lauerte. Selbst wenn Dumouriez auf Metz geworfen wurde, war wenig getan, denn man war viel zu schwach, einen Festungskrieg zu führen. Die Stunde des großen Entschlusses war versäumt. Die ungeschlagene Schlacht konnte nicht mehr erneuert werden. Die Kanonade von Valmy hatte den Feldzug begraben.

Als Goethe am Abend des 20. September zu seiner Umgebung sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus,“ enthüllte er die Bedeutung des Schicksalstages, der aus einer belanglosen Kanonade eine neue Weltordnung gebär. Keine Vernichtungsschlacht hat größere Wirkungen erzeugt als die ungeschlagene Schlacht bei Valmy.

Am 30. September 1792 traten die Alliierten den Rückzug auf die Maas an. Der Kreuzzug war zu Ende. In Paris wurde die Republik ausgerufen. Die Franzosen ergriffen die Offensive. Sie glaubten, durch das Mirakel von Valmy aufgerüttelt, wieder an ihre eigene kriegerische Kraft und schufen sich eine militärische Legende von unvergänglicher Wirkung.

Die Revolution hatte gesiegt.

Als die Alliierten die Argonnen überschritten hatten, war in Paris die Guillotine aufgerichtet worden. Als die Kanonade von Valmy klang, fielen in Paris mehr Opfer unter dem Beil als in der Champagne Soldaten unter den Kugeln, aber das große „Greuelvolk“ brachte die erstarrte Welt in Bewegung und riß sie mit sich fort.

Die Kriegesfurie brach mit phantastischer Schnelle über die rheinische Kleinstaatenwelt herein.

Während die preussische Armee sich unter Verlust des stecengebliebenen Fuhrpartes nach Luxemburg zurückzog und das Korps Clerfayt nach Namur auswich, griffen die Franzosen auf den Flügeln an. Am 29. September brach die französische Rheinarmee unter der Führung Custines aus den Landauer Linien hervor und warf sich auf Speier, überrannte die

3000 Mann starke Besatzung und nahm die österreichischen Magazine weg, stieß bis Worms nach und eroberte die entblößte Pfalz. Die Kontributionen, die die Preußen an der Maas erhoben hatten, wurden von den pfälzischen Städten doppelt und dreifach zurückgefordert und zugleich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet. Der verführerische Aufruf zündete. Die revolutionären Ideen, die schon seit drei Jahren in den rheinischen Landen Aufnahme gefunden hatten, wurden durch die französische Offensive zu hellen Flammen entfacht. Sendboten der Mainzer Jakobiner erschienen in Custines Lager und luden den General zur Besetzung des Erzstiftes ein. Da weit und breit kein Feind stand, die Belagerungskorps, die vor Metz und Diedenhofen gelegen, längst nach Luxemburg abgezogen waren und die Preußen im Moseltal verschollen waren, wagte Custine den Vorstoß und erschien mit 18 000 Mann vor der großen Festung. Der Hof flüchtete, Kapitel und Adel entrannen nach Würzburg, Damit ergriff das ganze Kurfürstentum, der Kommandant, General von Gynnich, verlor die Haltung und übergab sich mit 2000 Mann Reichstruppen ohne einen Schuß zu tun. Nur ein Bataillon Österreicher verweigerte die Waffenstreckung und zog in Ehren ab. Mainz war verloren.

Custine sah sich von Freunden der Revolution empfangen, die in ihm den Bringer der Freiheit und einer neuen Zeit begrüßten. Er nützte den Erfolg, setzte über den Rhein, nahm das wehrlose Frankfurt, schlug die reiche Stadt mit zwei Millionen Livres und trieb seine Bedetten bis zur Lahn vor, wagte aber nicht seinen strategischen Vorstoß durch einen Vormarsch auf Koblenz zu krönen, um Preußen und Hessen dadurch den Rückzug auf ihre Grundlinie abzuschneiden.

Um so üppiger schoß die politische Saat in die Halme. Die Regierungen unterwarfen sich, Freiheitsbäume wuchsen aus dem eroberten Boden, Jakobinerklubs taten sich auf, revolutionäre Ausschüsse erließen schwungvolle Manifeste, Pariser und Mainzer Ideologen feierten Verbrüderungsfeiern, vom Taumel der Zeit erfaßte Frauen erschienen in Lunten mit Weinlaub im Haar auf den französischen Freiheitsbällen. Auch das Volk, das unter dem schwelgerischen Regiment der letzten Kurfürsten gelitten, jahrelang sittenlose, schmarogende Emigranten beherbergt und das frivole Treiben des französischen Adels und seiner Beschützer mit Abscheu betrachtet hatte, war den Revolutionären wohlgesinnt. Es empfing sie als Befreier, bis es mit Schauern erfuhr, daß der Franzose mit zuchtlosen Regimentern anrückte und die Lande presste und ausfog wie zu Ludwigs Zeiten. Wiederum wurden Millionen Livres eingetrieben, Scheunen und Ställe geleert, Kirchen geplündert und Dörfer unter die Füße getreten.

Der Umschlag des Glückes erschütterte die morsche deutsche Kleinwelt in allen Fugen. Bis Regensburg wirkte die Botschaft. In allen Schlössern, auf allen Fürstentümern bereitete man sich zur Flucht. Die moralpolitische Wirkung war unendlich größer als der militärische Erfolg, obwohl die Wegnahme der Mainzer Zentralstellung die Grundstellung der Alliierten mitten entzweiriß und den Franzosen wie in alten Zeiten die Mainpforte öffnete.

Da bot das Erscheinen des Vortrabs Braunschweigs an der Mosel der Ausbreitung der Rheinarmee am Hunsrück und am Taunus Halt. Am 27. Oktober trafen hessische Reiter vor Koblenz ein, kurz darauf rückte Friedrich Wilhelm II. mit den Preußen in die Stadt. Koblenz und Ehrenbreitstein waren gerettet. Eine hessische Kolonne wandte sich sofort gegen die Lahn, rückte mit preussischen Truppen vereint gegen Frankfurt und eroberte unter dem Befehle Rüchels die Stadt am 2. Dezember zurück. Weiter reichte die Kraft der Armee nicht mehr, die über die Hälfte ihres Bestandes an der Lagerseuche verloren hatte. Sie sank entkräftet nieder.

Der König verließ das ungeschlagene, aber zugrunde gerichtete Heer und eilte nach Berlin, um sich dem Osten zuzuwenden, wo Katharina die polnische Beute wegzuschleppen suchte, ehe Preußen und Österreich ihren Anteil fordern konnten.

Eustine behauptete sich unangefochten in Mainz, setzte die Werke instand und suchte den ganzen Rheingau der französischen Sache zu gewinnen, um auf beiden Seiten des Stromes französische Vasallenstaaten aufzurichten. Am 15. Dezember 1792 erließ der Nationalkonvent ein Dekret, das den französischen Generalen befahl, in allen besetzten Gebieten die Souveränität des Volkes zu verkünden und die feudalen Privilegien zu vernichten. Das Dekret hob alle Staatsgewalt auf, legte Beschlagnahme auf alle Güter, die dem Fiskus, den alten Regierungen oder „ihren Anhängern und Trabanten“ gehörten, schrieb neue Kontributionen aus und befahl die Einsetzung von Volksbeauftragten, die dem neuen Zustand terroristisch Bahn brachen. Gleichzeitig erklärte der Konvent, daß die französische Nation jedes Volk als feindlich betrachte, das die ihm von Frankreich angebotene Freiheit und Gleichheit nicht annehmen werde.

Um dieselbe Zeit gipfelte der Gegenangriff des französischen linken Flügels in der Eroberung der Niederlande und dem Erscheinen Dumouriez' am Niederrhein. Die Österreicher küßten ihre schwache Rüstung in den Niederlanden mit dem Verlust der ganzen Provinz. Sie waren auf die Runde von der Kanonade bei Valmy auf Mons zurückgegangen. Hier lagen sie, 40 000 Mann stark, im offenen Felde verschanzt und erwarteten ergeben den Angriff Dumouriez'. Die Festungen, die Spanien

einst sorgsam unterhalten hatte, waren geschleift oder dem Verfall preisgegeben, der Barrierenvertrag von Joseph II. zerrissen. Namur, Tournai, Menin, Ypern und Furnes schreckten die Franzosen nicht mehr. So blieb der Ausgang des Feldzuges auf eine Schlacht im freien Felde gestellt.

Dumouriez sammelte 80 000 Mann in den Lagern von Givet, Maubeuge, Valenciennes und Lille und schritt auf der ganzen Linie zum Angriff. Er zersplitterte seinen Aufmarsch und führte den Hauptstoß von Valenciennes auf Mons gegen die österreichische Front, statt mit geballter Masse von Givet auf Namur zu rücken, dem Feind in die innere Flanke zu fallen und ihn an die Küste zu werfen, seine Übermacht war jedoch so groß, daß er dem Herzog von Sachsen und dem zu Hilfe eilenden Clerfayt trotzdem das Schwert auf die Brust setzen konnte. Er traf bei Jemappes auf den verschanzten Feind und fiel ihn am 6. November mit doppelter Übermacht an. Die Österreicher standen zwischen den Orten Quaragnion und Sipy an der Brüsseler Straße und hielten die Dörfer Jemappes und Cuèmes vor ihrer Front mit starken Kräften besetzt. Dumouriez beschloß die Stellung aus schwerem Geschütz und sandte dann seine Infanterie in dicken Kolonnen zum Angriff auf den rechten Flügel und das Zentrum des Feindes. Die Österreicher schlugen den Angriff ab, wagten aber im Bewußtsein ihrer Schwäche nicht zum Gegenstoß überzugehen, sahen sich noch einmal beschossen, zum zweitenmal angegriffen und wurden des Feindes nicht mehr Herr. Der Angriff fraß sich in die dünnen österreichischen Linien und biß sich darin fest. Jemappes wurde umfaßt und nach heftigem Kampfe gestürmt und das österreichische Zentrum in den Bachgrund geworfen, der sich dicht hinter der Infanteriestellung hinzog. Als die Franzosen zur Umfassung des linken Flügels ausholten, der die Brüsseler Straße deckte, blies der Herzog zum Rückzug. Es war der erste Sieg der Revolutionsarmee im offenen Felde.

Der erschütterte Verteidiger wich und gab dem Feinde angesichts der revolutionären Erhebung der Belgier nach dieser Niederlage Flandern, Brabant und den Hennegau preis. Namur, Brüssel und Antwerpen öffneten den Befreiern die Tore. Der umsichtige Clerfayt rettete die Trümmer der österreichischen Armee über die Dyle, die Maas und die Roer an den Rhein. Dumouriez folgte ihm auf dem Fuß, nahm Lüttich und erschien am 15. Dezember vor den Ardennenschluchten.

Als die Franzosen vor Aachen anlangten, erklärte der Nationalkonvent das Vaterland außer Gefahr.

Am 21. September 1792 wurde in Paris die Republik ausgerufen, am 21. Januar 1793 fiel Ludwigs Haupt unter der Guillotine.

Die Eroberung der Pfalz und der Niederlande rechtfertigten die stolze Erklärung des Nationalkonvents. Doch damit war es nicht getan. Die Franzosen, die zu Beginn der Revolution den Grundsatz aufgestellt hatten, daß für die äußere Abgrenzung der Staaten die Nationalität maßgebend sei, besannen sich auf das „Recht der Eroberungen“, schwärmten von dem alten unteilbaren Gallien und forderten jetzt gebieterisch den Rhein als Grenze. Die Menschenrechte wurden vor den Prunkwagen Ludwigs XIV. gespannt und zogen die französische Staatskarosse triumphierend über die Grenzen. In ihrem nationalen Empfinden geschwächte Mainzer Ideologen, denen Georg Forster, der Sohn einer englischen Mutter, seine Führung lieh, liefen mit Beifallsrufen hinter den Rädern.

Der neue Kampf um den Rhein trat in der Verhüllung eines großen Ideenkampfes auf. Es schien, als käme der Franzose als Bringer der Freiheit und Träger weltbürgerlicher Gefühle, aber die Maske fiel bald. Wohl zog der demokratische Gedanke mit ihm ein, wohl kämpfte das revolutionäre, von Terror geschüttelte Frankreich jenseits seiner Grenzen für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber es gestand der deutschen Demokratie diese Ideale nur in französischer Auffassung und unter dem Banner der Tricolore zu. Es streckte die Hand nach dem Rhein aus, um ihn zu besitzen, und befreite die Völker, um sie zu beherrschen. Die zwingende französische „Liberté“ wußte nichts von duldsamer deutscher „Libertät“.

Dumouriez hatte schon im März 1792 die Alpen und den Rhein als „Frankreichs natürliche Grenzen“ bezeichnet und die feudalistische Begründung, die die Kronjuristen Philipps des Schönen, Heinrichs II. und Ludwigs XIV. diesem Anspruch auf den Weg gegeben hatten, durch naturrechtliche Philosophismen gestützt. Jetzt machte der Konvent sich den klassischen Leitsatz der französischen Rheinpolitik zu eigen. Am 31. Januar und am 13. Februar 1793 erhoben Danton und Lazare Carnot ihre Stimme für die natürlichen Grenzen Rhein, Alpen und Pyrenäen, und am 30. März beschloß der Konvent durch lauten Zuruf die Einverleibung des Mainzer Gebiets in die französische Republik. Die Revolution schöpfte daraus neue Kraft und wahrte damit zugleich alte Überlieferungen.

Das Haupt Ludwigs XVI. war am 21. Januar auf dem Blutgerüst gefallen, aber die Republik trat unbekümmert in die Stapfen seiner Ahnen. Die revolutionäre Bezeichnung des Bourbonenkönigs als Louis Capet gewinnt in diesem Sinn symbolische Bedeutung. Der französische Eroberungsdrang war kein absolutistisches Privilegium, haßte nicht am Throne, nicht an der Dynastie, sondern lebte im Volke und wirkte im französischen

Staatsideal, wie dieses auch beschaffen sein mochte, ungebrochen fort. Der Franzose griff von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder nach dem umkämpfsten Strom der Erde, um am Rhein die Herrschaft über den Kontinent zu gewinnen und seinen Schatten auf die britischen Inseln zu werfen.

Die politische Offensive der französischen Republik fand in Deutschland, dem Objekte dieser Politik, keinen wirksamen Widerstand.

In den deutschen Fürsten schlug damals keine Ader für den Rhein. Der König von Preußen und der König von Böhmen und Ungarn, die für Ludwig XVI. und gegen die Revolution ins Feld gezogen waren, sahen sich zu ihrem tiefsten Mißvergnügen in einen uferlosen Krieg mit Frankreich verwickelt. Aber sie konnten ihn noch nicht beenden, denn die Republik war zu keinem Frieden willig. Sie hielt sich im Besitz der Scheldemündungen und des Mainzer Zentralgebiets für stark genug, ihre Herrschaftsgewalt über alles Land links des Rheins auszudehnen und rief neue Armeen unter die Waffen. Des Reiches Not schrie zum Himmel, des Reiches Ohnmacht und Zerrissenheit klagte die Deutschen selbst an. Noch einmal raffte sich das Gespenst des Reichstags, das zu Regensburg umging, zur Verkündung des Reichskrieges „wider das räuberische Frankreich“ auf, aber die Kriegserklärung fiel in taube Ohren. Ihr fehlte der nationale Widerhall in einer Zeit, die, von neuen Ideen trunken, des Zusammenhangs dieses Kampfes mit der Vergangenheit vergaß und keine Zukunft kannte. „Die französische Masse“ wälzte sich nach flüchtigem Rückstau wie glühende Lava über die Lande am Rhein.

Da trat England in den Riß. Nicht um die Revolution zu dämpfen, der Burke mit schwächlichen geistigen Waffen entgegengetreten war, sondern um der Staatsraison, um des britischen Interesses willen erhob Albion sich wider die eine und unteilbare Republik, die das britische Festlands glacis überrannt hatte.

William Pitt nahm zwar die Hinrichtung des Königs, der gleich dem Stuart das Schafott bestiegen hatte, zum Anlaß, der französischen Republik am 1. Februar 1793 die Anerkennung zu verweigern und die Beziehungen zu Frankreich abzubrechen, folgte aber nicht antirevolutionären, sondern lediglich staatspolitischen Tendenzen. Der Konvent antwortete mit der Kriegserklärung an England und Holland. Pitt hob den Handschuh auf. Der britische Staatsmann wußte, was er tat. Er handelte, weil der Franzose das belgische Glacis erobert hatte, die Scheldemündung und die Kanalküste beherrschte, Holland bedrohte und am Rhein die Vorherrschaft Europas zum drittenmal anzutreten gedachte. Es war der große entscheidende Augenblick im Riesenkampfe um

die Neugestaltung Europas, nachdem die Kanonade von Valmy verhallt war.

Als der Konvent die Briten zum Kampfe forderte, nahm England seinen Platz an der Spitze einer europäischen Koalition ein, um Frankreich in seine Schranken zu weisen. England erhob sich in dem Bewußtsein, daß es um seine Machtstellung ging. „Alles, was einen Rock auf dem Leib und ein Dach über dem Kopf hatte,“ stand hinter Pitt.

Das revolutionäre Frankreich, das sich bis auf diesen Tag nur mit Fürsten und Armeen geschlagen hatte — die preußische Nation war dank der Friedrich Wilhelmischen Kabinettspolitik und der Preisgabe der friezianischen Überlieferung wieder zu einem unmündigen Untertanenverband erstarrt —, sah die erste Nation zum Kampf antreten.

Der Kampf um das europäische Gleichgewicht wuchs in neue Verhältnisse und in veränderte Gestalt. England hatte sich ausgeruht und den Abfall der Vereinigten Staaten überwunden. Aber Frankreich war stärker als zuvor, obwohl seine militärische Rüstung und seine staatliche Geschlossenheit geringer waren als zur Zeit Ludwigs XIV. und seine Finanzmacht in der Papierflut der Assignaten untergegangen war. Es trank aus anderen Quellen. Es focht unter der Tricolore, die die Sauberworte „liberté, égalité, fraternité“ in ihren Falten trug, erschien als Ränderin der neuen Zeit, führte den Eroberungskrieg als Ideenkrieg, schickte seine Heere auf systematische Kontributionen aus und schöpfte daraus ungeahnte Kräfte.

Die französische Republik hatte im Jahre 1792 gegen Österreich, Preußen und Sardinien gefochten, im Norden die Niederlande, die Pfalz und Mainz erobert, im Süden Nizza und Savoyen besetzt und ihre Geschwader gen Neapel entsandt. Ein Versuch, die Insel Sardinien zu erobern, war mißlungen, aber das Erscheinen der französischen Flotte auf hoher See hatte Englands Blick für die Gefahr geschärft, die es im Jahre 1793 in den Kampf rief. Die Eroberung der Herrschaft Nizza und Savoyens wurde durch die Einverleibung beider Länder in die französische Republik gekrönt. Die Westalpengrenze war in vollem Ausmaß erreicht. Schon wandte sich Frankreichs Propaganda lockend und drohend gegen die Schweiz. Quell- und Mündungsgebiet des Rheins waren vom Einbruch der französischen Masse bedroht. Es schien, als triebe der Kampf um den Rhein der letzten Entscheidung zu.

Frankreich bot im Jahre 1793 500 000 Mann auf und erschien mit 270 000 im Felde, die Koalition stellte 375 000 Streiter. Englische, preußische, hannoversche, österreichische, holländische, portugiesische, päpstliche Truppen und spärliches Reichsvolk rückten gegen Frankreich aus.

Von den Großen fehlte nur Rußland. Katharina gab ihren Beifall zu erkennen, zog aber die Verspeisung der polnischen Beute dem Kampfe mit den Sansculotten vor. Das gereichte der Koalition zum Anheil, denn die Zarin nahm dadurch Preußen und Oesterreich abermals die Lust zum vollen Einfaß ihrer Kräfte am Rhein. So zog denn außer Rußland, Scandinavien, der Schweiz, der Türkei und den Republiken Genua und Venedig ganz Europa wider die Republik aus, die sich zu gleicher Zeit eines royalistischen Aufstandes der Vendée und girondistischer Unruhen im Süden zu erwehren hatte und in blutigen Parteikämpfen ihre eigenen Kinder verschlang.

Das tyrannische Gestirn Robespierres und die Guillotine beherrschten Paris. Die Entwicklung überschlug sich in ungebändigten Schwingungen. Erst wandelte die Göttin der Vernunft durch die Straßen der Stadt, dann feierte das „höchste Wesen“ seine Auferstehung. Tausende von Gesezen erstanden in Kraft und Tausende von Menschen wurden geköpft. Die Jakobiner des Berges ertränkten den Abfall des girondistischen Südens im Blut, bis auch ihre Stunde schlug und Robespierre selbst das schauerliche Gerüst bestieg.

Während das am Herde der Revolution geschah, fochten die republikanischen Armeen in den Niederlanden, am Rhein, in Italien und am Fuß der Pyrenäen mit wechselndem Glück, stellte sich die Flotte, zum drittenmal aus der Verwahrlosung erstehend, den Briten an der bretonischen Küste zum Kampf.

Frankreich führte den Krieg als Angriffskrieg und kam seinen Gegnern im Anstoß zuvor.

Dumouriez brach schon im Februar gegen Holland vor und rückte drohend gen Seeland. Die holländischen Festungen fielen, Rotterdam und Amsterdam schienen verloren. Da warf ein Gegenstoß der Oesterreicher das schmalgetürmte Gebäude des französischen Vormarsches über den Haufen. Sie gingen unter dem Befehle des Prinzen von Coburg bei Jülich und Düren über die Roer, durchbrachen den Rordon, der Dumouriez' rechte Flanke deckte, und warfen die Franzosen über die Maas. Als im holländischen Lager ein preussisches Korps eintraf und die Engländer ein paar tausend Mann ans Land setzten, gaben die Franzosen die holländischen Eroberungen preis und wichen vor der Umfassung auf Antwerpen.

Dumouriez zog seine Streitkräfte an der Dyle zusammen und suchte das Glück durch einen entschlossenen Angriff auf die österreichische Hauptmacht zu wenden. Er warf Coburgs Vorhut von Tirlemont über die kleine Gette zurück und rückte dem Feind am 18. März auf den Leib. Die

Österreicher erwarteten den Angriff hinter dem Fluß an der Lütticher Straße bei Neerwinden. Sie vertrauten immer noch auf die Abwehrtaktik, die in Frontbefestigungen das Heil erblickte. Die Franzosen griffen mit Ungestüm an. Sie suchten den linken Flügel des Feindes zu umgehen und den Feind nach Norden zu werfen. Ihre Sturmkolonnen setzten sich auf kurze Zeit in den vorgeschobenen Stellungen der Österreicher fest und entrißen Coburg den Schlüsselpunkt Neerwinden. Dieselben Regimenter, die vor einem Jahr noch vor einer einzigen Salve auseinandergeritten waren, stürmten jetzt feuernde Batterien. Da ermannte sich der österreichische rechte Flügel zum Gegenangriff aus der Tiefe. Die Kavallerie setzte sich unter der Führung des jugendlichen Erzherzogs Karl in Bewegung, brach in Dumouriez' linke Flanke und jagte das Korps Miranda in Auflösung vom Schlachtfeld. Als Miranda ins Laufen kam, führte Coburg Verstärkungen gegen Neerwinden vor und schlug Dumouriez aus allen eroberten Stellungen heraus. Der Revolutionsgeneral wich über die Gette und erkannte zu seinem Schrecken — in Paris wartete das Fallbeil auf unglückliche Feldherrn —, daß er nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug verloren hatte. Die jungen Soldaten, die so keck zum Angriff geschritten waren, verloren im Unglück die Haltung und desertierten in hellen Haufen. Als Dumouriez am dritten Tage nach der Schlacht seine Streiter zählte, besaß er kaum noch 20 000 Mann. Da entschloß sich der vielgewandte, strupellose Führer, der für seinen Kopf fürchten mochte, zu geheimen Verhandlungen mit dem Feinde und räumte rückwärts schreitend ganz Belgien bis zur französischen Grenze. Das Land, das die Freiheitsbringer vor einem Jahre mit Revolutionsliedern empfangen hatte, aber unter Erpressungen und Auszehrungen der republikanischen Heere und der Pariser Kommissare unsäglich gelitten hatte, erhob sich und schlug Fahnenflüchtige und Marodeure zu Hunderten tot.

Dumouriez' Versuch, mit Unterstützung des Feindes auf Paris zu ziehen, um den „Berg“ zu stürzen und die Gewalt an sich zu reißen, mißlang im Entwurf. Seine Regimenter wandten sich gegen ihn. Am 5. April floh der Sieger von Semappes ins österreichische Lager.

Die Verblündeten wußten die Gunst der Stunde wiederum nicht zu nützen und blieben abermals vor der entblößten Nordgrenze Frankreichs stehen. Statt auf Paris zu marschieren, legten sie sich vor Condé und Valenciennes. Der Konvent schrieb neue Aufgebote aus und rief Cüstine vom Rhein an die Sambre. Aber Cüstines Berufung konnte Valenciennes nicht retten. Condé und Valenciennes fielen im Laufe des Sommers in Clerfayts Hand. Da wiederholte sich ein altes Spiel. Der Herzog von

Bork, der die englisch-hannoverschen Truppen und heftige Mietvölker führte, trennte sich von den Alliierten und rückte um britischer Interessen willen vor Dünkirchen. Borks Seitensprung mißlang. Die Hannoveraner wurden bei Handschothe geworfen, die Seefeste entsezt und die Engländer unter Verlust des Belagerungsgeschüßes zum Rückzug gezwungen. Der Feldzug fiel auseinander.

Der günstige Augenblick, den Stoß ins Herz Frankreichs zu führen, war unwiederbringlich veräußt.

Auch am Rhein war der Feldzug der Verblündeten des großen Antriebs bar. Die Alliierten hatten sich zu einer Kordonaufstellung verleiten lassen und standen von Trier bis Heidelberg in weitem Bogen zerstreut. Die Franzosen hielten Mainz, die Saar und das linke Rheinufer auf der inneren Linie besetzt und ließen den Feind anlaufen. Der Angriff gelang. Die Preußen gingen am 21. März unter dem Befehle Ralcreuths bei St. Goar auf das linke Ufer des Stromes über, warfen die Franzosen über die Nahe, verdrängten sie aus der Nähe von Mainz und schlossen die Festung ein. Um die von der Saar vorrückende Entsatzarmee aufzuhalten, überschritten Österreicher, Emigranten und schwäbisches Reichsvolk, 33 000 Mann stark, unter dem Befehl des Generals Wurmsers bei Speier den Rhein und drängten den Feind über Queich und Lauter zurück. Der Führer der Franzosen, General Beaumarnais, verschanzte sich in den Weißenburger Linien und sah sich von Wurmsers im Biemwald von der besetzten Front und in der Gebirgsflanke so heftig angegriffen, daß er nicht mehr aus seinen Schanzen herauszutreten wagte. Unterdessen brachte Ralcreuth Mainz zu Fall. Die Besatzung ergab sich am 22. Juli auf freien Abzug und versprach ein Jahr lang nicht mehr im Felde zu erscheinen. Die Alliierten hatten davon keinen Gewinn, denn die Heimführung dieser 20 000 Mann rettete der Republik die Vendée. Der Nationalkonvent rächte den Fall der Festungen Valenciennes und Mainz, indem er Custine und Beaumarnais, die unglücklichen Generale der Entsatzarmeen, auf das Schafott sandte. Da das Vaterland aufs neue in Gefahr war, schrieb der Konvent gleichzeitig eine Konstriktion von 300 000 Mann aus und führte den Krieg in der Vendée als Wüstungs- und Vernichtungskrieg. Pitt versäumte die tatkräftige Unterstützung der keltischen Provinz, die die „satanische Republik“ im Namen des Kreuzes und des Königs mit fanatischem Mut bekämpfte und ihre ganze männliche Bevölkerung opferte.

Da der Fall von Mainz und Valenciennes nicht zu energischem doppelseitigem Angriff auf die französische Zentralstellung hinter der Saar und der Dife ausgenützt wurde und die Engländer sich nicht zum Begleitangriff

aus der Vendéeflanke bereitfinden ließen, erstarrte der glücklich eingeleitete Feldzug des Jahres 1793 vor den französischen Grenzen.

Die Gegner rangen in der Südpfalz in zähem Stellungskrieg um einzelne Vorteile, drehten sich im Kreise um Bergzabern und Pirmasens und hielten einander überall in Atem. Wo die Franzosen im Plänklergefecht auftraten, behaupteten sie sich gegen angreifende Infanterielinien, wo sie im offenen Felde vor die Klingen der Kavallerie gerieten, wurden sie zersprengt und niedergehauen.

Die Alliierten hatten ihre besten Feldherren an den Rhein entsandt. Der Herzog von Braunschweig stand in der Pfalz gegen die Moselarmee, Wurmser an der Lauter gegen die Rheinarmee. Beide schlugen, voneinander abgewandt, den Feind am 20. August bei Pirmasens und Lauterburg in hitzigen Gefechten, warfen den Feind aber nicht aus seinen besetzten Linien. Am 14. September erfocht Braunschweig bei Pirmasens einen Abwehrsieg über den „kleinen“ Moreau, der die Niederlage auf dem Schafott küßte, am 20. September warf Wurmser die verzweifelt stürmende Rheinarmee an der Lauter aus seinen Schanzen. Braunschweig drängte die Moselarmee nach dem Abwehrsieg im Laufe von vierzehn Tagen methodisch hinter die Saar, wandte sich dann gegen die linke Flanke der Rheinarmee und gab Wurmser dadurch den Angriff auf die Weißenburger Linien frei. Es war der erste Versuch engerer Zusammenarbeit im Lager der Alliierten. Er trug seinen Lohn in sich selbst. Wurmser erstürmte am 14. Oktober Lauterburg und Weißenburg und warf die Rheinarmee auf Sagenau. Als die Österreicher nachstießen, wichen die Franzosen über die Zorn. Die Nadel des Straßburger Münsters wuchs über den Horizont. Aber die Hoffnungen, die sich an das ferne Wahrzeichen knüpften, wurden — wie schon so oft — enttäuscht. Wurmsers Vorstoß nach Süden hatte die Verbündeten auseinandergeführt und endete in der Aufrichtung einer neuen Kordonstellung an der Sauer und am Rhein. Statt vereint an der Saar zu schlagen, zogen Preußen und Österreicher sich feilschend auseinander und ließen den Gegnern Zeit, Verstärkungen heranzuholen und unter jungen Generalen den Kampf zu erneuern. Der Konvent sandte Pichegru und Hoche an den Rhein, raffte alle Festungsbesatzungen zusammen, um den Rekruten Carnots besseren Halt zu geben, und befahl, den Feind um jeden Preis über den Strom zurückzuwerfen. Hinter diesem Befehl stand fallbereit das Messer der Guillotine.

Am 27. November griff General Hoche im Einvernehmen mit Pichegru die Preußen mit der Moselarmee bei Kaiserslautern an. Er war des Sieges gewiß, denn er führte 40 000 Mann gegen 20 000 vor und schrieb am Tage vor dem Treffen zuversichtlich an Pichegru, er habe den Feind

an der Rehle und werde ihn tüchtig zur Aber lassen. Das war ein Irrtum. Der Herzog von Braunschweig hielt bei Bliesscastel stand und trieb den Feind, der überall zugleich angriff, unter schweren Verlusten über den Lautergrund zurück. Vergebens führte Hoche seine Sturmkolonnen mit dem Degen in der Hand und hoherhobenem Hut gegen den Feind. Kurfachsen und Preußen standen drei Glieder tief und schlugen die Sturmkolonnen mit friderizianischen Salven aus dem Felde. Nach zweitägigen Kämpfen wich Hoche, vom Blutverlust geschwächt, auf Zweibrücken. Aber er erholte sich rasch, forderte die Rheinarmee zum Beistand auf und griff mit Pichegru vereint am 29. November zum zweitenmal an. Der Donner französischer Geschütze rollte von der Saardt bis zu den Vogesen. Wiederum brachen die Salven der Alliierten den Anprall, wiederum trieb einhauende Kavallerie den Feind über die Bachgründe zurück. Die Franzosen waren geschlagen, aber immer deutlicher hob sich die bewegliche Initiative der französischen Generäle von der verrosteten Methodik ihrer Gegner ab. Die Alliierten fochten überall in der Abwehr und verbrauchten ihre Kraft, während dem Feinde stets neue Verstärkungen zufließen.

Am 1. Dezember ging Pichegru, von Hoche aus der Flanke unterstützt, auf der ganzen Linie zu neuem Angriff über. Tag für Tag lief er an. Wurmsers kam nicht mehr zu Atem und geriet in große Bedrängnis. Hoche fiel bei Wörth und Lembach mit Wucht auf seine rechte Flanke, Pichegru warf sich auf Hagenau und drohte seinen linken Flügel einzudrücken. Preussische Bataillone eilten zu Hilfe, vermochten aber nur das Schlimmste zu verhüten, indem sie sich bei Simbach im Gebirge opferten, bis Wurmsers seinen rechten Flügel zur Abwehrflanke umgebogen hatte. Am 22. Dezember warfen die Franzosen die Österreicher von der Erdwelle von Reichshofen und Gröschweiler auf Wörth in den Sauergrund und drangen tief in Wurmsers rechte Flanke. Am 24. Dezember wichen die Österreicher unter schweren Verlusten völlig erschöpft auf Weißenburg. Zwei Tage später zog sich die zertrümmerte Armee gegen Germersheim zurück. Tausende von Versprengten und Kranken blieben in Feindeshand.

Wurmsers verzweifelte am Widerstand und erklärte den Preußen, er könne keinen Tag mehr stehen und weder die Queichlinie noch die Mannheimer Rheinschanze halten. Der sonst so Kauflustige war völlig verzagt. Vergebens mahnte der Herzog von Braunschweig den Gebrochenen an Deutschlands Schicksal und seinen eigenen Ruhm, um ihn zum Ausbarren zu bewegen. Wurmsers überschritt am 30. Dezember bei Philippsburg den Rhein und gab das linke Stromufer preis.

Der Feldzug, der so lange in der Schwebe gehalten worden war, sank plötzlich in die Tiefe. Die Preußen sahen sich in der linken Flanke um-

gangen und traten den Rückzug an. Mainz war zurückerobert, aber der Rheinfeldzug war gescheitert. Hadernd, einander mißtrauend und sich gegenseitig beschuldigend, schieden die beiden Hauptverbündeten, Preußen und Österreich, aus dem Felde. Sie hatten die Bezwingung Frankreichs im stillen längst aufgegeben. Friedrich Wilhelm war schon am 29. September vom Rhein aufgebrochen und auf die polnischen Schlachtfelder geeilt.

England sah die Koalition gefährdet und den Erfolg des Krieges ins Ungewisse gestellt. Es hatte selbst zu diesem schlimmen Ergebnis beigetragen und seine Feldzüge zu Wasser und zu Lande ohne Kraft geführt. Olin-Kirchen hatte dem Angriff Yorks standgehalten und die britische Flotte war vor Toulon abgewiesen worden. Die girondistische Seefestung war dem Artillerieangriff des Generals Dugommier erlegen, dem ein Korps Namens Napoleon Buonaparte treffliche Dienste geleistet hatte. Der Konvent strafte die Stadt mit Fallbeil und Füllladen für den Abfall von der jakobinischen Republik und der nationalen Sache.

Der Fall Toulons bezeichnet die große Glückswende im ersten Koalitionskrieg. Die Verbündeten hatten das Entscheidungsjahr vergeudet und den ganzen Aufwand im Stellungskrieg vertan. Pitt wandte alles auf, die Alliierten durch Subsidien zur Fortsetzung des Kampfes zu bestimmen und ordnete die Kriegsführung zur See neu. Es gelang dem britischen Unterhändler Lord Malmesbury das Berliner Kabinett trotz innerlichen Widerstrebens für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Am 19. April 1794 wurde im Haag der Subsidienvertrag geschlossen, der den Seemächten eine preussische Macht von 62 400 Mann zur Verfügung stellte. Aber wiederum mißschten sich Mißverständnisse ein. Die preussische Macht kam nicht zum Einsatz, denn Feldmarschall von Mollendorf, der Nachfolger des Herzogs von Braunschweig, weigerte sich, seine Armee aus der Pfalz nach den Niederlanden zu führen und die Pforten Deutschlands der Hut Österreichs zu überlassen. Er bestand darauf, die Rheinflanke zu decken, während die österreichische Hauptmacht und das englisch-holländisch-hannoversche Korps, 140 000 Mann stark, an die Sambre rückten, und nahm daher zwischen Kreuznach und Worms Stellung. Zum Schutz der Neckarpforte sammelten sich 85 000 Österreicher, Schwaben und Emigranten um Heidelberg und Heilbronn.

Der Nationalkonvent übertrug die Rüstungen der Koalition. Er schuf eine neue zyklonische Heeresmacht von 210 Halbbrigaden, 83 Kavallerieregimentern, stellte 54 Feldbatterien neu auf, vermehrte die Genietruppen und sandte über 600 000 Mann ins Feld. Es war keine durchgebildete, durch Drill und Zucht gefestigte Armee, aber eine gewaltige, durch die in ihr wohnende Wucht furchtbare Heeresmasse. Die Expansionskraft der

französischen Revolution drängte unter universellen Schlagworten nach außen und traf auf eine brüchig gewordene, in der Rabinettspolitik erstarrte koalierte Welt, die den Krieg mit geschulten militärischen Mitteln, aber ohne innere Anteilnahme führte. Selbst der Briten suchte noch nicht mit dem vollen Einsatz der Nation.

Der Feldzug der Jahres 1794 gipfelte in einem großen Flügelangriff der Franzosen an der Nordfront. Pichegru führte die Nordarmee, Jourdan befehligte die Maas-Sambre-Armee, beide waren gewillt, das Äußerste zu wagen.

Die Alliierten ließen sich das Gesetz des Handelns aus der Hand nehmen und klebten am Rordonssystem, von dem sich ihre Strategie trotz aller schlimmen Erfahrungen nicht lösen konnte. Viermal setzten die Franzosen zum Angriff an, viermal wurden sie geschlagen und über die Sambre zurückgeworfen, ehe Jourdan der Durchbruch gelang. Unterdessen kämpfte Pichegru mit wechselndem Glück in Westflandern. Er schlug Clerfayt am 29. April bei Hallain, nahm Menin, wurde am 10. Mai durch die hannoversch-österreichische Kavallerie geworfen, vergalt die Schlappe am 18. Mai durch das siegreiche Treffen bei Launai, eroberte am 17. Juni die Festung Ypern und erschien nun in der flämischen Ebene. Als er an die Schelde rückte, kam der Feldzug ins Rollen. Pichegrus Vormarsch faßte die Sambrelinie in der Flanke und entriß den Verbündeten die Küste von Furnes bis Ostende.

Als Jourdan am 18. Juni zum fünftenmal über die Sambre setzte und die Festung Charleroi überraschend zu Fall brachte, war das Schicksal des Feldzuges entschieden. Coburg eilte zwar herbei, um Charleroi zu retten und forderte am 26. Juni Jourdan zur Schlacht, weil er die Festung noch ungebrochen wähnte, trug sich aber auf Welsung des Hofkriegsrates bereits mit Rückzugsgedanken. Jourdan empfing die Österreicher auf der alten Kampfstätte Fleurus mit vorgehaltenen Speeren. Er stand zur Deckung Charlerois, 84 000 Mann stark in Feldbefestigungen in einem Halbkreis zwischen Lambusart und Vespe bei Fleurus aufmarschiert. Die Österreicher und das holländische Korps griffen ihn trotz ihrer Minderzahl entschlossen an — sie waren infolge der Zersplitterung der Kräfte kaum 40 000 Mann stark — und drangen heftig in den Feind. Coburg hatte sich trotz des Mißverhältnisses der Stärke das Ziel gesetzt, zugleich gegen Front und Flanke zu operieren. Jourdans rechter Flügel wurde über die Sambre zurückgeworfen, sein Zentrum eingedrückt und der linke Flügel gefesselt. Erzherzog Karl nahm Fleurus, Beaulieu Lambusart. Zwei französische Divisionen flüchteten über die Sambre. Das Einsetzen der Division Kleber und der Reserve rettete Jourdan vor der völligen Durch-

brechung seiner Mitte. Um die Mittagsstunde wuchs die Schlacht in die Krisis. Da ließ der Herzog von Coburg plötzlich Schamade schlagen. Er hatte Charlerois Fall erfahren, sah sich durch Pichegrus Vormarsch auf Brüssel im Rücken bedroht, seinen eigenen rechten Flügel in Gefahr und versagte sich der Entscheidung. So endete diese seltsame Schlacht auf der Höhe ihrer Entwicklung und wurde den Franzosen zum Siege. Die Alliirten wichen auf Brüssel und traten alsbald vor der doppelseitigen Umfassung den Rückzug auf die Maas an. Zum erstenmal erschienen große strategische Züge im Bild der Revolutionskriege. Am 11. Juli vereinigten sich die französischen Armeen in der Hauptstadt Brabants. Ihre schwellende Masse fand bei dem Vormarsch auf die Maas keinen heftigen Widerstand mehr. Am 18. September lieferte das kaiserliche Korps Kray vor Lüttich das letzte Gefecht. Der tapfere Kray hielt sich den ganzen Tag gegen die Übermacht des Generals Scheerer. Als er geschlagen über die Maas wich, war alles zu Ende. Die erschöpften Österreicher wollten nicht mehr kämpfen. Die Österreicher wurden über die Roer, die Seemächte über den Waal gedrängt und ihre Streitkräfte voneinander getrennt. Kaiser Franz befahl den Rückzug über den Rhein.

Es ging kein Aufschrei durch die deutschen Lande, als der Kaiser seine Truppen über den Strom zurückrief, Aachen, Köln, Koblenz, Bonn, den ganzen Niederrhein den Franzosen und der Revolution preisgab und die Stellungen der Preußen, der Reichsarmee und seiner eigenen Rheintruppen in der Pfalz und an der Mosel unhaltbar machte, aber in Paris rief der Konvent den Siegern Beifall und sandte Beauftragte nach „Batavien“ und „Rhenanien“, um die Lande der Freiheit und französischen Republik zu gewinnen. Am 25. September rückten die Franzosen in Aachen ein, am 6. Oktober betraten sie Köln, am 6. November fiel Maastricht. Die Engländer wichen über die Yssel und die Ems, um sich in Bremen einzuschiffen, Holland lag den Franzosen offen. Als der Winter mit starkem Frost gezogen kam und Kanäle und Häfen mit Eis bedeckte, trabte französische Kavallerie an die eingefrorene holländische Flotte heran und zwang sie zur Übergabe. Pichegru fand die Tore Amsterdams geöffnet, die Batavische Republik wurde ausgerufen. Frankreich stand am Ziel. Die Scheldemündung und die große Flankensstellung im Gebiet der Rheinmündung, vor der Ludwig XIV. dreimal zurückgewiesen worden war, befanden sich nach mehr als hundertjährigem Ringen in französischer Hand.

Die Seemächte und Österreich luden den Preußen die Schuld am Verlust des niederländischen Feldzuges auf. In der That hatte Müllendorf, den Weisungen seines Rabinetts und eigener Einsicht entsprechend, den Rhein

nicht in der Hut des Herzogs von Sachsen-Teschen und seiner schwachen Kräfte gelassen, um die preußische Armee als Mietsvolf an die Sambre zu führen und unter York und Coburg nach den verschörfelten Feldzugsplänen des vom Hofkriegsrat entsandten Generals Mack zu fechten, aber der Feldzug war hier wie dort verloren, wie immer man sich auch trennte oder zusammenfand. Der einmütige Wille war erstorben und der Krieg gegen Frankreich zu einer „Affäre“ geworden, die der Afterkunft der österreichischen und preußischen Kabinettspolitik längst zuwider war. Die Preußen hatten zwar an der Saardt noch einmal ihren Mann gestanden, die Franzosen im Frühling auf die Saar zurückgedrängt — Oberst Blücher ritt am 28. Mai die Division Desaix zwischen Rirmweiler und Edesheim mit der Kavallerie über den Haufen und nahm ihr Kanonen und Fahnen —, aber der Feldzug war von keinem großen strategischen Gedanken durchgeistigt worden. Möllendorf hatte mehr nach der Post gefragt, die von den polnischen Wirren Kunde brachte, als nach den Kriegsberichten aus Flandern. Als die Franzosen im Juli den Angriff an der Saar mit verstärkten Kräften erneuert hatten, war der preußische Kordon im Gebirge durchbrochen und die Front der Alliierten gegen den Rhein zurückgedrängt worden, und als die Franzosen den Vorteil wahrgenommen, 15000 Mann moselabwärts gesandt und am 9. August Trier erobert hatten, war Möllendorf gelassen auf Kreuznach und Mainz zurückgegangen und hatte dem Korps Hohenlohe die Deckung gegen Kaiserslautern übertragen.

Am 18. August 1794 stieß die Rheinarmee gegen Hohenlohe vor. Hohenlohe hielt vor Kaiserslautern stand und warf sie in zweitägigen Gefechten durch die Stadt hindurch über die Saar zurück. Noch einmal ritt friederizianische Kavallerie, von Generalmajor von Blücher geführt, wie bei Rofsbach mit wehenden Standarten an, sprengte die feuernden Vierecke der Brigaden Sibaud und Cavrais und entriß dem Feind Gefangene, Geschütze und Fahnen. Am 19. September griff Hohenlohe aus eigenem Antriebe bei Kaiserslautern noch einmal an und warf den Feind wiederum gegen die Saar. Dann fiel dumpfes Schweigen auf die preußischen Lager. Möllendorf erhielt geheimen Befehl, ein Korps nach Polen abzugeben und dachte nicht mehr ans Schlagen.

Als die Hauptmacht der Alliierten Nachen preisgab, brach der Feldzug am Oberrhein von selbst zusammen. Die Kaiserlichen gingen auch hier auf das rechte Ufer zurück und behaupteten nur noch Germersheim und die Mannheimer Brückenschanze. Da sandte der König von Preußen Möllendorf den Befehl, das linke Ufer des Stromes ebenfalls zu räumen. Die Armee rückte bei Mainz zusammen und zog grollend ab. Die Preußen

waren bei Balmig „den Elementen“ gewichen und wurden vor Mainz und Kaiserslautern unbezwungen abgerufen. Die Franzosen überschwebten die Pfalz und das Moseltal und erschienen vor den Wällen von Luxemburg, Mainz und Germersheim, die von den Österreichern festgehalten wurden. Die Moselarmee und die Maasarmee reichten sich bei Koblenz die Hand.

Das linke Rheinufer war für Deutschland verloren. Wirklich verloren, denn es war nicht im Verlaufe der kriegerischen Bewegungen verlassen worden, um in einem neuen Feldzug wiedergewonnen zu werden, sondern wurde in Abfolge eines politischen Verzichtes geräumt. Die preussische Armee schulterte das Gewehr und zog vom Rheine ab, um die Politik des Staates gen Osten zu stützen und dafür zu sorgen, daß der Nachfolger des Grafen Kaunitz, Baron Thugut, Preußen nicht an Rußland verkaufte. Sie nahm in tragischer Verkennung der Entwicklung das Gefühl der Überlegenheit mit sich und konservierte die Lineartaktik und die Lehren des Magazinrieges, während die Franzosen die Taktik revolutionierten und sich von Schlachtfeld zu Schlachtfeld zur modernen Armee wandelten. Die Österreicher kämpften weiter, aber nicht um des Rheins, ja nicht einmal um der Niederlande willen, sondern weil sie im deutschen Westen die Suveräne Österreichs und den gefährdeten italienischen Besitz des Hauses Habsburg verteidigen mußten.

Die Kanonenschüsse, die bei der Belagerung der Mannheimer Rheinschanze und der Festungen Germersheim, Luxemburg und Mainz gelöst wurden, verhallten als Finale des von England, Österreich und Preußen gemeinsam geführten Koalitionskrieges über dem Rhein. Und doch schien's, als wäre nichts Besonderes geschehen. Der Verlust des linken Rheinufers wurde in Deutschland nicht als nationale Verkrüppelung empfunden. Die Lethargie, die seit Jahrhunderten über dem Reiche lag, hatte sich allmählich in eine Erstarrung verwandelt, die keinem Gemeingefühl mehr Raum ließ. Nicht in jähem stolzem Sturze, sondern langsam und kläglich hinabgleitend rollte das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in die Tiefe des Abgrundes, auf den kein Himmel mehr hernieder blickte.

Als Österreich und Preußen, die beiden mächtigen Staaten, sich vom Rhein abwandten, war es um den Strom geschehen. Doch bald wurde offenbar, daß die Erhaltung der deutschen Lande am Rhein wichtiger war als die Ausdehnung nach Osten, daß nur ein Deutschland, das breitbeinig auf dem Stromgebiet des Rheines fußte, sich selbst und die Ruhe Mitteleuropas tragen konnte. Eine Sandvoll rheinischer Erde wog eine polnische Provinz auf.

Friedrich der Große hatte Preußen im Osten das festumrissene Ziel gesteckt, als er Schlesien an sich nahm und dadurch die strategische Verbindungslinie von der mährischen Senke zum Kurischen Haff zog. Von dem, was darüber hinaus lag, gehörte nur noch das alte baltische Siedlungsgebiet zu germanischer politischer Ökumene. Preußen und Österreich gingen in die Irre, als sie sich in die Steppenlandschaft wagten, um Rußland durch Teilnahme an der zweiten und dritten Teilung Polens von ihren alten Grenzen fernzuhalten. Die Aufteilung wurde beiden Staaten zum Verhängnis und entfremdete sie dem Rhein.

Als Preußen am 5. April 1795 mit Frankreich zu Basel einen Sonderfrieden schloß, der die Abkehr Preußens vom Westen offenkundig machte, wurde nur noch das Siegel unter die Erkenntnis gedrückt, daß der Rhein aus einem deutschen Strom zum Grenzstrom geworden war. Die französische Republik trat das Erbe Ludwigs XIV. an, das sie behauptet und nach Kräften gemehrt hatte. Der allgemeine Frieden blieb vorbehalten.

Die Schlange des Basler Vertrags lag unter geheimen Artikeln versteckt. In diesen verbürgte Frankreich dem König von Preußen eine Entschädigung für die linksrheinischen Lande, wenn die Republik ihre nationale Grenze bis zum Rhein ausdehne. Norddeutschland wurde neutralisiert und Preußen erlaubt, Hannover in Verwahrung zu nehmen, falls dieses die Neutralität verweigern sollte. So endete der Kreuzzug Friedrich Wilhelms wider die Revolution als Verneigung der Monarchie vor der Republik.

Der Frieden, der in der alten RheinStadt unterschrieben wurde und das linksufrige Stromgebiet von Basel bis Emmerich preisgab, warf seinen Schatten über das ganze Reich, denn dahinter drohte die Auflösung Deutschlands in drei Sphären, eine österreichische, die den deutschen Südosten umfaßte, eine preußische, die den Norden umschloß, und eine französische, die den ganzen deutschen Westen in sich begriff. Da Frankreichs Macht Batavien und die Schweiz bereits in ihre Sphäre zwang, war das ganze linksseitige Stromgebiet des Rheins französischem Einfluß preisgegeben. Die Ausdehnungspolitik eines Jahrtausends reifte der Erfüllung.

Als die französische Republik mit Preußen unterhandelte, war die Schreckensherrschaft zu Ende gegangen, der „Berg“ zusammengebrochen, Robespierres Haupt auf der Guillotine gefallen, ein Aufstand der Pariser Vorstädte im Blut erstickt und der Konvent zu maßvoller Haltung bekehrt worden. Die Sansculotten erschienen auf der Basler Konferenz in der Culotte, die Pariserinnen tanzten in Erikots und durchsichtigen Tuniken mit der Jeunesse dorée und die Pariser trugen das Haar militärisch ge-

schnitten. Das revolutionäre Prinzip wurde einem nachrömischen Eroberungsstaat dienstbar, der seine ganze Volkskraft aufs Schlachtfeld sandte. Entstieg dem aufgewühlten Schoße dieses von allen hierarchischen Traditionen und jeder konventionellen Fessel befreiten Volkes ein von dämonischem Antriebe gepeitschter Genius, der die Propaganda der revolutionären Bewegung mit dem eingeborenen Machtinstinkt und dem bewußten Ausdehnungswillen der Nation vermählte, um sich dieser Synthese in Erfüllung seiner eigenen Bestimmung zu bedienen, so sprengte dieser Schicksalsmann — l'homme du destin — die Welt aus den Fugen.

Dann wurde der Kampf um den Rhein von Kämpfen verschlungen, die an keine Grenzen mehr gebunden waren.

Die Entwicklung des Rheinproblems vom Basler Frieden bis zum Frieden von Amiens

Ein Epigramm Schillers — Französische Militärgewalten am Rhein — Joseph Görres — Die Zertrümmerung des Stromgebiets — Die „natürlichen Grenzen“ und der Konvent — Der 13. Vendémiaire des Jahres IV — England beharrt im Kriege — Der Feldzug am Rhein im Sommer 1797 — Der Konvent und die Devastation — Der Doppelfeldzug an Rhein und Po im Jahre 1796 — Napoleon Buonaparte in Italien — Mantua — Erzherzog Karl, Jourdan und Moreau — Die französische Offensive am Rhein — Die Franzosen in Schwaben und Bayern — Die Treffen bei Neresheim und Teining — Die Schlacht bei Würzburg — Der Rückzug Jourdans und die Volkshebung — Der Tod Marceaus — Moreau vor München — Moreaus Rückzug auf den Rhein — Die Treffen bei Biberach und Billingen — Die Gefechte bei Renzingen und Sigmaringen — Moreau entrinnt — Buonaparte vor Mantua — Arcole und Rivoli — Der Fall Mantuas — Karl an der Piave und der Rückzug der Österreicher in die Steiermark — Der Präliminarfrieden von Leoben — Das linke Rheinufer von Buonaparte am Po und an der Etsch erobert — Der neue Cäsar — Der Friede von Campo Formio — Die Rastatter Verhandlungen — England allein — England beherrscht die See — „Das Grab der britischen Größe“ — „L'Armée d'Angleterre“ — Die Franzosen in der Schweiz — Buonaparte erobert Ägypten — Die Bedeutung der Schlacht bei Abukir — Die zweite Koalition — England als Beschützer der kleinen Staaten — Die Reaktion und die Bourbonen — Die Feldzüge des Jahres 1796 — Lecourbe in Graubünden — Scheerer am Mincio — Feldmarschall Suwarow — Erzherzog Karl in Schwaben — Die Schlacht bei Stockach — Der Gesandtenmord in Rastatt — Der Aufstand der Graubündner — Die strategische Einheit des deutschen und des italienischen Kriegsschauplatzes — Masséna in der Schweiz — Die Gefechte bei Zürich — Die Schlachten an der Trebbia und bei Novi — Buonaparte vor St. Jean d'Acree — Die große Rechtschiebung der alliierten Armeen — Die Konvention von Alkmaar — Korsakow und Masséna — Die Schlacht bei Zürich — Suwarows Alpenübergang — Karl vor Philippsburg — Forstmeister Wrede — Der Umschlag des Glücks — Buonaparte in Fréjus — Der Staatsstreich in Paris und das Triumvirat der Konjulin — Das Rheinproblem und die Freiheit der Meere — Buonaparte und Pitt — Aus einem Briefe Steins — Der Feldzug des Jahres 1800 — Moreau am Rhein, Masséna in Genua — Buonaparte überschreitet den St. Bernhard — Die Schlacht bei Marengo — Der Fontanone und der Rhein — Die Schlacht bei Hohenlinden — Der Frieden von Lunéville — Buonaparte und die Rheindeutschen — Die rheinische Eritolore und die Annexion — Pitt und Abington — Der Friede von Amiens

Das Jahr 1795, das so entscheidungsvoll heraufgezogen war, leitete den Kampf um den Rhein auf abschüssige Bahnen. Der Rhein wurde sichtbar zum Grenzstrom. Nicht nur das Interesse der Fürsten, sondern auch die Teilnahme des deutschen Volkes begann sich von der Behauptung des linken Rheinufers abzuwenden, und fatalistisch wurzelte sich die Vorstellung ein, daß der Strom bestimmt sei, des Reiches Grenze zu bilden.

Im elysäischen Weimar, wo die deutsche Poesie fürstlicher Gunst genoß, sann Friedrich Schiller über seinen Epigrammen auf die Ströme Germaniens und ließ dem Rheine die resignierten, mit Bitterkeit gewürzten Worte:

„Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach’ ich Germaniens Grenze,
Über der Gallier hüpfst über den duldbenden Strom.“

Vier französische Armeen standen zur Zeit des Basler Friedensschlusses am Rhein aufmarschiert und ruhten auf ihren Lorbeeren. Der Kampf um den Rhein schien beendet, noch ehe der Strom überschritten war. Die französischen Generale begannen die Rheinlande mit Ordonnanz zu überschwemmen und versprachen den Bewohnern alle Freiheiten, deren sich die Franzosen erfreuten. Sie zerbrachen mit den alten Obrigkeiten die altgebundene Ordnung und die trähwinkelige Kleinstaaterie und schlugen Stadt und Land mit Kriegssteuern. Man berechnete die Kontributionen in den linksrheinischen Gebieten seit Kriegsbeginn damals auf 54 Millionen Gulden.

Eroberungsrecht, revolutionäre Propaganda und schwärmendes Gefühl für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verschlangen sich zu einem seltsamen Rnduel ausübender Gewalten und bestürmten die Seele des entwurzelten Volkes. Wohl war der große Gedanke, der in der Verkündigung der Menschenrechte Ausdruck gefunden hatte, noch wirksam, wohl eilten feurige, von der Leidenschaft für Staatsideale ergriffene Jünglinge, wie Joseph Görres, nach Paris, um „am Quell der Freiheit“ zu trinken und sich zum Bruderbund anzubieten, aber der Franzose warb zu eifrig, trat zu herrisch auf, trug das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu sichtbar als Lockmittel vor sich her, um dauernden Glauben zu finden. Fehlte den

Deutschen auch das nationale Bewußtsein, das im Zeichen der Libertäten und der Territorialgewalten nicht hatte gedeihen können, so entbehrten sie doch des nationalen Eigenlebens mitnichten, und dieses schied sie von dem art- und wesensfremden Volk, das aus den Urdenen und den Urgonnen hervorgebrochen war, um Menschheitsideale und Vorherrschaftsgedanken am Rhein zu vermählen und die Uferlande auseinanderzureißen.

Die Demütigung der Unterwerfung unter fremde Herrschaft wog in den Ländern, wo der Franzose seit mehr als hundert Jahren plündernd aus und ein gegangen war und der Schwede, der Däne und der Spanier gehaust hatten, weniger schwer als die Zertrümmerung der Einheit des rheinischen Stromgebiets. Der Franzose zerriß alle natürlichen Beziehungen, als er am Rhein Stand faßte und die quer über den Strom gelagerten Territorien der Länge nach spaltete, um auf dem linken Ufer die Eriklöre aufzupflanzen und in der Stromrinne einen Zollkordon zu ziehen. Man verwahrte sich gegen die Unmaßung der Franzosen, den Rhein zu ihrer Grenze zu machen, und erlag dem französischen Zauber nur solange, als er von übergewaltigen Persönlichkeiten geübt wurde. Man war freier geworden, weil die Feudalrechte abgeschafft wurden, aber man hatte sich die Göttin der Freiheit anders vorgestellt.

Im September des Jahres 1795 bereifte das Konventsmitglied Roberjot die rheinischen Lande, um der Nationalversammlung darüber Bericht zu erstatten, ob die Einverleibung der eroberten Gebiete oder die Errichtung eines Pufferstaates wünschenswert sei. Der Berichterstatter entschied sich für die Annexion. Roberjot pries das linke Rheinufer als Operationsbasis und wies auf seine Fruchtbarkeit, auf die Industrie und die großen Bergwerke hin, die eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums darstellten. Frankreich gelange dadurch zu Handelszweigen, die bisher England allein gepflegt habe. Am 1. Oktober stimmte der Nationalkonvent Roberjots Schlüssen zu und entschied sich für die Vereinigung der Länder auf dem linken Rheinufer mit der französischen Republik. Er vergaß das Selbstbestimmungsrecht der Völker und begrüßte die Erreichung der Grenzen des alten Galliens mit lautem Zuruf. Daß diese Grenzen von Sullaß Cäsar festgestellt worden waren, um über die Rhone und die Cote d'Or hinaus sein Eroberungsrecht auf die Ostelten und die linksrheinischen Germanen auszudehnen, daß seit Cäsars Tagen das Deutschtum zwischen Maas und Rhein zu nationaler Blüte gekommen war, daß Mainz während drei Jahrhunderten das Herz Deutschlands gewesen war, verschwieg der Konvent.

Fünf Tage später, am 13. Vendémiaire des Jahres IV der einen und unteilbaren Republik, sprengte der Brigadier Napoleon Buona parte den

letzten Aufstand der Pariser Gasse vor der Kirche St. Roch mit Kartätschen auseinander und bereitete dem Direktorium und seinem eigenen Cäsarentum den Weg. Das Programm universaler Ausdehnung triumphierte.

Aber noch war Frankreich seiner Beute nicht völlig gewiß. Noch konnte es den Rhein nicht ungestraft sein Eigen nennen. Mochte es auch den Kampf mit Oesterreich nicht scheuen, so bot ihm doch eine unendlich stärkere Kraft als die des Hauses Habsburg im Felde und in der Sphäre der Politik Widerpart. Diese Kraft wohnte in der englischen Staatsräson, die diesem Ausgang des tausendjährigen Kampfes um den Rhein die Anerkennung versagte. „The british Interest“ duldet nicht, daß Frankreich sich als Vormacht Europas am Rhein einrichtete. Solange England „einen Sovereign und eine Kanone“ einsetzen konnte und seinem Anspruch auf die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts treu blieb, mußte es den Kampf um den Rhein zur eigenen Sache machen und der Verwelschung des Stromes entgegentreten. William Pitt dachte nicht anders. Er hielt am Kriege mit Oesterreich fest und richtete dem Wiener Rabinett 4 600 000 Pfund Sterling aus, er meisterte die Opposition im Parlament, hob die Habeas-Corpus-Akte auf, stellte seine Barzahlungen ein und blieb der „hagere unbeugsame Mann“, der kein Mittel scheute, den französischen Alp von Europas Brust zu wälzen und Englands Verhältnis im Kampfe mit Frankreich endgültig zu bestimmen.

England hatte im Jahre 1794 auf dem Lande unglücklich gefochten, aber seine Flotte hatte die französischen Geschwader am 1. Juni auf der Höhe von Brest vernichtend geschlagen und die Seeherrschaft behauptet. Seine Fregatten kreuzten auf allen französischen Reeden, um die Blockade Frankreichs durchzuführen, und seine Schlachtgeschwader warteten auf das Auslaufen einer neuen Flotte, um auch diese zu vernichten. Aber die Kriegsführung zur See wurde Frankreich nicht gefährlich, solange seine Armeen das Feld behaupteten und Europa seinen Feldzügen offen stand. Das adertreibende Land spottete jeder Hungerblockade.

Zu Lande focht der Franzose mit wechselvollem Glück. Im Sommer 1795 unternahm Pitt einen verspäteten Versuch, die Vendée zum Siege aufzurufen, aber das Emigrantenkorps, das in der Felsenbai von Quiberon ans Land gesetzt wurde, konnte sich nicht ins Innere der Provinz Bahn brechen und erlag dicht am Strande der Vertilgungswut der republikanischen Armee. Um dieselbe Zeit fiel Luxemburg. Der Hofkriegsrat hatte Elerfahnt nicht gestattet, die Festung zu entsetzen. Wien spekulierte vergebens auf eine Gegenrevolution im Elsaß, wo Pichegru, der Bezwiner Hollands, sich als Befehlshaber der Rhein-Mosel-Armee in einen geheimen Briefwechsel mit dem Prinzen Condé eingelassen hatte. Darüber verging der Sommer.

Als es herbstete, erhoben die Franzosen sich zur Offensive. Sourdan führte die aufgefrischten Divisionen der Sambre- und Maasarmee am 6. September bei Neuß und Quisburg über den Strom, streifte die preußische Demarkationslinie mit dem Armel und erschien überraschend vor Düsseldorf. Zehn Tage schlugen sich die Österreicher unter dem Grafen Erbach und die Emigrantencorps Rohan und Bucy mit den überquellenden Massen, dann wichen sie rheinaufwärts auf die Lahn. Die Emigranten verloren auf diesem Rückzug Haltung und Manneszucht und schändeten und plünderten in den Dörfern des Westerwaldes, bis Erbach sie rotenweise erschießen ließ. Sourdans Sambre- und Maasarmee thatete noch schlimmer. Die Dörfer sanken in Asche, die Kirchen wurden ausgeraubt und zerstört, die Städte ausgefogen, Weiber und Kinder vergewaltigt und alle Erinnerungen an die Franzosenzeit des Siebenjährigen Krieges heraufbeschworen.

Während Sourdan den österreichischen Rheintordon bergestalt langsam gen Süden aufrollte, rüstete die Rhein- und Moselarmee zum Übergang bei Mannheim. Pichegru forderte die Stadt zur Übergabe auf und drohte sie in Brand zu schließen. Daraufhin gab der pfälzische Gouverneur, Freiherr von Beldebusch, die alte Reichsfestung preis, ohne einen Schuß zu tun. Pichegru durchbrach die Mitte des Rheintordons.

Wurmser, der noch an der Kinzig und im Breisgau stand, und Clerfayt, der sich an der Lahn behauptete, spürten plötzlich Rückenwind und sahen ihre inneren Flanken bedroht. Clerfayt warf Verstärkungen an die Bergstraße, um Heidelberg zu retten und die geschlagene Bresche gegen Norden und Osten abzuriegeln. Als Pichegru am 24. September den General Dufour mit zwei Divisionen über den Neckar sandte, traten ihm die Kaiserlichen unter der Führung Quosdanowichs bei Sandshausheim entgegen und warfen ihn wieder über den Fluß. Die Kavalleriebrigade Klenau setzte die Franzosen vor sich her und entriß ihnen 2000 Gefangene. Dufour geriet selbst in Feindeshand, mit ihm seine Geschütze. Pichegru wehte die Scharte nicht aus und verzichtete darauf, die Verbindung mit Sourdan durch den Feind hindurch herzustellen, denn Wurmser wandte sich drohend gegen seine rechte Flanke. Clerfayt nützte die Frist, rückte im Mainwinkel zusammen und bot Sourdan an der Nibba Halt. Er umging seinen linken Flügel, indem er, Sourdans Beispiel nachahmend, die preußische Demarkationslinie beschneitt, und schlug die Franzosen am 11. Oktober bei Höchst nach heftigem Kampf in die Flucht. Sourdans zuchtlose Armee enteilte über die Lahn, vernichtete, was noch stand, schändete und raubte Hadamar und Limburg aus und „nahm alles mit außer Mühlsteinen und glühendem Eisen“. Völlig demoralisiert kehrte Sourdan

auf das linke Rheinufer zurück. Pichegru wich auf die Neckarau und die Werke Mannheims. Die kaiserlichen Armeen stellten die Verbindung wieder her und ergriffen endlich die Offensive.

Clersaft schwenkte fehr und wandte sich gegen die Belagerungsarmee, die Mainz mit 30 000 Mann umschlossen hielt und sich in ihren riesigen Erdwerken gegen jede Überraschung gefeit wähnte. In der Nacht auf den 29. Oktober überfielen die Österreicher, Entsatzarmee und Besatzung, den sorglosen Feind und brachten die ganze, dreifach gegliederte Kette seiner Verschanzungen in jauchzendem Ansturm zu Fall. Drei französische Divisionen räumten flüchtend die eroberten Linien, ließen Geschütz und Gerät stehen und fanden sich erst hinter der Pfrieme bei Worms und Pfeddersheim zu Füßen des Donnersberges wieder zusammen. Um dieselbe Zeit sah Pichegru seinen rechten Flügel von Wurmsfer aus der Neckarau auf Mannheim zurückgeworfen und behauptete mit Mühe die Wälle und die Rheinschanze. Am die Mitte November waren die Franzosen hinter die Queich gedrängt. Kaiserslautern war wieder in deutschen Händen. Am 22. November ergab sich das zusammengeschossene Mannheim. Die Besatzung streckte, 10 000 Mann stark, vor Wurmsfer das Gewehr. Jourdan suchte Clersaft vergebens an der Nahe in die Flanke zu fallen und zog sich unter blutigen Verlusten auf Simmern zurück. Der Rheinfeldzug des Jahres 1795 war zu Ende.

Die kaiserlichen Waffen waren in diesem kurzen Feldzug nachdrücklicher geführt worden als je zuvor und hatten den starken Feind in glücklichem Gegenangriff über den Strom zurückgeworfen. Aber die Franzosen hatten auf ihrem Vormarsch und auf den Rückzügen Greuel und Verwüstung gefät. Die Armeen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. hatten nicht ärger gehaust als die Heere der Republik. Die Wetterau, der Westerwald, das Lahntal, der Rheingau und die Pfalz lagen verbrannt und zertreten. Die Kirchen wurden als „Stätten des Aberglaubens“ zu Magazinen umgewandelt, die Glocken herabgeholt, die Kaisergräber im Dom zu Speier abermals erbrochen und ausgeraubt. Bis in den Konvent und zum Direktorium drangen die Klagen. Ein Protokoll sagte von dieser Devastation: „Der französische Name ist zum Abscheu geworden in diesen Landen,“ und die Barbarei der Kommissare ging so weit, die Unglücklichen niederschießen zu lassen, die mit Klagen zu ihnen gekommen waren.

Als die Gegner am 1. Januar 1796 am Rhein einen Waffenstillstand schlossen, dachte niemand an Frieden. Das Direktorium beschloß den Krieg gegen Österreich zu richten und den klassischen Doppelfeldzug zu erneuern, den die Marschälle Ludwigs XIV. am Rhein und am Po vorgezeichnet hatten. Der Kampf um den Rhein streckte sich zu einem gewaltigen Aus-

fallsfeldzug, der um so aussichtsreicher war, je höher sich der Bogen der französischen Machtstellung über den Ufern des Rheins wölbte. Das Direktorium stattete den rheinischen Kriegsschauplatz im Jahre 1796 mit 160 000 Mann aus, die von Jourdan und Moreau geführt wurden, und stellte für den Nebenschauplatz in Italien 80 000 Mann bereit, die in zwei unverbundenen Armeen gespalten lagen. Kellermann stand mit 20 000 Mann im Paßgebiet Savoyens und Scheerer ruhte mit 60 000 Mann an der ligurischen Küste. Als Scheerer am 22. Februar den Befehl erhielt, in die Lombardei einzubringen, um die Österreicher und die Sarden zu werfen und den Kaiser durch eine glückliche Diverfion vom Rhein abzulenken, weigerte der General sich, die abgerissene Armee, die kaum noch 40 000 gerüstete Streiter zählte, ins Ungewisse zu führen und trat vom Oberbefehl zurück. Da vertrauten die Häupter der autoritären Republik die Armee dem General Buonaparte an, dem sie zu Dant verpflichtet waren. Der Korsen nahm die Bestallung an, erklärte sich bereit, den Rhein am Po zu erobern, und eilte spornstreichs nach Nizza. Am 27. März erließ er an die hungernde, barfuß laufende Armee ein Manifest, in dem er Offizieren und Soldaten Brot, Gold, Ruhm und Ehre versprach und zog, als „Protektionsgeneral“ von 27 Jahren von seinen Generälen mit Mißtrauen empfangen, über die Alpen und den Apennin.

Am Rhein lag noch alles in der Waffenruhe gebunden, als sich in Italien plötzlich das Genie Napoleon Buonapartes mit Adlerfittichen über die Niederung herkömmlicher Bewegungskunst erhob und die Strategie in unerreichte Höhen trug. Ein Cäsar italischen Geblüts sprang aus dem Schoße der Revolution und zwang Frankreich und Europa in seine Bahn. Er begann seinen dämonischen Lauf als jugendlich fertiger Feldherr, brach in Piemont ein, schlug in 13 Tagen 9 siegreiche Treffen, warf Österreicher und Sarden auseinander, blickte Sardinien schon am 28. April unter einen Waffenstillstand, überschritt in unaufhaltsamem Siegeslauf den Po, stürmte am 14. Mai die Adabrücke von Lodi und zog am 18. Mai in Mailand ein. Acht Tage später waren die Trümmer der kaiserlichen Armeen auf dem Rückzug in die Lessinischen Alpen, um sich nach Tirol zu retten. Sie hatten außer dem festen Mantua ganz Italien verloren. Am 1. Juli schrieb Buonaparte nach Paris: „Die Österreicher sind völlig aus Italien vertrieben. Unsere Vorposten stehen auf den Bergen Deutschlands.“

Die leichtentzündliche Bevölkerung jauchzte den Franzosen zu, die Regierungen baten um Frieden. Die zerbrechliche italienische Kleinstaatenwelt fiel in Scherben. Die Angst vor der Revolution ergriff die geistlichen und weltlichen Potentaten der apenninischen Landfeste und trieb sie, von

dem korbischen Sieger Frieden oder Waffenstillstand zu erkaufen. Die große Ernte begann. Wie zur Zeit, da die Eroberungsvölker raubend und plündernd durch die Welt schweiften, häufte sich die Beute zu Füßen Buonapartes und der „zur Befreiung Europas“ ausgezogenen Republik. Viele Millionen Livres, Schiffsladungen von Vorräten, die schönsten Kunstwerke, goldene und silberne Schätze nahmen den Weg nach Paris. Die Kommissare des Direktoriums schwelgten in Kontributionen. Aber die Gewalt der revolutionären Gedanken war so groß, Buonaparte meisterte die Dinge mit so souveräner Größe, daß die Erpressungen und der Raub der Sachwerte den Charakter politischer Handlungen annahmen.

Vergebens raffte Österreich seine ganze Kraft zusammen, das Unheil zu beschwören und Mantua zu entsetzen. Der Kaiser rief Wurmser mit 25 000 Mann Kerntruppen vom Rhein ab, und der alte Feldmarschall eilte vom vertrauten Feld in die unbekannte Ferne, sammelte in Tirol 50 000 Mann und brach in zwei getrennten Gruppen und vier Kolonnen aus den Bergen hervor, um die Festung zu befreien. Buonaparte hob die Belagerung auf, opferte den Geschützpark, trat ihm auf der inneren Linie entgegen, schlug die zerstreut anrückenden Kolonnen im August bei Salò, Desenzano, Lonato und Castiglione, warf Wurmser auf die Etsch, schlug ihn im September bei Riva, San Marco, Roveredo, Calliano, Pietra, Mori und Bassano, schloß den Entkommenen mit den Trümmern seiner Armee in Mantua ein, wandelte alle Entsatzversuche in österreichische Niederlagen und machte so den Nebenschauplatz des Krieges, dem weder Frankreich noch Österreich Bedeutung beigemessen hatten, zum europäischen Entscheidungsfeld.

Der Kampf um den Rhein wurde am Po und an der Etsch ausgefochten. Der Genius des Korps triumphtierte über die Feldzugspläne der Kabinette, rief das Vernichtungsprinzip auf das Schlachtfeld herab und gestaltete die Welt nach eigenem Ermessen. Buonaparte wuchs in diesem ersten Feldzug nicht zur Größe seiner Feldherrnschaft — diese war eingeboren und hatte nur der Manifestation gewartet — sondern zum selbstherrlich auftretenden Genie, das sich, vom Jubel der Mailänder umtost und von der Anbetung des Heeres getragen, in diesem Kriege seiner Überlegenheit bewußt wurde, das Subordinationsverhältnis von sich streifte und das anerzogene Franzosentum nur soweit gelten ließ, als er seiner zur Betätigung seines ungeheuren machtpolitischen Gestaltungstriebes bedurfte. So trat er in Italien als Befreier auf, entschlossen, alles eroberte Gebiet dem Mutterchoß Frankreichs einzuverleiben, als das Direktorium noch daran dachte, Österreich die Lombardei gegen den Verzicht auf Belgien und das linke Rheinufer zurückzuerstatten. Buonapartes universal gerichteter Genius

hatte den Rhein und den Kampf um den Rhein hinter sich gelassen, ehe Frankreich noch das eroberte linke Rheinufer von Österreich und dem Reiche zugesprochen erhielt. Aber die Republik wurde dieser Eroberung nur Herr, weil Buonaparte Österreichs Macht am Po und an der Etsch mit Vernichtung schlug, denn am Rhein selbst wandte sich das Kriegsglück nicht zu Frankreichs Gunsten.

Österreich und Frankreich waren am Rhein zum entscheidend gedachten Feldzug angetreten, Frankreich gesonnen, den Krieg angriffsweise zu führen, Österreich auf strategische Abwehr bedacht. Der Hofkriegsrat hatte sich nicht zu rücksichtsloser Kriegführung entschließen können, obwohl die kaiserlichen Armeen in den im Herbst 1795 erkämpften Stellungen mit weit in die Pfalz vorgebautem Zentrum wie zum Angriff aufmarschiert standen. Selbst Erzherzog Karl scheute vor dem „ungeheuren Plan“, in der Mitte durchzubrechen, ängstlich zurück. Die Abberufung Wurmsers verurteilte die Österreicher am Rhein vollends zur Defensive. Der Oberbefehl war neu geordnet worden. Erzherzog Karl führte die Armee Clerfayts, der sich verbittert vom Schauplatz seiner Taten zurückgezogen hatte, General Latour erhielt den Oberbefehl über die Armee Wurmsers, wurde aber dem Erzherzog unterstellt.

Die Franzosen nahmen ihren Vorteil wahr und rüsteten zur Offensive. Jourdan hatte sich an der Spitze der geschlagenen Sambre-Maas-Armee behauptet, Dichegru war verdächtigt und durch Viktor Moreau ersetzt worden. Am 19. Mai begann der einzige Rheinfeldzug, der auf der strategischen Front zwischen Basel und Düsseldorf unter Anlehnung an die neutralen Grenzen Hollands und der Schweiz von zwei hart an den Ufern aufmarschierten Gegnern eröffnet worden ist. Es war als müßte noch einmal, kurz vor einer großen Wendung des Geschicks bewiesen werden, daß der Rheinstrom keine strategische Grenze darstellt, daß die durch Festungen, Brückenköpfe, Standlager verstärkte Rheinlinie keine größere Bedeutung hat als die eines Fronthindernisses, dessen taktische Natur beschränkt bleibt. Nicht in der Rheinebene, sondern vor den Pässen ihrer Randgebirge wohnt die Entscheidung. Der Rhein ist so wenig eine strategische Grenze wie er eine natürliche Grenze ist. Er kann nicht unmittelbar verteidigt werden, wenn große Armeen einander auf der vollen Breite des Kriegstheaters gegenüberstehen.

Als die Franzosen einem Plane Lazare Carnots folgend aus ihrer Rordonstellung zur Umfassung der österreichischen Linien hervorbrachen, folgten sie der vorgezeichneten Bahn. Da Jourdan von Düsseldorf über Köln und Koblenz bis St. Wendel, Moreau von Hüningen über Straßburg bis Saarbrücken aufmarschiert stand, war das vorspringende Zentrum der

österreichischen Front, das zugleich Latours rechten Flügel bildete, gefährdet. Auch Karls rechter Flügel, der sich bis zur Siegmündung dehnte, war von Umfassung bedroht, wenn die Österreicher dem Feinde die Führung der Handlung überließen. Das geschah. Die Franzosen griffen aus der linken Flanke an.

Während Moreaus linker Flügel das österreichische Zentrum in der Pfalz beschäftigte und zum Rückzug auf den Strom nötigte, setzte Sourdans linker Flügel an der Sieg und im Neuwieder Becken über den Rhein. Am 1. Juni erzwang die Division Kleber den Übergang an der Sieg und warf die Österreicher auf Altenkirchen. Unterdessen ging Sourdans Hauptmacht an der Stelle, wo einst Cäsars Brücke gestanden, unangefochten über den Strom und zerriß Karls dünn gespannten Kordon. Die österreichische Front wurde wiederum bis zur Lahn aufgerollt. Am 12. Juni standen 50 000 Franzosen am rechten Lahnufer zwischen Lahnsstein und Weilburg aufmarschiert. Aber nun säumte der französische General zwei Tage. Statt durchzustößen, suchte er seine linke Flanke auf Weslar abzustützen und ließ seinem Gegner dadurch Zeit, das Schicksal zu wenden. Erzherzog Karl eilte mit 23 Bataillonen und 61 Eskadronen vom Taunus an die Lahn, umfaßte Sourdans linken Flügel und warf die Division LeFebvre am 15. Juni von Weslar auf Altenkirchen. Die Gegenumfassung tat ihre Wirkung. Sourdan fühlte sich gegen den Strom gedrängt und wich ohne Schlacht. In wilder Hast flüchteten seine Divisionen über die Brücken. Als Karl am 21. Juni Siegburg eroberte und die Kroaten bis zur Wupper schwärmten, war der Angriff Sourdans abgeschlagen.

Trotzdem blühte den Franzosen ein strategischer Erfolg, der Sourdans Vormarsch als geglückte Diversion erscheinen ließ. Moreau hatte die Bindung Karls benützt, um in der Nacht auf den 25. Juni bei Straßburg über den Rhein zu setzen. Der Stoß wurde mit geballter Masse geführt und stäubte den zerstreut lagernden Uferschuß schwäbischer Kreistruppen am 25. Juni bis Bühl an der Kinzig. Ehe Latour wußte, wie ihm geschah, standen 30 000 Franzosen um Rehl versammelt. Latour suchte seine Korps an der Kinzig zu vereinigen, brachte aber kaum 18 000 Schwaben, Österreicher und Emigranten zusammen und wurde am 28. Juni zu zerstreutem Rückzug gezwungen. Die Emigranten wichen über Offenburg und Nonnenweier, die Schwaben auf Biberach, die Österreicher von Appenweier hinter die Rench. Moreau setzte den Schwaben eine Kolonne auf den Nacken, ließ ein Korps zur Fesselung Condés stehen, schlug Latours Nachhut am 4. Juli bei Bernsbach und warf die Österreicher von der Rench über die Wurg. Am die Monatswende stand die Rhein-Mosel-Armee in einer

Stärke von 52 000 Mann an den Quellen der Murg und der Kinzig um den Kniebispfäß geordnet.

Auf Latours Hilferuf eilte Karl mit 15 000 Österreichern und 9000 Kur-sachsen im Gegenmarsch von der Lahn an die Murg. Er traf am 3. Juli bei Ettlingen ein, vereinigte 18 Bataillone und 39 Schwadronen, befahl den Sachsen Moreaus rechte Flanke zu umgehen und rüstete zur Schlacht. Moreau suchte dem abgeheßten Feind zuvorzukommen. Er ließ am Kniebispfäß einen Flankenschuß gegen die Schwaben zurück und warf die Divisionen St. Cyr und Desaix an die Murg. Am 9. und 10. Juli hallte das Murg-tal von heftigen Gefechten. St. Cyr griff bei Tagesgrauen an und zwang die Sachsen nach heißem Rampf zum Rückzug von Rothenfels auf Pforz-heim. Desaix stieß bei Malsch auf die im Vorgehen begriffenen Öster-reicher und wurde hart angepackt, sah sich aber durch St. Cyr's Erfolg ge-rettet. Der Rückzug der Sachsen zwang die Kaiserlichen, dem Rampf zu entsagen und auf Pforzheim zu weichen. Die Kavallerie war im Gebirge nicht zum Einsatz gekommen. Die Rheinebene war verloren, die Schwarz-waldpässe lagen geöffnet.

Erzherzog Karl ordnete den Rückzug auf den Neckar an und zog alles, was bei Mannheim stand, durch das Neckartal nach. Am 18. Juli gingen die Österreicher bei Cannstatt über den Neckar.

Moreau hatte die Fühlung mit der Hauptmacht des Feindes verloren, blieb aber Condé und den Schwaben auf den Hacken, trieb sie durch den Schwarzwald auf Billingen, rief seine letzte Division über den Rhein, brach in die Donausenke, erreichte Tübingen und Hechingen, umfaßte Karls linken Flügel und zwang ihn aus dem Neckartal nach Schorndorf, auf die Rauhe Alb und den Bodensee zu weichen. Die Kämpfe an der Murg hatten das Schicksal Schwabens entschieden. Am 19. Juli trug der Schwäbische Kreis den Franzosen einen Waffenstillstand an, drei Tage später verließen die schwäbischen Aufgebote das kaiserliche Heer.

Die feingekörnte schwäbische Kleinwelt fiel auseinander. Baden schloß sich der Übergabe an. Herzöge, Grafschaften, Reichsstädte und Stifter brachen ins Knie. Fürsten, Herren und Magistrate zogen die Unterwerfung dem Aufruf zum Volkskrieg vor, um der Revolution zu enttrinnen. Wären Schwarzwälder und Oberschwaben damals gegen den Erzfeind aufge-standen, so hätte der Franzose das Donautal vielleicht nicht betreten. Die politische Rückständigkeit riß sie in die Tiefe. Der Franzose schlug sie mit schwerster Pön. Schwaben, Badener und die Stifter am Bodensee legten 19 Millionen Livres, 287 000 Zentner Getreide, 155 000 Zentner Heu, 125 000 Paar Schuhe zu Moreaus Füßen nieder und öffneten seiner Armee freies Quartier und freien Durchzug, um Schutz und Sicherheit zu erlaufen.

Die Reichsstände suchten den Frieden, in dem Baden und Württemberg auf ihre linksrheinischen Besitzungen verzichteten und die Schleifung Philippsburgs ausgesprochen wurde. Kurz darauf lösten sich die Kursachsen, vom Kurfürsten zurückgerufen, aus Karls Heeresverband.

Der Schutz und die Sicherheit, die die Reichsstände Südwestdeutschlands mit größeren Opfern erkaufte hatten, als sie je an Reichs- und Römerpfennigen gesteuert hatten, wurden übel gehalten. Brandschätzungen, Plünderungen und Gewalttaten bezeichneten Moreaus Weg. Als der Herzog von Württemberg, über diese Unbill empört, ein Verzeichnis gestohlener Güter anfertigen ließ, lautete die Schätzung auf 1 242 276 Gulden. Doch all das wog gering angesichts des nationalen Unglücks, das mit der Preisgabe der Schwarzwaldpässe über Deutschland gekommen war.

Moreaus Sieg öffnete Jourdan die Maintore. General von Wartensleben, der mit 36 000 Mann an der Lahn und an der Sieg stehen geblieben war, wurde von Jourdan angegriffen und geworfen. Jourdan brach am 28. Juni in Staffeln gegen Wartensleben vor, überschritt den Rhein und zwang die Kaiserlichen die Sieg und die Lahn zu verlassen und fechtend auf die Ridda und von der Ridda auf den Main zu weichen. Jourdan nahm Frankfurt, Wartensleben wich auf Würzburg. Die Sambre-Maas-Armee überschwemmte Hessen und Franken und drängte die Österreicher am 1. August auf Bamberg zurück. Hessen und Franken wurden zum Sammelpfad der ziellosen Horden, die unter Jourdans lässiger Führung gänzlich verwildert waren.

Wartensleben erhielt von Karl Befehl auf Nürnberg zu marschieren, wandte sich aber, vom Feinde gedrängt, auf Ulmberg, um die Egerpforte zu decken. Der Erzherzog bewahrte angesichts aller Rückschläge Mut und Entschlossenheit und gab den Feldzug mitnichten verloren.

Am Tage, da Wartenslebens Spitze in Ulmberg eintraf, tönte an der Donau Kanonendonner. Karl hatte sich am 10. August bei Nördlingen umgewendet und die Rhein-Mosel-Armee angegriffen. Es kam zu einem erbitterten Treffen, das den Umkreis von Neresheim mit zerstreuten Kämpfen füllte und Moreaus Vormarsch hemmte.

Ein Feldherrnblitz schlägt in Karls Seele. Er überläßt Latour mit 25 000 Mann die Bekämpfung Moreaus, verkehrt die Front, wirft sich, noch heiß vom Gefecht, auf Jourdan und marschiert ihm in die rechte Flanke. Es ist ein Entschluß, der dem leidenschaftlichen Buonaparte ähnlicher steht als dem kühlen Karl. Während der Erzherzog auf verkürzter innerer Linie von Ingolstadt nach Neumarkt eilt, liegt Wartensleben östlich von Ulmberg, hinter der Naab, in schwerem Kampf. Jourdan hält ihn an der Brust gepackt und sendet ihm die Division Bernabotte

über Amberg in die rechte Flanke, um ihn aus dem Stand zu heben. Aber die Umgehungskolonne erreicht ihr Marschziel nicht. Karl stürmt mit 29 000 Mann heran, überschreitet die Altmühl, fällt drei Tage später bei Teining auf den überraschten Bernadotte, jagt ihn gen Nürnberg und greift Jourdan's Hauptmacht an der Pegnitz im Rücken an. Wartensleben richtet sich auf und setzt zum Gegenangriff über die Naab. Jourdan sieht sich von Vernichtung bedroht und bläst hastig zum Rückzug auf Würzburg.

Ein wilder Wettlauf beginnt. In zerstreuter Ordnung drängen Franzosen und Österreicher hintereinander her. Der Erzherzog zerschlägt Jourdan's Nachhuten, aber die Hauptmacht entkommt in der Richtung auf Schweinfurt. Hinter ihm rauchen die Dörfer, liegt erstochenes Vieh, brennen die Städte. Jourdan macht bei Schweinfurt Halt und sammelt seine Divisionen. Er hat noch 30 000 Mann bei sich und vermutet den Erzherzog wieder auf dem Marsch an die Donau, denn Latour ist am 24. August von Moreau am Lech angegriffen, nach schwerem Kampf zum Rückzug auf die Isar gezwungen worden und weicht schon auf München. Aber Karl denkt nicht daran, von Jourdan abzulassen, während Moreau am Lech billige Lorbeeren pflückt und sich strategisch mehr und mehr von seinem wahren Ziel — der Vernichtung Karls — entfernt. Er bleibt Jourdan auf den Fersen, vereinigt alles, was er erraffen kann, zur Entscheidungsschlacht und rückt auf Würzburg. Am 1. September erstürmt er die Stadt und schließt die Zitadelle ein.

Da bereitet Jourdan sich zur Schlacht. Er führt seine Armee in einem Nachtmarsch von Schweinfurt heran und trifft vor Würzburg ein, ehe Karl die Korps Wartensleben und Kray an sich gezogen hat. Karls Macht steht, 25 000 Mann stark, in der Mainschleife zwischen Würzburg und Schwarzbach auf den Höhen des Wersbachs mit der Front nach Norden. Jourdan greift sie am 2. September an, vertreibt Karls Vortruppen aus den Gründen des Baches, besetzt die Linie Wersbach—Bleichfeld—Heiligental und sucht Karl am 3. September in den Main zu werfen und von Ritzingen abzuschneiden, ehe der Tag sich neigt. Karl sendet Wartensleben am 2. September Befehl, in der Nacht über den Fluß zu gehen und Jourdan in die Flanke zu fallen und wehrt sich am Entscheidungstag, hartnäckig um Zeitgewinn kämpfend, bis zum Erscheinen Wartenslebens und Krays. Es wird Nachmittag, die Franzosen gewinnen Boden, aber die erwartete Hilfe säumt. Karl sieht Jourdan seine ganze Kavallerie zum Entscheidungstoß ballen, sieht seinen rechten Flügel von Umfassung bedroht, und mahnt seine erschöpften Bataillone zum Ausharren.

Unterdessen suchen Wartensleben und Kray, die sich in versumpftem Gelände und brauendem Nebel verspätet haben, den Weg aufs Schlacht-

feld. Um drei Uhr nachmittags setzt Jourdan die Kavallerie zum großen Angriff an. Die Schlacht reißt der Entscheidung. Da erscheint Karls Reserve im Feld. Wartensleben und Kray treten an: 24 Eskadronen Kürassiere stürzen sich, noch triefend vom Wasser des durchfurchten Mains, aus der Flanke auf Jourdans anreitende Schwadronen. Ihr Anprall entscheidet den Tag. Die französische Reiterei wird geworfen, der Vorstoß gebrochen. Als Krays Infanterie am äußersten rechten Flügel aufrückt und Wartenslebens Grenadiere hinter den Kürassieren ins Feuer treten, ist die Schlacht für Karl gewonnen. Kray schlägt die Division Grenier von Heiligenstadt zurück, Wartensleben wirft die Division Championnet von Euerfeld auf Rörmach. Jourdan befiehlt den Rückzug auf Arnstein. Er sieht sich von der großen Rückzugslinie abgedrängt und entteilt mit aufgelösten Verbänden, die hastig den Speßart zu erreichen trachten, um sich nach der Lahn durchzuschlagen.

Wäre Karl nicht ganz von Kräften und außer Atem gewesen, so hätte Jourdan keinen Mann gerettet, denn die fränkischen Bauern und die hessischen Waldleute erheben sich mit Gabel und Sense und rächen ihre entweihten Kirchen, ihre erschlagenen Kinder und ihre geschändeten Frauen an den zuchtlosen Banden. In allen Dörfern, durch alle Gaue heulen die Sturmglocken, von Würzburg bis Fulda fliegt der mahnende Schall. Eine deutsche Volks erhebung wetterleuchtet am fränkischen Himmel. Jourdan sucht die Lahnlinie zu behaupten. Er ruft das Korps Marceau, das vor Mainz gelegen, an seinen linken Flügel und lagert sich zwischen Lahnsstein und Limburg.

Aber der Erzherzog verzichtet trotz der Erschöpfung seiner Truppen und Moreaus Nähe nicht auf die Verfolgung. Er treibt die Kavallerie gegen Mannheim vor, marschirt selbst über Alschaffenburg und Frankfurt durch die Wetterau, erreicht die Lahn, täuscht einen Angriff auf Jourdans rechten Flügel vor, schlägt Marceau und wirft die Franzosen auf Altenkirchen. Da weicht Jourdan, an allem verzweifelnd, über die Sieg zurück und rettet sich am 20. September bei Düsseldorf über den Rhein. Marceau, der Idealtypus des schwärmerischen Revolutionsgenerals, opfert sich in den Waldbengen von Altenkirchen und stirbt, von der Kugel eines Tiroler Scharfschützen getroffen. Die Maas-Sambre-Armee scheidet völlig gebrochen aus dem Felde. Jourdan legt den Oberbefehl nieder. Erzherzog Karl aber wendet sich gegen Moreau zurück und eilt, der Bewegungslinie des Rheins folgend, mit 19 Bataillonen und 37 Schwadronen von der Sieg an die Elz, um ihm den Rückzug auf Straßburg zu verlegen und ihn vor den Schwarzwaldpässen abzufangen.

Moreau hatte sich im Winkel zwischen der Isar und dem Lech versäumt, während Jourdan auf Würzburg wich, war dann bis Dachau und Nym-

phenburg vorgerückt, von Latour vergeblich angegriffen worden, hatte von den verzagenden bayerischen Landständen in letzter Stunde noch 10 Millionen Kontributionen erpreßt und am 16. September den Rückzug auf Ulm angetreten. Latour folgt ihm auf dem Fuße, das Korps Naundorf begleitet ihn in der rechten Flanke und sucht ihn im Parallelmarsch zu überholen und ihm auf der Höhe der Donauquellen den Übergang über den Schwarzwald zu sperren; kleine Streifscharen brechen aus dem Allgäu hervor und belästigen Moreaus Südflanke. Aber die französische Masse ist 60 000 Mann stark und zieht wie ein Reiter vor der Meute davon. Am 24. September trifft Moreau bei Ulm ein, erkennt, daß das Spiel in Deutschland verloren ist und marschiert weiter. Er strebt südwärts über Biberach dem Federsee zu, um seine Flankenhuten an sich zu ziehen und über Sigmaringen und Stodach die Donausenke zu erreichen. Latour folgt ihm bissig und holt ihn bei Biberach ein. Moreau wendet sich zurück, und greift ihn am 2. Oktober mit Übermacht an. St. Cyr's blitzschnelles Handeln und Desaix' Stoßkraft entscheiden den blutigen Tag, Latour bleibt verkrüppelt auf der Strecke.

Seines Verfolgers ledig, eilt Moreau das Donautal aufwärts, gewinnt bei Tuttlingen die große Senke und erreicht am 8. Oktober die Gegend von Billingen und Engen. Er steht im Quellgebiet der Donau, um ihn her dehnt sich das Talgeflecht des buntbelaubten Waldgebirges, durch das Donau, Kinzig, Dreisam und Aach nach vier Himmelsrichtungen abwärts rinnen. Die Österreicher sind noch nicht zur Stelle. Latour folgt, vom Blutverlust geschwächt, in kurzen Märschen. Naundorf rückt erst auf Rottweil, Karl eilt in Gewaltmärschen durch die Kurpfalz gen Rehl. Nur General Petrarach, der sich im Juli hinter Moreaus Front in den Breisgau gezogen hat, ist schon da und sperrt mit 8000 Mann bei Billingen das Kinzigthal. Ein paar Bauernhaufen ziehen auf eigene Faust mit Sense und Waldbeißel gegen französische Marodeure.

Moreau, der bis jetzt langsam und zögernd gehandelt, reißt sich zusammen, sendet Desaix gegen Petrarach, um den Kinzigpaß zu öffnen, dreht auf die Runde, daß Karl schon über die Murg setzt, nach Westen ab, steigt ins Höllental ein, durch das die Dreisam ihre weißen Strudel in den Breisgau wälzt, befiehlt St. Cyr die österreichische Talwache, zwei schwache Bataillone, zu werfen, schickt den Troß und die schwere Artillerie ins Aachtal, mit dem Befehl sich über Engen, Thayngen, Waldbhut im Schatten des Gebirges am Rhein entlang gen Hünningen zu retten, ruft Desaix von Triberg zurück und folgt dann St. Cyr mit dem Gros über Hinterzarten nach Freiburg. Am 12. Oktober treten die Franzosen aus der dunklen Klamme ins offene Tal und sehen das Freiburger Münster im roten

Abendschein, Rettung verheißend, aus den Waldbulken tauchen. Die Ebene rollt sich auf, die Vogesen stehen schwarz vor dem westlichen Horizont.

Um dieselbe Stunde überschreitet Karl die Murg. Seine Stafetten rufen die zerstreuten Kolonnen an die Elz. Die Korps Petrarach, Naundorf und Latour werden von Freiburg, Rottweil und Donaueschingen nach Ettenheim gelenkt, eine Kolonne unter General Wolf bei Tuttlingen abgezweigt und auf die Spuren des französischen Trains gesetzt und eine Abtheilung unter dem Befehl des Generals Frölich hinter Moreau ins Höllental geschickt. Am 17. Oktober stehen 35 000 Mann im erzherzoglichen Lager versammelt. Latour ist so abgeholt, daß Karl am 18. Oktober noch nicht schlagen kann, aber der Weg nach Rehl ist Moreau gesperrt. Moreau sieht sich von Straßburg abgeschnitten und marschirt zwischen Riegel und Waldkirch, Front nach Norden, zur Schlacht auf. Er stellt Karl 35 000 Mann entgegen. Das Korps Ferino hütet bei St. Märgen die Flanke, um Frölich abzuwehren, der sich bis Freiburg Bahn gebrochen hat. Am 19. Oktober kommt es zu zerstreuten Gefechten bei Emmendingen, Renzingen und St. Märgen, aber der taktische Zusammenprall birgt keine Entscheidung mehr. Moreau hält sich zwei Tage, sendet Desaix bei Breisach ans linke Ufer des Rheins und weicht am 21. Oktober rheinaufwärts über Krozingen und Neuenburg auf Schliengen.

Hier springt der Isteiner Klotz, eine Schwarzwaldnase, stösig bis zum tiefgebetteten Rhein vor und erlaubt den Franzosen noch einmal nach Norden Front zu machen und dem Feind in starker Stellung Halt zu gebieten. Sie wollen sie nützen, bis der Troß und die schwere Artillerie bei Hünningen den Übergang über den Strom vollzogen haben. Wilde Herbststürme wühlen im Schwarzen Wald, der schwere Leimboden ist tief aufgeweicht. Der Rhein fährt mit gelben Strudeln einher, Regenschauer fegen durch die kahlen Rebgrärten.

Die Kaiserlichen treten am 24. Oktober zum Angriff an. Karl erstürmt Steinenstadt, den Stützpunkt des linken Flügels, nimmt im Zentrum Ober- und Niedereggenen, bleibt aber mit der Artillerie in der morastigen Eggenschlucht stecken und sinkt am Abend erschöpft nieder. Moreau weicht in der Nacht über Kirchen auf Haltingen in die Ebene. Als Karls linker Flügel am 25. Oktober bis Randern durchstößt, fluten Moreaus Kolonnen über Friedlingen ab und setzen, noch 33 000 Mann stark, unter dem Schutze der Kanonen von Hünningen über den Rhein. Das Elsaß nimmt sie auf, die Armee ist gerettet, aber der französische Angriffsfeldzug ist auf der ganzen Linie gescheitert.

Die Tapferkeit, die der Erzherzog entfaltet, die Tapferkeit, mit der die Österreicher gefochten, und der glückliche Ausgang des deutschen Feldzugs

erheben die Gemüther der Deutschen und geben manchem den Glauben an Deutschlands Sendung wieder. Aber Buonapartes italienische Eroberungen wiegen schwerer in der Wage des Krieges als Karls Befreiung Süddeutschlands. Der Erzherzog eilt, vom Kaiser zu Hilfe gerufen, nach Wien — der Korse wirgt Mantua zu Tode.

Wurmser liegt mit 30 000 Strektern in der hungernden Feste und Alvinczy sucht ihn vergebens mit frischen Armeen zu entsetzen. Die Österreicher dringen zwar in den letzten Oktobertagen in zwei Kolonnen aus Tirol und Friaul gegen Mantua vor, werfen Buonapartes Vortruppen im Etschtal und an der Brenta zurück, vermögen sich aber nicht vor dem Feinde zu vereinigen und werden vereinzelt geschlagen. Buonaparte schlägt Alvinczy am 15. November bei Arcole, treibt ihn in zweitägigen Gefechten über die Brenta und bereitet dem General Davidowisch am 21. November bei Rivoli eine Niederlage, die ihn auf Trient zurückwirft.

Als Alvinczy auf spornenden Befehl aus Wien im Januar des Jahres 1797 abermals mit zwei getrennten Armeen an der Etsch und über die Brenta gegen Mantua vorrückt, widerfährt ihm noch schlimmeres Geschick. Alvinczy bricht aus Tirol hervor, greift Buonaparte am 14. Januar bei Rivoli an, schlägt die Franzosen am Vormittag, tritt zur Verfolgung an, wird auf der Verfolgung plötzlich durch eine Attaque Lasalles in den Felsenschluchten von Inconale umgeritten und erliegt der Verwirrung. Eine Seitenkolonne, die glücklich in die Nähe Mantuas gelangt ist, wird am 16. Januar bei Legnano geschlagen, ein verzweifelter Ausfall Wurmsers abgewiesen und der Feldmarschall am 2. Februar zur Ergebung gezwungen. Die Österreicher haben sich bis zum letzten Bissen Brot gehalten.

Buonaparte ist Italiens völlig Herr geworden. Der Papst unterwirft sich im Frieden von Tolentino, die Franzosen rücken gegen Friaul. Karls Siege liegen unter italienischen Niederlagen verschüttet.

Als Erzherzog Karl mit 25 000 Mann in den Erblanden eintrifft, findet er das Kabinett schon in geheime Verhandlungen verstrickt und die Kräfte des Staates der Erschöpfung nahe. Karl eilt mit Kurierpferden nach Italien und erscheint am 9. Februar an der Piave, um die Trümmer der kaiserlichen Armeen auf den Tagliamento zurückzuführen. Es ist an keinen neuen Feldzug zu denken, nur methodischer Rückzug frommt. Als Buonaparte am 12. März die Piave überschreitet und mit Macht über den Tagliamento gegen die Julischen Alpen drängt, weicht Karl über den Ssonzo und die Klause von Tarvis ins Murthal und setzt sich nach hinhaltenden Gefechten bei Steyer in der Mark.

Buonaparte rückt am 5. April in Leoben ein und läßt sich dort zur Ruhe nieder. Seine rückwärtigen Verbindungen sind überdehnt, im Venetianischen und in Tirol flackern Volksaufstände und mahnen den Sieger zur Vorsicht. Ein untrügliches Gefühl sagt ihm, daß der Feldzug gegipfelt hat. Er erklärt sich zur Annahme eines Waffenstillstandes bereit und bemächtigt sich mit souveränem Zugriff der Friedensverhandlungen, um dem Direktorium die Leitung der Staatsgeschäfte aus der Hand zu nehmen.

Die Pariser Machthaber stehen mit gebundenen Händen. Da weder die Sambre-Maas-Armee noch die Rhein-Mosel-Armee operationsfähig sind, Moreaus bescheidener Stern vor dem Glanze des buonapartischen Gestirns erbleicht und das Volk auf den Namen des siegreichen Feldherrn schwört, wissen sie kein Mittel, sich ihm zu widersetzen. Am 18. April wird zu Leoben der Präliminarfriede zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen. Oesterreich hat zäh gekämpft und größere Tatkraft entfaltet, als es im Waffenbund mit Preußen bewährt hat, aber es schließt einen österreichischen, keinen deutschen Frieden und folgt dem verderblichen Beispiel, das Preußen in Basel gegeben. Frankreich erhält die österreichischen Niederlande und die italienischen Besitzungen des Feindes zugesprochen, Oesterreich erwirbt Venetien, Illyrien und die Küste Dalmatiens. Das Haus Oesterreich blickt befriedigt auf diesen Gib- und Nimmvertrag, die deutsche Sache liegt wiederum verlassen.

Das Direktorium empfängt den Vorfrieden aus Buonapartes Hand und mit ihm das linke Rheinufer, das der Korse am Po und an der Etsch erobert hat.

Die französische Republik nützt den Sommer des Jahres 1797 und die Zeit der Unterhandlungen, ihre Stellung am Rhein zu befestigen. Da der endgültige Frieden noch nicht unterschrieben ist, haben die französischen Truppen im April den unverteidigten Strom überschritten und sich des badiſch-kurpfälzisch-heſſiſchen Glaciſs bemächtigt. Ihre Streiſſcharen treiben neue Kontributionen ein und führen Geiseln über den Rhein. Widerſpenſtige Gemeinden werden durch Abholzung der Wälder geſtraft. Ganze Ortschaften flüchten gen Oſten, um der Verſklavung zu entinnen. All das geſchieht, während zwischen den Kabinetten über den endgültigen Frieden verhandelt wird, die geſprengte Koalition vollends auseinanderbricht, Preußen in Lethargie verharret und Buonaparte öſterreichiſche Unterhändler und venetianische Geſandte en canaille behandelt.

Ahnungsvoll ſchreibt ein engliſcher Diplomat, der das vulkanische Temperament des Korſen aufbrennen ſieht, die Zeit drohe mit furchtbaren Gefahren. Wie Suſtus Cäſar die uneinigen Gallier unterjocht habe, ſo werde Napoleon Buonaparte als neuer Cäſar das uneinige Europa

unter seine Füße treten. Als zu Campo Formio der endgültige Frieden unterschrieben wird, liegt die französische Revolution begraben. Die französische Republik lebt von dem Glanz, den der fremdblütige General über sie ausgegossen hat, und berauscht sich an der revolutionären Führerrolle, in der sie sich zur Deckung ihrer Ausdehnungspolitik gefällt. Richelieus Methodist ist zu neuer Wertung gelangt und verbindet sich mit der Eroberungspolitik Ludwigs XIV. und revolutionären Philosophismen zu einer seltsamen Dreieinigkeit. Die Denkmünze, die zur Feier des Friedensschlusses geschlagen wird, trägt die bezeichnende Aufschrift: „A Buonaparte Italique le 26 Vendémiaire l'an VI Il ne combattait que pour la paix et les droits de l'homme“

Das Friedensinstrument, das am 18. Oktober 1797 zu Campo Formio unterzeichnet wurde, warf die ganze politische Festlandsordnung um. Der Verzicht Österreichs auf die Niederlande und die Lombardei, der Eintausch der venezianischen terra firma und der istrisch-dalmatischen Küste und die völlige Abwendung des Kaisers vom Rhein entzogen dem Stromgebiet des Rheins die politische Deckung, die ihm Österreichs Hausmacht seit Jahrhunderten gewährt hatte. Das Ende des Heiligen Römischen Reiches dämmerte herauf, die kaiserliche Krone wurde zur Reliquie. Die geheimen Artikel des österreichisch-französischen Friedens bestimmten ausdrücklich, daß der Rhein die Grenze bilden solle. Nur die linksrheinischen Gebiete Preußens blieben davon ausgenommen. Frankreich, das Preußen im Basler Frieden den Austausch dieser Besitzungen gegen rechtsrheinische Lande zugesichert hatte, versprach somit Österreich, die Preußen auf dem linken Ufer sitzen zu lassen, damit ihnen keine Entschädigung im Innern des Reiches offengehalten werden müßte. Um dieser Bestimmung positiven Ausdruck zu verleihen, verbürgten sich beide Mächte, Preußen keine weitere Erwerbung zu gestatten. Den anderen Reichsständen und dem Hause Oranien blieben Entschädigungen auf dem rechten Ufer zugesichert, die im gemeinsamen Einverständnis mit der französischen Republik geordnet werden sollten. Der Garant des Westfälischen Friedens tauchte aus der Asche. Österreich aber erhielt außer den öffentlich genannten Besitzungen die Zusage Frankreichs, daß die Republik ihm zur Erwerbung Salzburgs und des bayerischen Innviertels behilflich sein werde. So kamen Sabsburgs antipreußische und antibayerische Politik zur Berücksichtigung.

Das Fließgewand, in das sich das Deutsche Reich seit dem Aufkommen der Territorialgewalten gehüllt hatte, wurde von der österreichischen Elle und der französischen Schere zu Campo Formio aufs neue beschnitten und gestückt und zugleich wurde souverän über fremdes Eigen und anvertrautes Gut verfügt.

Als dies geschah, stand Frankreich bereits auf dem rechten Ufer des Rheins. Das strategische Gesetz, das dem Besitzer des Stroms die Beherrschung beider Ufer auferlegt, hatte die Franzosen erobernd über den Rhein geführt. Sie standen vom Jura bis zur Nordsee auf beiden Ufern des Stromes tief im deutschen Sprachgebiet auf dem ältesten deutschen Kulturboden und fühlten sich des Besitzes sicher, den sie seiner geschichtlichen Bestimmung entfremdeten, indem sie ihn zu einer politischen Einheit mit dem natürlich abgegrenzten Seine-Loire-Becken zu verschmelzen suchten.

Die Reichsstände, die zu Rastatt zusammentraten, um im Namen des verlassenen Reiches Frieden zu schließen, verhandelten auf französischem Glacis und quälten sich vergebens durch Tausch und Abtausch, Verpfändungen und Entschädigungen zu einem Ausgleich zu gelangen.

Frankreich saß zu oberst am Tisch, freute sich der Geheimverträge, die es mit Preußen, Österreich, Württemberg, Bayern und Baden geschlossen, spielte alle gegeneinander aus, wühlte in dem Moder, der aus den Ästen stieg, wachte über dem deutschen Menschen- und Länderhandel, errichtete an der Mündung des Rheins, an der ligurischen Küste und in der lombardischen Ebene gehorsame Tochterrepubliken und bediente sich der formelhaft erstarrten „Ideen von 1789“ und des am Delaware geprägten Gesetzes vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, um seine Vormacht über Europa aufzurichten. Unterdessen füllten sich seine Kassen mit den erpreßten Kontributionen, schmückten sich seine Galerien mit den geraubten Kunstwerken, tänzelten auf den Straßen von Paris edle Pferde vor vergoldeten Karossen, die der große Menschenkenner Buonaparte den höchsten Beamten der Republik als artige Präsente aus der italienischen Beute zugesandt hatte. Der kleine Korse hatte das große Schicksal gemeistert. Aus dem Feldzug, den er im Jahre 1796 mit 40 000 Sansculotten in Italien geführt hatte, war eine europäische Entscheidung hervorgegangen. Der Rhein war von den Franzosen an der Brücke von Lobbi, auf den Gefilden von Castiglione und Rivoli und unter den Mauern Mantuas erobert worden, die französische Republik zur ersten Festlandsmacht emporgestiegen, das Vermächtnis Ludwigs XIV über der Leiche Ludwigs XVI. erfüllt worden.

Als man zu Leoben zusammengekommen war und der kaiserliche Bevollmächtigte Graf Gallo sich bereit erklärt hatte, die Anerkennung der Republik in den Vertrag aufzunehmen, hatte Buonaparte pathetisch ausgerufen: „Die französische Republik will nicht anerkannt sein. Sie ist in Europa was die Sonne am Himmel. Um so schlimmer für den, der sie nicht sehen will und von ihr keinen Vorteil zieht!“ Ja, „Vorteil ziehen“ das wollten alle, auch der, der gesprochen, aber er sprach als Gott, indem er sich über die Republik erhob und den Sonnenwagen selbst lenkte. Nur

einer versagte sich noch dem großen Gestirn. William Pitt verweigerte den Frieden und hielt England noch einmal im Kriege fest, obwohl Albion auf dem Kontinent keinen einzigen Bundesgenossen mehr besaß.

Pitt sah die Lebensinteressen seines Volkes und die Freiheit Europas zugleich bedroht, wenn die herrschsüchtige französische Nation am Rhein Wurzel schlug und, von Vasallenstaaten umgeben, der Welt das Gesetz vorschrieb. England stand mutterseelenallein. Preußen hatte sich 1795 abgewendet, Holland war in die Hände Frankreichs geraten, Spanien hatte das Lager gewechselt und sich im September 1796 zu einem Bündnis mit der Republik herbeigelassen, die nordischen Staaten waren ermattet zurückgesunken und Rußland hielt sich unter Ausflüchten im Hintergrund.

England hatte den Krieg zur See im Jahre 1796 mit rücksichtsloser Entschlossenheit geführt. Wer sich für Frankreich erklärte oder in französische Gewalt geriet, verfiel der englischen Feindschaft. Holland und Spanien sahen ihre Handelschiffe in den englischen Häfen festgehalten und auf hoher See gejagt, ihre Kriegsflotte angegriffen und besiegt. Am 14. Februar 1797 vernichtete Admiral Jervis die spanische Flotte bei Kap Vincent, am 11. Oktober 1797 ging die niederländische Marine in der Schlacht bei Raperduin zugrunde. Beide fielen als Opfer des weltbewegenden Gegensatzes Englands und Frankreichs, der jedesmal zur Auseinandersetzung auf den Meeren drängte, wenn der Franzose die Hand auf den Rhein legte und dort seine Vorherrschaft über Europa und das flandrisch-holländische Glacis begründete.

Als Jourdan und Moreau im Herbst 1796 geschlagen über den Rhein geflüchtet und die Zuversicht des Direktoriums trotz der Siege Buonapartes wankend geworden war, hatte England versucht, dem ermüdeten Österreich den Abschluß eines Sonderfriedens unmöglich zu machen, indem es selbst Verhandlungen mit Frankreich eröffnete. Pitt handelte damals nicht aus Schwäche, sondern in Erfassung des psychologischen Augenblicks. Lord Malmesbury war im Oktober nach Paris entsandt worden, um mit den Vertretern der französischen Republik über den Frieden zu verhandeln. Aber er erkannte bald, daß Frankreich darauf ausging, Österreich und England zu trennen, und nicht geneigt war auf seine Eroberungen zu verzichten. Frankreich wollte weder den Rhein noch das linke Rheinufer preisgeben. Seine Vertreter sprachen mit den Briten auf der Konferenz zu Lille wie mit französischen Vasallen und sann den Engländern den Verzicht auf jede Einmischung in die festländischen Angelegenheiten an. Da rief Pitt seine Abgesandten zurück. Die Engländer schieden mit der Erklärung, England werde niemals in die Anerkennung der Rheingrenze willigen. Nähme England den wahnsinnigen französischen Vorschlag an, den

Rhein zur Grenze zu machen, so werde Lille das Grab der britischen Größe.

Dieses Wort wurde zu einer Zeit gesprochen, da Europa noch im Agrarzustande ruhte, der Welthandel sich im wesentlichen noch auf die Vermittlung von Kolonialerzeugnissen und Rohstoffen beschränkte und am Rhein die Industrie noch in einigen Eisenhütten und Kohlenschlächten gebunden lag. Der Briten erkannte vorahnenden Sinnes, daß der Rhein je länger desto weniger in Frankreichs Hand fallen durfte, wenn Deutschland erhalten und England Herr über seine Beziehungen zum europäischen Festland bleiben sollte, und handelte danach.

England war noch nicht völlig erschöpft, so sehr auch Handel und Wandel, die Grundlagen seines nationalen Gedeihens, durch die unaufhörlichen Kriege gelitten hatten. Pitt brach die Verhandlungen ab und überlieferte dadurch alle kontinentalen Abmachungen den Launen des Kriegsglücks und den Wandlungen der Politik. Er ertrug den Aufstand der Iren, der durch die Entsendung französischer Hilfe genährt wurde, ertrug die schwere Handelskrise, die alle Häfen und Industrien des Landes ergriff, und entriß dem Parlament noch einmal die Zustimmung zur Fortsetzung des Krieges.

Das Direktorium aber schlug in allen Amtsstuben der Republik die Inschrift an: „Krieg gegen England“.

Das Direktorium träumte davon, den Krieg auf die britischen Inseln zu zu tragen und England mit Hilfe der Iren und der Schotten zu unterwerfen. Ein Versuch des Generals Hoche im Dezember 1796 nach Irland überzusetzen, war am Widerstand der Elemente und an der Zaghaftigkeit des Admirals Bouvet gescheitert. Nun blies Buonapartes Riesenatem in die Asche und fachte sie zu neuen Glutten an. Man rüstete auf allen Werften und versammelte an der Nordküste eine Truppenmacht, die drohend „l'armée d'Angleterre“ genannt wurde. Spanien und die Batavische Republik erhielten die Weisung Schiffe zu stellen, Generalstabsoffiziere erkundeten in Verkleidungen die britische Küste. Im Februar 1798 erschien General Buonaparte, der schon am 2. November 1797 zum Oberbefehlshaber der „Armée d'Angleterre“ ernannt worden war, und besichtigte die Häfen Brest, Cherbourg, Dünkirchen, Antwerpen, die Küstenbatterien, die Kriegsschiffe, die Flachbootsflottillen und die bereits versammelten Truppen. Aber er kehrte bald nach Paris zurück, erklärte, daß der Plan noch jahrelanger Vorbereitungen bedürfe, und lenkte die Aufmerksamkeit des Direktoriums vom Kanal auf das Mittelmeer und auf die Eroberung Ägyptens.

Buonaparte hatte schon am 16. August an das Direktorium geschrieben: „Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir fühlen werden, daß wir uns Ägyptens

bemächtigen müssen, um England zu zerstören“ und hatte in Talleyrand, dem Staatssekretär der äußeren Angelegenheiten, einen eifrigen Verfechter dieses Planes gefunden. Die Rücksicht auf die Hohe Pforte, die einst Choiseul bewogen hatte, sich von der afrikanischen Küste fernzuhalten, wog im Jahre 1798 nicht mehr schwer, denn die Türkei war im Zerfall und hinter ihr erhob sich Rußland, das nun in der französischen Politik die türkische Rolle zugewiesen erhielt, um welche die Gesandten Peters des Großen sich schon im Jahre 1715 bemüht hatten. Das Direktorium stimmte dem Vorschlag zu, der ungeheure Fernsichten aufschlug und den herrschsüchtigen General vom politischen Entscheidungsfeld weglockte. Als die revolutionäre Propaganda in der Schweiz ihre Wirkung getan und den Franzosen den Vorwand geliefert hatte, gen Bern auszugiehen, die alte Patrizierrepublik trotz tapferen Widerstandes zu überrennen, zu brandschatzen und den bernischen Staatsschatz fortzuführen, war die Zeit gekommen, waren die Mittel gefunden, das orientalische Unternehmen ins Werk zu setzen. Am 19. Mai 1798 verließ das französische Expeditionskorps den Hafen von Toulon, am 9. Juni eroberte Buonaparte die Insel Malta und stürzte den Johanniterorden. Am 1. Juli ankerte er vor Alexandria, schlug am 21. Juli die Mamelucken in der Schlacht bei den Pyramiden und nahm von Unterägypten Besitz. Der Weg nach Syrien lag geöffnet. Träume von der Durchstechung der Landenge von Suez, die schon d'Argenson, der Minister Ludwigs XV., gehegt hatte, und von einem Zug nach Konstantinopel oder gar nach Indien entranzen sich der Einbildungskraft des dämonischen Mannes.

Da legte Admiral Nelson das himmelanstrebende Gebäude durch die Vernichtung der Flotte, die Buonapartes Heer nach Ägypten begleitet hatte, auf einen Schlag in Trümmer. Als die Flotte des Admirals Bruys von Nelson am 1. August in der Bai von Abu Kir vernichtet wurde, eroberte England das Mittelmeer zurück und zerstörte zugleich die Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der französischen Vormacht. Von diesem Tage an fühlte England sich auf seiner Insel sicher. Pitt schritt zur Knüpfung der zweiten Koalition. In London wurde eine Denkmünze geschlagen mit der Inschrift: „Rear Admiral Lord Nelson of the Nile — Europes Hope and Britains Glory.“ Der Sieg von Abu Kir begründete Nelsons Weltruhm und stärkte Europas Hoffnungen, aber er wendete das Schicksal erst in ferner Zukunft.

Während Buonaparte in Ägypten kämpfte, vollendete Frankreich die politische Angliederung der Schweiz und nötigte die von ihm geschaffene Helvetische Republik zu einem Schutz- und Trutzbündnis und der Stellung von 18 000 Mann zu den französischen Fahnen. Genf wurde von der

Eidgenossenschaft abgerissen und mit Frankreich vereinigt. Der Zugang zum Quellgebiet des Rheins war aufgeschlagen, Simplon und Gottthard, das Zentralgebiet der Alpenpässe von Norden und Süden umfaßt, die Jura-schranke und die Schwarzwaldflanke umgangen, Hegauer Scharte und Vorarlberg geöffnet. Das letzte Teilstück des linksrheinischen Stromgebiets war in französische Hand gefallen. Die von Ludwig XI eingeleitete Freundschaft, die längst zu einem Klientelverhältnis geworden war, endete in Bevormundung. Kurz darauf schritt der Krieg über die Schweiz hinweg. Das Land, das seine zentrale Flankenstellung als neutrale Macht solange behauptet und allen kriegsführenden Parteien Anlehnung geboten hatte, wurde zum Kriegsschauplatz und sah die feindlichen Armeen von allen Seiten über seine Grenzen streben, um sich gegenseitig die Flanke abzugewinnen.

Als die Franzosen sich der Schweiz bemächtigten, schoß die zweite Koalition in Gestalt, wuchs England endgültig in die Rolle des Beschützers der kleinen Staaten hinein, deren es zur Erhaltung des kontinentalen Gleichgewichts nicht minder bedurfte als der Abwägung der Machtverhältnisse der Großen. Von diesem Tage an erblickte die Schweiz in der von britischem Interesse diktierten, aber der Unabhängigkeit der Schweiz dienlichen Gleichgewichtspolitik Englands eine Garantie ihrer staatlichen Existenz.

Die Reichsboten saßen um diese Zeit noch in Rastatt mit den französischen Unterhändlern zusammen, aber die Verhandlungen waren schon lange mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Als die Franzosen im diplomatischen Ränkespiel zum äußersten Mittel griffen und den Geheimvertrag von Campo Formio veröffentlichten, als daraus sichtbar wurde, daß die Integrität des Reiches vom Kaiser verraten worden war, brach das Rartenhaus über den Köpfen der erlauchten Versammlung zusammen. Nicht Frieden, sondern Krieg war die Lösung Europas. Frankreichs alle bedrohende Vormacht rief die Welt unter die Waffen.

Pitt hatte das Seine getan. England, Rußland, Österreich und die Türkei standen zu einem Bunde vereinigt, um das revolutionäre, konquistadorische Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuweisen. Die Koalition ließ sich indes verleiten, Gedankengänge von 1792 aufzuwecken, und beschloß die bourbonische Dynastie als Trägerin des Friedens in die Tuileries zurückzuführen. Sie fälschte dadurch den Kampf um die Freiheit Europas und gegen die Ausdehnungspolitik Frankreichs zu einem Kampfe der Reaktion gegen die wahrhafte Selbstbestimmung des französischen Volkes.

Im Frühling des Jahres 1799 begann der europäische Waffengang. Wiederum wurde um den Rhein gekämpft, aber der Kampf wurde nicht

mehr auf der alten strategischen Grundlage geführt. Die Besetzung der Schweiz schuf neue Verhältnisse. Süddeutschland, die Ostschweiz und die lombardische Ebene wurden zum Tummelplatz der Heere. Da Preußen stillsaß und sich unter der Regierung Friedrich Wilhelms III als „träge nordische Masse“ der Neutralität befließ, blieb der Krieg dem deutschen Norden fern. Das alte Preußen versäumte die Stunde, in der es sich von der Last und dem Odium des Basler Friedens hätte befreien können, um seinen Teil am Kampf um den Rhein zu nehmen, ehe es in seiner Vereinsamung verdarb.

Die bewegliche französische Masse wälzte sich um so drohender ins Feld.

Der Kongreß zu Rastatt saß noch in seinem eingestürzten Kartenhause, als die ersten Schüsse fielen. Er saß noch, von des Kaisers Majestät und Österreich nicht mehr anerkannt, als die Vorhut des österreichischen Heeres schon vom Lech heranzog und das Kriegsgewitter sich auf den Höhen des Schwarzwaldes, in den Tälern Graubündens und am Mincio ballte. Er tagte noch, als die Rheinarmee, in „Donauarmee“ umgetauft, am 1. März unter der Führung Jourdans bei Basel und Straßburg über den Rhein setzte, um über den Schwarzwald gen Alm zu rücken, während Bernadotte zur Deckung des linken Flügels bei Mannheim den Strom überschritt und das Neckartal aufwärts zog. Er verhandelte noch, als Masséna am 6. März in der Schweiz zum Angriff schritt und den strategischen Abschnitt zwischen dem Walensee und dem Bodensee besetzte.

Masséna hielt seine Hauptmacht zusammen und sandte den Österreichern eine Division über das Gebirge in die Flanke, entriß dem Feind in blutigen Gefechten die Luziensteig und warf ihn über den jungen Rhein auf Feldkirch zurück. Der Führer seines äußersten rechten Flügels, General Lecourbe, rückte aus dem Mailändischen gegen Vellenz, stieg in zwei Kolonnen über den San Bernardino und den Gotthard in die Quelltäler des Rheins, vereinigte seine Truppen bei Thuzis, wandte sich ins Engadin und warf die Österreicher am 18. März von Ponte auf Martinsbruck. Zur gleichen Stunde zog Dessoles das Afdatal aufwärts, faßte die Österreicher im Rücken, gewann bei St. Maria das Münsfertal und nahm am 25. März Taufers und am Tage darauf Glurns. Als Lecourbe die Martinsbrucker Klause durch Umgehung zu Fall brachte, drohte die ganze Gebirgssperre der Österreicher einzustürzen.

Da eilte der kaiserliche General Bellegarde mit Verstärkungen von Landeck an den Rhein und trieb Lecourbe über Remis auf Zerneß, Dessoles über Taufers auf Schiers zurück. Am 6. Mai besetzte Bellegarde Zerneß. Lecourbe zog sich gegen den Albulapass zurück. Der Feldzug erstarrte im Gebirgskrieg.

In Italien herrschte noch Ruhe. Die Franzosen standen weit zersplittert von den Lessiner Alpen bis zu den Füßen des Vesuvius und an der Riviera di Ponente. Sie hatten das Königreich Sardinien mit der lombardischen Republik zur Cisalpinischen Republik vereinigt und den Sardenkönig auf seine Insel beschränkt; sie hielten den Kirchenstaat besetzt, hatten im Königreich Neapel die Parthenopäische Republik ausgerufen und die Bourbonen nach Sizilien verjagt. Aber ihre Machtposition war nicht gefestigt, der Boden zitterte unter ihren Füßen. Erpressungen und Brandschatzungen hatten die Sympathien des von mittelalterlichem Zwang befreiten Volkes ertötet. Die Freiheitsbäume standen dürr und kahl. Seit Buonapartes Abgang herrschte unregelte Plünderungssucht, bereicherten sich Generale und Kommissare auf eigene Faust, litt die Armee wieder unter Entbehrungen wie zuvor.

General Scheerer, der mit 46 000 Mann am Mincio stand, war nicht der Mann, dem Anwesen zu steuern. Er versagte auch im offenen Felde. Als er auf Drängen des Direktoriums zum Angriff überging, am 24. März den Mincio überschritt, um die Österreicher am Etsch anzugreifen und an der Etsch auf den österreichischen Kordon stieß, lief er in eine Niederlage. Er wurde am 5. April von Rray bei Tomba geschlagen und über den Mincio und den Oglio zurückgeworfen. Sein Hilferuf veranlaßte das Direktorium, die Armee Macdonald aus Neapel an den Po zu entsenden und die Parthenopäische Republik und den Kirchenstaat preiszugeben.

Auch die Alliierten rückten zusammen. Am 9. April erschien der alte Melas, dem der Hofkriegsrat den Oberbefehl in der Lombardei übergeben, in Rrays Lager, am 15. April traf Suwarow, der Feldmarschall Katharinas, in Italien ein und am 17. April rückten 22 000 Russen über die Etsch und begrüßten ihren vergötterten Feldherrn mit brüllendem Hurra. Das Direktorium erkannte die Gefahr, die am Oglio drohte, und sandte Moreau, um Scheerer abzulösen. Als Moreau erschien, waren die Franzosen von Suwarow schon über die Adna gedrängt worden. Am 28. April warf er sie hinter den Tessinfluß. Die Division Serrurier wurde abgeschnitten und streckte im freien Felde die Waffen.

Um dieselbe Zeit prallte die Donauarmee im Quellgebiet der Donau mit der Armee des Erzherzogs Karl zusammen.

Jourdan war unangefochten über die Pässe marschiert und gerade im Begriff ins Donautal hinabzustößen, als der Erzherzog in Eilmärschen von Memmingen heranzog. Am 9. März tauchte seine Spitzenreiterei bei Osterach auf, am 20. März war er selbst zur Stelle. Jourdan erwartete ihn auf den bewaldeten Hügeln zwischen der Donau und dem Überlinger See zum Entscheidungskampf.

Am 20. März stellte Jourdan seine Divisionen zwischen Salmannsweiler und Mengen in Schlachtorbnung. Der Erzherzog griff Jourdans Centrum an, warf es über die Osterach, erstürmte die bewaldeten Höhen und durchbrach die lockere Aufstellung der Donauarmee. Um einer großen Niederlage zu entgehen, wich Jourdan gegen Abend auf Stodach und ging im Schutze der Nacht auf die Linie Singen—Engen—Ettlingen zurück. Karl folgte dem Feind und rückte am 24. März von Osterach auf Stodach. Am 25. März trafen die Gegner aufeinander. Jourdan führte noch 35 000 Streiter, der Erzherzog zog mit 50 000 Mann heran.

Da Karl die Nähe des Feindes nicht ahnte, rückte er in zerstreuter Marschordnung gen Westen. Er durchschritt das Städtchen Stodach, das zu Füßen des Nellenberges schlief, und führte selbst 9 Bataillone und 28 Eskadronen zu gewaltsamer Erkundung gegen die Stadt Nach. Eine zweite Kolonne bewegte sich unter der Führung des Generals Meerveldt gegen Liptingen. Von der Marschkolonne des linken Flügels, der bei Wohlweis und Radolfzell vorföhlte, klangen verlorene Schüsse.

Es war noch sehr früh am Tage. Hügel und Wälder lagen im Schattengrau, der Porphyrtegel des Hohenhöven hob sich schwarz aus der Dämmerung. Glatt und still floß die Nach in nebelverhangenen Gründen. Karl erreichte die Stadt Nach nicht. Die Division Souham wuchs plötzlich vor ihm auf und griff seine Bataillone bei Eigeldingen an. Zur gleichen Zeit kam Bericht von Meerveldt, daß in seiner rechten Flanke starke feindliche Kolonnen aufgetaucht seien. Kurz darauf schwoU von Liptingen her schwerer Kanonendonner. Die Erkundung mündete in eine zweigeteilte Schlacht, an der der linke Flügel keinen Anteil hatte. Die Kolonne Karls stieß den Feind beherzt zurück und setzte sich zu hartnäckigem Widerstand. Da erschien eine zweite Division der Franzosen auf dem Kampfplatz. Die Österreicher wurden von der Übermacht aus dem Stand gehoben und nach heftigem Kampf auf Stodach zurückgewälzt. Karl wandte sich der größern Gefahr entgegen, befahl Naundorf, Stodach und den Nellenberg um jeden Preis zu behaupten, raffte alles zusammen, was er bei Stodach entbehren konnte, und eilte nach Liptingen. Dort rang Meerveldt verzweifelt mit Jourdan.

Als der Erzherzog eintraf, war Meerveldt geschlagen. Jourdan hatte ihm die Division Soult entgegengestellt, die Divisionen St. Cyr und Vandamme in die Flanke geführt, Liptingen genommen und die Österreicher in Unordnung gegen Bizenhausen in die Wälder von Stodach zurückgeworfen. An der Liptinger Straße stand schweres französisches Geschütz und schöß in die Flanken der weichenden Österreicher. Vergebens opferten sie sich in tapferen Gegenstößen. Die überlegene Fochtart und das Flanken-

feuer der Franzosen warfen sie immer wieder zurück. Der Fürst von Fürstenberg und der Prinz von Anhalt-Bernburg fielen an der Spitze ihrer Bataillone. Bis Reithauslach, eine Stunde nördlich von Stöckach, wichen die Geschlagenen. Aufgelöste Bataillone fluteten an dem Erzherzog vorbei, die Schlacht schien verloren. Jourdan hielt den Tag für gewonnen. Er zog die Division St. Cyr aus der Schlachtlinie und befahl dem General, nach Osten abzuschwenken und gen Meßkirch zu eilen, um Karl den Rückzug von Stöckach über Pfullendorf ins Donautal abzuschneiden. Dieser Befehl brachte ihn um den Sieg.

Als St. Cyr sich von Liptingen abwandte, war der Erzherzog schon daran gegangen, die Flüchtlinge im Grauen Walde von Stöckach zu sammeln und neu zu ordnen. Kurz darauf trafen ein paar Grenadierbataillone und 12 Eskadronen ein, die er Naundorf vom Munde weggenommen hatte. Als sie beisammen waren, führte er sie mit dem Degen in der Hand gegen Liptingen vor. Karls Reserve brach mit Ungestüm aus dem Grauen Walde und drang im ersten Anlauf in den überraschten Feind. Jourdan rief die Reservekavallerie zu Hilfe. Die Kürassiere Hautpouls ritten an, aber Karls Eskadronen fingen den Stoß und warfen den Feind. Soult geriet ins Wanken und schrie vergebens nach St. Cyr. Der war auf dem Wege nach Meßkirch und wußte nicht, daß die Schlacht hinter ihm wegrollte, während er ostwärts marschierte. Jourdan sandte ihm Eilboten nach und befahl Vandamme, sich gegen Karls rechte Flanke zu wenden. Aber Karl schlug den Flankenangriff ab. Als St. Cyr von Jourdans Befehlsträger ereilt wurde, war er schon zu weit vom Schlachtfeld entfernt, um noch zum Schlagen zurecht zu kommen. Jourdan forderte nur zwei Bataillone von ihm, die gab er her, aber sie wurden von Karls Kavallerie bei Neuhaus abgefangen und zusammengehauen. Unterdessen erlag Soult. Meerveldt legte die Trümmer seiner Division von den Hügeln und aus den Gründen, die sie während des Tages erstritten hatten, und schlug sie auf Liptingen zurück. Jourdan sah die Schlacht verloren und trat den Rückzug auf Billingen an.

Der Erzherzog folgte ihm nicht. Er wagte den teuer erkaufte Sieg nicht im Sturm auf Liptingen und im Kampf auf der Ebene aufs Spiel setzen. Die französische Artillerie deckte den Rückzug der geschlagenen Divisionen und maß sich noch bis tief in die Nacht mit Karls Batterien. Jourdan hatte in der Schlacht bei Stöckach den Feldzug verloren und rettete die 28 000 Mann, die ihm noch geblieben waren, über den Rhein. Erzherzog Karl ließ ihn ziehen. Er hatte Jourdan die Schlüssel zu den Schwarzwaldpässen und zum schweizerischen Rheintal entrißen und gedachte nun selbst in Massénas Flanke zu erscheinen. Den Dank für den Sieg bei Stöckach

empfang er in Gestalt einer Klage des Hofkriegsrates. Man warf ihm vor, er habe sich zu weit von Tirol entfernt. Der Held hatte die Sache des Hauses Habsburg über der großen deutschen Sache vergessen, als er die Franzosen über den Rhein jagte.

Der Erzherzog blieb bei Engen stehen und begnügte sich, Szatarry mit 20 000 Mann in den Schwarzwald zu senden, um die Rheinlinie zu beobachten, während er selbst zum Feldzug gegen Massena rüstete. Szatarry fand keinen Gegner mehr. Seine Husaren streiften bis in die Rheinebene und zeigten sich drohend vor Rastatt, wo die französischen Gesandten trotz des Kanonendonners immer noch mit der Reichsdeputation über den Frieden verhandelten. Erst als die Österreicher erklärten, Rastatt werde nicht mehr als Kongreßort betrachtet, sondern bleibe den Kriegsgefeßen unterworfen, entschlossen sich die Franzosen zur Abreise. Sie fuhrn am Abend des 28. April ab, wurden vor den Thoren der Stadt von Szellerhusaren überfallen, aus den Rutschen gerissen und erschlagen. Der Krieg schritt über ihre Leichen hinweg. Keine Untersuchung schuf volle Klarheit über das Verbrechen, das man dem Wiener Rabinett zur Last schrieb. Doch gleichviel ob die Mörder als Marodeure oder auf Befehl gehandelt — am Lauf der Geschichte änderte die Untat nichts.

Der Gesandtenmord erregte die öffentliche Welt mehr als die Kriegseignisse, aber er drang nicht in die Tiefen der Volksseele, denn in dieser begann damals das Verlangen nach Befreiung vom französischen Joche so stark zu wirken, daß der gemeine Mann, Bürger und Bauer, zur Waffe griff, um sich des Feindes zu erwehren. Hätten Kaiser und Reich das Volk zum Kampf aufgerufen und die Berufsarmeen durch das allgemeine Aufgebot verstärkt, so wären die französischen Heere weggesetzt worden. Aber die alten Perlicken trauten dem Volk nichts Gutes zu und gedachten es in Untertänigkeit zu halten und den Feind mit der dazu verordneten Armada zu schlagen. Das Wiener Rabinett sah wohl die Tiroler Landesschützen gern im Felde, bekreuzigte sich aber vor schwäbischen und fränkischen Bauern.

Der Hofkriegsrat wußte selbst den Aufstand der Graubündner nicht zu nützen, obwohl daran der Erfolg des helvetischen Feldzuges hing. Vergebens mahnte General Hoze, ein Schweizer von Geburt, seine Oberen, den Bauern zuzuziehen, die wie zu Fontanas und Senatschs Zeiten mit Spieß und Stern im Feld erschienen. Hoze blieb ohne Unterstützung. Als er am 1. Mai gegen die Luziensteig anstürmte, um den starken Talriegel zu zerbrechen und dem Volksaufgebot an der Pleßur die Hand zu reichen, wurde er abgeschlagen. Zwei Tage später erschienen im Talgrund bei Reichenau die Bündner Bauern. Sie kamen von Disentis her, wo sie in fesselloser Wut alles, selbst die Gefangenen, erschlagen hatten,

bereiteten den Franzosen zwischen Reichenau und Ems am Ufer und auf den Talhängen des jungen Rheins ein mörderisches Treffen und liefen erst auseinander, als sie von allen Seiten zusammengeschossen wurden. Da sie den Franzosen nirgends Pardon gegeben, ließen die Sieger die Verwundeten auf dem Schlachtfeld verderben und verbrannten Disentis samt Kirche und Kloster zu Asche. Am 14. Mai rächte Hoze die Toten von Reichenau und stürmte die Luziensteig. Die Franzosen wichen gen Westen. Malans, Mayenfeld, Chur und Reichenau wurden genommen, das bündnerische Rheintal fiel in Hozes Hand. Als Bellegarde im Innertal aufräumte und Lecourbe zum Rückzug über den Albula gezwungen wurde, ging ganz Graubünden den Franzosen verloren.

Da erhob sich der Erzherzog trotz seines Kränkels zum Entscheidungskampf und stieg aus dem Hegau an den Schaffhäuser Rhein hinab, während Bellegarde zu Suwarow nach Italien abrückte. Es galt, Frankreich die neugegründete helvetische Tochterrepublik zu entreißen, die es seiner Vormachtstellung in Deutschland und Italien dienstbar gemacht hatte, und die Franzosen in Italien auf die Alpengrenze zurückzuwerfen. Der Kampf um den Rhein erschien in neuem Lichte.

Zum erstenmal verschmolzen der deutsche und der italienische Kriegsschauplatz zur strategischen Einheit, eilten die Truppen über die Alpenpässe von einer Front zur anderen, um in die Entscheidung einzugreifen. Bald verschob sich das Schwergewicht von den Flügeln nach der Mitte in das schweizerische Voralpenland zwischen dem jungen Rhein und der Reuß.

Als der Erzherzog sich zum Vormarsch anschickte, standen die französischen Armeen am ganzen Rheinlauf von der Quelle bis zur Mündung aufmarschiert. In der Batavischen Republik lag General Brune mit 14 000 Franzosen und 24 000 Holländern, in dem neuerrichteten Departement Niederrhein und im Mainzer Standlager befehligten Dufour und Baraguay-d'Hilliers zusammen 24 000 Streiter. Von Mannheim bis Basel standen Collot, Legrand und Souham mit 28 000 Mann. Zwischen Basel und dem Bodensee waren 8 Divisionen in einer Stärke von 42 000 Mann versammelt. Im St. Galler Rheintal, am Walensee und an den Rheinquellen standen drei Divisionen. Die innere Schweiz und das aufständische Wallis wurden durch zwei Reserve divisionen niedergehalten. Es war der umfassendste Aufmarsch, den das kriegerische Frankreich bis auf diesen Tag im Stromgebiet des Rheins vollzogen hatte.

Als Masséna vom Falle Churs unterrichtet wurde und der Aufmarsch Karls seine Schatten vorauswarf, zog er seine Truppen in Helvetien näher zusammen. Er mißtraute dem ausgespannten Rordon und sammelte seine

Macht um Zürich. Alles ging über die Aare und die Thur auf die Limmat, die Esch und die Glatt zurück und scharte sich um die Centralstellung am Züricher See. Von Mollis über Uznach, Winterthur, Kloten bis Brugg spannte sich der ostwärts gewendete Stellungsbogen. Auf den Höhen, die den Züricher See und das Limmatthal von der Glattlandschaft scheiden, wurde eifrig geschanzt, auf dem See kreuzten schwerbewaffnete Rauen.

Als die Oesterreicher am 19. Mai auf dem linken Flügel den Vormarsch antraten, waren Massénas Bewegungen nahezu vollendet. Hohe sandte 4000 Mann gegen den Balensee und warf die Franzosen aus Mollis, überschritt am 22. Mai mit 16 000 Mann bei Werdenberg den Rhein und wandte sich nordwestwärts, um dem Erzherzog bei St. Gallen die Hand zu reichen. Karl erschien am 20. Mai am Fuße des Hohentwils, setzte in drei Tagen bei Stein und Dießenhofen über den grünen Strom und marschierte auf Winterthur. Masséna suchte die Vereinigung Hohes und Karls zu hindern und stieß am 25. Mai über Winterthur vor, wurde abgeschlagen, am 27. Mai aus Winterthur verdrängt, brachte nun die Glatt zwischen sich und Karl und zog seine Flügel von Brugg und Uznach heran. Der linke Flügel wick auf Baden, der rechte auf Lachen. Die französische Aufstellung krönte den Höhenrücken des rechten Seeufers und der Limmat und troßte dem in der Front anlaufenden Feind.

Am 4. Juni griff der Erzherzog die Züricher Höhenstellung an. Der Angriff wurde abgewiesen, aber Masséna sorgte sich um seine linke Flanke und trat in der Nacht auf den 6. Juni den Rückzug an. Er überschritt die Limmat, räumte Baden und Zürich, durchfurchte die Sihl und verschanzte sich auf den Steilhöhen der Albiskette, deren natürliche Bastionen zwischen dem Züricher See und dem Zuger See mit schroffen Ranten aus den Wäldern starren. Im Anschluß an diese Konzentration kam die ganze französische Linie von Basel bis Bellinz in Bewegung und zog sich zwischen dem Sura und dem Gotthard zusammen. Als die Oesterreicher am 6. Juni zum zweitenmal angriffen, stießen sie ins Leere. Karl besetzte die Züricher Höhen und die zu seinen Füßen ruhende Stadt, zog einen Rordon von Baden bis zur Aaremündung und eine Postenkette am rechten Ufer des Rheins von der Aare bis zur Birz und sandte ein Flankenkorps gegen Schwyz. Auch an den Südwänden des Gotthardberges, im Eschental und im Tale der Vora Baltea erschien österreichisches Kriegsvolk.

Das flankierende Vorgehen der Oesterreicher von Süden her gründete sich auf die Erfolge, die Suwarow in der Poebene erstritten hatte. Er war nach dem Treffen bei Cassano auf Mailand marschiert, hatte Moreau poaufwärts getrieben und seine Macht am 14. Mai bei Tortona vereinigt. Moreau konnte nicht schlagen, denn in seinem Rücken hatte sich

ganz Piemont gegen die Franzosen erhoben. Wie überall, so war auch hier die Freiheit, die das französische Volk in der Revolution erstritten, zur Unterdrückung fremder Völker und die Verkündung der Menschenrechte zum Herrenrecht Frankreichs gefälscht worden. Moreau zog sich daher in den Alpenin und an die Riviera di Ponente zurück und überließ Turin dem kraftvoll folgenden Feind. Er hoffte auf Macdonald, der aus Campanien im Anzug war und am 29. Mai Lucca erreicht hatte. So schwoollen die Feldzüge in Italien und in der Schweiz zu Parallelhandlungen, deren Seitenwellen brausend übereinanderstürzten.

Am Tage, da Erzherzog Karl Masséna bei Zürich angriff, erschien Macdonald in Toskana, am 9. Juni warf er ein österreichisches Flankenkorps bei Modena und vereinigte sich mit der Division Victor, die Moreau ihm von Genua entgegengesandt hatte. Da rief Suwarow die Alliierten von Turin nach Tortona zurück, um Macdonald zur Schlacht zu stellen, ehe er sich mit Moreau vereinigen konnte. Am 18. Juni trafen die Armeen an der Trebbia aufeinander. Suwarow schlug Macdonald, ehe der langsame Moreau das Schlachtfeld erreichte, und warf ihn nach hartem Kampf mit schweren Verlusten auf Reggio zurück. Nun wollte der ungestüme Russe Moreau auf den Leib rücken, aber der Hofkriegsrath mischte sich ein und nötigte ihn, Zeit und Kraft an Belagerungen zu verschwenden.

Unterdessen handelten die Franzosen. Macdonald und Moreau vereinigten sich und das Direktorium sandte Joubert als Generalissimus nach Italien, mit dem Befehl, Mantua und Tortona zu entsetzen. Joubert rückte am 9. August gegen Tortona und traf am 14. August bei Novi auf Suwarows gesamte Macht. Suwarow griff ihn am Tage darauf an und lieferte ihm die blutigste Schlacht des Krieges. Dreimal wurden Krays Österreicher von dem linken Flügel Jouberts abgeschlagen, dreimal die Russen im Zentrum von den Höhen in die Ebene heruntergeworfen, aber unbeugsam und halsstarrig bestand Suwarow auf der Erneuerung des künftigen Angriffs. Endlich zwang Melas den linken Flügel der Franzosen zum Weichen. Die französische Stellung wurde aufgerollt und die Franzosen in den Alpenin geworfen. Joubert fiel tödlich getroffen. 9000 Mann und 36 Geschütze blieben in Feindeshand. Die Koalition stand auf der Höhe des Erfolges. Der Kampf Englands, Österreichs und Rußlands mit dem revolutionären Frankreich schien zugunsten der alten Mächte entschieden. Die Bourbonen bereiteten sich zur Rückkehr vor.

Aber die französische Nation dachte nicht an Ergebung. Frankreich beharrte trotz wachsender Zerrüttung und zerfleischender Parteikämpfe im Kriege, und in Agypten rüstete Buonaparte zur triumphierenden Heimkehr nach Europa.

Das Direktorium, das den volkstümlichen General so gern hatte ins Morgenland ziehen lassen, war schon im November 1798 von innerer Unruhe erfaßt worden und hatte ihm einen Bericht gesandt, der den Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges ahnen ließ, Buonaparte aber noch nicht zurückrief. Dieser Bericht kam erst im März 1799 in Buonapartes Hände. Der General hatte Agypten unterworfen und die Kriegserklärung der Türken mit einem Ausfallsfeldzug gegen Syrien beantwortet. El Arisch und Jaffa waren gefallen. Buonaparte lag im Pesslager vor St. Jean d'Ucre und stürmte wie ein Wahnwitziger, um die Feste zu erobern, auf deren Reede das Geschwader des Konteradmirals Sidney Smith kreuzte. Sein Gehirn gefiel sich noch in verlickenden Wahnträumen, er dachte noch an Damaskus, an Konstantinopel, an Indien, sprach noch von einem neuen lateinischen Kaiserreich, sah sich sogar mit dem gereinigten Alloran in der Hand an der Spitze der mohammedanischen Welt ostwärts ziehen, aber sein unbeirrbarer Verstand ließ diese Träume nicht über die Wirklichkeit Herr werden. Er wußte, daß seine Mittel ihm keine Expedition nach Konstantinopel, kaum noch eine riesenhafte Pointe bis Damaskus, geschweige denn einen Alexanderzug nach Indien gestatteten, nachdem die Engländer die Herrschaft über das Mittelmeer gewonnen hatten. Aber gesetzt auch, er hätte sich noch mit orientalischen Plänen märchenhaften Charakters getragen, wie sie seine überquellende Gestaltungskraft in Flammen auszuspeien pflegte, so wurden sie auf die verspätete Botschaft aus Paris vor St. Jean d'Ucre zur Ruhe gelegt. Europa rief. Er schrieb am 14. und am 19. April aus den Laufgräben an die Generale Marmont und Dugua, die Agypten hüteten: „Im Verlaufe des Mai werde ich wieder in Agypten sein . . . Afrika (St. Jean d'Ucre) wird am 6. Floréal fallen . . . ich werde sofort nach Kairo gehen . . .“

Am 20. Mai brach er nach Agypten auf, aber Afrika war nicht gefallen, obwohl Buonaparte eine syrische Entsatzarmee am Berge Tabor vernichtet und in zwei tollkühnen Stürmen die Blüte seiner Grenadiere auf den Wällen und vor den Straßenbarrikaden geopfert hatte. Die Rückzugsstraße, die am Meer entlang führte, wurde von Pestleichen gesäumt und von dem Qualm der angezündeten Dörfer verfinstert. Erstickend wehte der Wüstenwind. Auf der hohen See schimmerten die Segel der britischen Geschwader.

Napoleon Buonaparte zog den Schicksalsweg zurück.

St. Jean d'Ucre spielt keine bestimmende Rolle in der Geschichte Napoleons. Die Legende, die sich der erfolglosen Belagerung bemächtigt hat, um glauben zu machen, daß Buonaparte das britische Reich gestürzt und die ganze Levante erobert oder das Weltreich Alexanders erneuert hätte, wenn Afrika gefallen wäre, spielt mit phantastischen Analogien. Buonaparte

befah von Anfang an nicht die Mittel, über Syrien hinauszustreben, und erhielt nach der Vernichtung der Flotte keine Verstärkungen mehr. Da die Briten das Meer beherrschten, war jede überseeische Expedition zum Absterben verurtheilt. Nicht Afrika, sondern Abukir entschied über das Schicksal Agyptens, des Orients und — in ferner Zukunft — über den Ausgang des Kampfes zwischen Frankreich und England, zwischen Napoleon und der Welt. Ob Afrika fiel oder stand, war lediglich eine Frage des militärischen Prestiges.

Die Aufhebung der Belagerung und der grauenvolle Rückzug durch die Wüste — Napoleon brachte nur 5000 Mann nach Kairo zurück — wurden von den Ereignissen verschlungen. Am 25. Juli 1799 vernichtete Buonaparte das türkische Landungskorps auf der Landzunge von Abukir bis auf den letzten Mann, am 21. August schiffte er sich mit seinen Getreuesten heimlich nach Frankreich ein. Er wußte nicht, daß das Direktorium ihn schon am 26. Mai zurückgerufen hatte, ohne ihm eine Flotte senden zu können, aber er hatte Zeitungen erhalten, die ihn über schwere Niederlagen unterrichteten, und wußte, daß man seiner bedurfte und daß seine Stunde gekommen war.

Während Buonapartes Fahrzeug sich an der afrikanischen Küste entlang stahl, um den britischen Kreuzern zu entgehen, rollten in Europa die Kriegswürfel zu überraschendem Fall. Die Koalition, die in der Schlacht bei Novi den Gipfel des Erfolges erstiegen hatte, sah sich plötzlich wieder gestürzt. Innere Zwistigkeiten und die Strategie des Hofkriegsrates taten mehr zu dieser Wendung als die französischen Armeen.

Als die Schlacht bei Novi geschlagen war, erhielt Feldmarschall Suwarow Befehl, nach der Schweiz abzurücken, gleichzeitig wurde Erzherzog Karl angewiesen, auf das deutsche Rheinufer zurückzukehren. Melas blieb am Po, um die Volksaufgebote in Piemont und Toskana zu entwerfen und die Eroberung Italiens zu vollenden. Es war das alte leidvolle Spiel. Oesterreich wollte Italien allein erobern, und das Wiener Kabinett erblickte seine Aufgabe zugleich in der Unterdrückung aller demokratischer Regungen, selbst wenn diese sich gegen den Bedrucker richteten, der hinter der französischen Maske zum Vorschein gekommen war. Der Rückberufung Karls auf den Kriegsschauplatz am Oberrhein lag die Besorgnis zugrunde, französische Kräfte möchten von Straßburg und Mainz nach Holland abmarschieren, wo eine englisch-russische Landung geplant war.

Die ganze Heeresaufstellung wurde durcheinander geschüttelt.

So zerschlug die Koalition ihr eigenes Werk. Die Verantwortung fällt auf die Politik des Wiener Kabinetts, das dabei nicht an den Rhein dachte, sondern Ehre und Gewinn ernten wollte. Wien trug sich mit der Hoffnung,

der Erbe der Eisalpinischen Republik zu werden und sich bis an die Westküste Italiens auszudehnen und auch die preisgegebenen spanischen Niederlande wieder an sich zu ziehen. Thugut hatte daher dem Plane einer englisch-russischen Expedition eifrig zugestimmt. Deshalb wurde Erzherzog Karl rheinabwärts gerufen und die große Rechtschiebung der verbündeten Armeen so gestaltet, daß die Österreicher ihre selbstischen politischen Ziele in Italien und am Rhein mit eigenen Truppen verfolgen konnten, während die Russen in der Schweiz und das englisch-russische Expeditionskorps in Holland für die gemeinsame Sache bluteten. Die Gründe der Wiener Politik blieben den Verbündeten nicht verborgen. Mißtrauen und Zweifel schlichen sich in die Ranzleien und in die Feldlager. Suwarow häufte Zorn und Spott auf die „Nachteule“ Thugut und den Hofkriegsrat, und Zar Paul, der Nachfolger Katharinas, der sich noch einmal zum monarchischen Kreuzzugsgedanken bekannt hatte, als er sich zum Kriege gegen Frankreich entschloß, schrieb mit Bezug auf die Politik Thuguts am 31. Juli an seinen Gesandten Rasumowski, er habe die französische Schreckensregierung nicht vernichten wollen, um einer anderen den Platz zu bereiten, damit diese sich wie jene auf Kosten ihrer Nachbarn bereichern könne.

Die kurzfristige Politik des Wiener Kabinetts trug ihre Strafe in sich selbst. Die große Rechtschiebung der verbündeten Armeen und die Abkehr von den strategischen Zielen, die dem Fürsten Suwarow in Italien und dem Erzherzog Karl in der Schweiz gesteckt waren, wurden der Koalition zum Verhängnis.

Das englisch-russische Expeditionskorps, das am 27. August bei Texel auf dem Helber gelandet wurde, geriet bald in schwere Bedrängnis. Zwar weigerte sich die batavische Flotte gegen die Flagge von Oranien zu fechten, die der britische Admiral am Mast aufgesteckt hatte, und ging zu den Verbündeten über, aber Brune besaß Franzosen genug, um das Landungskorps im Saum zu halten. Er zog sich nach einem vergeblichen Versuch, die Engländer ins Meer zu werfen, auf Bergen zurück, erwartete den Feind in besestigter Stellung und schlug ihn am 19. September mit schweren Verlusten zurück. Zweimal, am 2. und am 6. Oktober, erneuerte der Herzog von York den Angriff, drang mit dem Bajonett in Bergen ein, rückte auf Beverwyck, vermochte aber Amsterdam nicht zu erreichen. Ein Streifen Dünen sand und ein Duzend Obrer waren der ganze Gewinn. Das Landungskorps lag in Sand und Morast, zwischen Dünen und überschwemmten Marschen verstrickt, wurde von täglich verstärktem Feind mit Artillerief Feuer überschüttet und durch Seuchen gelichtet und wartete vergebens auf eine große Erhebung der Holländer im Rücken der Franzosen. Am 14. Oktober war die Kraft Yorks gebrochen.

Britten und Russen hatten sich tapfer und zähe geschlagen, waren aber nicht imstande, die Ungunst der Verhältnisse zu wenden. Selbst der Rückzug mißglückte. York sah sich gezwungen, vier Tage später die Konvention von Alkmaar zu unterzeichnen, um wieder zu seinen Schiffen zu gelangen. Die Expedition war gescheitert. Die Rheinmündungen blieben im Besitze der Franzosen.

Der Schlag traf England hart und stärkte den Entschluß des Saren, aus der Koalition zu scheiden. Die Russen hatten in der Lombardei, in Holland und in der Schweiz gefochten, aber Suwarows Schwertarbeit war umsonst getan.

Als die Konvention zu Alkmaar unterzeichnet wurde, war der strategische Bau, den die Alliierten während des Frühlings und des Sommers ausgerichtet hatten, in den Grundfesten erschüttert. Die Österreicher lagerten noch in dem eroberten Piemont, englisch-russisch-türkische Geschwader waren an der italienischen Küste erschienen und hatten Truppen gen Rom entsandt, um den Papst wieder in seine weltliche Macht einzusetzen, aber in der Schweiz lag alles zer schlagen und in Frankreich waltete schon der neue Cäsar Napoleon Bonaparte.

Der Feldzug wuchs im Quellgebiet des Rheins in alpine Verhältnisse.

Als Suwarow die blutige Sommerschlacht bei Lodi schlug, war Masséna aus der Verteidigung hervorgebrochen, um seine Bewegungsfreiheit zurückzuerlangen. Er hatte Thurreau ins Wallis entsandt, Lecourbe wieder ins Quellgebiet der Reuß vorgetrieben und Chabran vom Zuger See gegen die Linth geschickt. Der Vorstoß gelang. Thurreau warf das Emigrantenkorps Rohan über den Grimsel- und den Furkapass und nahm den Simplon. Lecourbe schlug die österreichische Pashut vom Gotthard gegen Bellinzona zurück, flog ins Vorderrheintal hinunter und zwang die Kaiserlichen bis Chur zu weichen. Masséna hatte die Verbindung zwischen Suwarow und dem Erzherzog durchschnitten.

Karl sann auf Vergeltung. Er zog die zweite Russenstaffel, 21 000 Mann, unter dem Befehle Korsakows heran, die soeben in Schwaben eingetroffen war, und griff Massénas linken Flügel an. Der Anschlag mißlang. Korsakow wurde an der Aare von schweizerischen Scharfschützen empfangen, Masséna rückte zusammen. Da ließ Karl Halt blasen und trat den befohlenen Abmarsch nach Deutschland an.

Die Franzosen erfaßten den Augenblick und nahmen den Alliierten das Geseß aus der Hand. Masséna brach aus seiner Abisstellung gegen Korsakow vor, ehe Suwarow zur Stelle war, fiel auf seine rechte Flanke und warf ihn am 25. September 1799 über die Limmat und die Züricher Höhen gegen die Glatt zurück. Korsakow bahnte sich mit Mühe bei Schwa-

mendingen durch die Umgehungscolonne Bahn. Als Mortier seine Nachhut aus Zürich herauschlug, verwandelte sich der Rückzug der Russen in wilde Flucht. Entschart eilten sie über Kloten und Bülach gen Eglsau dem Rheine zu, der tapfere Hoze, den Karl mit 15 000 Mann an der Linth zurückgelassen hatte, fiel zu Tode getroffen. Petrarsh übernahm den Befehl und führte die Österreicher am 26. September auf St. Gallen zurück. Die ganze Ostfront der Verbündeten war eingestürzt.

Masséna war des Feindes im Osten ledig und wandte sich nun gegen Suwarow.

Der russische Feldherr war am 8. September von Asti aufgebrochen und nach Vercelli marschirt. Er sandte eine Division über den Lufmanier gegen Disentis, vereinigte seine Hauptmacht bei Giornico mit der österreichischen Gotthardhut, die Lecourbe über den Paß zurückgejagt hatte, griff Lecourbe am 24. September auf dem Gotthard an und warf ihn bergauf. Langsam erstieg das wandernde Gefecht die Flanken des Gebirgsstockes. Am 25. September wichen die Franzosen sechtend über die Paßhöhe auf Göschenen. Suwarow brach sich durch die Reußschlucht Bahn, erstürmte die halbzerstörte Teufelsbrücke und erschien am Tage darauf vor Altdorf. Die kühne Waffentat blieb unbelohnt. Als der Fürst bei Bürglen eintraf, war die zweite Schlacht bei Zürich geschlagen, Korsakow auf der Flucht über den Rhein. Suwarow hatte hievon noch keine Kunde und erhob sich zu einer heroischen Anstrengung, um auf Schwyz durchzubrechen. Er stieg mit seinem geschmolzenen Korps in das Schächental ein, überwand auf verschneiten Bergpfaden das Gebirgsmassiv, das ihn vom Muottatal schied, und nächtigte am 29. September in Muotta. Hier erhielt er die Hiobspost von der verlorenen Schlacht und dem Anrücken Massénas. Vor sich den Feind, hinter sich die Einöde, in der linken Flanke den See, stand er dem Verderben preisgegeben. Aber er bäumte sich gegen das Schicksal, riß seine treuen Truppen noch einmal in die Höhe, brach rechts ab, überstieg den Pragelpaß und schlug sich ins Röntal durch. Vergebens suchte ihm die Division Mollitor, die Masséna gen Glarus entsandt hatte, den Austritt aus der Bergwildnis zu verwehren, vergebens trachtete Masséna selbst ihn von Schwyz aus im Rücken zu fassen. Der russische Bär schüttelte Angreifer und Verfolger ab und zog schnaufend seines Wegs. Suwarow öffnete sich mit den letzten Patronen und dem Bajonett das Röntal und erreichte am 10. Oktober die Mulde von Glarus, stieg, als er das Linththal gesperrt fand, über Schwanden und Elm zum Ringelkopf auf und suchte durch das Gernthtal nach Glanz an den Rhein zu gelangen. Die Saumtiere stürzten, die Kanonen rollten in die Abgründe, mancher Mann fand den Weg in Schnee und Nebel nicht ins

rettende Tal, aber der Übergang gelang. Am 8. Oktober zog Suwarow mit aufgeschlossenen Kolonnen das Rheintal abwärts auf Chur und vereinigte sich am 12. Oktober bei Feldkirch mit den Österreichern. Er hatte ein Drittel der Armee im Hochgebirge verloren und den Gedanken an eine Offensive im Gotthardschnee begraben. In wütenden, von wilden Anklagen gegen den Hofkriegsrat erfüllten Briefen berichtete er dem Zaren von seinem Alpenübergang.

Unterdessen erfocht Erzherzog Karl am Rhein einen leichten Sieg. Die Franzosen waren demonstrierend gegen Frankfurt und Philippsburg vorgebrochen und hatten den Main- und den Neckarkreis mit neuen Brandschätzungen heimgesucht. Da die Österreicher noch nicht zur Stelle waren, erließ Albin, der Kanzler des Kurfürsten von Mainz, einen Aufruf an das Volk, und dieses in Unmündigkeit erhaltene Volk vergaß, was an ihm gesündigt worden war, und stand auf. Hessen und Mainfranken scharten sich zur Abwehr der welschen Bedrücker. Sie erhoben sich nicht in einem verzweifelten elementaren Ausbruch, wie zur Zeit der Würzburger Schlacht, sondern bildeten geordnete Volkswehren, führten eigene Führer und stellten sich zum offenen Kampf. Mehr als 15 000 Mann liefen zusammen, stießen von Wschaffenburg gegen Frankfurt vor und warfen die Franzosen in Marschgefechten über den Saunus nach Mainz. Als Karl am 12. September mit 30 000 Mann vom Schwarzwald herabstieg, um das in Brand geschossene Philippsburg zu entsetzen, nahte von Heidelberg heftig-bayerischer Landsturm unter der Führung des Forstmeisters Wrede. Die Franzosen wurden überrannt, die Festung entsetzt, die Mannheimer Schanzen und die Bastionen im Rhein-Neckar-Winkel im Sturm genommen.

Der Erfolg hob das Gemeingefühl des Volkes, aber das Zwischenspiel kostete Karl den Feldzug am Schweizerrhein. Als er sich an die Donauquelle zurückwandte, um den Feldzug gegen Masséna wieder aufzunehmen, war Korsakow schon in den Hegau geworfen, Suwarow nach Chur abgedrängt und Masséna Herr der schweizerischen Zentralstellung. Die Schweiz, die der Erzherzog selbst „das wichtigste Objekt des Krieges“ genannt hatte, war den Alliierten verloren. Die Russen rückten am 18. Oktober, dem Tage der Konvention von Alkmaar, nach Lindau ab. Vier Tage später kündigte der Zar die Koalition.

Als die Russen abzogen, war der Feldzug des Jahres 1799 zu Ende. Melas kämpfte noch in Piemont und vor den Toren Genuas, Szattary raufte noch bei Rehl und Philippsburg, aber der Verlust der Schweiz und Hollands und das Ausscheiden der Russen wogen schwerer als die Eroberung der Lombardei und die Behauptung Süddeutschlands. Der Rhein lag von der Quelle bis zur Mündung in französischen Banden, das ganze

linksrheinische Stromgebiet war in Frankreichs Besitz. Die Schweiz war zu einer französischen Angriffsstellung geworden, die Süddeutschland und Norditalien aus der Mitte beherrschte, und Holland war in eine maritime Operationsbasis verwandelt, die zugleich den Niederrhein aus der Flanke sicherte. Es war kein betäubender Umschlag des Glückes. Die Eroberung der Lombardei und die Befreiung des deutschen Südens täuschten die Welt über die große strategische Wendung, die sich im stillen vollzogen hatte und die Koalition zugrunde richtete.

In Paris sammelte Napoleon Buonaparte, vom Vertrauen des Volkes getragen, auf den Staatsstreich, um das wankende Direktorium zu stürzen und sich zum Herrn Frankreichs zu machen. Buonaparte war am 9. September in Fréjus gelandet, auf dem Wege nach Paris wie ein Gott gefeiert worden und kam mit hochgestimmten Plänen. Die Niederlagen Scheerers, Sourdans, Macdonalds und Souberts, die Parteiwirren und die Not des Landes hatten ihm die öffentliche Meinung gewonnen, sein Weg lag frei.

Am 9. November 1799 jagte er mit der Hilfe seines Bruders Lucian die Repräsentanten der Nation auseinander. Das Direktorium der Fünf machte dem Triumvirat der Konsuln Platz. Der Staatsstreich ward als Vollendung der Revolution gepriesen. Er richtete die Geister auf und erfüllte die Gemüter mit neuen Hoffnungen. General Buonaparte tauschte die Uniform an das Staatskleid des Ersten Konsuls, nannte sich, die korrische Herkunft verdeckend, fortan Napoleon Bonaparte, wurde zu einem vorbildlichen Gesetzgeber und versprach dem Lande „Freiheit, Sieg und Frieden“. Da er sich Rechenschaft von der Zerrüttung Frankreichs gab und die Koalition durch Verhandlungen zu sprengen hoffte, bot er Österreich und England den Frieden von Campo Formio zu neuer Unterschrift. Stimmten die Mächte zu, so waren Frankreichs Niederlagen mit einem Federstrich ungeschehen gemacht, sagten sie nein, so fiel die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges auf sie selbst zurück. England antwortete, daß Frankreich vom Rhein auf die Grenze von 1791 weichen und die Bourbonen als Friedensbürgen zu Königen annehmen müsse, Österreich bestand auf dem Besitz der Lombardei.

Der Brite formulierte seine Antwort politischer als der Österreicher. Da England erst in den Kampf um den Rhein eingetreten war, als der Westfälische Frieden bereits die Grundlage des europäischen Staatensystems bildete und die elsässische Réunionspolitik Ludwigs XIV. nie zur Erörterung gestellt hatte, forderte Pitt von Frankreich nicht den Verzicht auf das Elsaß, wohl aber die Abkehr von Mittel- und Niederrhein und die Räumung der Niederlande. Die britische Forderung lag im englischen Staatsinteresse, enthielt ein europäisches Programm und gab zugleich die

Richtung an, aus der England und Europa nicht weichen durften, ohne der Vorherrschaft Frankreichs zuzustimmen. England irrte aber in der Forderung auf Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons. Die Rückkehr der Bourbonen auf den Thron Ludwigs XIV. war keine Bürgschaft für die Beschränkung Frankreichs auf die geforderten Grenzen, und das französische Volk konnte diese Bedingung nicht annehmen, ohne die Revolution zu verleugnen. Ludwig XVIII. mochte in die alten Grenzen willigen, um den Thron seiner Väter zurückzuerhalten, aber auch er konnte nicht aufhören die Rückkehr an den Rhein zu wünschen.

Das französische Königtum und die französische Republik trafen sich in dem Verlangen nach dem Rhein, weil am Rhein Frankreichs Vormachtstellung hing. Anders Deutschland, das des Rheins nicht zum Herrschen, sondern zum Leben bedurfte und das Stromgebiet des Rheins nicht entbehren konnte, ohne zu einer Trennungszone, zu einem gemeinschaftlichen Glacis der romanischen und der slawischen Welt herabzusinken.

Das Rheinproblem, das einst dem römischen Cäsar in der Ariovistschlacht und im Lande der Sigambrier als verschleierte, geheimnisvolle Erscheinung entgegengetreten war, stand zu Ende des 18. Jahrhunderts jeder Verhüllung bar in voller Größe vor dem neuen Cäsar aufgerichtet. Es war im Laufe der Jahrhunderte zur europäischen Schicksalsfrage geworden, an der das zur Weltmacht aufgestiegene Inselreich England mit seiner Existenz beteiligt war, denn hinter dem Rheinproblem erhob sich, von ihm zur Hilfe gerufen und es bereits überschattend, das Problem der Freiheit der Meere. Beide Probleme verschlangen sich zu ungeheuerlicher Umarmung, um neue Feindschaften, neue Gegensätze, neue Kriege zugebären und den Fluch unabsehbarer Verwicklungen auf die kommenden Geschlechter herabzurufen.

Als der Erste Konsul die Friedensbedingungen Pitts an der Schwelle des Jahres 1800 zurückwies, machte er sich zum Schicksalsträger dieser Entwicklung. Er handelte nicht nur im Namen der französischen Republik, sondern auch im Geiste Frankreichs und tat, darüber hinaus, seinem heimat- und vaterlandslosen, planetär empfundenen Machtbedürfnis Genüge.

So wurde der Kampf um den Rhein, der bisher das Verhältnis Deutschlands und Frankreichs bestimmt hatte, in idealer Verbindung mit dem Kampf um die Freiheit der Meere auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts zum weltbeherrschenden Problem der Politik. Der Krieg, den England mit Frankreich führte, wurde für die Briten zum Kampf gegen die Vormacht des Kontinents und für Frankreich zum Kampf gegen die Beherrscherin der Meere. Österreich aber kämpfte im gigantischen Schatten

dieser Auseinandersetzung immer noch blind und taub für die Erhaltung und Vergrößerung seiner Hausmacht, zu deren Attributen es auch die römische Kaiserkrone rechnete. Preußen saß still, sorgsam und pedantisch mit Verwaltungssorgen und Agrarreformen beschäftigt, und der Reichsfreiherr vom Stein schrieb: „Es ist betäubend, Preußen wie gelähmt und in einem Zustand von Starrsucht zu sehen . . . unser Staat hört auf ein militärischer zu sein, er ist nur noch ein exerzierender und schreibender.“ Noch schlimmer war, daß Preußen auch aufgehört hatte ein politischer zu sein und des Rheins vergaß. — Der Zar schmollte. — So nahm denn der Krieg Englands und Österreichs mit Frankreich seinen Fortgang.

Frankreich stellte drei Armeen ins Feld. Moreau wurde an den Rhein gesandt, um durch den Hegau in Deutschland einzubrechen und gegen die Erblande des Kaisers vorzurücken. Masséna erhielt den Oberbefehl in Italien und verteidigte Genua, die Riviera di Ponente und die Seealpen, um der im Rhonetal aufmarschierenden dritten Armee Zeit zu lassen, aus der Westschweiz hervorzubrechen, die Alpenpässe zu überschreiten, und den Österreichern in den Rücken zu fallen. Die Anlage des Feldzuges verriet die Meisterhand Bonapartes, der seinen Plan auf den Besitz der Schweiz gründete und sich selbst den Oberbefehl über die mythische dritte Armee vorbehielt.

Moreaus Armee stand in einer Stärke von 90 000 Mann zwischen dem Bodensee und der Queich auf dem linken Ufer des Rheins auseinandergezogen. Er focht gegen Kray, der an die Stelle des kränkenden, verbitterten Erzherzogs getreten war und den Schwarzwald mit 40 000 Mann besetzt hielt. Moreau besaß nicht die Kühnheit, Bonapartes Vorschlag zu folgen, die Masse der Armee rechts zu schieben und bei Schaffhausen mit gesamter Macht über den Rhein zu gehen, um den Feind von seinen Verbindungen abzuschneiden, sondern handelte unmittelbar aus der Front. Er vollzog den Übergang in Staffeln vom linken Flügel aus und schob sich dann auf dem rechten Ufer stromaufwärts. Er selbst überschritt den Strom bei Basel, drang über Säckingen gegen Stühlingen vor und warf den Feind über Waldshut zurück. Sein rechter Flügel setzte am 1. Mai bei Stein am Rhein über und marschierte auf Singen. Die überraschten Österreicher wichen auf allen Pfaßstraßen auf die Donauquelle, kamen aber noch zur rechten Zeit, um in der Hegauscharte Front zu machen und stellten sich am 3. Mai bei Engen zum Kampf. Da Kray zu schwach war, den Feind zu werfen, leitete er nach heftigen Gefechten den Rückzug auf Stockach und Tuttlingen ein, schlug sich am 5. Mai bei Meßkirch, ging am Tage darauf gen Sigmaringen zurück, zog alles an sich, was noch im Schwarzwald zerstreut stand, wick auf Biberach, bot hier dem

Feinde am 9. Mai noch einmal Stirn, erklämpfte einen Tag Frist zur Rettung des Troßes und der Magazine und rückte am 11. Mai in das verschanzte Lager von Ulm. Hier stießen 20 000 Mann süddeutscher Reichstruppen zu ihm und erhöhten seine Feldstärke auf 60 000 Streiter. Moreau tappte nach und erreichte am 12. Mai die Iller, sandte auf Bonapartes Befehl 8000 Mann in die Schweiz zurück und suchte seinen Gegner mit 80 000 Mann aus seiner Stellung herauszumanövrieren. Kray versuchte ihn durch Ausfälle zu strafen, aber keiner von beiden wagte eine entscheidende Schlacht. Darüber vergingen Wochen, die das Land weit hin mit Verderben schlugen. Ausgeplündert und ausgezogen lag Schwaben unter den Füßen der Heere. Der Feldzug drehte sich im Kreise.

Um die Zeit, da Moreau sich bei Ulm festramte, war Masséna nach Genua hinein, war Suchet auf den Var zurückgeworfen worden. Masséna hatte wie Kray rückwärtschreitend gestritten und Melas mit 45 000 Streichern Widerpart gehalten. Melas hatte 60 000 Mann gegen ihn herangeführt und 20 000 Mann vom Col de Tende bis zum St. Gotthard in der Flanke stehen lassen, um die Alpenpässe zu bewachen. Da in der Schweiz angeblich nur eine einzige französische Felddivision stand und die dritte französische Armee zwischen Lyon und Lausanne lagerte, fürchtete Melas keinen Rückenangriff. Am 21. April fielen hinter Masséna die Tore Genuas ins Schloß, am 11. Mai wich sein Unterfeldherr Suchet über den Var. Kray stand bei Ulm fest, Melas stand am Var mit Übermacht auf französischem Boden, Ott lag vor dem hungernden, mit Kranken gefüllten und zur See von den Engländern blockierten Genua.

Die allgemeine Lage sprach zugunsten der Österreicher. Der Feldzug wurde vom Hofkriegsrat mit freundlichen Augen betrachtet. Sobald Genua gefallen war und Melas mit gesamter Macht rechts schwenkend ins Rhonetal einbrach, reifte der Krieg der Entscheidung.

Da schlug plötzlich der Blitz ins künstliche strategische Gebäude und legte es in Flammen und Trümmer. Melas erhielt am 18. Mai die Meldung, daß Bonaparte sich mit der Reservearmee gegen den St. Bernhard in Bewegung gesetzt habe und in seinen Rücken dringe. Der Feldmarschall hielt die Nachricht für unglaubwürdig, schüttelte aber auf neue Berichte die Last der Jahre von sich, eilte mit 11 000 Mann nach Turin, um hier gegen den Rücken Front zu machen und rief Ott von Genua heran. Aber Bonapartes strategische Umgehung zielte nicht auf Turin in den Rücken der Frontarmee, sondern auf Mailand, die Operationsbasis des feindlichen Heeres.

Und nun zeigt sich Bonapartes geniale Führung in voller Größe. Er nützt die schweizerische Zentralstellung zur strategischen Vernichtung des

Feindes, auf die Gefahr, im taktischen Zusammenprall mit verwandter Front zu erliegen. Die Schweiz speit Armeen aus. Über alle Pässe strömen sie in die lombardische Ebene hinab. Churreau steigt mit 5000 Mann über den Mont Cenis ins Susatal, Chabran steigt mit 5000 Mann über den Kleinen St. Bernhard ins Tal der Dora Baltea, Bonaparte steigt mit 35 000 Mann über den Großen St. Bernhard ins Aostatal, Bethancourt steigt mit 3000 Mann über den Simplon ins Eschental und Moncey steigt mit 15 000 Mann über den St. Gotthard. Wie Lavaströme ergießen sich die französischen Armeen von den Höhen des Gebirges. Österreichische Talhuten weichen verzweifelt fechtend vor dem überlegenen Feind. Schloß Bard hält Bonaparte 5 Tage auf und bleibt in seinem Rücken unbezwungen zurück, während er in dunkler Nacht nach Ivrea durchbricht, die Division Lannes verschleierns gen Melas vorschleibt und mit seiner Hauptmacht links abmarschierend über Buffalora gen Mailand zieht. Er trifft bei Buffalora auf das Korps Bukaßowich, wirft es, rückt am 1. Juni in Mailand ein, verkündet die Wiederaufrichtung der Cisalpinischen Republik, zieht Bethancourt und Moncey an sich, stellt Flankenhuten gegen Osten auf, macht kehrt und rückt am 7. Juni westwärts dem Feind entgegen auf Stradella.

Hier erreicht ihn die Kunde vom Fall Genuas. Masséna hat am 4. Juni auf freien Abzug kapituliert. Bonaparte bleibt stehen, späht und wartet. Ott ist schon auf dem Anmarsch, um die Straße nach Mantua freizumachen. Dagegen hat Suchet das österreichische Korps geschlagen, das Melas am Var stehen gelassen hatte, und folgt ihm in der Richtung auf Turin. Am 9. Juni greift Bonaparte das Korps Ott bei Casteggio an und zwingt es zum Rückzug auf Castelnovo.

Unterdessen hat Melas die Überraschung verwunden und Turin verlassen, um nach Alessandria vorzurücken und sich hier mit Ott zu vereinigen. Bonaparte rückt von Osten, Melas von Westen an. Die Fronten sind vertauscht, aber die Franzosen sind im Besitz der schweizerischen Alpenpässe, während die Österreicher auf allen Seiten vom Feind und feindlichem Gebiet umgeben sind. Da Bonaparte fürchtet, Melas könne über Novi ausweichend an ihm vorbeimarschieren, entsendet er Desaix mit 9000 Mann gen Rivalta-Novi und behält nur 22 000 Mann zwischen San Giuliano und Tortona zurück. Er hat sich über Gebühr geschwächt.

Am 13. Juni schiebt Melas seine Vorhut gegen Tortona vor. An der Bormida zwischen Alessandria und Tortona entbrennt ein Vorpostengefecht. Als Melas am 14. Juni 1800, mit 30 000 Mann in drei Kolonnen von Alessandria vorrückt, trifft er an der Bormida auf Bonapartes Vorhut. Er wirft sie und marschirt auf Tortona. Bonaparte

bricht auf den Gefechtslärm von seinem Standort San Giuliano gegen Marengo auf und sendet Desaix Befehl, zurückzukehren. „Um Gottes willen, komm zurück!“ So rief einst Wallenstein den Pappenheim von Halle auf das Lützener Feld.

Melas stellt sich am Fontanone, der als tiefer Graben durch die kahle Ebene zieht, in Schlachtordnung und greift an. Bonapartes Vorhut weicht fechtend über das Wasser, hinter dem die Masse der kleinen Armee die Schlacht aufnimmt. Die Franzosen kämpfen unter den Augen ihres Abgottes mit heldenhafter Tapferkeit. Stundenlang wogt der Kampf um den Wassergraben. Melas sendet Ott in Bonapartes rechte, seine Kavallerie in Bonapartes linke Flanke und bestürmt selbst die Front. Auch die Österreicher fechten mit ungeschwächtem Mut. Das Gefecht wächst zur Entscheidungsschlacht. Melas' Kavallerie wird von Kellermanns Schwadronen geworfen, Melas' Infanterie bringt die französische Front zum Wanken, Ott stößt auf die Konsulargarde, die Bonaparte als letzte Reserve ins Feuer sendet. Sie soll der Armee den Rückzug erkämpfen und opfert sich Mann für Mann. Melas ist bei Marengo in Bonapartes Mitte eingebrochen. Der Konsul, der die Seinen mit flatterndem Haar und flammendem Blut zum Widerstand anfeuert, sieht seine Ordnung zerrissen und verläßt fechtend die Steinhäuser und den Viadukt von Marengo. Er hat Desaix' heranbegehende Spitzendivision, die um 11 Uhr bei San Giuliano eingetroffen ist, vergebens ins Gewühl geworfen, die Schlacht ist verloren. Er steigt vom Pferd, setzt sich auf die Böschung der Landstraße, zerbeißt sein Taschentuch, peitscht den Straßentaub mit der Reitpeitsche und sieht die gelichteten, zerschlagenen Brigaden an sich vorüberfluten. Die Verbände beginnen sich zu lösen.

In Marschkolonnen folgen die Österreicher dem weichenden Feind. Wäre ihre Kavallerie zur Stelle, die irgendwo gegen Suchet aufgestellt ist, um die Armee vor einem Flankenangriff zu schützen, so läge die französische Armee schon unter den Hufen.

Aber der 70jährige Melas ist mit dem Erfolg zufrieden und wendet den Gaul, um zu Tode matt nach Alessandria zurückzureiten und die Siegesstafette nach Wien abzuschicken. General Zach leitet die Verfolgung des geschlagenen Feindes, der keine gesicherte Basis hinter sich hat und völliger Zerrüttung entgegengeht.

Es ist 5 Uhr geworden. Pulverrauch und Sommerstaub streichen im Windzug über die verstummende Walfstatt. Bonaparte rafft sich auf und sucht seine Truppen bei San Giuliano zum Stehen zu bringen, wird aber bald gewahr, daß ihre Kampfkraft erschöpft ist. Da taucht Desaix' zweite Division aus den Weinbergen des Dorfes. Bonaparte eilt dem alten

Waffengeführten entgegen, ein paar hastige Worte, noch kürzere Befehle, die weichen Truppen werden angehalten, die Artillerie in Stellung gebracht, 12 Geschütze jagen die erste Salve in die österreichischen Grenadiere, eine zweite Schlacht beginnt und fährt im Wirbelschwall über die Ebene. Desaix setzt sich an die Spitze seiner Bataillone und stürzt sich opferbereit auf den überraschten, in lässiger Verfolgung begriffenen, von Rartatschen zerrissenen Feind. Desaix fällt, über seine Leiche dringt der Bajonettangriff mit zermalmendem Stoß in die österreichische Kolonne. Die hält den Angriff nicht aus und wirft sich in blinder Verwirrung auf das Gros zurück. Da gerät auch dieses aus der Fassung. Als Bonaparte Infanterie und Kavallerie, wie mit den Händen zum Angriff geballt, auf den Feind schleudert, Kellermanns Dragonerbrigade auf zusammenbrechenden Säulen attackiert, den Stab Sachs über den Haufen reitet, den General gefangennimmt und erbarmungslos einhaut, stürzen die Österreicher in wilder Panik auf Marengo zurück. Vergeblich suchen die österreichischen Generale die kopflosen Truppen am Fontanone zum Stehen zu bringen. Kellermanns geschwungene Säbel jagen sie in bestimmungslose Flucht. Sie enteilten gen Alessandria.

Der Tag von Marengo war Geschichte geworden. Am 9 Uhr früh waren die Vortruppen aufeinandergeprallt, um 11 Uhr wichen die Franzosen vom Fontanone, um 2 Uhr nachmittags waren sie aus Marengo herausgeschlagen, um 5 Uhr bei San Giuliano der Auflösung nahe, eine Stunde später standen sie siegreich am Fontanone, um 7 Uhr abends — die Sonne sinkt über blutigem Getümmel — hatten sie die Schlacht gewonnen.

Melas ist wie vom Schlag gerührt, sieht sich von Osten, Westen und Süden umfaßt, weiß sich von seinen Verbindungen abgeschnitten, gegen die Alpen gedrängt, verliert den Mut zur Sammlung und zu einer neuen Schlacht und — sendet einen Parlamentär ins feindliche Lager, um gegen die Abtretung Italiens bis zum Mincio freien Abzug zu erlaufen. Der Feldzug ist zu Ende. „Le monde a tourné.“ Bonapartes Namen fliegt auf Siegesflügeln um den Erdball.

Die Koalition hat an einem Tag die Früchte eines Jahres verloren, der Erste Konsul hat an dem lombardischen Wassergraben den Rhein erobert.

Vergebens erneuert Österreich nach Ablauf eines fruchtlosen Waffenstillstandes den Kampf und stellt am Mincio, in Südtirol und am bayerischen Inn neue Armeen ins Feld. Die Wunderschlacht von Marengo hat es in hoffnungslose Abwehr zurückgeworfen. Ray ist am 22. Juni von Ulm über Ingolstadt auf Ampfing abgezogen und wird durch den Erzherzog Johann ersetzt, Bellegarde übernimmt den Oberbefehl am Mincio, aber als im Spätherbst der Kampf aufs neue beginnt, lächelt den kaiserlichen

Waffen nirgends mehr das Glück. Moreau überrascht die Österreicher am 3. Dezember bei Hohenlinden auf dem Anmarsch, schlägt sie in den Waldschluchten von Birkach und drängt sie nach Salzburg zurück, Bellegarde wird in den Weihnachtstagen vom Mincio auf die Etsch geworfen. Die französischen Kolonnen reichen sich in Südtirol die Hand und drängen Bellegarde über die Piave. Der Krieg ist für Österreich verloren.

Der Erste Konsul hatte schon seit dem Tage von Marengo mit dem Wiener Kabinett verhandelt, um es zu einem Sonderfrieden zu drängen, und in diesen Verhandlungen Schritt für Schritt Raum gewonnen. Als Thugut im Oktober von der Leitung der Geschäfte zurücktrat, um dem Friedensmanne Grafen Cobenzl Platz zu machen, griff Bonaparte zu diplomatischen Zwangsmitteln. Am 2. Januar 1801 ließ er dem Gesetzgebenden Körper die Mitteilung zugehen, Österreich sei bereit, ohne England zu unterhandeln. Frankreich fordere die Rhein- und die Etschgrenze, die der Kaiser ohne Anhörung der Reichsstände bewilligen müsse. Weigere sich der Kaiser, so werde man den Frieden in Prag, Wien und Venedig holen.

Das Wiener Kabinett erlag dem Drucke dieser Verkündung. Da Bonaparte sich unterdessen Rußland genähert und den durch die gemeinsame Kriegführung des Jahres 1799 verbitterten und durch Englands rücksichtslose Seepolizei gereizten Zaren für sich gewonnen hatte, England zwar Subsidien ausrichtete, aber nicht imstande war, den Österreichern Waffenhilfe zu leisten, sah Kaiser Franz sich gezwungen, den Gewaltfrieden anzunehmen. Er ist am 9. Februar 1801 zu Lunéville unterzeichnet worden.

Der Frieden von Lunéville ruhte auf den Grundlagen des Vertrags von Campo Formio, hielt sich jedoch nicht wie dieser an geheime Artikel, sondern verkündete offen die Preisgabe des linken Rheinufers. Der Salweg des Stromes wurde die Grenze des deutschen Reiches, die Unterschrift des Kaisers haftete für die Einwilligung der Reichsstände. Daß Österreich in Italien mit der Etschgrenze fürlieb nehmen mußte und Venetien, Istrien und Dalmatien als Danaergeschenk noch einmal zugesprochen erhielt, focht Deutschland im Augenblick des Geschehens nicht an, aber daß nun die Preisgabe des ganzen linksseitigen Stromgebiets vor aller Welt verbrieft und versiegelt wurde und daß zugleich Holland und die Schweiz unter Frankreichs militärische Obgewalt gerieten, das ging der großen deutschen Nation ans Leben. Doch dieses seltsame Volk, das auf 300 Territorien in einem unmännlichen Leben ohne Staat, ohne ein großes politisch gerüstetes, national empfindendes Vaterland durch die Zeit wandelte und damals in weltbürgerlichen Gefühlen schwelgte oder in kleinbürgerlichem Behagen aufging, hat diesen letzten furchtbaren Riß nicht mehr empfunden. Der Deutsche wußte nicht, daß er mit dem linken Rheinufer den Rhein

selbst, seine Uferlande, das ganze Stromgebiet, seine eigene Unabhängigkeit und Kraft und Quelle seines Deutschtums dahingegeben hatte.

Aber in Lunéville war noch Seltsameres geschehen. Der siebente Artikel des Vertrags besagte, daß die erblichen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer aus ihrem Besitz gesetzt seien, eine Entschädigung im Schoße des Reiches finden sollten. In diesem Satze lag eine politische Paradoxie sondergleichen. Das Reich verlor das linke Rheinufer, verlor Brüssel, Lüttich, Aachen, Köln, Koblenz, Trier, Mainz, Speier und Worms und die Lande, in dem diese Kleinodien gebettet lagen, die deutschen Dynastien aber erlitten keinen Verlust, sondern gewannen im Schoße des Reiches zurück, was sie an Frankreich dahingegeben. Die Nation wurde zum Objekt der Politik.

Frankreich ließ alle Hüllen fallen. Es schritt jetzt ohne Vorantragen freiheitlicher Symbole über das Rheinland hinweg und rief den linksrheinischen Deutschen durch den Mund des Ersten Konsuls zu: „Euer Land wird hinfür nicht mehr von widerstrebenden Interessen überzogen sein, sondern durch das gemeinsame Interesse von 30 Millionen französischen Bürgern gesichert werden. Es steht nicht mehr im Besitze einer Menge kleiner Herren, die zu schwach waren, sich zu verteidigen, aber stark genug, euch zu plagen, sondern unter dem Schutze einer Macht, die sich in ihrem Gebiete Achtung zu verschaffen weiß.“ Wie wahr gesprochen, aber auch wie har aller Ideale, wie rein auf materielle Dinge zugeschnitten! Wo war das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wo die Empfindung, daß hier ein art- und wesensfremder Eroberer in fremder Sprache zu Menschen sprach, die seit anderthalbtausend Jahren am deutschen Strom saßen, mit dem Eroberer nichts gemein hatten als antike Grundlagen, aber auf diesen ein eigenes, aus deutscher Gestaltungskraft geschaffenes, von deutscher Seele durchflutetes Kulturgebäude errichtet hatten! Gewiß, die verrottete, in mittelalterlichen Zuständen steckengebliebene Kleinstaatserei, die Abkehr von großen nationalen Dingen und der Verzicht auf die Pflege politischer Ideale hatten aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation eine „Monstrosität“ gemacht, aber niemand war an dieser Entwicklung lebhafter und eifriger beteiligt gewesen als Frankreich, der Bürge des abgründigen Westfälischen Friedens, und keine Verrottung, keine Zerrissenheit gab der französischen Nation das Recht, im deutschen Fleische zu wühlen. Die französische Nation hatte das Selbstbestimmungsrecht der Völker gefälscht, um es zu Frankreichs Nutzen auszubeuten, wie das französische Königtum die Geschichte gefälscht und die Friedensverträge zurechtgelegt hatte, um sich die Bahn zum Rhein freizumachen.

Die französische Republik hatte nicht bis zur Verkündung des Friedens von Lunéville gewartet, um ihre Verwaltung über die Rheinlande

auszudehnen. Als General Hoche im Sommer des Jahres 1797 in Koblenz residierte, hatte er Vertrauensmänner zu sich gerufen und mit ihnen die Ausrufung einer Rheinischen Republik verabredet. Die Separatisten kamen mit grünen Bändern geschmückt. Hoche verlieh ihnen zur grünen Farbe die entsprechenden Farben der Tricolore und ermunterte sie im Zeichen dieser rheinischen Tricolore grün-weiß-rot die Republik auszurufen. Da fuhr das Direktorium dazwischen und befahl die Annerkennung. Als Hoche im September 1797 starb, lagen beide Tricoloren auf seiner Bahre. Die französische Republik hatte die rheinische verschlungen, ehe sie geboren war. Am 30. März 1798 wurde durch Dekret die deutsche Sprache aus dem amtlichen Verkehr verbannt. Am 22. September 1802 war die Einordnung der Rheinlande in den französischen Staat vollendet. So setzte sich die französische Republik über das große, von Amerika übernommene, in der Revolution zu ungeheurem Leben erweckte Dogma hinweg, daß nicht selbstliche Gewalten, sondern die Nationen berufen seien, die Staaten zu bilden, und daß die Grenzbildung nicht durch Vormacht, sondern durch das gleiche Recht aller bestimmt werde. Als Napoleon Bonaparte sich zum Konsul auf Lebenszeit wählen ließ und am Rhein als Eroberer auftrat, tat er nichts in eigenem Namen — der Rhein lag als Ziel schon hinter ihm, als er ihn gewann —, sondern als Vollender der traditionellen, unveränderlichen, französischen Politik und als Träger des Vorherrschaftsgedankens, der sich in ihm nur deshalb so übergewaltig auswirken konnte, weil er damit den Machtwillen des französischen Volkes erfüllte.

Blieb Frankreich Herr des Rheinufer, so wurde es von selbst zum Schiedsrichter der deutschen Kleinwelt und Herr in Europa. Aber wer konnte ihm im Jahre 1802 nach Österreichs Ausscheiden aus der Rheinfront, nach Preußens Verzicht auf handelnde Politik und nach dem Frontwechsel Pauls noch Halt gebieten? England, das am Rhein das europäische Gleichgewicht und seine eigene Weltstellung verteidigte, war nicht fähig, die Last allein zu tragen und ohne einen Regen auf dem Kontinent nicht imstande den Krieg zu siegreichem Ende zu führen. Der Wunsch nach Frieden wirkte stärker als der Zwang zur Fortsetzung des Krieges. Als William Pitt, dieser Einsicht gehorchend und durch Gründe der inneren Politik zum Entschluß gedrängt, am 14. März 1801 aus dem Amte schied und „die Karten an Abbdington — seinen locum tenens — gab“, war der Friedensschluß zwischen England und Frankreich nur noch eine Frage der Zeit. Die Ermordung des Zaren und die Kapitulation der französischen Orientarmee beschleunigten die Entwicklung. Am 1. Oktober 1801 wurde zu London der Vorfriede, am 26. März 1802 zu Amiens der Friede

unterzeichnet, der Frankreich den Besitz des linken Rheinufers bestätigte, den Engländern von ihren überseeischen Eroberungen nur Trinidad und Ceylon ließ und sie verpflichtete, das zurückeroberte Malta binnen drei Monaten zu räumen.

Der Friede von Amiens gewährleistete Frankreich die Beherrschung der europäischen Küsten vom Zundersee bis zum Meerbusen von Tarent und die Herrschaft über den Rhein. Jene schloß England von Westeuropa aus, diese gab Napoleon die Kraft, das Festland zu unterwerfen. Der Kampf um den Rhein, den deutsche Ohnmacht und deutsche Zwietracht nicht ausgekämpft hatten, schien auch von England aufgegeben und von Frankreich gewonnen.

Als der Frieden im englischen Parlament vorgelegt wurde, flatschte die Mehrheit des englischen Unterhauses der Unterzeichnung Beifall, die Opposition aber rief in den Lärm: „Wir haben Frankreich den Besitz Italiens und die Herrschaft über den Kontinent bestätigt.“ Der Geist William Pitts, des Älteren, wandelte durch den Saal.

Blieb es bei dem Verzicht Englands auf den Austrag des Kampfes um den Rhein, der sich im Frieden von Amiens ankündigte, so wurde nicht Lille, wo einst ein ähnlicher Friede mit Entrüstung abgelehnt worden war, wohl aber Amiens „das Grab der britischen Größe“.

Doch dieser Friede trug schon hippokratische Züge, als er aus der Taufe gehoben wurde. England und Frankreich sahen in ihm nur einen Waffenstillstand, eine Pause in dem gigantischen Ringen, das zwischen den beiden alten Nebenbuhlern jetzt aufs neue als solches empfunden wurde, nachdem die revolutionäre Periode mit ihren verwirrenden Parolen zu Ende gegangen war. Da Frankreich nun im Besitze des linken Rheinufers anerkannt war, verschwand der Kampf um den Rhein zum erstenmal völlig hinter dem größeren Kampf um die Welt Herrschaft. Aber dieser Kampf um die Welt Herrschaft fußte auf dem Kampf um den Rhein.

Aus dem Rhein trank Frankreich die Kraft zum Ringen mit England um das arbitrium mundi. Der alte Besitzer des Stromes und seiner Uferlande, das deutsche Reich, lag zertreten, und von einem einigen deutschen Volke wußte niemand mehr. Die Raben flogen um den Berg. Und weil es dahin gekommen war, wurde die Welt des Friedens und Gedeihens nicht mehr froh, bis der Kampf um den Rhein zu seinen Anfängen zurückkehrte und in dem neuanehebenden Ringen Englands mit Napoleon der Deutsche seinen angestammten Platz wieder einnahm und sich den Rhein zurückerkämpfte.

Der Kampf um den Rhein war zu den Anfängen Armins des Cheruskers zurückgekehrt.

Napoleon I. und die Vorherrschaft Frankreichs im Stromgebiet

Der Rhein als Weltenscheide — Josef Görres' Belehrung — Die Rheinlande als französische Operationsbasis — Bonapartes Kolonialpläne und der Friede von Amiens — Der Reichsdeputationshauptschluß — Der Bruch des Friedens von Amiens — Die Besetzung Hannovers — Preußens Neutralitätspolitik — Bonapartes Rüstungen und Englands Werbungen — Die Erschießung des Herzogs von Enghien — Napoleon, Kaiser der Franzosen — William Pitts Rückkehr zur Macht — Kaiser Napoleon in Boulogne und in Aachen — Der neue Rheinbund — Der dritte Koalitionskrieg beginnt — Der Rhein und Napoleons Feldzugsprinzipien — Von Boulogne nach Ulm — Die Kapitulation Mack — Preußens Schwäche — Die Schlacht bei Austerlitz — Die Allianz von Schönbrunn — Der Friede von Preßburg — Die Schlacht bei Trafalgar — Pitts Tod — Kontinentalsperrre und Universalmonarchie — Preußen marschiert — Die Saalepforte — Napoleons „bataillon carré“ — Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld — Napoleons Operationsplan — Der Flankenmarsch der Preußen — Die Schlacht bei Jena — Die Schlacht bei Auerstedt — Der Zusammenbruch Preußens — Wandlungen — Das Berliner Dekret — Eylau und Friedland — Der Friede von Tilsit — Frankreichs Eroberung der Elbegrenze — Der Tag von Erfurt — „Vous n'avez pas d'idée ce qu'un peuple peut souffrir“ — Die Verbannung des Reichsfreiherrn vom Stein — „Il faut dépayser l'esprit allemand“ — Von der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland — Die französische Nation und das Empire — England und die Freiheit Europas — Orders of councils und napoleonische Dekrete — Josef Napoleon in Spanien — Der spanische Volkskrieg — Die Erhebung Österreichs im Jahre 1809 — Die Gefechte bei Regensburg — Der Aufstand in Tirol — Schill — Die Schlacht bei Alpern — Die Schlacht bei Wagram — Der Friede zu Schönbrunn — Andreas Hofer — Die Grenzen des Imperiums und seine strategischen Grundlagen — Front gegen Rußland — Orientträume — Der Rhein vergessen — Britische Welt Herrschaft und napoleonische Universalmonarchie — Der russische Feldzug — Die Schlacht bei Borodino — Der Brand von Moskau — Der Übergang über die Beresina — „Mit Mann und Roß und Wagen“ — Wellington in Spanien — Die Konvention von Tauroggen — Preußen steht auf — Napoleons Elbefeldzug — Die Schlachten bei

Groß-Görschen und Bautzen — Vittoria und Reichenberg — Die vierte Koalition — Napoleons neue Strategie — Die Schlacht bei Dresden — Die Schlachten bei Groß-Beerem, an der Ragbach, bei Kulm und Dennewitz — „Das Volk steht auf“ — Die Völkerschlacht bei Leipzig — Das Treffen bei Hanau — Metternichs Manifest — „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ — Der Übergang über den Rhein — Napoleons Winterfeldzug in Frankreich — Das Plateau von Langres und die Unterhandlungen in Chatillon — Die Gefechte von Brienne und La Rothière — Die Treffen bei Champeaubert, Montmirail, Vauchamps und Etoges — Schwarzenbergs Retirade und Besorgnisse — Der Begriff der Invasion — Die Krisis des Feldzuges — Das Gefecht bei Bar und die Schlacht bei Laon — Der Vertrag von Chaumont — Arcis-sur-Aube — Napoleon und die Nation — Die Abdankung — Der Erste Pariser Friede — Der Wiener Kongreß — Die Rückkehr von Elba — Ligny und Quatre-Bras — Die Schlacht bei Waterloo — Der Zweite Pariser Friede — Die heilige Allianz — Der Kampf um die Welt-herrschaft — Das Ende der Epöpe und der Kampf um den Rhein — Der Beginn des Industriealters

Zwei Jahre ruhte die Welt vom Kriege, zwei Jahre des Friedens zogen über den Rhein. Er floß ruhig im alten Bett, aber an seinen Ufern schieden sich Welten. Frankreich wurde von Bonapartes Schöpferkraft aus dem Bauschutt der Revolution herausgehoben und auf neuen Grund gestellt. Die Lande, die dem deutschen Rheine entrissen wurden, genossen Last und Wohltat der neuen Ordnung. Sie empfingen ihr bürgerliches Gesetzbuch von Frankreich, aber sie gaben ihm dafür ihre Söhne. Sie erfreuten sich des aufblühenden Handels im merkantilistisch verwalteten Reiche und hörten die Glocken wieder läuten, die die Wiedereinführung des katholischen Kultus kündeten, aber sie sahen ihre Sprache unterdrückt, ihre Zeitungen verboten, die alte deutsche Selbstverwaltung von der französischen Staatsgewalt entmannt. Von der Freiheit sprach niemand mehr, nur die Gleichheit vor dem Gesetz war geblieben, aber dieses Gesetz floß nicht mehr aus der Souveränität des Volkes, sondern trug das Gepräge eines Einzelnen.

Joseph Görres, der deutsche Schwärmer für Freiheit und moralische staatliche Größe, war von seiner Wallfahrt nach Paris bekehrt. Die Geburtsstätte der europäischen Menschenrechte erschien ihm jetzt „als ein schauerlicher mit Blumen bewachsener Sumpf“, und in der Gewalt des Ersten Konsuls erblickte er die Entstehung einer Tyrannei, wie sie seit den Tagen der Römer nicht mehr gesehen worden sei. Doch darüber hinaus reifte die deutsche Erkenntnis noch nicht. Das nationale Empfinden lag noch geknebelt und gebunden, und die Philosophie der Entsagung, die besiegten Völkern als Trostspenderin zu erscheinen pflegt, wurde auch von Görres geübt. Die Abkehr des großen geistigen Deutschland von den Geschieden der Nation schien vollendet.

Die deutschen Fürsten aber beeilten sich, vor dem Stuhl des Ersten Konsuls zu erscheinen, um die Verteilung der rechtsrheinischen Gebiete zu betreiben, und füllten die Taschen der französischen Agenten mit Bestechungsgeldern. Die Zeit der Selbsterniedrigung war angebrochen. Frankreich ordnete die deutschen Verhältnisse nach Gefallen und befestigte sich in den Flankenstellungen an der Strommündung und auf den Alpenpässen, um jedem Gegner gewachsen zu sein.

Holland wurde zur Ausfallsbasis gegen Hannover und das britische Inselreich, die Schweiz zur Drohstellung gegenüber Österreich und Italien, der deutsche Rheinlauf zur Bewegungslinie, die Uferlande zur Operationsbasis, die Elbe zur strategischen Grenze.

Frankreich schlug fortan seine Schlachten im Innern Deutschlands. Selbst seine Seeflotte war zur Ausfallsbasis geworden. Der Besitz der ganzen niederländischen Küste gestattete ihm, England aus allen Kanalhäfen zu bedrohen. Gelang es Napoleon, die französische Flotte wieder aufzubauen und die britischen Geschwader einen Tag und eine Nacht aus dem Kanal zu verdrängen, so konnte er auf Tausenden von Fahrzeugen über das Armelmeer setzen und die Tat Wilhelms des Eroberers erneuern.

Frankreich beherrschte im Jahre 1802 das ganze westeuropäische Festland. Man bedurfte des künstlichen Begriffs der „natürlichen Grenzen“ nicht mehr. Rhein, Alpen und Pyrenäen lagen schon zu eng beieinander, um dem Ausdehnungsdrang Frankreichs zu genügen. Der Friede von Lunéville hatte Frankreich zu viel Raum gelassen, sich über die veralteten Begriffe hinwegzusetzen, und der Friede von Amiens zu wenig getan, den Tummelplatz französischen Ehrgeizes in Helvetien, Batavien, Iberien und Italien einzuzengen. Deutschlands Ohnmacht, Preußens Resignation, Rußlands Abkehr, Österreichs Niederlage und Englands Ermüdung hatten zusammengewirkt, Europa in diesen unerträglichen Zustand zu versetzen. Frankreich fühlte sich schon so stark, daß es an die Wiederaufrichtung seines Kolonialreiches denken konnte, und sandte eine Expedition nach Westindien, um seine Sklavenkolonien zurückzuerobern und die Neger darüber zu belehren, daß die französische Auffassung der Menschenrechte niemandem erlaube, sich von Frankreich zu trennen.

Gewann Napoleon genügend Zeit, die französische Ländermasse zu verschmelzen und die Flotte wiederherzustellen, so gehörte ihm die Herrschaft der Welt. Doch das gelang ihm nicht, denn der Bruch des Friedens von Amiens erfolgte so rasch, daß er Frankreich zu endlosen Kämpfen aufrufen mußte, ehe seine Neuschöpfung vollendet war.

Der Bruch des Friedens von Amiens lag in der Natur des Weltverhältnisses begründet, das sich seit dem Vorrücken Frankreichs an den Rhein und der Wiederaufnahme der französischen Kolonialpolitik durch Napoleon zwischen England und Frankreich herausgebildet hatte. Der Schatten Ludwigs XIV. schritt über die Bühne. Man stritt über die Weigerung Englands, Ägypten und Malta zu räumen, man stand sich in Batavien und Helvetien feindlich gegenüber, man sah sich in Westindien in neue Gegnerschaft verwickelt, aber alle diese Schwierigkeiten lagen im Frieden von Amiens beschlossen wie die Kerne in der Frucht, die bestimmt

sind, eines Tages aus der zerfallenen Hülle ans Licht zu steigen. Der Friede war keine Befriedung Europas gewesen, da er dessen Gleichgewicht endgültig zerstört hatte. Beide Mächte, beide Nationen waren von Anfang an auf die Erneuerung des Kampfes gefaßt gewesen. Aber ihre Lage war nicht die gleiche. Frankreich bedurfte der Sammlung mehr als England. Napoleon forderte daher den Bruch nicht heraus. Er sah sich nur durch sein vulkanisches Temperament rascher zur Entscheidung getrieben als seinen riesenhaften Anstrengungen zur Erneuerung des französischen Staates und zur Vorbereitung des Entscheidungskampfes dienlich war. England aber mußte die Zeit zu Rat halten und sich wieder zum Kampf stellen, ehe es diplomatisch und militärisch in die Verteidigung gedrängt wurde. Es hatte also keinen Grund, die Krisis zu verschleppen.

Napoleon war unfreier als England und stand, von riesenhaften Entwürfen bedrängt, noch mitten im Aufbau, hatte aber doch schon die Grundfesten gelegt, auf denen er seine Weltmacht aufzurichten gedachte, als die Ereignisse sich zu überstürzen begannen. Er war zum Mediator der Schweiz geworden, der er eine neue Verfassung gegeben hatte, und sah sich und Frankreich von der Quelle bis zur Mündung des Rheins und im ganzen Stromgebiet von Vasallenstaaten umgeben. Am 25. Februar 1803 war das auf das rechte Rheinufer zurückgeworfene Heilige Römische Reich neu aufgeteilt worden. Die geistlichen Fürstentümer und die Stifter verfielen der Säkularisation, und von den 48 Reichsstädten, die der Zeiten Sturm überdauert hatten, wurden 42 dahingerafft. Napoleon Bonaparte schüttelte die Retorte, aus der das neugemischte Reich entspringen sollte, und verteilte die freiverbenden Gebiete nach französischen Gesichtspunkten. Er sorgte dafür, daß die französische Interessensphäre am besten konsolidiert wurde, und ordnete auch die preußische Sphäre nach Wohlgefallen. So wurde Preußen durch die Zuwendung der Bistümer Hildesheim und Paderborn, des Hochstiftes und der Stadt Münster, der Reichsstädte Mühlhausen, Goslar und Nordhausen und der Besitzungen, die das Kurfürstentum Mainz in Thüringen sein eigen genannt hatte, zu einem Staat, der 46 Quadratmeilen linksrheinischen Gebietes für 240 Quadratmeilen rechtsrheinischen Besitzes hingab. Bayern sah sich trotz des Verlustes der Rheinpfalz durch die Einverleibung geistlicher Fürstentümer und vieler kleiner Reichsstädte um 100 Quadratmeilen vergrößert und territorial gefestigt, und auch Baden, Württemberg, die beiden Hessen und Nassau wurden reichlich bedacht. Markgraf Karl Friedrich von Baden fand den größten Lohn; dahinter stand die strategische Erwägung Napoleons, die Markgrafschaft eng an Frankreich zu fesseln, das badische Glacis möglichst weit am Rheine auszu dehnen und alle Salpforten und

Pässe in eine Hand zu legen. Oesterreich sättigte sich an Venetien und Istrien, sann aber immer noch auf die Erwerbung bayerischen Besitzes und schlug so den Keil, den seine Ausdehnungspolitik in den Alpenländern und im Talgebiet des Innflusses seit Jahrhunderten zwischen die Häuser Habsburg und Wittelsbach getrieben, nur noch tiefer.

Als der Reichsdeputationshauptschluß erfolgte, war das Verhältnis Frankreichs zu England schon zum Zerreißen gespannt.

Am 13. März 1803 erfolgte die Einleitung des Bruchs, der England erwünschter kam als Bonaparte. Der Erste Konsul ließ England die Wahl zwischen der Räumung Maltas und dem Krieg. Entsprach Albion der Forderung, so war es aus dem östlichen Mittelmeer verbannt und dieses dem Italien beherrschenden Frankreich preisgegeben. Am 4. April tat England seine Antwort kund. Es verweigerte die Herausgabe und forderte die Räumung Hollands und der Schweiz. So stand britisches gegen französisches Interesse, stießen englische und französische Weltansprüche, zum erstenmal räumlich geschieden, allen Beiwerts entkleidet, in schroffen Forderungen aufeinander. Napoleon sah sich gezwungen, auf seine Kolonialpolitik zu verzichten, um England keine größere Angriffsfläche zu bieten, verkaufte am 30. April Louisiana, das die Spanier im Jahre 1800 an Frankreich zurückgegeben hatten, an die Vereinigten Staaten und suchte gleichzeitig Rußland in den Konflikt zu ziehen, indem er Alexander I., dem Nachfolger des ermordeten Paul, die Besetzung Maltas als Treuhänder anbot. So setzte er England in Amerika einen Nebenbuhler an die Seite und warb in Europa um einen Freund. Diese weitausschauende Politik trug indes noch keine Früchte. Amerika saß still und Alexander entzog sich dem verführerischen Anerbieten.

Am 16. Mai verkündete eine königliche Botschaft dem englischen Parlament den Bruch mit Frankreich. Der Friede von Amiens, den Woronzow, der Gesandte Alexanders I. in London, als „simple trêve“ bezeichnet hatte, zerging wie eine schillernde Seifenblase. Der Ausbruch des Krieges entflammte Frankreich, erregte England und erschreckte Europa. Er gebahr im ersten Jahre keine großen Feldzüge, aber Englands Kreuzer jagten alle Handelschiffe, und die britischen Schlachtgeschwader bannten die französische Flotte auf ihre Unterplätze. Da der Erste Konsul England nicht an der Kehle packen konnte, ahmte er das Beispiel Ludwigs XIV. nach und warf sich auf Hannover. Er setzte keine große Heere in Bewegung, marschierte nicht umständlich am Rheine auf, besaßte sich nicht einmal mit einer Kriegserklärung an das Kurfürstentum Hannover, obwohl Frankreich mit diesem in Frieden lebte, sondern eroberte das Land durch einen raschen, rücksichtslosen Handstreich.

Die kurfürstliche Regierung wandte sich vergebens an König Georg und an Friedrich Wilhelm um Hilfe. Der König-Kurfürst konnte seinem Stammlande keine Hilfe senden. Er bot ihm nur Schiffe, um die hannoversche Armee nach England zu retten. Der König von Preußen tat noch weniger. Er versäumte den letzten Augenblick, das moralische Erbe Friedrichs des Großen aus dem Schutt hervorzuziehen, den die Politik Friedrich Wilhelms II. darüber gehäuft, und so durch eine unerschrockene Tat Preußens Ansehen wiederherzustellen. Er wies Hannovers Hilfesuch jaghaft von der Schwelle und saß still, als die Franzosen die Weserspforte einschlugen und sich hart vor Preußens Grenzen, im alten, durch den Lunéville Frieden geschützten Reichsgebiet, niedertaten.

Als Preußen solches geschehen ließ, verlor seine Neutralitätspolitik das letzte Ansehen und Bonaparte die Achtung vor dem preußischen Machtwillen. Wäre Preußen im Frühling des Jahres 1803 in Hannover einmarschiert, um das Land unter Berufung auf den Basler Frieden zu besetzen, so hätte seine Neutralität den Charakter jaghafter Schwäche und gesättigten Wohlbehagens verloren, seine Friedenspolitik einen Zug von Größe und das Land die Kraft des Handelns zurückgewonnen. Wer weiß, ob Bonaparte damals den Mut gehabt hätte, auf die Besetzung Hannovers durch preussische Truppen mit der Kriegserklärung zu antworten und England selbst einen Degen auf dem Kontinent in die Hand zu drücken? Aber nichts geschah — Preußen wandte den Blick zur Seite und ließ der Sache den Lauf. Die hannoversche Regierung wagte keine Gegenwehr. Jaghafte halbe Maßregeln und die schwächliche Haltung eines Generals, dem kein Entschluß zum Widerstand aus verantwortungsfreudigem Herzen sprang, warfen Hannover zu den Füßen des Eroberers nieder.

Am 18. Mai 1803 brach die Division Mortier, 12 000 Mann stark, aus Batavien hervor, setzte über den Vaa!, überschritt mitten im Frieden die deutsche Grenze und marschierte auf die Weser. Hinter ihr lag als wohlausgestattete Operationsbasis das Stromgebiet des Rheins, vor ihr das offene Land. Die hannoversche Armee war kaum 4000 Mann stark bei Nienburg versammelt. Alles andere lag noch in den Quartieren. Das Aufgebot war noch nicht eingerückt.

Am 2. Juni überschritten die Franzosen die Weser. Ihre Aufklärungs-schwadronen trafen auf hannoversche Reiter, griffen an, saßen sich zu ihrer Überraschung geworfen, ließen es aber dabei, denn das Scharmügel wurde schon von Kapitulationsverhandlungen überschattet. Am 3. Juni unterwarf sich Hannover den Bedingungen Mortiers. Man übergab ihm die Festung Sameln, die Artillerie und die Ausrüstung der Truppen und führte die Armee durch die Lüneburger Heide über die Elbe zurück. Hannover

verfiel der Besetzung und übernahm den Unterhalt der französischen Truppen. Hunderte von Hannoveranern entrannten dem schimpflichen Verhältnis, schifften sich nach England ein und taten sich dort zur „Deutschen Legion“ zusammen, um den Kampf für die Freiheit aufzunehmen. Das Land wurde wie zu d'Estrées, Richelieus und Soubisens Zeiten gebrandschatzt und ausgefogen. Die Franzosen räumten Scheunen, Kornhäuser, Arsenale und Schlösser aus und erpreßten von dem unglücklichen Lande in einem halben Jahr über 17 Millionen Franken. Dazu traten die Lasten, die auf den einzelnen lagen, Einquartierung und Verpflegung, die von den Franzosen nach Gefallen geordnet und mißbraucht wurden. General und Grenadier schwelgten in fremdem Besitz. Als es Winter wurde, war das Land, aller Mittel bar, nicht mehr fähig, die Last zu tragen.

Da wandten sich die Franzosen an die umliegenden Reichsgebiete und forderten diese auf, den Hannoveranern Geld vorzustrecken. Die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen und der Kurfürst von Hessen erlagen der verblühten Drohung mit den französischen Bajonetten, schrieben Zwangsanleihen aus und gaben den Erlös den Hannoveranern, die das Geld in die Kassen des Bedrückten lieferten. Hamburg wurde mit 3 Millionen Franken, Lübeck, Bremen und Hessen zusammen mit 1 335 000 Talern geschlagen. Die Okkupation wurde zur Versklavung ausgestaltet. Um das Land niederzuhalten, wurden Militärgerichte eingesetzt und das Standrecht verkündet, Versammlungen, Umzüge und Volksfeste verboten und die Presse getnebelt. Niemand half. Erst als Frankreich die Hand auf die Ströme legte, um den Handel mit England zu unterbinden und sich Weser und Elbe dienstbar zu machen, kam Bewegung in die träge Masse, denn nun waren Wohlstand und Dasein des ganzen preussischen Hinterlandes bedroht. Aber Preußens Vorstellungen wurden so laulich vorgebracht und durch lockende Versprechungen des Ersten Konsuls so wirkungsvoll beschwichtigt, daß der Schritt ohne Folgen blieb. Hannover, Lauenburg und Cuxhaven blieben in französischer Hand und lagen hingestreckt unter dem Stiefel des Eroberers. Ohnmächtig saß das Gespenst des deutschen Reichstags im Saale zu Regensburg; scheue Hoffnung auf russische Hilfe war alles, was man sich dort noch zuzuraunen wagte.

Unterdessen rüstete Bonaparte gegen England selbst. Zahlreiche Truppenlager entstanden an der nordfranzösischen Küste, Tausende von Flachbooten füllten die Häfen, der Entwurf des Direktoriums, eine Armee nach England zu werfen, wuchs der Erfüllung zu. Gelang es der französischen Flotte, die Überfahrt der Armee sicherzustellen, so war England verloren.

Bonaparte hatte weder eine Täuschung noch eine Ablenkung im Auge, als er alle Kräfte und viele Millionen Livres auf die Ausstattung dieses

gewaltigen Unternehmens verwandte. Er sammelte alle Leidenschaften des Landes, um den Haß gegen England zu schüren, und vereinigte die ganze Wucht seiner titanischen Politik zum unmittelbaren Angriff auf das „perfide Albion“, in dem er den Träger des Widerstandes gegen Frankreichs Hegemonie erkannt hatte. Er rief zum Kampf gegen die „Tyrrannen des Meeres“, während England sich nach Bundesgenossen im Kampf „für die Freiheit Europas“ umsah.

Bonapartes Rüstungen gediehen rascher als Englands Werbungen. Die Großmächte versagten sich einem Kriege. Selbst die Versuche, die royalistische Guerrilla zu beleben und die Vendée noch einmal aufzureizen, schlugen fehl. Der Erste Konsul nützte die Gelegenheit eines royalistischen Anschlags gegen seine Person, um unter seinen politischen Gegnern und Nebenbuhlern aufzuräumen. Schon trug er die Zeichen tyrannischer Gewalt unbekümmert vor sich her. Am 15. März 1804 streckte diese Tyrannei ihre Hand über den Rhein, den Frankreich sich selbst als Grenze gesetzt hatte, und riß den Herzog von Enghien aus seinem Asyl zu Ettenheim in Baden, um ihn unter der Anklage der Verschwörung gegen die Republik in die royalistischen Prozesse zu verstricken und zum Tode zu bringen. Am 20. März fielen im Schloßgraben zu Vincennes die tödlichen Schüsse. Fünf Tage später rief der Präsident des „Corps législatif“ dem Ersten Konsul zu: „Frankreich hat nur einen Herrn und das sind Sie, und es hat nur einen Feind und das ist England.“

Am 18. Mai 1804 nahm der Erste Konsul den Titel Kaiser der Franzosen an und beschwor die Erinnerung an Karl den Großen herauf. Julius Cäsar und Karl der Große, Imperium Romanum und Karolingisches Weltreich, feierten seltsame Auferstehung. Das europäische Staatensystem, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die Freiheit der Nationen — alles versank, um dem Gedanken einer Universalherrschaft Platz zu machen.

Als Napoleon Bonaparte, der kleine korsische Edelmann italienischen Geblüts, diese Perspektive aufschlug, hatte er die Eroberung Frankreichs vollendet, denn er huldigte damit dem Machtwillen des französischen Volkes.

Aber nun reifte die Welt zur Erkenntnis der drohenden Verflawung. Die Mächte wurden durch die Erschießung Enghiens und die Errichtung des französischen Kaiserreiches stärker erregt als durch die Besetzung Hannovers. Das Haus Österreich erkannte, daß das Schattenkaisertum des Römischen Reiches Deutscher Nation vor der neuen Würde vollends erblich und legte sich am 14. August gleichfalls den erblichen Kaisertitel bei, scheute aber noch vor der Schilderhebung gegen Frankreich zurück. Während

7

Kaiser Franz sich diese titularische Rückendeckung schuf, begann Zar Alexander sich England zu nähern. Preußen befließ sich immer noch seiner aschfarbenen Neutralität. England beantwortete Napoleons Erhöhung mit der Berufung William Pitts zur Leitung der Geschäfte. Von einer dreifachen Beifallsfalbe des Parlaments begrüßt trat Englands größter Staatsmann an Abdingtons Stelle, um den Kampf auf Leben und Tod mit Frankreich auszutragen. Kaiser Napoleon hielt im August an der französischen Nordküste eine große Heerschau ab, verlieh den Regimentern den römischen Adler als Feldzeichen, gründete die Ehrenlegion, ernannte Generale zu Marschällen und begab sich dann nach Aachen, um am Grabe Karls des Großen im Schmuck der Krone zu erscheinen und seine Würde in den Fluten des deutschen Rheins zu spiegeln. Er wurde jubelnd empfangen. Das Märchenhafte, Romantische der Erscheinung betörte die unpolitischen Deutschen. Das Verlangen nach Führerschaft und Selbentum, das auf dem Grunde des deutschen Wesens lag und so lange ohne Nahrung geblieben war, hing sich an Napoleons magischen Namen. Das deutsche Gemüt erlag dem von ihm selbst geschaffenen Zauber. Napoleon hielt im September zu Mainz, an der Kaiserstätte Friedrich Rothbarts, ein Fest ab, zu dem alle Fürsten Südwestdeutschlands erschienen. Ein neuer Rheinbund kündigte sich an.

Am 2. Dezember 1804 vollzog Papst Pius VII. in der „Notre Dame“ zu Paris, wo 10 Jahre vorher die Göttin der Vernunft mit schwellenden Brüsten auf dem entweihten Hochaltar gethront hatte, die Salbung des Napoleonischen Kaisertums.

Am Tage darauf warb England in Gustav IV. von Schweden den ersten Verbündeten auf dem Kontinent. Als Napoleon sich im Frühling 1805 zu Mailand die Eiserne Krone der Langobarden aufs Haupt setzte, die ligurische Republik mit Frankreich vereinigte und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig von Italien erhob, traten Rußland und Österreich dem Bunde bei, dem sie sich im stillen schon im November 1804 verpflichtet hatten.

Der dritte Koalitionskrieg begann.

Die Koalition ging mit großen politischen Entwürfen in den Krieg. Sie wollte Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführen, starke Schranken gegen seinen Eroberungsdrang aufrichten und eine allgemeine europäische Rechtsordnung schaffen. Die strategischen Entwürfe waren dürftiger, die Rüstung mangelhaft. Zwar waren Rußland und Österreich übereingekommen, 350 000 Mann aufzubieten, und England bereit, den Nerv des Krieges in unerschöpflicher Fülle zu spenden, aber die Heeresstärken standen auf geduldigem Ranzleipapier und der Aufmarsch und die

Sammlung der Kräfte geschahen nach veraltetem Brauch. Verschönörkelt aufgebaut, verzettelt eingeseht stellte sich die militärische Macht der Koalition Napoleon zum Kampfe. Der Hofkriegsrat vergaß trotz Mantuas und Marengos, daß der Korse Blitz und Donner zugleich auf seine Gegner fallen ließ, wenn die Entscheidung rief. Der neue Krieg wurde weit vom Rheine ausgefochten. Der Rhein lag damals in militärgeographischem Sinne viel tiefer in dem französischen Machtbereich gebettet und gebunden als das politische Verhältnis erkennen ließ. Das französische Glacis lag zwischen Iller und Inn, an der Quelle des Mains und an der Elbe.

Die strategische Entwicklung war der politischen stets vorausgeeilt. Frankreich hatte seit den Burgunderkriegen auf vorgelagertem Gelände gefochten und sein Kriegstheater stets auf fremdem Boden aufgeschlagen. Jetzt war das Stromgebiet des Rheins schon von einer strategischen Zone umgürtet, die jenseits seiner Grenzen lag. Wer wie Napoleon das Schwert sofort zum entscheidenden Streich zückte und Friedrichs Schlachtprinzip auf den ganzen Feldzug übertragend aus der Grundstellung zur strategischen Umfassung vorbrach, um den Feind mit versammelten Kräften im Aufmarsch zu überraschen oder zerstörend auf seine Verbindungslinien zu fallen, der trug den Krieg im Besitze des Rheins binnen wenigen Tagen nach Thüringen und Böhmen.

Der historische Gegensatz, der Österreich und Bayern trennte, kräftigte Frankreichs strategische Stellung im Jahre 1805 nicht minder als einst im Jahre 1701. Kurfürst Max Joseph vermochte das Mißtrauen der bayerischen Politik gegenüber dem landhungrigen Österreich nicht zu besiegen und schloß am 24. August 1805 einen Allianzvertrag mit Frankreich, der die Bayern wiederum ins französische Feldlager führte. Mit ihnen fochten badische und schwäbische Kontingente auf französischer Seite.

Aber die Österreicher mochten hoffen, vor Napoleon an der bayerischen Donau aufzumarschieren und die Schwarzwaldpässe zu gewinnen, denn die französische Hauptmacht lagerte nicht am Rhein, sondern an der Küste des Kanals, während die Russen schon im Anmarsch waren. Rücksichtsloses Handeln und rasche Sammlung der Kräfte waren freilich ihre Sache nicht. Österreich, zäh und von antätscher Erneuerungskraft getragen, war auch in seinen Fehlern konservativ. So wurden wohl 90 000 eigene Streiter und ebensoviele Russen für den Feldzug in Süddeutschland bestimmt, aber zugleich nicht weniger als 140 000 Mann zur Rückeroberung der Lombardei abgezweigt und nebenher Expeditionen schwedischer, russischer und englischer Kräfte an der norddeutschen, der batavischen und der neapolitanischen Küste geplant.

Der Krieg rief Napoleon von der unmittelbaren Bedrohung Englands ab. Er schied sich gern davon, denn sein Aufmarsch an der Küste war zu einer Drohestellung ohne Handlungsmöglichkeit geworden. Es war der französischen Flotte nicht gelungen, vor dem Kanal zu erscheinen und den Übergang der „Armée d'Angleterre“ zu sichern. Von Monat zu Monat, von Tag zu Tag hatte Napoleon auf ihre Ankunft gewartet, sie durch heftige Befehle von Toulon nach Ferrol, von Ferrol nach Westindien und zurückgepeitscht und Admiral Villeneuve zuletzt gebieterisch an den Kanal gerufen. Aber überall legten sich der französischen Flotte britische Schiffe vor und zwangen sie zum Ausweichen. Als der Kaiser am 25. August erfuhr, daß Admiral Villeneuve von Coruña-Ferrol nach Radiz ausgelaufen sei, statt den Kurs nach Norden zu nehmen, gab er das Unternehmen verloren, auf das er die Küstungen zweier Jahre verwendet hatte. Nun mußte er gegen Österreich und Rußland marschieren, statt nach England überzusetzen und den Feind an der Gurgel zu packen.

Der Mann der raschen Tat wirft den Plan hinter sich, reißt die „schöne Armee“, die er in den großen Lagern gerüstet, geschult und nach neuen Grundsätzen geordnet hat, nach Osten herum, sendet den Korps, die in Hannover und Batavien liegen, Befehl an den Main zu rücken und erscheint vier Wochen später mit 143 000 Mann am Oberrhein. Er wirft einen gleichgültigen Blick auf den Strom, als er über die Rehler Brücke fährt. Bernadotte marschiert schon von Hannover über Frankfurt und Würzburg, Marmont ist von Holland in Mainz eingetroffen, Masséna steht schlagbereit im Lager von Verona.

Die Österreicher haben inzwischen den Inn überschritten, das bayerische Korps Wrede gen Bamberg verdrängt und rücken unter dem Befehl Mack über den Lech an die Iller. General Mack marschiert mit 35 000 Mann in den Rachen des Löwen. Am 1. Oktober stehen Bernadotte, Marmont und Wrede schon zwischen Würzburg und Ansbach in seiner rechten Flanke, Napoleon mit der Hauptmacht dicht vor ihm in der Linie Stuttgart-Neckarelz. Als der Kaiser gewahr wird, daß die Österreicher bei Ulm stehen bleiben statt sich der drohenden Umfassung zu entziehen, führt er ihnen seine Korps in ausgreifenden Seitenmärschen in Flanke und Rücken. Mack blickt immer noch nach Westen und erwartet den Feind zwischen Stuttgart und dem Bodensee. Als er ihn in seiner rechten Flanke entdeckt, versucht er sich der Umgehung zu erwehren und die Franzosen beim Übergang über die Donau anzufallen. Er wird am 10., 11. und 14. Oktober in blutigen Gefechten auf Ulm zurückgeworfen und am Tage darauf in der verfallenen Festung eingeschlossen. Die französische Artillerie feuert von den umliegenden Höhen in den Talkeßel und bricht

den letzten Widerstand der zusammengepferchten Massen. Am 17. Oktober übergibt sich Mac mit 23 000 Mann. Erzherzog Ferdinand bricht mit 2000 Pferden nach Böhmen durch, Jellachich wirft sich mit 5000 Mann nach Vorarlberg, der Rest wird zersprengt oder gefangen, die österreichische Spitzenarmee ist vernichtet. So endet die Wiederholung des strategischen Manövers von Marengo unter besserem Zusammenhalt der Kräfte ohne das Risiko der Schlacht. Leichtbeschwingt schwebt Napoleons Feldherrnkunst über den Gefilden und dem Schneefengang seines Gegners. Das bayerische Vorfeld ist geräumt, die österreichischen Erblande liegen offen.

Im Augenblick, da Mac die Waffen streckt, erreichen die Russen unter der Führung Kutusows den Inn. Meerfeldt sammelt neben ihm die entkommenen Österreicher. Doch beide besitzen zusammen kaum 50 000 Mann. Napoleon geht ihnen entgegen, durchschreitet am 25. Oktober München und marschiert auf Braunau. Kutusow entzieht sich ihm und weicht am 3. November über die Enns. Napoleon folgt in gewaltigen Märschen. Kutusow erwehrt sich der Verfolgung durch einen Schlag gegen die vorprallende Division Gapan und schwenkt von der Donau ab, um sich nach Mähren zu werfen. Am 3. November stehen die Franzosen vor Wien, Kutusow bei Krems. Am 22. November setzen sich die Verbündeten bei Olmütz. Napoleon rückt auf Brünn. Hier zieht sich das große Wetter zusammen.

Napoleon sucht die Entscheidungsschlacht. Er hat Preußen durch die Verletzung des neutralen Gebiets von Unsbach erzürnt. Friedrich Wilhelm III. hat sich aufgerafft, Hannover besetzt, den Minister Haugwitz als Unterhändler ins kaiserliche Zelt geschickt und droht ins Lager der Koalition überzugehen. Napoleon muß ihn hinhalten, bis er die Arme rühren kann. Er weiß, daß Erzherzog Karl von der Etsch auf die Donau zurückweichend alle Kräfte um sich sammelt, die in den Alpenländern zerstreut liegen, und daß jeder Tag den Alliierten neue Streiter zuführt. Er lechzt nach der Schlacht. Aber auch im Lager der Verbündeten herrscht Ungebuld. Zar Alexander und Kaiser Franz wollen schlagen. Der junge Zar ist von der Überlegenheit der russischen Waffen überzeugt. Er kommt von Potsdam, wo er mit Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise am Sarge Friedrichs des Großen Tränen vergossen und dem König ewige Freundschaft gelobt hat. Aber der schwerbewegliche Preußenkönig hat sich nur zu einem halben Bündnis bewegen lassen, statt sofort wider Frankreich ins Feld zu rücken. Nun will Alexander ohne ihn schlagen. Zwischenhin spielen geheime Unterhandlungen des Wiener Kabinetts mit Napoleon, schreibt Napoleon an den Saren, um ihn von Österreich zu trennen. Die Spannung ist unerträglich, die Völkentracht drängt nach

Entladung. Die Zeit der langwierigen Feldzüge ist vorbei, in gewaltsamem Zusammenprall der Kräfte gipfelt der Streit.

Am 27. November brechen die Allirten überraschend gegen Brinn vor, vergeuden aber die kostbare Zeit durch ein künstliches Manöver, um Napoleon von der Verbindung mit der Donau abzudrängen und entäußern sich dadurch ihrer Übermacht. Der Kaiser, der am 29. November nur 64 000 Mann um sich hatte, ruft alles heran, was er als Deckung stehen gelassen hat, und tritt dem Feind am 1. Dezember bei Austerlitz mit 75 000 Streichern, also in nahezu gleicher Stärke, gegenüber. Er sieht die Allirten „mit unsagbarer Freude“ umständlich aufmarschieren und von den Höhen von Prazen zum Goldbach niedersteigen, um seinen rechten Flügel zu umgehen und gibt am Abend die entsprechenden Befehle für den nächsten Tag. Er schlägt die Dreikaiserschlacht in der kalten Winterform nach dem gegebenen Plan, bricht mit ungeheurer Wucht in die entblößte Mitte des linksab marschierenden Feindes und entreißt ihm binnen zwei Stunden den entscheidenden Sieg. Die ganze Umgebungscolonne wird auf dem Eise der Teiche und in den Gründen des Goldbaches vernichtet, ein Drittel der russisch-österreichischen Armee geht verloren. Fast alles Geschütz bleibt liegen. Nächtlicher Rückzug wird zur Flucht. Der von schwärmendem Gefühl verratene Alexander verliert die Haltung und bewegt den kälteren Franz zu Verhandlungen.

Frankreich hat auf der mährischen Walsatt Schlacht, Feldzug und Krieg gewonnen. Die Russen marschieren, der Forderung Napoleons gehorchend, nach Galizien ab und der Zar entbindet den König von Preußen von der Potsdamer Verpflichtung. Preußen wagt den Kampf jetzt noch weniger aufzunehmen als vor der Entscheidung, tritt gezwungenermaßen auf Napoleons Seite und rettet sich in die Schutz- und Truxallianz von Schönbunn. Das geschlagene und verlassene Österreich nimmt den Frieden so, wie ihn der Sieger gibt. Die Verträge werden nach Napoleons Diktat gefertigt. Der König von Preußen läßt sich zur Abtretung seiner rechtsrheinischen Besitzungen an Frankreich, Unsbachs an Bayern und des Fürstentums Neuenburg an Helvetien herbei und empfängt dafür das Danaergeschenk Hannover. Kaiser Franz verliert im Preßburger Frieden Venetien, Istrien und Dalmatien an das Königreich Italien, Tirol samt Trient an Bayern.

Der Zar ist ohne Frieden zu machen in der polnischen Kulisze verschwunden.

England sieht den stolzen Bau der dritten Koalition auf einen einzigen Streich gefällt. Sein eigener Versuch in Holland zu landen ist gescheitert, auch Neapel verloren, ganz Italien und die Adria in Napoleons Hand. Fast alle Verbindungen mit dem festen Lande sind zerrissen.

Nur eins ist Albion erhalten geblieben, die Herrschaft über die Wogen. Nelson hat die französisch-spanische Flotte, zwischen den Katastrophen von Alm und Austerlitz, am 21. Oktober vor dem Kap Trafalgar zur Schlacht gestellt und sterbend den weltbestimmenden Sieg errungen. Aber der Eindruck der Dreikaiserschlacht ist so gewaltig, daß sogar William Pitt die Bedeutung des Seesieges unterschätzt, der Frankreichs letzte Flotte vernichtet hat und England die Herrschaft der Meere und damit die Freiheit des Handels auf dem Erdball verbürgt. Als Pitt, durch Leid und Krankheit erschüttert, sich am 23. Januar 1806 zum Sterben kehrt, entringen sich ihm die Worte: „O mein Land, in welcher Lage verlaß ich dich!“ Er verließ es im Augenblick, da es in ein ungeheures Wellental hinabglitt. Aber die Wogen schlugen nicht über dem englischen Staatsschiff zusammen. Es tauchte kämpfend, von Brechern überschüttet, halbvoll geschlagen, aber unversehrt aus dem geöffneten Schlund. Freilich — die Wirkung, die von Abu Kir und Trafalgar ausging, war eine Wirkung in die Ferne, und die Nähe wurde durch Marengo und Austerlitz bestimmt.

England hat die Freiheit des Handels in den überseeischen Gebieten mit dem Verlust der Handelsfreiheit auf dem Kontinent bezahlt. Der Kampf zwischen England und Frankreich wird zu einem Ringen des „Tyranen des Meeres“ mit dem „Tyranen des festen Landes“, da Napoleon jetzt mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit daran geht, England von Europa abzuschließen und es durch die Sperrung des Kontinents der Verklümmerng auszuliefern.

Als Frankreich im 16. Jahrhundert aus seinen wirklichen natürlichen Grenzen hinter den Bergwällen hervortrat, um sich tief und tiefer ins deutsche Sprachgebiet und ins alte Reich und seine Nachfolgestaaten hineinzuschieben, bis es den Strom von der Quelle bis zur Mündung beherrschte, legte es den Grund zu dem unerträglichen Gegensatz französischer Hegemonialgewalt und europäischer Freiheit. Nun überschlug sich diese Politik, an der seine Könige, seine Ministerkardinäle, die Revolution, die Republik, das Kaisertum Napoleons und der Trieb der Nation festgehalten hatten, in der Durchführung der Kontinental Sperre und verschwisterte sich zugleich dem Streben Napoleons nach der Universalmonarchie, die seinem grenzenlosen Taten- und Gestaltungsdrang allein Genüge tat. Napoleon selbst drückte das anders aus. Er erklärte, England zwinge ihn, Europa zu erobern. Er ließ in diesem Satz dem strategischen Zwang Gestalt, der auf seinen Eroberungen lastete, vergaß aber zu sagen, daß dieser Zwang nur wirksam wurde, weil Frankreich keinen Frieden eingehen wollte, der es auf die Grenzen von 1792 beschränkte. Auch ein nicht-napoleonisches Frankreich hätte diese Beschränkung abgelehnt, solange es noch zu kämpfen vermochte.

Napoleon erschien daher als der Wortführer des französischen Volkes, das sich ihm mit allen Sinnen und Interessen gefangen gegeben hatte, als er Englands Annäherungsversuche nach Pitts Tode abwies und auf der Vorherrschaft Frankreichs auf dem Kontinent beharrte. Sein eigener Thron war damals schon kein national-französischer Besitz mehr, sondern erhob sich über den Grenzen dreier Sprachen- und Volksgebiete. Sein Kaisertum trug bewußt antikisiertes Gepräge zur Schau und spiegelte sich im Po und im Rhein mit größerem Glanze als in den altfranzösischen Strömen. Die Begründung des Rheinbundes, der am 12. Juli 1806 zu Paris geschlossen wurde, und der Verzicht Österreichs auf die Kaiserwürde drückten das Siegel unter diese Erkenntnis.

So schwand das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nach tausendjährigem Bestand als Schemen dahin. Sein Todeskampf hatte begonnen, als Frankreich im Jahre 1648 am Rheine Fuß faßte, und sein Ende war gekommen, als Preußen und Österreich sich vom Rheine abwandten und das Nationalgefühl im deutschen Volke ertötet lag.

Österreich war im Jahre 1806 gänzlich entkräftet niedergebrochen, Preußen stand in einer seltsamen Scheinblüte aufrecht, aber seine politische Stellung war völlig unterhöhlt. Es besaß keinen einzigen Freund mehr außer dem Zaren, der seine Vorgewalt auf dem Schlachtfeld von Austerlitz begraben hatte. Von England seit der Umnahme Hannovers aus Napoleons Hand gemieden, von Österreich mißachtet und gehaßt, stand es dem gewaltigen Roloß allein gegenüber, den Frankreich jetzt im europäischen Völkerteife bildete.

Das Schönbrunner Bündnis war jedes inneren Gehaltes bar und verbarg die Gegensätze nicht, die die beiden Mächte voneinander trennten. Napoleon konnte Preußens selbständige, geschlossene Macht zwischen der Weser und der Weichsel nicht bestehen lassen, wenn er den Krieg mit England zu Ende führen und seine eigene Vormachtstellung behaupten wollte. Er besaß zwar den Rhein, schaltete in Süddeutschland als Protektor des Rheinbundes nach Gefallen und umgab sich mit Königen und Fürsten eigenen Geblüts, aber Preußen beherrschte die nordischen Küsten und ordnete die Hafensperre nach eigenem Ermessen. Solange die preussische Masse Englands Seeflotte und Rußlands Front deckte, war Napoleon nicht imstande, das System der Kontinentalperre zur Vollenbung auszubilden, und solange Preußens ungeschlagenes Heer das Feld behauptete, fühlte er sich im Stromgebiet des Rheins nicht so sicher, daß er noch einmal mit Österreich und Rußland hätte schlagen mögen, ohne der preussischen Drohung enthoben zu sein. So wurde der Imperator von Eroberung zur Sicherung und von Sicherung zur Eroberung fortgerissen, seit er als

Bannerträger Frankreichs den Rheinstrom überschritten hatte, um nun das Empire zu einem anationalen Weltreich zu gestalten.

Im Sommer 1806 lagen Napoleons Truppen in einem weiten Bogen vom Inn bis zur Sieg in Preußens Südwestflanke in deutschen Quartieren. Die neuen Königreiche Bayern und Württemberg beherbergten allein zwölf französische Infanteriedivisionen, an der Lahn und am Rhein standen ihrer drei. Sie konnten jeden Augenblick ins Feld gerufen werden, um napoleonischen Forderungen an Preußen Nachdruck zu verleihen. In ungeheuren Wolfenburgen lagerte finstere Drohung rings um den preußischen Horizont.

Als England die im Schönbrunner Vertrag stipulierte Schließung der preußischen Häfen im Juni 1806 mit der Verkündigung beantwortete, daß alle preußischen Schiffe als gute Prise zu betrachten seien, wurde Preußens Stellung unhaltbar. Es mußte sich entscheiden, ob es gegen England oder gegen Frankreich fechten wollte. Die Zeit des Stillstehens war vorbei. Da Napoleon dem englischen Rabinett nach Pitts Tode die Abtretung Hannovers angeboten hatte, das er kurz zuvor Preußen „zu ewigem Besiz übergeben“, und in Marschquartieren an den Grenzen des Königreichs lagerte, um den deutschen Norden zu verschlingen, wandte Preußen sich in einer Aufwallung verletzten Stolzes gegen den „Tyranen des Landes“ und forderte von ihm die Räumung Süd- und Westdeutschlands und den Verzicht auf die Einnischung in die Verhältnisse Norddeutschlands. Aber selbst in diesem Augenblick fehlte die Kraft zum letzten Entschluß. Statt die ganze Armee auf Kriegsfuß zu setzen und mit einer Armee von 200 000 Mann im Felde zu erscheinen, wurde nur ein Teil des Heeres in Bewegung gesetzt, außer den Sachsen kein deutscher Stand gewonnen und die Verbindung mit den Russen zu spät gesucht. Wie vom Schicksal gezeichnet, rückten die Preußen im Jahre des Verderbens, kaum 120 000 Mann stark, unter Herzog Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dem „Manne von Valmy“, in getrennten Kolonnen an die Saale, statt hinter der Elbe stehen zu bleiben und die Russen zu erwarten oder alle Kräfte zu vereinigen und sich ungestüm auf den Feind zu stürzen, ehe er schlagbereit aus dem Thüringer Wald hervortrat.

Der preußische Krieg, der Krieg, der über Germantens Schicksal entschied, nachdem das Stromgebiet des Rheins verloren gegangen war, wurde an vorgezeichneter Stelle unweit der Saalepforte ausgefochten. Napoleon ließ Preußen keine Zeit zur Sammlung, zog seine Korps blitzschnell nach der Mitte zusammen und brach in einem „bataillon carré“ von 160 000 Mann gegen den Thüringer Wald vor. Er wollte den Feind mit der ganzen Masse auf dem rechten Saaleufer umgehen, von Berlin ab-

schneiden und ihn in einer Schlacht mit verwandter Front vernichten. Die Welt hielt den Atem an.

Am 9. Oktober traf die preussische Vorhut unter der Führung des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld auf die Franzosen. Der Prinz prallte auf das rechte Saaleufer vor, sah sich plötzlich großer Übermacht gegenüber und konnte sich nicht mehr lösen. Er warf sich mit seinen paar Bataillonen und Eskadronen ungestüm auf den Feind, stieß ihn einen Augenblick zurück und wurde dann in heldenmütigem Kampfe geschlagen und getötet. Unterdessen manövrierte der Herzog von Braunschweig im Umkreis von Weimar und Jena. Napoleon marschierte auf dem rechten Saaleufer vor und erschien am 12. Oktober in der Flanke der Preußen auf der Straße nach Berlin. Die preussische Flankenstellung war umgangen. Die Franzosen verkehrten die Front, ehe der König daran dachte, dem marschierenden Feind in die Flanke zu fallen, und beugten ihn durch eine riesenhafte Linksschwenkung mit vorgenommenem rechten Flügel unter das strategische Gesetz. Die Preußen standen vor der Wahl, dem Feind unter Preisgabe ihrer rückwärtigen Verbindungen die Stirn zu bieten oder in Gewaltmärschen nach Magdeburg abzuziehen.

Napoleon marschierte. Er hatte seinen Operationsplan auf unzutreffende Vermutungen über das Verhalten des Gegners aufgebaut, aber den Zusammenhalt seiner Heeresmasse im wesentlichen bewahrt und zwang durch die von der Grundlinie ausgehende Beherrschung der feindlichen Rückzugslinien die widerstrebenden Verhältnisse in seinen Bann.

Als er in der Morgenfrühe des 13. Oktober in seinem Hauptquartier Gera die Überzeugung gewinnt, daß der Gegner den Abmarsch eingeleitet hat, schreibt er an Murat: „Endlich ist der Schleier zerrissen, der Feind tritt den Rückzug auf Magdeburg an.“ Dann steigt er in den Sattel, um sich nach Jena zu begeben, wo Marschall Lannes in ein Gefecht geraten ist, sendet Soult, Ney und der Garde Befehl, heranzukommen, und lenkt die Korps Davout und Bernabotte in des Feindes linke Flanke. Als er in Jena eintrifft, dunkelt der Tag. Lannes hat die Saale bei Jena und Ramburg überschritten und die Stadt und die Ruppe des steilen Landgrafenberges nach leichtem Gefecht genommen. Er glaubt die gesamte preussische Macht vor sich zu haben.

Es ist das Korps Hohenlohe der in vier Kolonnen aufgelösten preussischen Streitkräfte, das 38 000 Mann stark bei Jena aufmarschiert steht und befehlsgemäß die rechte Flanke der von Weimar auf Raumburg marschierenden Hauptkolonne deckt, ohne den Gegner zur Schlacht herauszufordern. Eine dritte Kolonne, in der Stärke von 15 000 Mann, steht unter Rüchels Befehl als Rückendeckung bei Weimar, eine vierte, 12000

Mann stark, sammelt sich unter dem Befehl des Herzogs von Weimar zwischen Eisenach und Ilmenau rückwärts.

Braunschweig ist auf seinem Flankenmarsch ilmabwärts am Abend des 13. Oktober mit 50 000 Mann bis Uerstedt gelangt. Er weiß nicht, wo Napoleon ist.

In der Nacht sammeln sich die napoleonischen Massen um Jena, denn der Kaiser vermutet hier nach Lannes' Bericht des Gegners Gesamtmacht. Von allen Seiten zieht der Feind heran. Die Korps Lannes, Augereau, Soult, Ney und die Garde sind zur Stelle oder im Anmarsch, die Kavallerie Murats, sieben Kürassier- und Dragonerdivisionen, wälzen sich auf dem rechten Ufer durch das Saaleetal, Bernadotte zieht von Naumburg südwärts auf Apolda, Davout, der am äußersten rechten Flügel des linkschwenkenden bataillon carré marschiert, rückt von Naumburg über Rössen auf der Straße südwestwärts, auf der Braunschweig nordostwärts heranstrebt.

Die Masse der napoleonischen Armee fällt auf Hohenlohe, Davout auf Braunschweig, Bernadotte gerät zwischen die Schlachten, Rüchel hängt in der Schwebe, der Herzog von Weimar bleibt fern.

Der preussisch-sächsische Feldzugsplan lag am 13. Oktober völlig zerrissen. Ferdinand von Braunschweig war gegen seinen Willen zur Zersplitterung seiner Kräfte gelangt. Er hatte die preussische Macht von Anfang an bei Naumburg versammeln und in der Richtung auf Bayreuth vorgehen wollen, aber das königliche Hauptquartier, in dem Friedrich Wilhelm III. auf alle zugleich hörte, hatte Ferdinands richtiges Raskül umgestoßen und die Dreiteilung der Armee verfügt. Als der Feind mit zusammengehaltener Masse vorging, auf dem rechten Saaleufer an der preussischen Armee vorbeimarschierte und die Preußen weder Zeit noch Kraft fanden, seinen linken Flügel anzufallen, ehe der Kaiser wußte, wo der Gegner stand, war es um ihre Handlungsfreiheit geschehen. Der Bezug einer Flankenstellung gegenüber dem mächtig drängenden Feind, der seine Übermacht zusammenhielt, war nicht mehr geeignet, das Schicksal zu wenden, das sich in der strategischen Umgehung aussprach.

Am 12. Oktober drängten sich im preussischen Hauptquartier die Entschlüsse. Als Napoleon auf Jena marschierte und der Feind gleichzeitig in Naumburg einrückte, kam der Herzog zur Erkenntnis, daß die preussische Armee zwar in des Feindes Flanke stand, Napoleon aber auch im Rücken der Preußen auf der Straße nach Berlin stehe. Braunschweig beschloß daher, eine „retrograde“ Bewegung zu vollziehen, um der Einklammerung zu entgehen. Diese retrograde Bewegung führte ihn, da der Feind schon in seinem Rücken angelangt war, in den Feind hinein, wenn die Rückwärts-

bewegung nicht gegen Westen abgebogen wurde. Das wäre eine Flucht dem Rheine zu gewesen und geschah mitnichten. So wurde aus dem Defensivmanöver ein Coup droit, der die preußische Armee am 14. Oktober bei Muerstedt gegen die Front der Armee Davout zum Kampf rief, während Hohenlohe der abziehenden Hauptkolonne befehlsgemäß die rechte Flanke deckte und Rüdchel bei Weimar zwischen Braunschweig und Hohenlohe, nach Südwesten hinausgerückt, als Rückendeckung standhielt. Napoleons Ausruf „der Schleier ist zerrissen“, traf also nur bedingtermaßen das Richtige. Als der Kaiser sein auseinandergezogenes „Bataillon carré“ von allen Seiten nach Jena rief und die Linie Naumburg—Jena überschritt, um die bei Jena vermutete Gesamtmacht der preußisch-sächsischen Streitkräfte am 14. Oktober zur Entscheidungsschlacht zu stellen, fiel er nicht auf die Macht des Preußenkönigs, sondern nur auf die Armeeabteilung Hohenlohe. Die 50 000 Mann starke preußische Hauptmacht aber marschierte am 14. Oktober hinter Hohenlohes Front von Muerstedt über Poppel auf Hassenhausen, Davout mit 30 000 Mann ihr entgegen von Kösen über Hassenhausen auf Muerstedt. Napoleon griff Hohenlohe bei Jena an, Braunschweig traf bei Hassenhausen auf Davout.

So kam es zur Doppelschlacht bei Jena und Muerstedt.

Die Entscheidung war bei Jena schon vorweggenommen. Sie lag in Napoleons großem Entschluß, sich den Aufmarsch zur Schlacht über die Saale weg und durch Jena hindurch zu erkämpfen, und in Hohenlohes engherzigem Kleben an Braunschweigs Befehl, dem Gegner keinen Anlaß zur Schlacht zu geben, aber stehen zu bleiben, vorbestimmt. Bei Muerstedt schwelte sie unsicher über den beiden einander entgegenstrebenden Armeen, bis der Schuß eines französischen Tirailleurs sie endgültig zum Nachteil der Preußen band.

So rückten sie gegeneinander: hier Napoleon Bonapartes von ihm selbst geführtes, in zahllosen Feldzügen gestähltes Nationalheer, das die Schlachten der Revolutionszeit abgestreift hat und mit jungen Generalen, von kriegerischer Begeisterung getragen unter der kaiserlichen Trikolore in den Kampf zieht, dort die nachfriderizianische Armee, aufgerufen aus zehnjährigem Exerzitium auf dem Potsdamer Feld, durchsetzt von zwei Dritteln nichtpreussischer Söldner, befehligt von greisen, in der Routine einer vergangenen Zeit erstarrten Führern, pflichtbewußt, wohlgedrillt, aber von keinem Volksgefühl erhoben und von keinem Genius mehr gelenkt.

Die Saalelandschaft liegt als Kampfgesilde aufgeschlagen. Jena erscheint als südöstlich hinausgerückter Scheitelpunkt des nahezu rechtwinkligen strategischen Dreiecks Weimar—Jena—Naumburg, auf dessen Basis Naumburg—Weimar der Ort Muerstedt 20 Kilometer nördlich von Jena

auf der Linie Sena—Upolda—Auerstedt fixiert ist. Die Doppelschlacht bleibt taktisch unverbunden.

Sohenlohe hat den Befehl des Hauptquartiers, nicht anzugreifen, der durch das Draufgehen Louis Ferdinands ausgelöst worden ist, allzu pedantisch befolgt. Er hat dem Gegner die Saaleübergänge und das Steilufer beinahe kampflos überlassen und ist am 13. Oktober im Scheitelpunkt des Dreiecks hinter die Stadt und den Landgrafenberg auf die Fläche von Vierzehnheiligen zurückgegangen. Er ist bereit, einen Angriff auf seine Front und seine ausgesetzte linke Flanke auszuhalten, glaubt aber nicht daran, daß der Feind in diesem zerschnittenen Gelände schlagen könne. Er glaubt nicht daran, obwohl der Feind am 13. Oktober in der rechten Flanke und in der Front zu drängen beginnt. Ein Nachhutbataillon wird vom Landgrafenberg heruntergeworfen. Napoleon schleift in der Nacht bei Fackelbeluchung Geschütz auf die steil verwachsene Höhe, zieht dort die Garde und das 5. Korps zusammen und nächtigt im offenen Bivouac. Ein Löwe kauert auf einem Felsen über dem Gegner und sammelt die Glieder zum Sprung. Dichter Nebel liegt über dem Saalethal, aber der Kaiser kennt keine Hindernisse. In der Frühe greift er an, umfaßt beide Flügel des ersten Treffens, das unter Tauenzien's Befehl die Linie Lützenroda—Gosewitz im Senaer Winkel, wenige tausend Schritte nordwestlich vom Landgrafenberg besetzt hält, und drängt Tauenzien's 13 Bataillone nach dreistündigem erbittertem Kampf mit 44 Bataillonen zurück. Die Preußen stehen in rollendem Feuer, bis die Hälfte ihrer Streiter den Rasen deckt. General Holzenborff führt 4 Bataillone zum Flankenangriff vor und weicht erst, als die ganze Division St. Hilaire sich über ihn wirft. Die Sachsen, die hinter dem rechten preussischen Flügel lagern, marschieren auf den Kanonendonner, alle preussischen Abteilungen, die weiter rückwärts gestaffelt sind, tun desgleichen—Napoleons Andrang staut sich vor den stattdich aus dem Nebel tauchenden Massen.

Die Schlacht kommt bei Vierzehnheiligen auf halbem Wege zwischen Sena und Upolda zum Stehen. Aber die Massen, die General v. Grawert und General Cerriani heranzuführen, sind viel geringer, als sie scheinen. Sie zählen im ganzen 15 Bataillone, die mit den Trümmern des ersten Treffens gelassen vorgehen. Als sie in Staffeln antreten und stolz, aufrecht ihre Salven schleudern, als sie, in Linie auseinander gezogen, erhobenen Hauptes ins feindliche Feuer marschieren, das hinter Hecken, Häusern, Bäumen hervorprülht, als gedeckte Batterien sie mit Kartätschen empfangen, überfällt sie eine neue Zeit. Sie lichten sich zu Pelotons, die unerschrocken weiterstampfen, laden, schießen, wieder laden und ihre Salven gegen die Mauern von Vierzehnheiligen, im Dunkel verschwimmende Kolonnen und

unsichtbare Tirailleure verschwinden. Der Kaiser hat 37 Bataillone zusammengezogen, 28 stehen ihm entgegen, aber er wartet und zügelt den Gegenangriff, bis alles zur Stelle ist. Der Feind läuft ihm nicht davon. Hohenlohe aber steht und weiß nicht, wie er das Schicksal wenden soll. Er zieht sich nicht fechtend über Apolda auf Auerstedt zurück, sondern kämpft. Die Zügel sind ihm entglitten, er läßt seine Bataillone, seine Generale auf die Kanone und in den Tod marschieren. Der Mechanismus ist aufgezo-gen und das Räderwerk rollt ab. Hohenlohe besinnt sich auf Rüchel, ruft ihn herbei, um die Lücken auszufüllen, die der Feind in seine blanken Treffen reißt, und Rüchel bricht auf, um 28 zerschossene Bataillone mit 15, die er kampfbegierig von Weimar heranzuführt, heraus-zuhauen und die Schlacht zum Siege zu gestalten. Er kommt zu spät.

Die französische Linie` setzt sich in Bewegung. Halblinks schwenkend, Frontnach Westen, bringen 9 Divisionen in Sturmkolonnen mit klingendem Spiel über die Straße Apolda—Jena vor, umklammern die gebrochene, zusammengefallene Front, drängen sie von Apolda ab und werfen sie zu beiden Seiten von Dierze-n-heiligen in der Richtung auf Weimar zurück. Die preussischen Flügel knicken ab, die Mitte schlägt sich vor dem Dorfe Dierze-n-heiligen aufrechtstehend, bis die Umfassung zur Umzingelung wird. Sie wird zurückbefohlen, steigt über die Leichenberge, die um ihre Er-lämmer gehäuft liegen, und will abmarschieren. Abmarschieren mit dem Feuer von 80 Bataillonen im Nacken. Das ertragen sie nicht mehr. Als sie dem Feind, den sie mit ihren Salven nicht niedergeworfen haben, dem sie mit dem Bajonett nicht an die Rippen konnten, der jetzt als entfesselte Flut hinter ihnen herbraust, nicht mehr ins Auge sehen, verlieren sie den Mut, die Haltung, die Fassung, bricht ihre ganze militärische Vorstellungs-welt zusammen. Hohenlohes Armee wird zur entscharten Masse und wälzt sich, von Apolda und ihrer Rückzugslinie, von der Hauptarmee und der Naumburger Straße abgeschnitten, flüchtend westwärts gen Weimar und Erfurt. Murat haut ein.

Die Sachsen, die, am rechten Flügel stehend, von einer Division in der rechten Flanke und in der Front angegriffen, trotzig standgehalten haben, werden umfaßt, treten zu spät den Rückzug an und sehen sich nach ver-zweifelm Kampfe zur Waffenstreckung gezwungen. Die französischen Massen erreichen die Linie Apolda—Romstedt—Röttschau in der Richtung Weimar.

Da kommt Rüchel. Hat er gesäumt? Aber was tut's! Er hätte viel-leicht früher, etwa um 11 Uhr statt um 1 Uhr bei Capellendorf, auf halbem Wege zwischen Weimar und Jena stehen und den Rückzug Gra-verts von Dierze-n-heiligen decken können, wenn auch dieser rechtzeitig

zurückgegangen wäre — die Schlacht zum Siege gestalten kann er nicht. Jetzt marschirt er nicht zur Deckung, sondern in starrer Anwendung des friederizianischen Offensivgedankens auf offenem Feld zum Angriff auf. Er läßt 5 Bataillone stehen, überschreitet mit 10 Bataillonen den vorgelagerten Bachgrund und rückt dem Feind mit der ererbten „fierté“ und stets bewährtem Mut in Staffeln an den Leib. Napoleon hält die Verfolgung auf der Erdwelle von Römstedt an, empfängt die stolz, „mit wahrer Ungeduld und des Sieges gewiß“ vorgehenden Regimente mit kleinem und großem Gewehr, schießt die Offiziere ab und zerschlägt Staffel auf Staffel, Bataillon auf Bataillon. Der Nachstoß der Uebermacht schwemmt die Trümmer hinweg. So wird die Armee Hohenlohe in Theilen nacheinander geschlagen und völlig auseinandergeworfen. Murat zersprengt am Abend bei Weimar die letzten Bataillone und jagt die Flüchtigen gen Erfurt ins Lager des Herzogs von Weimar.

Als der Kaiser von Capellendorf nach Jena zurückkehrt, erfährt er zu seiner Ueberraschung, daß er nicht die Hauptarmee, sondern nur die Hälfte der feindlichen Heeresmacht geschlagen und aufgerieben hat.

Kein Ruf, kein Donner aus der Schlacht bei Jena ist zu der preussischen Hauptarmee gedrungen, die sich unter dem Flankenschuss Hohenlohes von Weimar gen Naumburg bewegt und am 13. Oktober bis Auerstedt an den Emsbach gelangt ist, der sich zwischen Hügeln und Triften von Westen zur Alm tastet. Das königliche Hauptquartier bricht am 14. Oktober im Morgennebel gen Rössen auf. Division setzt sich hinter Division und wartet, bis die Brücke frei ist, die den Bach im Dorf überspringt. Es ist 6 Uhr geworden. Der Marsch vollzieht sich in pedantischer Ordnung, niemand denkt daran, den Bach zu durchfurten. Die Straße zieht sich tiefeingeschnitten als Hohlweg über Poppel nach Hassenhausen gen Rössen. Niemand erwartet den Feind auf dem linken Saaleufer. Er steht bei Naumburg, dort wird man ihn schlagen, Napoleons rechte Flanke öffnen und die Rückzugsstraße wiedergewinnen. Hohenlohe steht ja bei Jena und schlägt die feindwärts gewendete Flanke. Die Division Schmettau tritt an die Spitze der Marschkolonnen. Königin-Dragoner reiten vorauf und spähen über die Häufe der Pferde in den wallenden Nebel, der die Nähe verhängt und alle Geräusche verschluckt. Eine Batterie von vier Geschützen folgt den Schwadronen gen Poppel. Braun und leblos starret der Oktoberwald.

Unterdessen ist Davout von Naumburg über Rössen vorgebrochen. Seine Vorhut besetzt Hassenhausen, Kavallerie und Schützen streifen bis Poppel. Die Spitzen der beiden Armeen treffen im Nebel aufeinander. Die Preußen greifen vom Fleck weg an, jagen den Feind auf Hassenhausen zurück, preschen ins Dorf und werden am Ausgang mit Kartätschfeuer

empfangen. Die Batterie poltert nach, proßt ab, schießt, wird im Nebel überrumpelt und die Dragoner zurückgeworfen. Zwei Geschütze bleiben liegen.

Der Herzog von Braunschweig hält die Division Schmettau an, um den Nebel abziehen zu lassen, und sendet nur den General v. Blücher mit 7 Schwadronen und einer Batterie nach Hassenhausen vor. Auch Blücher erkennt die Unmöglichkeit, ins Blinde anzugreifen und hält nördlich von Hassenhausen. Hinter ihm ordnet sich die Division langsam zum Kampf. Drüben entwickelt sich die Vorhut der Division Gudin, zwei Bataillone, eine Handvoll Reiter und eine Batterie, und wartet unter hinhaltendem Gefecht auf ihr Gros und die Division Friant. Um 8 Uhr ist die Division Gudin aufmarschiert, um 9 Uhr rückt Friant heran. Davout übernimmt den Befehl. Er ist nach seiner Meinung auf dem Umgehungsmarsch, der über Rösen, Auerstedt, Uspolba in den Rücken der Preußen zielt, auf eine Flankenhut gestoßen und will sie werfen. Aber nun greift der ungeduldig gewordene Blücher an, stürzt sich mit 7 Schwadronen auf Gudins vorrückende Infanterie, prallt am Feuer ihrer Karrees ab und weicht nordwärts auf Spielberg. Gudin nimmt die zurückgebliebene Batterie. Davout sendet eine Umgehungskolonne gen Spielberg, um die Enge von Hassenhausen zu öffnen und beschleunigt den Vormarsch der Division Morand. Es ist seine dritte und letzte. Gudin vermandelt Hassenhausen in eine Dorf- festung und feuert aus allen Läufen. Die Kavalleriebrigade Lialannes trabt weit über Spielberg hinaus. Die Preußen verlieren die Vorhand. Die Division Schmettau ist umfaßt. Hinter ihr zieht sich der Heerwurm bis Auerstedt. Die preussischen Marschkolonnen stauen sich immer noch an der Emsbrücke. Schmettau greift allein an und gerät in das mörderische Feuer der Dorf- und Heckenbüchsen, das die anrückenden Staffeln auf offenem Felde zerschlägt. Sie rücken vor wie bei Vierzehnheiligen, Gewehr im Arm, bis sie auf hundert Schritte heran sind, brennen die friiderizianischen Salven ab, laden, schießen, stehen aufrecht und folgen den voranstapfenden Offizieren gelassen in den Tod. Ihre Salven prasseln gegen die Häuser, schlagen durch die Hecken, im Hintergrund ballen sich Davouts dunkle Kolonnen zum Gegenstoß. Schmettau ruft nicht zum Sturm, stellt den Angriff nicht ein, kein Bataillon kommt auf den Einfall, dem Höllefeuer durch wildes Draufgehen zu entrinne, keines weicht zurück. Wie drüben bei Vierzehnheiligen sinken sie Mann für Mann im stehenden Feuergefecht.

Der Herzog von Braunschweig reitet nach vorn und befiehlt der Division Wartensleben, die sich als zweite Marschstaffel endlich aus Auerstedt herausgezogen hat, Schmettaus rechten Flügel zu verlängern und die Höhe, die

südöstlich von Sassenhausen vorspringt, mit Geschütz und Infanterie zu krönen. Er will dem Feind die linke Flanke abgewinnen und ihn von der Rösener Straße nach Norden werfen. Wartensleben tritt an, gewinnt Raum, die Division Oranien beginnt sich als dritte aus Querstedt herauszuarbeiten, das Gefecht wird zur geordneten Schlacht, in der sich die Armeen in ostwestlicher Richtung allmählich um die Achse Sassenhausen drehen. Der alte Herzog denkt langsam, handelt pedantisch, aber sein militärischer Blick hat ihn nicht betrogen. Noch ist der Vorkampf in der Schwebe, obwohl Schmettau verblutend zurücksinkt und Wartensleben auf dem Vormarsch schwere Verluste erleidet. Schon rüstet sich die Division Oranien, an Schmettaus Stelle zu treten, und noch stehen zweieinhalb Divisionen rückwärts zwischen Poppel und Querstedt unberührt. Der greise Feldherr hält ruhig in der Zone des Gewehrfeuers und beobachtet das Vorrücken Wartenslebens. Da sinkt er plötzlich, von einem Tirailleur durch beide Augen geschossen, tödlich verwundet vom Pferde.

In diesem Augenblick geht die Schlachtleitung zu Bruch. Der König, die Flügeladjutanten und zum Stab befohlene Generale erteilen widersprechende Befehle, die Divisionäre, die Brigadiere handeln auf eigene Faust, keiner scheut den Feind, alles will schlagen, aber die Führung geht verloren und mit der Führung die Schlacht. Als Davouts dritte Division zur Stelle ist und die Höhe nimmt, zu deren Besetzung Ferdinand die Division Wartensleben vorgerufen hat, weichen Schmettau und Wartensleben geschlagen vom verlorenen Feld. Die Division Oranien wird verbraucht, um die Weichenenden aufzunehmen, der Feind dringt über Spielberg in die linke Flanke und erscheint bei Poppel. Davout führt die Divisionen Gudin, Friant und Morand, seine ganze Macht, geschlossen zur Verfolgung vor.

Friedrich Wilhelm verzweifelt an der Wiederherstellung der Schlacht und befiehlt dem Grafen Ralckreuth, die Armee in der Richtung auf Weimar zurückzuführen. Ralckreuth ist kein Desaix, verlangt nicht dem sorglos nachdrängenden Feind ein Marengo zu bereiten und rückt ab, Die Armee bricht auseinander, ein Teil wendet sich seitwärts auf Eckhartsberga, die Masse rückt nach Weimar.

So schlug Davout mit drei französischen Divisionen fünf preussische, von denen zwei nicht in die Entscheidung geworfen worden waren, sondern als unberührte Reserve abzogen. Davouts Kavallerie sammelte abirrende Versprengte und liegengelassene Geschütze, folgte dem Feind aber nicht über Querstedt hinaus. Die Preußen zogen ab, als könnten sie die Schlacht am nächsten Tage in Verbindung mit Hohenlohe und Rüchel vor Weimar nach Gefallen erneuern. Das Hauptquartier eilte nach Apolda voraus,

traf dort zu seiner Verstärkung auf französische Truppen — es war Bernadotte, der von Naumburg ins Dreieck hineinmarschiert war —, wandte die Säule, ritt auf Weimar, erfuhr unterwegs von Versprengten, daß die Armee Hohenlohe völlig geschlagen und die Stadt in Feindes Hand sei, sah die eigene Armee, im Dunkel der Nacht von der befohlenen Rückzugslinie abgeschnitten, plötzlich auseinanderfallen und rettete sich mit Mühe nach Sömmerda. Die zersprengten Truppen der Armeen Braunschweig und Hohenlohe stürzten zuerst westwärts, als ging's dem Rheine zu und suchten dann im Bogen nordwärts über die Elbe zu entinnen. In Nacken und Flanke saß die Kavallerie des Feindes und raffte Tausende hinweg.

Der König hatte nur „eine Bataille verloren“, aber mit der Doppelschlacht war ein System zugrunde gegangen. Friedrichs erstarrter ausgehöhlter Staat fiel, wie von einem Erdbeben aus den Fugen geschleudert.

Napoleon brauchte zwei Tage, bis er die strategischen Verhältnisse, die ganz anders lagen, als er gedacht, völlig geklärt hatte. Aber dann setzte er den letzten Hauch daran, die entkommenen preussischen Streitkräfte auf einer strategischen Verfolgung ohnegleichen völlig zu vernichten und ganz Preußen zu überrennen. Er wollte nicht ruhen, „solange ein Mann dieser Armee zu sehen sei“. Er hielt Wort, jagte die Trümmer bis Prenzlau und Lübeck, zwang sie zur Ergebung und eroberte das verwastete Land, in dem alle Führerkraft erloschen schien und kein Nationalgefühl flammte, bis zur Oder. Die Festungen fielen wie reife Früchte ohne Anstoß, nur Kolberg, Rosel und Graudenz hielten rühmlich stand.

Am 27. Oktober zog der Korps an der Spitze seiner Mameluckengarde durchs Brandenburger Thor. Der Zusammenbruch der immer noch für unüberwindlich gehaltenen Armee Friedrichs des Großen riß nicht nur die preussische Monarchie in den Abgrund, sondern machte Napoleon auch zum Herrn über Deutschlands Geschick. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt ist damals die letzte deutsche Entscheidung über den Besitz des Rheins und die Gestaltung Deutschlands gefallen.

Und doch geht von hier auch die erste Erweckung Deutschlands aus. Gewiß — Preußen war nach zehnjährigem egoistischem Beiseitestehen zum Kampf angetreten, weil es sich Napoleons nicht anders vermehren konnte; das Kabinett und der König, nicht das Volk hatten den Entschluß zum Kriege gefaßt und die alte Armee hatte den Kampf geführt, aber diese kümmerliche Staatskunst und dieses in der Tradition erstarrte Heer hatten bei Jena und Auerstedt trotz alledem schicksalsgemäß nicht so sehr für Preußen als vielmehr für die deutsche Sache gekämpft. Erst als sie unterlagen, wurde offenbar, daß Fürsten, Kabinette, die in der alten Ordnung gebundenen Staaten und in der Tradition befangene Armeen nicht

genüigten, die französische Masse zu stauen und der universal gerichteten Herrscher Gewalt Napoleons Halt zu bieten.

Napoleon aber mußte im Kampfe mit Europa und um Englands Gegnerschaft zu brechen, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schreiten und seine Bestimmung erfüllen, indem er alles zerschlug, was in der Tradition erstarrt und lebensunfähig geworden war. So wurde in Wehen eine neue Welt geboren, in der auch Preußen nach schwerer Prüfung seinen Platz fand. Zugleich aber vollzog sich auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt eine Wandlung im Charakter des französischen Heeres. Es wurde hier endgültig zur kaiserlichen Armee, zum Machtinstrument eines Einzelnen. Als die königlichste Armee zer schlagen wurde, war die kaiserlichste vollendet.

Ein Hauch dieser Erkenntnis war paradoxerweise schon in dem Kriegsmanifest zu spüren gewesen, das Friedrich Wilhelm III. zu Beginn des Feldzuges erlassen hatte. In diesem Schriftstück stand der moderne Satz: „Unser Ziel ist, das unglückliche Deutschland von dem Joche, worunter es erliegt, zu befreien; vor allen Traktaten haben die Nationen ihre Rechte“ — aber der Begriff der Nation und die Vorstellungen von den nationalen Rechten waren weder dem preussischen Kabinett noch dem deutschen Volke geläufig, das Maß der Leiden noch nicht voll, an denen Preußen und die deutsche Nation zu neuem Leben genesen sollten. Der Kampf Europas stand noch tief im Schatten des englisch-französischen Hegemonialgegensatzes, der von Napoleon auf den europäischen Schlachtfeldern ausgetragen wurde.

Als Napoleon am 21. November 1806 von Berlin aus ein Dekret erließ, das allen Handel, selbst den Briefwechsel und den Meinungsaustausch mit England verbot, schoß die Kontinental Sperre in ihre volle despotische Gestalt.

England war fortan von der Gemeinschaft der europäischen Völker ausgeschlossen. Ganz Europa wurde den französischen Interessen dienstbar gemacht, obwohl der Krieg noch nicht zu Ende war.

Friedrich Wilhelm III. hatte sich trotz des Zusammenbruchs seines Staates noch nicht ergeben und kämpfte im Bunde mit dem Zaren bei Eylau unentschieden, bei Friedland geschlagen noch einmal mit letzter Kraft. Preußen weigerte sich sogar, einen Sonderfrieden zu schließen und hielt aus, bis es selbst verlassen stand. Erst als der Zar unter dem Eindruck der blutigen Schlacht bei Friedland mit Napoleon Frieden machte und seinen Verbündeten am 7. Juli 1807 im Vertrag von Tilsit einem Bündnis mit Frankreich opferte, wurde Napoleon seines größten Sieges froh.

Preußen verlor alles Gebiet westlich der Elbe, verlor seine polnischen Provinzen und geriet unter französische Militäraufsicht.

Im Grunde war Preußen nur noch ein Pufferstaat zwischen dem französischen Imperium und dem moskowitischen Sarentum. Die Schaffung des Großherzogtums Warschau änderte daran nichts. Der Schlachtenkaiser schwächte Preußen wie noch keinen Feind zuvor. Er raubte ihm die Hälfte seines Gebiets, zwang den König, die Stärke seiner Armee auf 42 000 Mann herabzusetzen, legte dem Lande eine Kontribution auf, deren Höhe unbestimmt gelassen wurde, und nahm zur Sicherung dieses Zwangsverhältnisses die preußischen Festungen zu Pfand. Daraus ergab sich ein dauerndes Besatzungsrecht in preußischen Landen. Preußen geriet in unlösliche Schuldhaft und wurde zum befestigten Glacis des französischen Reiches.

Napoleon ließ sich von Alexander in der souveränen Hinwegsetzung über ältere Verpflichtungen nicht übertreffen. Er opferte ihm die Polen, die er kurz zuvor zur Freiheit aufgerufen hatte. Dem Korfen fehlte die Vertragstreue Ludwigs XIV. Das Opfer wurde dem Imperator leicht, denn der Zar trat in die Kontinental Sperre ein und übernahm die Bewachung Österreichs. Dafür erhielt er Handlungsfreiheit gegenüber Schweden, dem er alsbald Finnland entriß, und die Möglichkeit, sich wieder gegen die Türken zu wenden. Die französische Politik setzte Rußland in die Rolle eines Partners im Osten ein, zu der Frankreich früher den Padischah und zu Sobieskis Zeiten den König von Polen gewonnen hatte. Aus Napoleons fieberndem Hirn steigt die Phantasmagorie eines französisch-russischen Feldzuges nach Indien.

Aber der Kaiser vergißt über solchen Träumen die näherliegenden Ziele nicht. Er tut den letzten Zug im deutschen Spiel und vollendet die politische Gestaltung des deutschen Westens. Das Herzogtum Berg kehrt aus dem Besitze seines Schwagers Murat in seine Hand zurück, sein Bruder Jérôme erhält das Königreich Westfalen zugeteilt und die Grenzen Frankreichs werden an die Elbe vorgeschoben. Der Übergang Frankreichs über den Rhein hat mit der Eroberung der Elbegrenze geendet. Die römische Tradition ist erfüllt.

Magdeburg, das die Königin Luise vergebens unter Tränen von Napoleon zurückerbeten, tritt an die Stelle Straßburgs und wird zum französischen Ausfallstor nach Osten. Wo sich die Adler des Drusus gespiegelt, schimmern jetzt die antikisierten Feldzeichen der Großen Armee. Der strategische Zwang, der den aus dem Westen anrückenden Eroberer vom Rheine zur Weser und von der Weser zur Elbe getrieben hatte, wirkte zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht minder stark als zur Zeit der Römer.

In dieser Machtverteilung hat der Kampf um den Rhein in der napoleonischen Epoche seinen letzten bestimmenden Ausdruck gefunden. Die äußersten Perspektiven sind aufgeschlagen.

Aber Napoleon läßt sich daran nicht genügen. Er sichert sich durch die Aufnahme Sachsens in den Rheinbund und die Ausstattung des Königs von Sachsen mit preussischem und polnischem Gebiet den Übergang bei Dresden und Warschau, um an der Elbe und an der Weichsel gegen Rußland aufmarschieren zu können. Wiederum eilt die strategische Entwicklung der politischen im Kampf um den Rhein voraus.

Als Napoleon im Jahre 1808 in Erfurt erschien und die deutschen Fürsten als Vasallen um sich sammelte, lag Deutschland zu seinen Füßen.

Die Herrschaft Napoleons beugte Deutschland nicht nur in völlige Unterwürfigkeit, sondern maß ihm auch unerträgliche Opfer zu. Die Schweiz, Italien, die Niederlande und die Rheinbundstaaten zahlten mit dem Blute ihrer Söhne, Preußen mit furchtbaren Lasten. Als eine Abordnung der Provinz Pommern vor Daru erschien, dem die Beitreibung der Kontributionen übertragen war, und um Nachlaß der auf das äußerste gehenden Forderungen flehte, antwortete der Franzose mit einem Achselzucken: „Vous n'avez pas d'idée ce qu'un peuple peut souffrir.“ Ja, man hatte wirklich noch keine Vorstellung davon, was ein Volk erdulden kann, aber aus diesem Duldetum erwuchs binnen fünf Jahren die sittliche und geistige Neugeburt des preussischen Staates und die nationale Erhebung des deutschen Volkes. Es gärte in der „trägen nordischen Masse“.

Napoleon war darüber von dem Erneuerer Preußens, dem Reichsfürsten Stein, selbst belehrt worden. Man hatte dem Kaiser schon in Spanien einen aufgefangenen Brief des preussischen Ministers an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein zu lesen gegeben, aus dessen Zeilen die Hoffnung auf Befreiung vom französischen Joch schrie. Der Unvorsichtige war seines Amtes entsetzt und in die Acht erklärt worden. Er floh nach Österreich, später nach Rußland und wirkte in Wien und Petersburg für des Vaterlandes Befreiung.

Napoleon zerstückte keinen Staat bewußter, absichtsvoller und leidenschaftlicher als Preußen. Noch auf St. Helena beklagte er, daß er es nicht vollends vernichtet habe und es „par égard de S. M. I. le Czar“ habe bestehen lassen. Er haßte das Fremde, das ihm aus dem deutschen Wesen entgegentrat, er wußte, daß Frankreich das Stromgebiet des Rheins nicht wirklich sein Eigen nennen konnte, solange der deutsche Geist nicht ausgetrieben war. „Il faut dépayser l'esprit allemand, c'est le but principal de ma politique,“ schrieb er seinem Bruder Louis und

handelte danach. Auch am Rhein, wo die ersten Freiheitsbäume gepflanzt worden waren, hatten französische Sympathien keine Stätte mehr. Görres war zum Vorkämpfer der nationalen Sache geworden.

Der napoleonische Despotismus bot alles auf, die Geister niederzuhalten. Die Zensur wütete im ganzen Bereiche des Imperiums. Der Generaldirektor der Presse, der in Paris saß, überwachte die Zeitungen der Seinestadt, Antwerpens, Roms und Hamburgs. Man richtete ein „bureau de l'esprit public“ ein, das den Gazetten Siegesberichte aus Spanien und Aufsätze über italienische Musik zur Verfügung stellte. In den deutschen Departements durften die „Räuber“ des „Citoyen“ Schiller, seine „Sungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“, selbst Goethes „Götz“ nicht mehr aufgeführt werden.

Wo der „Tell“ in den besetzten Gebieten verstohlen gespielt wurde, wo er in Preußen öffentlich gegeben wurde, ergriff er die Menschen mit unerhörter, aus den Zuständen gespeister Gewalt. Wenn die Eidgenossen zum Schwur traten und die Worte sprachen: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,“ tönte Schluchzen im Saale, erhob sich alles von den Sigen. Kleist dichtete die „Hermannsschlacht“. In Königsberg bildete sich der „Eugendbund“, in Berlin hielt Fichte seine Reden „An die deutsche Nation“: „Von unten auf wächst die Kraft.“

Deutschland begann sich unter der französischen Tyrannei aufzubauen. „L'Allemagne phlegmatique et bonasse“, das geduldigste, gutmütigste aller Völker, das Madame de Staël als solches mit geistreicher Feder beschrieben, erwachte zu neuem Leben. Napoleon hielt es vergeblich terroristisch nieder. Schon am 26. August 1806, noch ehe Jena geschlagen war, hatte er den Nürnberger Buchhändler Palm erschießen lassen, weil der aufrechte Mann sich weigerte, den Verfasser der von ihm verlegten Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ zu verraten. Die Verzweiflungsakte westfälischer und preussischer Bauern waren durch Füllladen und Dragonaden geahndet worden. Der Kaiser suchte die Bevölkerung durch Brandschatzungen in der Furcht zu erziehen und spottete über die Ideologen, die die geistigen Kräfte des deutschen Volkes zu wecken und der französischen Herrschaft dadurch gefährlich werden wollten. Er vertraute auf seinen Stern und die gewaltigen materiellen Machtmittel, die er an die Stelle der revolutionären Ideen gesetzt hatte. Hinter ihm stand Frankreichs militaristisch gespannte Macht.

Die französische Nation war den Bahnen Napoleons in der Gewißheit gefolgt, daß der Genius Bonapartes französischen Interessen diene, lief doch seine Politik auf die Errichtung einer Universalherrschaft hinaus, die die Ideale des absolutistischen Regiments Ludwigs XIV. mit

der Ausbreitung der revolutionären Grundsätze der Republik vermählte. Wohl war Napoleon zur Eroberung des Festlandes gezwungen, weil er England nicht zu Wasser angreifen konnte, aber er eroberte die Lande, um sie zu besitzen. Kein Franzose dachte daran, Piemont und die Lombardei, Belgien und Holland, das Elsaß, die Pfalz, die Rheinlande und die Nordseeküste wieder aufzugeben. Erst an der Elbe schieden sich die Meinungen, aber nicht die Gewalten. Der französische Nationalstolz nahm Napoleons Diktatur hin, weil diese Diktatur die französische Weltherrschaft an den Himmel malte und Europa in einen französisch geordneten Kosmos verwandelte.

„Die Freiheit Europas,“ für die England zu kämpfen vorgab, war in der That bei den Briten besser verwahrt als bei den tyrannischen Vorkämpfern der Menschenrechte. Das britische Staatsinteresse forderte die in der „balance of powers“ gebundene Freiheit Europas, das französische Staatsprinzip führte zur französisch geordneten Einheit Europas.

An tyrannischen Maßnahmen, die das Völkerrecht vergewaltigten, ließen es weder England noch Frankreich fehlen. Sie führten England im Jahre 1807 zum Bombardement Kopenhagens und zum Raub der dänischen Flotte, Napoleon zur Bekriegung Portugals, zur Gefangensetzung des Papstes und zur Einverleibung des Kirchenstaates. Englische Orders of Council und napoleonische Dekrete zerstückten das Völkerrecht, bis nichts mehr davon übrig blieb, aber der Haß der Völker lehrte sich nicht gegen den Tyrannen des Meeres, sondern gegen den französischen Militarismus. Die Handlung gipfelte auf der Iberischen Halbinsel. Als Napoleon die portugiesische Königsfamilie zur Flucht nach Brasilien genötigt hatte und die spanischen Bourbonen zum Verzicht zwang, um seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron zu setzen, stand das erste Volk auf dem Festland wider ihn auf. Die Krisis des französischen Imperialismus begann.

Die spanische Guerrilla verzehrte in jahrelangem Kampf die Blüte der französischen Armee und der deutschen Regimenter, die Napoleon als oberster Kriegsherr des Rheinbundes über die Pyrenäen sandte. Der spanische Krieg war von leidenschaftlichem Haß erfüllt. In erbarmungslosem Kampfe opferte das spanische Volk sich und den Feind. Kein Pardon, kein Asyl rettete Napoleons Soldaten, wenn das Kriegsglück sie verstieß. Finsterer Fanatismus und hemmungslose Vaterlandsliebe rangen mit der Tapferkeit der napoleonischen Armeen und fürchteten die grausame Vergeltung nicht, die der Feind über die Guerrillas verhängte. In Verteidigung, Sturm und Brand Saragoßas gewann dieser grausame Krieg, dem England seine Unterstützung, Europa seine Sympathien ließ, seinen erhaben-

sten Ausdruck. Aus dem Brande und dem Blutbad Saragossas stieg die Lohe, die die kälteren Völker des Nordens zur Abschüttelung des französischen Joches mahnte. Als Albion in Iberien im Felde erschien und sich im Landkampf bei Torres Vedras behauptete, wurde Frankreich in dem großen englisch-französischen Duell in die strategische Verteidigung geworfen.

Napoleon hätte den Kampf auf der Iberischen Halbinsel nicht fünf Jahre fristen und darin 500 000 Mann opfern können, wenn er nur mit den Kräften Frankreichs über die Pyrenäen gezogen wäre. Auch hier stützte er sich auf das Stromgebiet des Rheins, das zum Zentralraum seines Imperiums geworden war und ihm gestattete, Okzident und Orient zu beherrschen und nach allen Seiten Front zu machen. Der Protektor des Rheinbundes blieb allen staatlich gebundenen Mächten gewachsen, bis die Geister des Teutoburger Waldes sich zu rühren begannen und das gequälte deutsche Volkstum, von nationaler Erregung ergriffen, die Kraft des Gemüts gegen die militärische Rüstung des Eroberers anrief.

Vor der Reifung dieses Prozesses war an eine Abschüttelung des napoleonischen Joches und der französischen Hegemonie nicht zu denken. Als Österreich im Jahre 1809 zum Befreiungskrieg aufstand, um das Waffenglück noch einmal allein zu erproben, waren schon Volkskräfte am Werk, die der österreichischen Armee bis auf diesen Tag gefehlt hatten. Erzherzog Karl hatte das Heer neu geordnet, Graf Stadion die Landwehren geschaffen, flüchtige preussische Patrioten suchten Dienst in Österreich. Der Erzherzog veröffentlichte ein Manifest an die deutsche Nation, zu dem Friedrich Schlegel die Worte gesetzt hatte, und verkündete darin, daß es gelte, „Deutschland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verschaffen“. Er erließ einen Armeebefehl, in dem er seinen Kriegsvölkern zurief: „Die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet, nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen führen zum Sieg.“ Das war die Sprache einer neuen Zeit.

Aber Napoleons Machtmittel waren stärker als die Österreichs. Er stand im Stromgebiet des Rheins, an der oberen Donau und in Sachsen fester gewurzelt als zur Zeit des preussischen Krieges. Österreichs Strategie gehorchte dem Druck, der auf den böhmischen Flanken lastete. Der Generalissimus Erzherzog Karl mußte Deckungstruppen gegen Galizien, Polen und Sachsen stehen lassen und zersplitterte seine Armeen auf den Außenlinien im Kampfe mit dem Vizekönig von Italien und Napoleons Marschällen. Aber Karl war an seiner Aufgabe gewachsen. Er gelangte fechtend bis Regensburg, ehe der Schlachtenkaiser bei seinen Truppen erschien.

Als Napoleon in Paris vom optischen Telegraphen unterrichtet worden war, daß die Österreicher seine zerstreuten Korps über die Isar gedrängt hatten, brach er am 13. April mit Kurierpferden auf und traf schon am 17. April in Donaunöörth ein. Er rief alle Korps heran, ließ Davout mit geringer Macht bei Regensburg gegen Karl Front machen und marschierte dem Erzherzog in die linke Flanke. Karls Seitenhuten werfend, gelangte der Kaiser am 20. April an die Laberlinie und schlug das Korps Hiller am Tage darauf nach wüthendem Kampfe bei Landschüt gen Osten zurück. Dann schwenkte er nordwärts gegen Regensburg. Karl hatte Regensburg am 20. April erobert und entwickelte sich am 21. April auf dem rechten Donauufer, Front nach Westen, zwischen Regensburg und Edmühl gegen Davout zur Schlacht. Der Tag verstrich unter wechselnden Gefechten. Als die Österreicher am 22. April zum Generalangriff schritten, erschien Napoleon plötzlich bei Edmühl in Karls entblößter Flanke. Der Erzherzog sah sich von Süden angegriffen und von Vernichtung bedroht. Aber nun ereignete sich etwas, was die alte österreichische Armee nicht gekonnt hatte. Die Reformen, die Karl durchgeführt, und der völkische Geist, der in das österreichische Heer eingezogen war, trugen die ersten Früchte. Ungeheißer, kaum gelenkt, schwenkte alles, was an Karls linkem Flügel stand, gegen Süden und warf sich dem Flankenangriff der napoleonischen Heeresmasse in die Quere.

Napoleon brach sich unter mörderischen Gefechten Bahn, konnte aber den geordneten Abzug der Österreicher auf Regensburg nicht verhindern. Karl ließ 12 000 Mann auf der Walfstätt und trat am 23. April den Rückzug nach Böhmen an. Napoleon sandte ihm Davout nach und trug den Krieg in Gewaltmärschen das Donautal abwärts nach Wien. Erzherzog Johann, der unterdessen in Friaul mit Glück gegen Eugen Beauharnais gefochten, sah sich umgangen und wurde zum Rückzug auf Graz gezwungen. Am 13. Mai 1809 rückte Napoleon zum zweitenmal in die Kaiserstadt ein. Aber noch stand Karl unbesiegt im Felde, noch war der Krieg nicht entschieden. Napoleon suchte die Entscheidungsschlacht. Er brauchte ein zweites Austerlitz.

Die Zeit drängte. In Spanien verblutete die Hälfte seiner Armee, in Tirol war das erste Volk deutschen Geblüts zum Verzweiflungskampf aufgestanden, in Nordwestdeutschland regte sich Aufruhr. Westfälische Bauern und preussische Offiziere erhoben die Waffen gegen die Bedrücker. Als er mit 80 000 Mann von Wien donauabwärts rückte, um bei Lobau das linke Donauufer zu gewinnen und den Österreichern ein zweites Austerlitz zu bereiten, zog Schill mit 600 Husaren aus den Thoren Berlins. Der abenteuernde Zug ins Blaue, der am 31. Mai in den Gassen Stralsunds

mit dem Heldentode Schills endete, war ein Opfer auf dem Altar des Vaterlandes und wurde als solches nicht umsonst gebracht, aber kein dauerhaftes militärisches Unternehmen.

Unterdessen rückte Napoleon gegen Karl. Die gesuchte Schlacht wurde ihm am 21. Mai bei Aspern geboten, erfüllte die Donauauen zwei Tage lang mit blutigem Gewühl, warf ihren Donnerhall bis Wien und endete am zweiten Tage mit der Zurückwerfung des Kaisers auf die Lobau. Napoleon hatte seine erste Schlacht verloren. Die Große Armee war von den Österreichern mit einer beispiellosen Wut angefallen worden. Die neugebildeten Bataillonsmassen, die Karl ins Feld sandte, waren weder dem Kartätschhagel noch den attackierenden Kiltrassieren gewichen. Ein neuer Geist befeelte das verjüngte Heer. Napoleon hatte 40 000 Mann verloren. Vierzig Tage brauchte der Kaiser, um sich zur neuen Schlacht zu bereiten und die Scharie auszuwaschen. Unterdessen flog die Kunde von der Besiegung des Unbesiegbaren durch alle Lande, die vom französischen Joche geschlagen waren.

Am 30. Juni setzte der Korse sich mit 180 000 Mann zum zweitenmal in Bewegung. Vier Tage spielte das Geschütz, dann brach er überraschend auf neugeschlagenen Brücken in der rechten Flanke der Österreicher über den Strom und marschierte in einer gedrängten Linkschwenkung zur Vergeltungsschlacht auf. Karl zog seine 138 000 Streiter auf den Rußbach an den Talrand der March zurück, sandte Johann nach Preßburg Befehl, sofort heranzukommen und nahm den Kampf auf. Am Abend des 4. Juli entbrannte die erbittertste Schlacht, die Napoleon bis auf diesen Tag geschlagen hatte. Er griff die Linie Wagram—Marktgrafen-Neusiedel mit allen Kräften an, schoß mit einer Hundertkanonenbatterie auf das österreichische Zentrum, setzte ganze Divisionsmassen in Bewegung und suchte Karls Mitte um jeden Preis zu sprengen. Der gewaltige Anprall brach sich am unerschütterlichen Widerstand der Österreicher. Karl suchte Napoleon zu umfassen, überflügelte ihn bei Aspern, wartete aber vergebens auf das Erscheinen Johanns in Napoleons rechter Flanke. Endlich gelang es Napoleon, Marktgrafen-Neusiedel zu nehmen und Karls linken Flügel zu überwältigen. Aber die Österreicher wichen in Ordnung und als Marschall MacDonald am zweiten Tage um 12 Uhr mittags seine Divisionskarrées auf die Linie Oberklaa—Breitenlee schleuderte, wurde er im Gemenge von zwei Seiten angefallen und unter schweren Verlusten abgeschlagen. So sah Napoleon den Gewinn der Schlacht auf das mühsame Aufrollen des feindlichen linken Flügels gestellt. Karl verzweifelte erst am Sieg, als Johann ausblieb. Eine Stunde nach dem Angriff MacDonalds gab er den Befehl zum Abbruch der Schlacht, aber sein Rückzug glich dem Abgang eines verwundeten Löwen.

Napoleon hatte den Sieg teuer erkaufte. Er wurde seiner erst froh, als Österreich, vom Blutverlust geschwächt, aller Unterstützung bar und durch Rußlands Balkanpolitik in Siebenbürgen bedroht, einen Waffenstillstand forderte. Am 14. Oktober 1809 unterschrieb Napoleon zu Schönbrunn seinen letzten Siegfrieden und verteilte noch einmal österreichische Provinzen. Es schien, als könne ihm nichts misslingen, und doch war ein feiner Riß in dem Kristall entstanden, in dem sich seine Allmacht spiegelte. Die Vertreibung Tirols, das von Lesebvre ausgebrannt und ausgemordet wurde, konnte ihn nicht darüber hinwegtäuschen, daß Volkskräfte am Werke waren, die sich nicht mehr bannen ließen. Als der verrathene Andreas Hofer als Rebelle zu Mantua unter französischen Kugeln fiel, wurde dem deutschen Volkstum der Glaube an die überfönnliche Kraft des vaterländischen Gedankens ins Herz gesenkt. Aber noch war das Maß der deutschen Erniedrigung nicht erfüllt. Noch marschierten die Fürsten des Rheinbundes im Gefolge Napoleons, noch schwang der französische Fronvogt am Rhein, an der Weser, an der Elbe und an der Küste der Nordsee die Sklavengeißel.

Das Empire wurde zum Ausdruck der französisch geordneten Welt.

Als Napoleon sich des Kirchenstaates bemächtigt und die Mark Ägypten errichtet hatte, stand Frankreich auf der Höhe seiner Eroberungen. Das Imperium reichte von der deutschen Bucht bis zur Adria, Österreich war der letzten Westausgänge beraubt, Preußen zum französisch besetzten Glacis ausgebaut und der Aufmarsch der napoleonischen Armeen an der Weichsel gesichert. Die Pforten des asiatischen Orients thaten sich auf. Trat Frankreich mit eigenen Kräften und dem Aufgebot seiner deutschen, batavischen, schweizerischen und italienischen Gefolgsstaaten unter der Führung Napoleons den Marsch nach Osten an, so lag die europäisch-asiatische Landfestung so weit vor ihm offen, als die eingeschlagenen Wege reichten und die Streckung der rückwärtigen Verbindungen erlaubte. Weder die Zitadelle Böhmen noch die Weichsel boten einem von Westen anrückenden Attila Halt. Keine Katalaunische Ebene lockte ihn zwischen dreifach gegliederten Naturwällen in eine Schlacht, die dem Verteidiger alle Vorteile ließ, sondern grenzenlose Weite öffnete sich vor ihm und gestattete ihm, den Feind nach Gefallen zu überflügeln und ihn zu schlagen, wo immer er sich stellte. Nichts drohte ihm Gefahr außer der Grenzenlosigkeit selbst.

Das ganze gewaltige Gebäude, das Napoleon im Laufe weniger Jahre über Europa errichtet hatte und aus dem er nun gegen Rußland zusammenrückte, um Englands Meister zu werden, ruhte auf der strategischen Grundlage, die von Frankreich am Rheine erkämpft worden war.

Immer wieder taucht in der kriegsgeschichtlichen Erinnerung die erste Schlacht auf, die im Stromgebiet des Rheins geschlagen worden ist, die Schlacht zwischen Cäsar und dem Germanenkönig Ariovist. Sie hat die strategische Bedeutung des Rheintals ein für allemal ins Buch der Geschichte eingezeichnet. Cäsar kam aus dem Süden, betrachtete Gallien aber damals schon als sein Eigen, vertrieb die unterworfenen germanischen Stämme, die zwischen dem Rhein und der Maas unter den Reltengauen saßen, und schlug mit dem Bau der Andernacher Brücke die strategische Perspektive auf, die der Cäsar des 19. Jahrhunderts bis zu den Grenzen der politischen Oikumene erweitert hat.

Als Napoleon im Jahre 1812 gegen Rußland aufbrach, um den Zar zu züchtigen, weil er sich von dem System der Kontinental Sperre losgesagt hatte, wandelte er auf Wegen, die der Ablersblick des Römers erkannt, römische Staatsweisheit aber gemieden hatte. Die sagenhafte Seherin, die dem großen Drusus an den Ufern der Elbe entgegengetreten sein soll, um ihn zur Umkehr zu mahnen und dem „Unerfättlichen“ das Ende seiner Laufbahn zu verkünden, ist Napoleon nicht erschienen. Auch Julius Cäsar war gegen England zu Feld gezogen, denn er hielt die Eroberung Galliens nicht für gesichert, solange das Inselreich den Küstestämmen den Rücken deckte, und trug seine Waffen deshalb über die Meeresstraße. Da Napoleon dazu nicht imstande war, marschierte er gen Moskau. Er folgte dem Zwang der strategischen Verhältnisse und dem dämonischen Genius seiner unversellen Natur, der ins Grenzenlose schweifte und in Staaten, Völkern und Nationen — die französische inbegriffen — nur noch Objekte seiner Politik und Werkzeuge seines Gestaltungsdranges sah.

Der Kampf um den Rhein lag abgetan, das ganze Stromgebiet war in eine Hand zurückgekehrt und Napoleon in diesem Sinn der unmittelbare Nachfolger Karls des Großen. Das Rheinproblem schied daher als solches aus dem strategischen Kalkül, als Napoleon gegen Rußland zog. Die Elbelinie und die Oberlinie waren überwunden, die Weichsel wurde zur Front, an der der Rorse aufzog, wie Ludwig XIV. einst am Rhein aufgezogen war. Der Rhein trat erst dann wieder in die strategische Erscheinung, wenn Napoleon gezwungen wurde, Reserven aus dem Innern Frankreichs heranzuziehen, oder der spanische Krieg zu großen Rückschlägen führte.

Napoleon bemaf den Feldzug nur auf ein halbes Jahr. Er rechnete darauf, daß die Türken, denen er sich in raschem Rösselsprung wieder zugewandt, ein Drittel der russischen Streitkraft fesselten, und erneuerte die traditionelle französisch-türkische Freundschaft, um sich des Besitzers des Bosporus gegen den Bedränger des Bosporus zu bedienen. Zum

erstenmal griffen eine von Westen gen Osten gerichtete Offensive der Franzosen und ein von Süden nach Norden zielender Feldzug der Türken ineinander, nachdem das deutsche Problem wie von einer Riesenhand weggerwischt war. Aber der Türke hielt nicht Stich und vertrug sich rascher mit dem Zaren als Napoleon gedacht. Da stieg aus dem unerschöpflichen Hirn Napoleons der alte Traum Buonapartes von der Eroberung der Levante. Er sah sich noch einmal als Herr von Konstantinopel, das er nach der Besiegung Alexanders diesmal von Galizien aus zu erobern gedachte.

So weit hinaus reichte der Blick der österreichischen Staatsmänner nicht, die Österreichs Ausdehnungspolitik im Jahre 1812 mit der Napoleons zu verbinden trachteten. Sie glaubten für Österreich zu wirken, als sie eifrig daran gingen, sich mit Napoleon gegen Rußland zu kehren. Man vergaß den Aufschwung von 1809, um wieder „realen Interessen“ zu dienen. Preußen ging gebückt. Ein heimlicher Versuch, sich von Napoleon zu lösen und mit Alexander gegen Frankreich Front zu machen, war toter Buchstabe geblieben. Napoleons Hand lastete zu schwer auf dem verkrüppelten Staate Friedrichs des Großen. Napoleon konnte den König jeden Augenblick auffordern, Schlessien an Österreich zurückzugeben. Preußen marschierte gezwungen gegen den alten Alliierten.

Wer sprach noch vom Rhein, wer gar vom deutschen Rhein, wer dachte noch an ihn, als solche Perspektiven aufgeschlagen wurden und Napoleon am 29. Mai 1812 das glänzende Hoflager zu Dresden verließ, um die Heerfahrt anzutreten, die ihm den Osten zu Füßen legen und England aus dem Kreise der europäischen Völker stoßen sollte? Der Name des Stromes stand in keinem politischen Traktat mehr, er schien aus der Reihe der europäischen Probleme gestrichen. Als Napoleon das Fiskalkönigreich Holland aufgelöst und seinem Imperium als „Anschüttung französischer Ströme“ einverleibt hatte, schien das Letzte getan. Und doch wurde um den Rhein gerungen, der damals weder von strategischen noch von politischer Bedeutung war, als Napoleon über die Weichsel ging, denn England, das aus allen Häfen und Strommündungen des napoleonischen Kontinents vertrieben war, das in Kolonialwaren und Handelsprodukten erstickte und von Ausständen und Bankbrüchen widerhallte, erblickte folgerichtig immer noch in dem Verbleiben Frankreichs am Rhein und an der niederländischen Küste die Wurzel allen Übels und die Quelle aller Kriege. Die englische Nation war entschlossen, den Kampf auszutragen. Auch sie focht für ihren Bestand, denn sie konnte Europa nicht missen und die auf ihrer eigenen Küste lastende Drohung nicht hinnehmen. Die britische Welt hegemonie vertrug sich nicht mit der französischen Kontinentalherrschaft, von einer napoleonischen Universalmonarchie ganz zu schweigen.

Man hatte das Grab von Amiens nicht gesprengt, um die britische GröÙe ein zweites Mal zu bestatten. So verharrte England im Kriege, obwohl Pitt längst neben seinem Vater zu Westminster schlief und die Nation unter der Last des Kampfes zu erliegen drohte.

William Pitt hatte keinen kongenialen Nachfolger gefunden, keine einzelne Erscheinung von überragendem MaÙ stand am Steuer des englischen Staatsschiffes, aber Canning, Perceval, Eldon, Liverpool und Camden und wie die Minister alle heißen, die damals Englands Schicksal lenkten, hatten Pitts Beharrlichkeit, seine Hartnäckigkeit und seinen HaÙ geerbt. Sie wußten, daÙ sie die Geschicke des Landes und der Welt in sich trugen und schöpften aus diesem Gefühle unerschöpflichste Vorräte an Tatkraft und Geduld. Sie nährten den spanischen Krieg, sie unterstützten die Bourbonen, sie übten die Seetyrannie mit rücksichtsloser Gewalt, sie scheuten keine Verantwortung. Als die Vereinigten Staaten von Amerika sich im Jahre 1812 gegen „die Tyrannen des Meeres“ erhoben und Napoleons Verzicht auf Louisiana doch noch verspätete Früchte trug, nahmen sie auch diesen Krieg auf sich, ohne von der Bekämpfung des „korrischen Ungeheuers“ und des hegemonischen Frankreichs abzulassen. Rußlands Abkehr von der Kontinental Sperre lohnte diesen Mut.

Als Alexander I. am 31. Dezember 1810 den Ukas unterzeichnet hatte, der seinem darben den Lande die Handelsfreiheit wieder gab und England die zu Eis gefrorenen russischen Häfen öffnete, war London nicht illuminiert worden, aber man sah die britischen Geleitzüge in Scharen gen Osten ziehen, um in der Narwa und der Newa Anker zu werfen. Der Kontinentalbann war gebrochen. Ihn wieder aufzurichten, zog Napoleon gegen Rußland.

So rückten 120 000 Mann Rheinbündler, 20 000 Preußen und 30 000 Österreicher mit der GroÙen Armee über die Weichsel und den San in die unbekannte Ferne. Wohl zogen auch 300 000 Franzosen ins Feld, aber der Kaiser ließ genug Reserven diesseits der Grenzen, um sich den Rücken zu decken. Die Elbe- und die Oderfestungen starrten von französischen Besatzungen, in Westfalen und Hannover wurden alle Ställe ausgeräumt, um seine Reservereiterei mit Pferden zu versehen, die kaum gereifte Getreidernte Westdeutschlands wurde beige trieben und in den Kornhäusern Magdeburgs, Breslaus, Glogaus, Königsbergs, Thorns und Modlins aufgestapelt, die ganze Kraft der deutschen Vasallenstaaten floß nach Osten ab. Napoleon rückte voll Zuversicht an der Spitze von 600 000 Mann über die Weichsel, um die letzte Großmacht an den Grenzen Europas niederzuwerfen und England vom letzten Saum der Landfeste auszusperren, ehe der Winter auf die russische Steppe fiel.

Die größte Heerfahrt der Weltgeschichte beginnt.

Von Madrid bis Moskau reicht das strategische Straßennetz, auf dem der Korps seine Armeen bewegt. Aus den Rheinbrückenköpfen Basel, Breisach, Straßburg, Mainz. Koblenz, Köln und Wesel treten Reserven hervor, an der Weichsel und am Bug füllen sich die Lager.

Am 23. Juni 1812 überschritt Napoleon den Njemen. Das russische Kriegstheater schlug seine unergründliche Tiefe vor ihm auf. Er wollte an seiner Rampe schlagen, auch der Russe drängte zur Schlacht, aber die weiten Räume in denen hüben 600 000, drüben 450 000 Mann ertranken, töteten jede Operation. Napoleon vermochte die Armeen des Feindes nicht einzeln zur Schlacht zu stellen, der Russe konnte sich nicht konzentrieren und so zog sich die Bewegung gegen den Willen der Parteien über den Njemen und die Düna bis zum Dnjepr, ehe der erste größere Zusammenprall erfolgte. Als Napoleon den Dnjepr erreichte, lagen schon 130 000 Mann und 80 000 Pferde hinter ihm auf der Strecke. Sie waren als Marschverluste gefallen und in Etappen verzettelt worden.

Die Russen hatten ihre Vereinigung unterdessen bewerkstelligt, entzogen sich aber trotzdem dem Kampf. Sie lieferten dem Kaiser am 13. August ein blutiges Gefecht, um ihren Rückzug zu decken und marschierten auf der Moskauer Straße ab. Napoleon ließ sich verleiten, ihnen zu folgen. Bei Borodino, 100 Kilometer westlich von Moskau, boten sie ihm endlich die erwünschte Schlacht. Am 7. September stürzte Napoleon sich mit 114 000 Streitern auf den 124 000 Mann starken Feind, zermalmte seine Redouten durch Geschützfeuer, sprengte seinen linken Flügel und warf die Armee des Zaren um die Hälfte geschwächt von dem blutigen Feld. Es war die kunstloseste mörderische Schlacht, die der Kaiser geschlagen. Er gewann sie zum guten Teil mit deutschem Blut, stürzte den Feind aus seinen Schanzen, wagte aber seine letzte unberührte Reserve, die Garde, nicht im Nachstoß zu opfern und den Rückzug zur Flucht zu gestalten, und begnügte sich, allzu bescheiden geworden, mit dem blutigen Ertrag des Schlachtfeldes. Der Weg nach Moskau war geöffnet. Die Russen sammelten sich in einer Flankenstellung südlich von Moskau und ließen die Zeit walten.

Am 14. September zog Napoleon mit 90 000 Streitern in Moskau ein und suchte in Unterhandlungen den Frieden. Als Alexander standhaft blieb und das russische Volk zum Nationalkrieg aufrief, war der Feldzug verloren. Napoleon konnte weder auf Petersburg marschieren noch sich gegen die Ukraine wenden, um die Lebenspunkte des Riesenreiches zu besetzen. Seine Hauptmacht war zur Schlacke gebrannt, seine Flügelarmeen fochten, im unendlichen Raum verloren, am Oberlauf des Bugs und am

Unterlauf der Dina mit überlegenem Feind, und auf der Moskauer Straße zwischen dem Dnjepr und der Weichsel standen nur zwei schwache Korps als Rückhalt. Da galt kein Zaudern, seine weit vorgeprallte Mitte mußte zurück. Weit, weit, in unendlicher Ferne hinter ihm glänzte der Rhein. Nicht der Brand von Moskau, sondern der frühe Einfall des Winters — am 13. Oktober stoben die ersten Flocken — gestaltete den Rückzug zur militärischen Katastrophe. Mit 80 000 Streichern und einem riesigen Troß rückte Napoleon am 19. Oktober von Moskau ab, mit 115 000 Mann folgte Kutusow dem Imperator in der Flanke. Nachhutgefechte und Entbehrungen lichteteten die französischen Reihen. In jedem Bivak blieben Tausende erstarrt liegen. Am 13. November erreichte Napoleon mit 45 000 Mann Smolensk. Fast alle Pferde waren gefallen. Aufgegebene Fuhrwerke säumten die Rückzugsstraße. Am 26. November erkämpfte die Große Armee den Übergang über die eistreibende Beresina. Die Brücken brachen, viele Tausende versanken. Leicheninseln ragten aus dem geborstenen Eis. Westfalen, Bayern, Schweizer deckten, zu Kompagnien abgezehrt, in Waldgefechten die beispiellose Rettrade. Marschall Ney, „der Tapferste der Tapferen,“ führte mit dem Gewehr auf der Schulter die Nachhut auf der Wilnaer Straße. In verzweifelter Hast stürzten die aufgelösten Trümmer gen Westen. Am 5. Dezember verließ der Kaiser das Gespensterheer und eilte auf stäubendem Schlitten nach Paris. Hinter ihm wälzte sich, von Rosaken- und Rabenschwärmen begleitet, die grauenhafteste aller Fluchten.

Am Njemen ruft Kutusow halt.

Als die Gestalten der Entronnenen in Lumpen gehüllt durch preussisches Land ziehen, spürt das Volk das Vormwalten einer höheren Macht. Ein deutscher Jüngling leiht den Gefühlen Ausdruck, die der Anblick der Flüchtler ohne Schuß, der Kürassiere im Weißerod, des Kaisers ohne Heer in der Seele des Volkes weckt, und schreibt auf dem Zimmer des Turnvaters Jahn das Gedicht mit dem lapidaren Rehrreim: „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen.“

Als Napoleon von der Beresina an die Seine eilte und neue Armeen aus dem Boden stampfte, stand das spanische Fanal flammend am westlichen Himmel und leuchtete grell zu dem Brand von Moskau hinüber. Wellington war im Mai 1812 aus der Abwehr zum Angriff übergegangen. Der deutsche Horizont rötete sich von der Lohe, die an seinen Säumen emporstieg.

Trotzdem entzog der Kaiser dem spanischen Kriegsschauplatz alle Truppen, deren er in seiner Verlassenheit bedurfte. Soult rückte mit 12 000 Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, der Auslese der in Spanien fechten-

den Armee, nach Paris, um den neuen Rekrutenarmeen als Rahmen zu dienen. Die Aushebungen, die Napoleon befahl, erreichten die Stärke von 450 000 Mann, aber der nationale Impuls des französischen Volkes war in der Weite der Welt verloren gegangen. Die Rekruten folgten dem Befehl und dem magischen Namen, aber nicht mehr dem Rufe des Vaterlandes.

Im Gegensatz zu diesem Prozeß stand die militärische Entwicklung in den niedergeworfenen Staaten. Als Napoleon die preußische Wehrkraft auf 42 000 Mann beschränkte, nahm der Söldnerdienst in der preußischen Truppe ein Ende. Fortan dienten nur Preußen unter den preußischen Fahnen. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht füllte den Rahmen der kleinen Armee mit Rekruten, die in drei Monaten marschieren, schultern und feuern lernten, um wieder ins Volk zurückzutauchen, damit der zu Elfsit vorgeschriebene Bestand von 42 000 Mann nicht überschritten wurde. So erhielt Preußen im Laufe von fünf Jahren ein Volksheer, das sich mit den französischen Armeen an militärischer Schulung und soldatischem Stolz nicht vergleichen konnte, ihnen aber mit der Todesbereitschaft und dem Rachebedürfnis eines jahrelang mißhandelten, entrechteten und endlich zum Selbstgefühl erwachten Volkes entgegentrat. „Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen,“ urteilte später der alte Goethe.

Die Befreiungskriege begannen. Vorsichtig, nicht drängend, sondern gebrängt betrat Friedrich Wilhelm III. die Bahn, die Preußen zum Kriege wider den Mächtigen führte. Der Entschluß wurde dem Entschlußunfähigen schwerer als je. Napoleon hatte einen Feldzug und eine Armee, aber keine Schlacht verloren, Österreich stand noch zu ihm und blickte mißtrauisch zu den Russen hinüber, die am Njemen Halt gemacht hatten. Preußen war noch völlig in Napoleons Gewalt, seine Hauptstadt und seine Festungen besetzt, die Rüstkungen lagen im argen. Aber das Schicksal rief lauter als königliche Vorsicht. Als General York am 30. Dezember als Führer des preußischen Korps mit den Russen die Konvention von Tauroggen schloß und sich von den abziehenden Franzosen trennte, war der erste Schritt getan.

Am 3. Februar erließ König Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus das Aufgebot, am 27. Februar schloß er mit Rußland das Bündnis von Ralsch und am 17. März 1813 las man in dem Aufruf an das preußische Volk, daß der Kampf auf Leben und Tod um die heiligen Güter beginne, für die man streiten und siegen müsse, wenn man nicht aufhören wolle, Preuße und Deutscher zu sein. Das Kriegsziel war die Befreiung vom französischen Joch. Vom Rheine, dem würdigsten Gegenstand des großen Kampfes, stand nichts zu lesen, aber überall lebte das

Gefühl, daß die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt werden mußten. Um russischen Hoflager hatte der verbannte Freiherr vom Stein schon im November 1812 dargelegt, daß dem kommenden Kriege die Aufgabe gesetzt sei, das der Fremdherrschaft verfallene deutsche Land westlich des Rheins bis zur Schelde, den Ardennen und den Vogesen, soweit die deutsche Sprache herrsche, zu befreien und wieder mit dem alten Vaterlande zu vereinigen. Am Niederrhein kam es schon im Januar 1813 zu einem Aufstand gegen die Franzosen. Im Großherzogtum Berg, in Solingen, in Elberfeld erhob das Volk sich wider das fremde Joch. Der Aufstand wurde blutig unterdrückt, aber das Nationalgefühl blieb lebendig. Das Deutschtum war erwacht. Die Befreiungskriege, die am 27. März 1813 an der Elbe begannen, wurden zum Kampf um den Rhein. Das napoleonische Imperium, das seine Kuppel über ganz Europa gewölbt hatte, wurde wieder zu dem hegemonischen Frankreich der vergangenen Jahrhunderte.

Nur Napoleon kämpfte noch um das Empire.

Napoleon war in der Lage, den Feldzug an der Elbe zu eröffnen, da ihm die langsam schreitenden Russen und die Vorbereitungen Preußens Zeit zur Erneuerung seiner Armee gelassen hatten. Noch hatte Österreich sich nicht gegen ihn entschieden, noch wagten die Fürsten des Rheinbundes nicht, sich von ihm abzuwenden. Der uneingeschränkte Besitz der Rheinlinie, die Beherrschung des östlichen Stromgebietes bis zur Elbe und die Festungen der Oberlinie erlaubten ihm, in Sachsen zu schlagen und Österreich aus der Flanke zu bedrohen.

Als der Kaiser am 25. April 1813 in Erfurt eintraf, stand die russisch-preussische Armee an der Elbe schon in Vorkämpfen mit dem Vizekönig von Italien, der die Elbelinie mit 40 000 Mann verteidigte. Napoleon führte 140 000 Mann heran, um die Alliierten zu erdrücken, bevor Österreich mit ihnen gemeinsame Sache machte. Preußen und Russen zählten damals kaum 87 000 Mann im Felde. Sie waren unter dem Befehl des Russen Wittgenstein, dem vorwärtsdrängenden Blücher folgend, über die Elbe gegangen und standen zwischen Zwenkau und Borna in der Nähe von Leipzig, als Napoleon auf Leipzig vorbrach und ihnen die rechte Flanke freigab. Sie wagten den Angriff auf die marschierenden Kolonnen, traten indes verspätet an und wurden bei Großgörschen von dem Korps Ney aufgehalten. Napoleon warf die Armee nach Süden herum, verzichtete aber auf eine Umfassung und trat ihnen am Nachmittag des 2. Mai bei Groß- und Kleingörschen, Starßedel und Raza mit Übermacht zum Stirnkampf entgegen. Die Dörfer wurden stundenlang umstritten. Napoleons Rekruten und die jungen Truppen der Verbündeten wetteiferten an Tapferkeit und Todesmut. Als der Kaiser zu

dem großen Mittel griff, das er seit dem Tage von Wagram immer wieder anwandte, um seiner schwachgewordenen Infanterie Bahn zu brechen, als er Raja durch eine mächtige Batterie zusammenschießen ließ, als die Garde in der Abenddämmerung das Dorf zurückeroberte, erlosch die Schlacht. Die Verbündeten traten in der Nacht den Rückzug an und wichen über die Elbe. Die Franzosen hatten den Angriff abgewiesen und das Feld behauptet, aber die Alliierten verließen in aufrechter Haltung die Walstatt.

Napoleon folgte dem trotzig weichenden Feind und traf ihn am 15. Mai bei Bautzen am rechten Ufer der Spree in einer festen Stellung seiner harrend. Der Zar und der König von Preußen waren im Hauptquartier eingetroffen. Napoleon nahm die Schlacht abermals an, schickte dem Korps Ney, das er schon gegen Berlin entsandt hatte, den Befehl, umzubringen, warf eine spreeabwärts marschierende russische Kolonne auf die Hauptstellung zurück und griff diese am 20. Mai an. Er fesselte den linken Flügel und das Zentrum durch starke Scheinangriffe und richtete den Hauptstoß gegen den rechten Flügel, um die Verbündeten von ihrer Rückzugslinie Bautzen—Görlitz abzudrängen. Aber Ney säumte und der Hauptangriff ballte sich zu eng um die Redtzwiger Höhen, auf denen Blücher hartnäckig standhielt, bis er sich auf drei Seiten von überwältigender Übermacht bedroht sah. Am Nachmittag des zweiten Schlachttages gab der Zar den Befehl zum Rückzug aus der unhaltbar gewordenen Stellung. Wieder rückten die Alliierten erhobenen Hauptes ab. Keine Trophäe fiel in Feindes Hand. Napoleon hatte bei Großgörschen und Bautzen zusammen 49 000 Mann, Russen und Preußen 30 000 Mann verloren. Es waren mörderische Schlachten von eigentümlicher Schwerfälligkeit der Bewegungen, wie sie jungen Truppen eigen ist, aber von einem Kampfgorn durchglüht, den Napoleon noch nicht kannte.

Die Alliierten zogen über Liegnitz nach Schweidnitz ab. Blücher überfiel den nachdrängenden Feind am 26. Mai bei Haynau und warf ihn über den Haufen. „Ces animaux ont appris quelque chose,“ stieß der Korse wütend hervor und samm auf einen Waffenstillstand, um sich zu verstärken und das zaubernde Österreich zu sich herüberzuziehen. Preußen und Russen war die Ruhe nicht minder willkommen. Auch sie mußten Atem schöpfen, auch sie hofften auf Österreich.

Napoleon verlor das diplomatische Spiel, da er sich nicht entschließen konnte, Österreich alles zu gewähren, was es von ihm forderte und der Briten mit raschem Zug dazwischengriff. Am 14. Juni schloß England mit Preußen, am Tage darauf mit Rußland einen Subsidienvertrag. Wenige Tage später schlug Wellington die Franzosen bei Vittoria aufs Haupt und siegelte die Verträge mit dem Rnauf seines siegreichen Schwertes.

Am 27. Juni banden sich Österreich, Rußland und Preußen zu Reichenberg durch einen Geheimvertrag, der Österreich zur Teilnahme am Kriege rief, wenn Napoleon Österreichs Intervention nicht annahm und nicht in einen allgemeinen Frieden zur Wiederherstellung des Gleichgewichts willigte. Englands Standpunkt hatte gesiegt. Als der Kaiser der Annahme dieser Vermittlung auswich, trat Österreich am 12. August dem Kriegsbunde der Alliierten bei. Auch Wien erhielt englische Gelder zugesichert. Mit Österreich rückten die Schweden unter dem Adoptivsohn ihres Königs, Marschall Bernadotte, ins Feld. Die vierte europäische Koalition gegen Frankreich war geschlossen. Sie kämpfte für die Befreiung von dem Joch, das der finstere Genius des Kosen allen Staaten und Völkern der alten Landfeste aufgelegt hatte und um die englisch formulierte „balance of powers“. Da dieses Joch nur gebrochen werden konnte, wenn Napoleon gezwungen wurde, über den Rhein zu weichen, und Frankreich sich mit seinen alten nationalen Grenzen beschied, führte dieses Völkerringen ausdrücklich und örlich bestimmt zurück zum Kampf um den Rhein.

Drei alliierte Armeen standen gegen Napoleon im Felde. In Böhmen waren 220 000 Österreicher, Russen und Preußen unter dem Befehle des Generalissimus der Verbündeten, Fürsten Schwarzenberg, versammelt, in Schlessen stand die schlesische Armee 100 000 Mann stark unter der Führung des greisen Feuerkopfes Blücher, der von Haß und Vaterlandsliebe flammte, und in der Mark Brandenburg rückte Bernadotte mit 150 000 Schweden, Preußen und Russen auf. Bernadotte hatte starke Kräfte abgezweigt, um die von Napoleon gehaltenen Festungen zu belagern und den Marschall Davout zu beobachten, der in Hamburg ein Schreckensregiment führte und die Ostseeflanke bedrohte. Napoleon hielt dem 500 000 Mann starken Feind auf der inneren Linie mit 350 000 Mann Widerpart; 100 000 Mann lagen zerstreut. Vom Baugener Nachstoß her stand die Große Armee in vier mächtigen Kolonnen auf Blücher zu gestaffelt zwischen der Elbe und der Raxbach.

Der Kaiser gedachte die Alliierten der Reihe nach anzufallen und vereinzelt zu schlagen, die Verbündeten gingen darauf aus, ihn mit vereinten Kräften zu erdrücken. Es war wie einst vor Mantua. Im Hauptlager der Verbündeten, wo drei Monarchen über den Feldzugsplänen saßen, walteten freilich noch genug Pedanterie und Angstlichkeit, und auch in den Zelten der Nordarmee war man nicht bereit, sich raschen Schritts gegen den Gefürchteten in Bewegung zu setzen, aber der alte Blücher brannte darauf, sich auf den Feind zu stürzen, und um ihn her brannte der Zorn der Hunderttausend, die sich an seinem Feuer entzündet hatten. So geschah es, daß Blücher Freund und Feind zuvorkam und die Initiative an

sich riß. Er brach schon am 15. August über die Ragbach vor und warf die ersten Kolonnen Napoleons auf Goldberg. Da eilte Napoleon selbst herbei. Der Ruf „Vive l'empereur“, der am 20. Mai jauchzend aus dem französischen Lager stieg, warnte Blücher vor dem kommenden Tag. Er ging fechtend hinter die Ragbach zurück. Als es in den französischen Reihen still wurde, prallte er am 23. August noch einmal gegen Goldberg vor, wurde aber abgewiesen und wich zum zweitenmal über das Wasser.

Napoleon war wie ein Gott im Gewölk erschienen und wieder verschwunden. Meldungen vom Anmarsch der Hauptarmee aus Böhmen auf Leipzig hatten ihn zurückgerufen. Er übergab Macdonald den Oberbefehl an der Ragbach und eilte nach Dresden. Schwarzenberg war auf Leipzig vorgegangen, weil er Napoleons Hauptmacht dort vermutete. Als er den Irrtum gewahr wurde, schwenkte er auf Dresden ab, um sich dieses zentralen Stützpunktes des Feindes zu bemächtigen, während der Kaiser an der Ragbach gefesselt stand. Aber ehe die Alliierten Dresden zu Fall brachten, war Napoleon zur Stelle. Er verzichtete wiederum darauf, den Feind zu umfassen und sich auf seine Verbindungslinien zu werfen, wie er in seinen großen Bewegungsfeldzügen getan. Seine Strategie schwebte nicht mehr mit Adlerschwingen über dem weiten Feld, sondern zog gerade starre Linien und ballte die ungefüge Masse der Streiter hart vor dem Feind, dem er keinen Vorteil lassen durfte, auf die Gefahr, nur eine „bataille ordinaire“ zu gewinnen und die Blutarbeit umsonst zu tun. Wo der General Buonaparte, den Blick aufs Ganze gerichtet und von keinem Bedenken gefesselt, seinem Genus gefolgt war, erkannte der kritische Sinn des Kaisers Napoleon, von politischen Erwägungen geleitet, tausend Einzelheiten, die dem Flügelschlag seines Feldherrngeistes den himmelstürmenden Schwung benahmen. So suchte er auch in der Schlacht bei Dresden nur einen taktischen Erfolg und ließ sich daran genügen, die Alliierten in mächtigem Anprall aus den eroberten Vorstädten hinauszuerwerfen.

Zwei Tage, am 26. und 27. August, ringen die Armeen in strömendem Regen um den Sieg. Die Gewehre versagen, die Artillerie bleibt stecken, schwerfällig mühen sich die Kolonnen in den Lehmschluchten des durchschnittenen Geländes. Als Murat zwei österreichische Divisionen umgeht, die eine zersprengt, die andere gefangennimmt, versagt den Alliierten der Mut zur Durchfechtung der Schlacht. Mit abgequetschten Flügeln weichen sie am 28. August auf das Erzgebirge. Ungeachtet des gesicherten taktischen Erfolges erhebt sich Napoleons befreiter Geist zu einem strategischen Plan von alter Größe. Er beschließt dem abziehenden Feind auf allen Straßen zu folgen, ihn mit zwei Korps und der Kavallerie festzuhalten und vier Korps in seine rechte Flanke zu entsenden, um ihn in eine Vernichtungs-

schlacht zu verstricken. Alle Marschälle, die alte und die junge Garde erhalten Marschbefehl, über dem Erzgebirge ballt sich ein Ungewitter, das den Krieg auf einen Schlag zugunsten des Imperators beenden kann. Da ereilen den Kaiser zwei Hiobsposten und schlagen den großen Entschluß zu Boden. Marshall Dubinot, der im Norden gegen Bernadotte Front gemacht hat, ist bei Großbeeren geschlagen, und Macdonald, der die Schlesische Armee im Zaum halten soll, ist an der Ratzbach von Blücher im strömenden Regen angefallen, mit dem Bajonett in das hochgehende Wasser geworfen und zersprengt worden. Die Botschaft von Dubinots Niederlage trifft um die Mittagsstunde ein und dämpft die Verfolgung, die Meldung Macdonalds läuft bei sinkender Nacht ein und macht allem ein Ende. Napoleon widerruft die ergangenen Befehle. Außer Vandamme, der beherzt vorrückt, um die Tzplitzer Straße zu gewinnen und sich den Marschkolonnen des Feindes vorzulegen, bleibt kein Korps im Vorgehen.

Vandamme fällt als Opfer auf vereinsamter Bahn. Er wirft russische Divisionen aus dem Wege, erreicht am 30. August die Engen von Kulm, greift aufmarschierende Russen und Österreicher mit Nachdruck an und sieht sich plötzlich von den Preußen umgangen und selbst in einer Vernichtungsschlacht verstrickt. Die Franzosen wehren sich wie in ihren besten Tagen; ihre Kavallerie durchbricht die preußischen Reihen und flüchtet gen Peterswalde, die Masse des Korps wird gefangengenommen oder zersprengt. Vandamme gerät in Feindes Hand. Die dritte Hiobsbotschaft fliegt ins kaiserliche Zelt.

Napoleon hat drei Radialschlachten verloren, der Sieg, den er selbst im Zentrum des strategischen Kreises erfochten, ist ausgelöscht.

Eine vierte Niederlage stößt seine Pläne vollends um. Am 6. September wird Ney, den Napoleon zu Dubinot entsendet, um sich mit verstärkten Kräften an Bernadotte zu rächen und auf Berlin durchzubrechen, von General v. Bülow bei Dennewitz geschlagen und mit dem Verlust eines Drittels seiner Armee in die Flucht geworfen. Die Verbündeten beginnen von allen Seiten gegen Napoleons Zentralstellung vorzurücken. Der Kreis verengt sich zur taktischen Geschlossenheit. Der Kaiser will sich auf Blücher, seinen gefährlichsten Feind, stürzen, aber Blücher kommt ihm zuvor, marschiert auf den Rat seines Stabschefs Gneisenau rechts ab, überschreitet bei Wartenburg sechsend die Elbe und nähert sich Bernadotte. Gneisenaus Zug hat das blutige Spiel über den toten Punkt hinweggehoben.

Als die Preußen über die Elbe setzen, sammeln sich in Napoleons Rücken Freischaren und durchgebrochene russische und preußische Streifkorps zum

Kleinkrieg. Von der Saalequelle bis zur Wesermündung züngeln die Flammen. Der Nachschub der Großen Armee wird unterbrochen, das Brausen des Volkssturmes erwacht. Bei Dahlenburg am Gährenwald vernichten Landwehr, Turner und Soldaten am 16. September das Korps Pechaur bis auf den letzten Mann. Bayern schließt einen Vertrag mit Österreich und löst sich vom Rheinbund.

Napoleon will das aufgespannte Netz um jeden Preis zerreißen und sucht die Schlesiische Armee zwischen Elbe und Mulde zu umfassen, aber Blücher fest über die Mulde und marschirt tollkühn gen Westen, um die Saale zu gewinnen, während der Kaiser ihn noch bei Düben sucht. Der Ausfall endet im Leeren. Einen Augenblick denkt der Kaiser daran, selbst aus dem strategischen Kreis herauszumarschieren. Er gewinnt die Elbelinie und macht sich scheinbar zum Meister der Verbindungen der Nordarmee und der Schlesiischen Armee, aber der Erfolg hängt in der Luft, denn die französische Armee ist nicht mehr fähig, sich frei zu bewegen. Alle Spitäler, alle Dörfer liegen voll Kranker. Die Wege sind grundlos, Herbststürme fegen die sächsischen Schlachterebene. Aus Spanien kommt die Kunde vom Rückzug Soult's über die Pyrenäen. Die Marschälle dringen auf Erhaltung der unmittelbaren Verbindungen mit Mainz — die Sorge um die Rheinlinie ist erwacht. Napoleon rückt um Leipzig zusammen, um im Mittelpunkt des westwärts geschobenen Kreises zu schlagen. Der Stratege gibt den Felsherrnstab an den Taktiker ab. Die Verbündeten rücken langsam um Leipzig zusammen. Im Hintergrund des Kriegstheaters erglänzt mahnend, schicksalhaft der Rhein.

Am 14. Oktober entspinnen sich Reiter- und Plänklergefechte, 12 000 Pferde stampfen im Treffen von Liebertwolkwitz den Grund. Am 16. Oktober beginnt in der Ebene von Leipzig die Völkerschlacht. Es geht um die Befreiung Europas vom Joche Napoleons, dahinter steht der seit Jahrhunderten tobende, unausgetragene Kampf mit dem hegemonischen Frankreich.

Napoleon hat seine Armee binnen drei Tagen um Leipzig vereinigt. Er zählt noch 210 000 Streiter und 731 Geschütze. Was fehlt, liegt unter dem Rasen, in den Lazaretten, in den preussischen Festungen und in den Lagern von Dresden und Hamburg zerstreut. Umständlich rücken die Alliierten zur Schlacht zusammen. Bernadotte hält sich vorsichtig zurück, Blücher steht sprungbereit, Schwarzenberg manövriert. Die Schlesiische Armee schleppt die Nordarmee hinter sich her und bedroht aus der Ferne bei Möckern Napoleons Nordflanke. Die Hauptarmee zieht sich unsicher tastend gegen die Südflanke des Feindes heran und schiebt sich gegen Waghau vor.

Die Alliierten können am ersten Schlachttage nur 210 000 Mann ins Gefecht bringen, denn Bernadotte und die zweite Staffel Schwarzenbergs, im ganzen 100 000 Streiter, stehen noch weit zurück. Napoleon hat das Bewegungsspiel auf den inneren Linien verloren, aber er beherrscht das taktische Feld am ersten Tage des Zusammenpralls noch nach allen Seiten. Er will Blücher hinhalten und Schwarzenberg schlagen. Von dem „Piaffeur“ Bernadotte fürchtet er nichts. So stellt er Ney mit 53 000 Mann gegen Norden auf, mit dem Befehl, ihm den Rücken zu decken, sichert Leipzig und seine rückwärtige Verbindung, die Straßenge von Lindenau, die über Weisensfeld gen Westen führt, und macht gegen Süden und Südosten Front, um Schwarzenberg auf dem rechten Pleißeufer die Stirn zu bieten. Auf der Erdwelle, die sich von Connewitz über Marktleeberg und Wachau nach Liebertwolkwitz zieht, stehen drei Korps als erstes Treffen, dahinter tief gestaffelt die Garden und die Reiterei. Zwei Reservekorps sind im Anmarsch. Die rechte Flanke ist durch den Pleißegrund und den Floßgraben geschützt.

In der Morgenfrühe des 16. Oktober greift Schwarzenberg an, zerschlägt Wachau durch Geschützfeuer und stürmt das Dorf mit russischer Infanterie. Napoleon wirft ihn durch das Gegenfeuer einer 100-Kanonenbatterie wieder heraus, behauptet Liebertwolkwitz, Connewitz und Marktleeberg, nimmt den Kolmberg, der die alte Grimmaische Straße beherrscht, und sendet am hohen Nachmittag die Kavallerie zur Masse geballt unter Murats Führung ins Feld, um Schwarzenbergs Zentrum zu zertrümmern. Nach einem Feuerschlag von 170 Geschützen reitet Murat an und wälzt den Angriff tief in den Feind. Die Front bricht auf, bis Guldengossa, weit über Wachau hinaus, brandet die Reiterflut. „Sire, le monde va tourner encore une fois!“ ruft ein General dem Kaiser zu, der den Reitersturm von seiner Feldherrnwarte verfolgt. Da kommt der Anritt bei Guldengossa zum Stehen. Er verliert sich im Gewühl der alliierten Geschwader und endet mit einem Rückprall unter die eigenen Batterien. Mit gepreßten Lippen beobachtet der Kaiser die zurückflutende Attacke.

Um dieselbe Stunde schallt Kanonendonner aus Norden. Ney ist um die Mittagsstunde von dem überraschend vorbrechenden Blücher angefallen worden. Der Angriff trifft Ney im Abmarsch auf Wachau und wird dem Korps Marmont, das allein gegen Norden stehen geblieben ist, zum Verderben. York entreißt Marmont nach verzweifelmtem Kampf das Dorf Möckern und die Möckerner Höhen, Marmont wird auf Gohlis und Eutritzsch in die nördlichen Vororte und gegen das Rosental zurückgeworfen. Hier setzt er sich zu neuem Widerstand. Ney kehrt um, verlängert Marmonts rechten Flügel und bringt das Gefecht mühsam zum Stehen.

Als es Abend wird, endet die Doppelhandlung mit einem vergeblichen Versuch der Österreicher, Connemitz zu nehmen und Napoleon im Rücken zu fassen. Sie werden in Auflösung über die Pleiße zurückgetrieben, General Meerveldt gefangen. In einer mächtigen Kanonade erstickt die Schlacht.

Napoleon baut auf die Abwitterung des Angriffs Schwarzenbergs, den er überall zurückgeworfen, und sendet Meerveldt mit Anträgen an Kaiser Franz. Darüber vergeht der zweite Tag. Vor der Südfront schweigt der Kampf. Napoleon schanzte bei Probstheida und säumt mit neuem Angriff. Auch Schwarzenberg läßt den Tag tatlos verstreichen, um die zweite Staffel heranzuziehen. Nur Blücher kennt keine Ruhe. Er verdrängt die Franzosen aus Gohlis und Eutritzsch, wirft sie über den Parthegrund gegen die Stadt zurück und sucht Verbindung mit Schwarzenbergs rechtem Flügel.

In der zweiten Nacht zieht Napoleon die Armee in einen engeren Kreis um Leipzig zusammen und denkt auf den Abbruch der Schlacht. Er ist von drei Seiten, im Norden, Osten und Süden, umfaßt, selbst im Südwesten, jenseits der Elster, droht der Feind. Nur im Westen, bei Lindenau, schimmert noch eine schwachverkleidete Lücke. Der Feind läßt sie nahezu offen, obwohl Napoleons Rückzugsstraße hindurchführt. Ein einzelnes Korps unter dem Befehle Gylais liegt locker davor ausgebreitet. Es sieht aus, als scheute man sich, die Schlacht zu einer Vernichtungsschlacht zu gestalten und den verwundeten Löwen in seinem Lager zu überwältigen. Schwarzenberg hat Lindenau am 16. Oktober angreifen lassen, aber die Umfassungskolonnen und der Angriff waren viel zu schwach, den Franzosen Lindenau und die Elsterbrücke zu entreißen. Der Kampf wirkt wie eine drohende Gebärde, als wollte Kaiser Franz Napoleon zur Vorsicht mahnen und ihn auf seine Rückzugslinie hinweisen. Der Imperator besetzt Lindenau am 17. Oktober mit stärkeren Kräften. Nun genügt ein Schulterstoß, den Weg zu öffnen. Aber der Weg ist schmal und führt vom Schlachtfeld durch die Enge der Stadt, über eine einzige Elsterbrücke auf den hohen Straßendamm von Lindenau. Erst dort öffnet sich die Weite. Kann dieser schmale Weg von 150 000 Mann und dem Troß der ganzen Armee angesichts des Feindes aus blutigem Gewühl heraus beschritten und offen gehalten werden? Ist es möglich, die Korps, die Trains zu entwirren, den Rückmarsch einzufädeln und zugleich eine Schlachtfrent stehen zu lassen? Vermag der Schlachtenmeister den Feind so lange im Saum zu halten, bis die Stadt geräumt ist, kann er die Schlachtfrent entblättern, ohne daß ein feindlicher Ansturm alles zu Boden reißt?

Napoleon hat seine ganze Kraft und den fatalistischsten Glauben an seinen Stern an die Lösung dieser übermenschlichen Aufgabe gesetzt. Er bleibt am

18. Oktober zwischen dem Pleiße- und dem Parthegrund und im Mündungswinkel der Parthe und der Elster stehen, hält dem überlegenen Feind überall die Spieße vor und fädelt auf dem Hintergrund des ungeheuren Nachhutgefechtes, das 400 000 Mann in einem Halbkreis von 15 Kilometern Umfang zusammenhält, den Rückzug ein. Die Abzugschlacht beginnt. Napoleons Südfront zieht sich von Connewitz an der Pleiße über Probstheida, Stötteritz, nordöstlich abbiegend nach Schönefeld an der Parthe. Vor der Front gelegene Dörfer sind als Vorstellungen besetzt. Die Nordfront stützt sich, von links nach rechts abgewandelt, auf Pfaffendorf, das Rosenthal und den versumpften Parthegrund. Die letzten Reserven sind eingerückt. Der Kaiser steht bei Probstheida, dem Widerstandszentrum seines rechten Flügels, vor dem Schwarzenberg zusammenrückt, und erwartet gedankenbrütend den Tag.

Von Meerveldt kommt keine Kunde, aber Schwarzenberg greift in der Morgenfrühe an. Er nimmt im Laufe des Vormittags die vorgeschobenen Stellungen und setzt die erste Staffel, 95 000 Mann unter dem Prinzen von Hessen-Somburg und dem Russen Barclay, auf die Linie Connewitz-Probstheida, die neu eingerückte zweite Staffel, 50 000 Russen unter Bennigsen, auf Stötteritz-Paunsdorf an. Als sie vorbrechen, ist der Befehl zum Abmarsch schon erfolgt. Die ersten französischen Korps rücken aus der Stadt über die Elsterbrücke gen Lindenau. Vorn steht noch alles fest. Der Angriff auf Probstheida ertrinkt im Blut. Schwarzenberg wartet ungeduldig auf Bernadotte, der aus dem Norden herangerufen worden ist und im ostwärts gerichteten Bogen über Taucha heranmarschiert, um zwischen Neys und Napoleons Front auf Schwarzenbergs rechtem Flügel aufzumarschieren. Man hat ihm den Angriff auf die Linie Paunsdorf-Schönefeld vorbehalten. An der Südfront wütet blutiger Häuserkampf.

Als die Nordarmee am Nachmittag auf dem linken Partheufer eintrifft und in die Linie rückt, ist Schwarzenberg bei Probstheida und Stötteritz unter schweren Verlusten abgeschlagen. Außer den Außenstellungen ist kein Dorf gefallen. Da entsteht plötzlich ein Riß in der französischen Front. Die Sachsen, die im Verbanne des Korps Reynier bei Paunsdorf fechten, gehen geschlossen zu den Alliierten über. Württemberger und Badener folgen, die Rheintruppen verlassen mitten in der Schlacht die fremden Fahnen. Französische Reserven springen ein und füllen die Lücke, aber der Eindruck bleibt haften. Das Schicksal Napoleons reißt der Erfüllung. Um vier Uhr stürmen Büllows Preußen, die Bernadottes Spitzenkorps bilden, in unwiderstehlichem Anlauf das Dorf Paunsdorf. Gegen Abend erobert ein Korps Blüchers, das zu der Nordarmee übergetreten

ist, den Parthesstützpunkt Schönefeld. Napoleons linker Flügel weicht hinter die Linie Paunsdorf—Schönefeld auf Sellershausen.

Auch die Nordfront kommt in Bewegung. Blücher ringt um Pfaffendorf, nimmt den Ort, prallt aber an den Stellungen im Rosenthal und den Vorgärten des alten Glacis ab. Während der Kampf um den Dörferfranz tobt und die Lohe der Schlacht aus allen Ortschaften schlägt, öffnet das Korps Bertrand der französischen Armee die Rückzugslinie nach Weissenfels. Gyulai weicht dem ersten Stoß. Als der Tag sich neigt, ergeht Napoleons Rückzugsbefehl. Die Schlachtfrent blättert ab. In Leipzig herrscht grauenvolles Gedränge. Die Garden brechen sich Bahn und erreichen als erste Schlachttuppe das Freie. Hinter ihnen folgt Korps auf Korps. Die verlassenen Dörfer stehen als Riesenfackeln in der Nacht. Als der Morgen tagt, steckt die Stadt immer noch voller Truppen und Fuhrwerke und der Feind greift an. Macdonald deckt den Abzug mit den Trümmern zweier Korps, die sich im Häuserkampf opfern. Gegen Mittag stürmt preußische Landwehr das Grimmaische Tor. Napoleon ist unter seinen Truppen geblieben, bis der Feind an die Tore schlägt, und reitet inmitten der letzten geordneten Verbände über die Elsterbrücke. Kurz darauf wird der Übergang gesprengt, zu früh für Tausende von Versprengten und die letzten Kampfgruppen, die sich noch in den Gassen schlagen, aber zur rechten Zeit, um die Verfolgung lahmzulegen. York und Gyulai waren zwar schon am Abend vorher angewiesen worden, gegen die Flanken der auf Weissenfels abziehenden Franzosen vorzugehen, aber Napoleon schüttelt beide ab und gewinnt ungedrängt Weissenfels und die Saale. Der große Eroberer zieht durch die Saalepforte nach dem Rheine ab.

Die alliierten Hauptarmeen lagern auf dem Schlachtfeld, auf dem an 100 000 Mann beider Parteien verwundet oder tot niedergefunken sind. Alle Dörfer in der Runde liegen voll Kranker und Verwundeter. Leipzig wird zu einer Stätte des Sammers und des Grauens. Dysenterie und Typhus haufen unter den siegreichen Truppen, verfolgen aber die Franzosen mit noch wilderer Wut. „Der Reiter auf fahlem Pferde“ überholt die flüchtenden Kolonnen und mäht die kleinen Rekruten, die der französische Volksmund „les Marie-Louise“ getauft und die sich bei Großgörschen, Bautzen, Dresden und Leipzig so tapfer geschlagen haben, in ganzen Schwaden. Kosaken, Blücherhusaren und Freikorps umschwärmen den Feind und greifen Gefangene und Fuhrwerke auf, bis die Armee zwischen der Rhön und den Vogelsbergen mainaufwärts verschwindet und am Kyffhäuser vorbei gen Hanau enteilt.

Napoleon hatte Deutschland verloren. Er war nicht nach Norden durchgebrochen, um sich auf die Elbefestungen zurückzuziehen und den Krieg

dem Norden Deutschlands zu tragen, sondern dem Drange nach Westen
 gt, der ihn ins Stromgebiet des Rheins zurückführte. Da der Rhein
 in der Völkerschlacht gesprengt worden war — der König von
 Preußen hatte sich den siegreichen Monarchen in Leipzig ergeben —, war
 das Bleibens auf deutscher Erde nicht mehr. Mit einem Ruck verschob
 der Kriegsschauplatz an den Rhein. Die alten strategischen Gesetze
 traten auf. Noch hielten sich 150 000 Mann französischer Truppen in den
 Provinzen Preußens, Sachsens und in den zersprungenen Departements
 zwischen der Elbe und dem Rhein, aber sie waren für Napoleon verloren.
 Die Erhebung des deutschen Volkes zerriß das strategische Gespinnst, das
 die französische Hegemonie über Germanien geworfen, und trieb den
 Krieg über den Rhein. Er erreichte ihn nicht ohne Schlacht. An der
 Mainpforte trat ihm General Wrede mit den Bayern entgegen und be-
 trieb ihn an der Hanauer Brücke am 30. Oktober einen blutigen
 Kampf. Napoleon warf den Kühnen, der vergebens auf das Heran-
 kommen der Alliierten wartete, nach heftigem Zusammenprall aus dem
 Land; und gewann am 1. November mit 90 000 Mann und 200 Geschützen
 das linke Ufer des Rheins. Er hat das rechte nicht mehr betreten.

So hatte sich das Blutopfer von Leipzig in den Augen des deutschen
 Volkes herrlich gelohnt. Und doch war die Schlacht dank der Kabinets-
 Politik der alliierten Fürsten nur ein halber Sieg geworden. Die Ver-
 bündeten hatten Napoleon entlassen und sahen sich nun gezwungen,
 in einem neuen Feldzug zu bekriegen, denn der Kaiser dachte nicht an
 den Frieden. Er wollte weder auf Holland, noch auf Italien, noch auf den
 Rhein Nordwesten verzichten und rief Frankreichs letzte Volkstracht
 zum Krieg um den Rhein und die Krone des kleinen Königs von Rom
 und die Waffen.

Indessen ratschlagten die Alliierten zu Frankfurt, ob man den Rhein
 überschreiten sollte, und nannten ihn „die Grenze Deutschlands“. Metter-
 nich, das neue Gesicht der Wiener Kabinettspolitik, erließ ein Manifest,
 in dem die Verbündeten feierlich erklärten, sie kämpften nicht gegen Frank-
 reich, sondern gegen die Übergewalt, die der Kaiser Napoleon außerhalb
 der Grenze seines Reiches geübt habe. Dieser Satz stempelte den Rhein
 als deutschen Grenzstrom und enthielt einen historischen und einen poli-
 tischen Verzicht, der alles über den Haufen warf, was die letzten Jahr-
 hunderte an Erkenntnis und Erfahrung zusammengetragen hatten. So
 sah das deutsche Volk in den dunklen Wintertagen des Jahres 1813
 all den Qualen, die es unter französischer Herrschaft erduldet, und
 all den Blutopfern, die es gebracht, vor dem Grabe seiner schönsten
 Hoffnungen. Die Austerstaatskunst der Reaktion war am Werke. Sie be-

gann ihre Tätigkeit mit der Verleugnung des Rheinproblems, in dessen gerechter geschichtlicher Lösung das Gleichgewicht der Mächte und Deutschlands Zukunft beschlossen lagen. Das ganze linksufrige Rheingebiet war dem historischen Feind übergeben und die Einheit des Stromsystems geopfert.

Die Eroberungen, die Frankreich während dreier Jahrhunderte gemacht, die Maasgrenze, das Elsaß, das Herzogtum Lothringen, das Saarland, die Pfalz und die Rheinlande mit den Kaiserstätten und den Erzstühlen Köln, Mainz und Trier waren preisgegeben. Die verbündeten Monarchen brachten dem Frankreich der Revolution unbewußt eine verpödete Huldigung dar, um es zum Frieden willig zu machen. Sie wollten den Rhein nicht überschreiten, der dem deutschen Volke doppelt teuer geworden war, seit es ihn verloren hatte. Das deutsche Volk war noch nicht ähig, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Territorialgewalten, Kleinstaaterei, überlebter Feudalismus unter allerlei Gestalt und die Gewalt Herrschaft der Franzosen hatten zu schwer auf ihm gelastet, als daß es sich hätte über die Kabinette erheben können, aber der Zwang, den Napoleon geübt, hatte es doch zum Bewußtsein seiner selbst erzogen. Das Nationalgefühl begann sich mit Staatsgedanken zu beschäftigen.

Das Angebot der „natürlichen Grenzen“ in Metternichs Manifest erregte daher die Vaterlandsfreunde am Rhein und in Preußen auf das lebhafteste. Arndts Streitschrift „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ lief als nationale Parole durchs Land. „Deutsche Sprache, deutsche Grenze“ rief Görres zurück und steckte das Ziel ins Weite. In Napoleons ehemaligem Großherzogtum Berg erhob sich der Gouverneur Gruner zu einem Aufruf, um Freiwillige zum Kampf für Deutschlands Freiheit zu gewinnen und den Brüdern jenseits des Rheins die Freiheit und den Frieden zu bringen. Der mutige Mann erklärte in einem Bekenntnis: „Ihre Wiedervereinigung mit uns ist die alleinige sichere Basis unserer Selbständigkeit, ihre Freiheit die einzige Bürgschaft der unsrigen“.

Die Patrioten fanden in Napoleon den besten Helfer gegen die Staatsanarchie Metternichs und gewannen in der weitfichtigen Politik Englands ihre Stütze. Das britische Kabinett bestand auf den „alten Grenzen Frankreichs“, verschleppte die Verhandlungen und zwang die Alliierten, den Krieg fortzusetzen. Da der Kaiser noch nicht fähig war, mit einer neuen Armee den Rhein zu überschreiten, erwuchs den Verbündeten die Pflicht des Vormarsches.

Die Verbündeten spiegelten ihre Waffen schon im November im Strom. Die Hauptarmee war im Aufmarsch gegen den Oberrhein begriffen, die

Schlesische Armee lagerte sich zwischen Neckar und Lahn und die preussischen und russischen Korps der Nordarmee waren unter der Führung Bülow's gegen den Niederrhein vorgebrungen. Bernadotte selbst wandte sich gegen Davout und zog dann mit seinen Schweden gegen Dänemark zu Felde.

Die Rheinlinie wurde beinahe kampflos überwunden.

Bülow eröffnete den Feldzug. Er ließ ein Beobachtungskorps vor Wesel und brach schon im November in Holland ein, um den Prinzen von Oranien in das Land seiner Väter zurückzuführen. Die Franzosen wichen dem Ansturm Bülow's und einem Aufstand der Holländer in der Richtung auf Nimwegen. Hier bot Macdonald auf Befehl des Kaisers Russen und Preußen Trost. Napoleon beraubte sich dadurch eines Theils seiner Streitkräfte auf dem Entscheidungsfeld hinter der französischen Maas, aber er konnte sich noch nicht entschließen, das Mündungsgebiet des Stromes preiszugeben. Um so schwächer war er am Oberrhein, wo der Hauptangriff drohte.

Am 20. Dezember trat Schwarzenberg zwischen der Murg und der Naab zum Vormarsch an. Er führte die Oesterreicher, eine russische Armee und die süddeutschen Korps, zusammen über 200 000 Streiter, über den Strom, ließ den rechten Flügel vor den elsässischen Festungen stehen, schwenkte mit der Masse um den Drehpunkt Basel, durchzog die Schweiz, überschritt den Jura und rückte ins Doubsthal, um die Pässe der Cote d'Or und das Plateau von Langres zu gewinnen. Schwache französische Kräfte wichen vor dem Andrang der gewaltigen Masse plänkelnb über die Saone. Als die Saone überschritten war, rückte Wrede mit dem rechten Flügel aus dem Elsaß gegen Lunéville vor.

Nun war die Stunde der Schlesischen Armee gekommen, die schon im November schlagbereit zwischen Neckar und Lahn aufmarschiert stand. Blücher hatte seine Ungeduld kaum bezähmt. Er war schon an der Raabach, an der Elbe und vor Leipzig der vorwärtsdrängende Geist gewesen. Der Reiteroberst Friedrich Wilhelms II., der bei Kaiserslautern die Franzosen zweimal über den Haufen geworfen, der General, der den Feind vom blutigen Feld von Auerstedt bis Lübeck hinter sich hergezogen hatte, reifte im Flammenelement der Befreiungskriege zum vorbildlichen Führer des preussischen Volksheeres. Er hatte sich durch die Scheinverteidigung nicht täuschen lassen, die Napoleon mit 60 000 Mann zur Deckung der Rheinlinie zwischen Basel bis Nimwegen eingerichtet hatte, um die Verbündeten von der Überschreitung des Stromes abzuschrecken. Er wußte, daß ein einziger kühner Vorstoß am Mittelrhein das Spinnweb zerriß, hinter dem der Kaiser den neuen Feldzug organisierte, aber die Geheimpolitik

der Kabinette und die Scheu Schwarzenbergs vor großen Entschlüssen hatten seine Tatlust in Fesseln geschlagen. Erst als die drei verblindeten Monarchen mit Pomp im Verband der großen Armee über die Basler Rheinbrücke geritten waren, gab man ihm die Hände frei.

Die Schlesische Armee überschritt in der Silvesternacht bei La hnstein, Caub und Mannheim den eistreibenden Strom, ließ ein Beobachtungskorps vor Ehrenbreitstein und Mainz zurück, legte die geringen Kräfte, die Napoleon an der Mosel aufgestellt hatte, aus dem Wege, ließ Bork vor Metz, Diedenhofen und Verdun stehen, erschien am 9. Januar an der Saar und rückte am 17. Januar über Nancy auf Toul. Am dieselbe Zeit erstieg Schwarzenberg das Plateau von Langres.

Die Marschälle, denen der Kaiser die Scheinverteidigung des Rheins übertragen hatte, waren befehlsgemäß über Mosel, Saone und Maas auf die natürlichen Gebirgsgrenzen der großen Naturfestung Ostfrankreichs gewichen. Einzig Macdonald fehlte bei dem großen strategischen Stelldichein im Marnebecken. Er säumte, an Napoleons Weisung klebend, zu lange bei Nimwegen, um rechtzeitig auf dem Entscheidungsfeld zu erscheinen. Als er vom Feind gezwungen wurde, über die Maas zu weichen, stand der Kaiser schon mitten im Kampf mit dem vielfach überlegenen Feind.

Die Erinnerung an den italienischen Feldzug des Generals Buonaparte zieht noch einmal herauf. Überlegener, meisterlicher noch als im Jahre 1796 führt der Imperator den Kampf auf den inneren Linien, aber die Konstellation der Verhältnisse, die damals zu seinen Gunsten sprach, ist im Jahre 1814 gegen ihn gerichtet. Sein Stern neigt sich zum Untergang. Er kämpft immer noch um die absolute Herrschaft in Frankreich und tragt dieses Anspruchs um die Hegemonie in Europa, die sich auf die Behauptung des Rheins gründet. Er kämpft, obwohl sich nur noch ein Fünftel der einberufenen Kontribuierten der Fahne stellt, alle geistigen und alle materiellen Kräfte des Landes erschöpft sind und der politische Instinkt des Volkes sich von ihm abzuwenden beginnt. Er hat das Scheinparlament des „Gesetzgebenden Körpers“, das sich ermannt und die verlorengegangenen Rechte der Nation von ihm zurückfordert, geschlossen. Er war vor seine Minister getreten und hatte ihnen zugerufen: „Wollen Sie wieder eine simple Monarchie werden, anstatt ein stolzes Reich zu sein? Das wird eintreten, wenn Sie nur Holland verlieren. Sie brauchen die Strommündungen und die Barriere gegen Norden.“ So bleibt Napoleon in Wahrheit der Vorkämpfer der traditionellen Politik Frankreichs, als dieses ausgeblutete Land, am Erfolg verzweifelnd, daran denkt, sich geschmeidend und klug den Verhältnissen zu fügen. Man beginnt schon mit der

Einschließung in die alten Grenzen und der Rückkehr der Bourbonen zu rechnen, ohne im stillen auf die konquistadorischen Ansprüche zu verzichten.

Die Einheit der politischen Auffassung zwischen Herrscher und Volk war gewahrt, aber Frankreich innerlich bereit, sich von seinem Herrn zu trennen, um die Zukunft zu retten, die durch Napoleons starres Verhalten gefährdet erschien.

Als die Verbündeten, von gegenseitigem Mißtrauen erfüllt und von strategischen Zweifeln angekränkt, dem Kaiser in den letzten Januartagen noch einmal Verhandlungen antrugen und Abgesandte in Chatillon an der Seine zu einem Kongreß zusammentraten, stand Napoleon schon allein. Er sah sich diesmal schärfer gefaßten Bedingungen gegenüber und wurde von seinen Unterhändlern beschworen, sie anzunehmen. Metternich hatte das Frankfurter Manifest fallen gelassen. Er forderte jetzt im Einvernehmen mit England die Grenzen von 1792, um Alexanders Sonderpolitik entgegenzuwirken und Österreich neue Kämpfe zu ersparen. Das linke Rheinufer taucht wie vor der Sturmflut gerettetes Land aus dem Intrigenspiel der Rabinette.

In diesem Spiel schob sich Österreich mehr und mehr in den Vordergrund der diplomatischen Szene, aber der große deutsche Gedanke lebte nicht in seinen Plänen. Alle Hoffnung der deutschen Patrioten ruhte auf dem von neuem Staatsbewußtsein getragenen, im Unglück geläuterten Preußen. Aber auch diesem waren Gedanken, die an die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde anknüpften, fremd. Der Qualismus, der zwischen Österreich und Preußen großgeworden war, duldete die Unterordnung einer der beiden Mächte unter die andere nicht mehr. Auch die souveränen, von Napoleons Joch befreiten Rheinbundfürsten, in deren Staaten das Einzelbewußtsein unzerstörbare Wurzeln geschlagen hatte, wandten sich von dem Gedanken einer deutschen Zentralgewalt ab. Die Wiederkehr des Reiches in neuer Gestalt blieb ein Traum begeisterter Patrioten. Um so bestimmter forderten sie die Rückkehr der rheinischen Lande in das deutsche Gesamtgebiet.

Um hellsten, lautesten erklang dieser Ruf am Rheine selbst, dessen Ufer zehn Jahre die Last der französischen Herrschaft ertragen hatten. Abgetan war alle Schwärmerei für das revolutionäre Frankreich, für Napoleonische Gloriole, für weltliche Kultur und Sitte. Joseph Görres schrieb im „Rheinischen Merkur“ die denkwürdigen Sätze: „Wir sind seit undenklichen Zeiten ein deutsches Volk gewesen, unsere Urväter haben den Rhein nicht als Grenze anerkannt. Raum daß an der Maas ihre Wanderung ein Ziel gefunden.“ Er pries den Rhein als „Deutschlands hochschlagende Pulsader“ und sagte von den Franzosen: „Unser Teil ist nicht bei diesem

Volke, es ist welsch, unseren Ohren und Herzen unverständlich. Mit glatten, hochtönenden Worten und herrlich klingenden Phrasen hintergingen sie so viele diesseits und jenseits des Rheins, als sie zum ersten Male hereinkamen und Mainz besetzten. Zu spät wurden die treuherzigen Deutschen den schmähhchen Betrug gewahr.“

Während solche Sätze veröffentlicht wurden und die Diplomaten in Chatillon wechselnden Weisungen lebten, hallten die kriegerischen Ereignisse sich zum spannungsvollsten, dramatischsten Feldzug, den der Rorfe je geführt.

Stolz stand Schwarzenberg auf dem Plateau von Langres, über den Quellen der Aube, der Marne und der Seine. Er sah sich von Metternichs temporisierender Politik zurückgehalten und trug sich zugleich mit dem strategischen Wahn, von dieser Schlüsselwarte aus ganz Frankreich zu bedrohen. Er blickte in das nebelverhangene Talbecken Altgalliens hinab, sah die Heerstraßen gen Paris laufen, hatte Blücher angewiesen, von der Maas gegen die Linie Chalons—St. Dizier vorzurücken, und wähnte selbst keines Vormarsches, ja kaum noch einer Gebärde zu bedürfen, um den Gegner zur Unterwerfung zu zwingen. Er hatte sich durch die Verwechslung des strategischen Schlüsselpunktes mit dem geographischen Wasserteilungspunkt verleiten lassen, durch die Schweiz, über den Jura und durch das Doubsstal über die Saone auf das Plateau von Langres zu marschieren, und glaubte zu beherrschen, was er überblickte. Clausewitz meinte spöttisch, er habe sich am „Narrenseil“ dieser abstrusen Theorie auf seine Aussichtswarte führen lassen. In der Tat hatte der österreichische Feldmarschall den Begriff der Schlüsselstellung, also einer Gegend, ohne deren Besitz man nicht wagen darf, in ein Land einzudringen, mit einem geographischen Punkt verwechselt, dessen Perspektive dem Auge die Besitznahme eines Landes vorspiegelt, in dem der Feind noch unbezwungen seine Herrschaft übt. Schwarzenberg hatte eine Schlüsselstellung hinter sich gebracht, als er am 10. Januar die Saone überschritt, jene cäsarische Position von Besontio, die das Rhonetal ans Rheintal knüpft und deren Besitz Cäsar einst den Einbruch durch die Gebirgspforte zwischen Jura und Vogesen ins Elsaß und den Austrag der Uriovistschlacht ermöglichte. Aber die Überflutung der Cote d’Or und die Lagerung auf dem Plateau von Langres zwischen Chaumont, Langres, Dijon und Bar an der Aube sicherten dem Heere von 200 000 Mann nur den Eingang, nicht die Eroberung Frankreichs. Der strategische Zielpunkt war und blieb Paris. Die Einnahme von Paris gewährleistete den Sieg, wenn Napoleon nicht mehr genügend Streiter und Anhang fand, den Krieg im Rücken der Verblindeten oder hinter der Loire fortzusetzen.

Wiederum war es Blücher, der den Feldzug über den toten Punkt hinweghob. Der greise Held ließ Chalons rechts liegen und trat am 22. Januar in zwei Kolonnen den Vormarsch über St. Dizier und Joinville an die Aube an, um sich der Großen Armee zu nähern und sie hinter sich herzuschleppen, wie er bei Leipzig die Nordarmee in die Schlacht geschleppt hatte. Da erhob sich Napoleon und eilte, ihm in die Flanke zu fallen. Er unterbrach seine Rüstungen und seine Verhandlungen, flog nach Chalons, raffte 40 000 Mann zusammen und marschierte am 26. Januar von Vitry nach St. Dizier. Er fand Blücher so wenig an der Marne, wie er ihn wenige Monate vorher an der Mulde gefunden hatte. Der Alte war wiederum nach vorne echappiert. Diesmal folgte ihm der Kaiser ohne Besinnen, um ihn zu fassen, ehe er sich mit Schwarzenberg vereinigte, und ihn im Rücken anzufallen und zu schlagen. Wie ein Leu setzte er hinter ihm her, holte ihn am Mittag des 29. Januar bei Brienne ein, sprang ihm in den Nacken und suchte ihn auf dem Fleck zu zerreißen. Blücher warf sich herum, wehrte sich wie rasend, verlor Brienne, wurde nach Süden gedrängt, bewahrte aber Zusammenhalt und Ordnung und stellte sich bei Trannes südlich von La Rothière dem Feind aufs neue. Gneisenaus Eilboten jagten zu Schwarzenberg nach Chaumont und forderten Hilfe.

Das Große Hauptquartier geriet in erschreckliche Bestürzung, als es vernahm, daß der Gefürchtete siegreich vor der rechten Flanke stand, und sehnte sich nach Langres zurück. Aber die Befürchtungen waren übertrieben. Napoleons ermattete Kräfte waren nicht imstande, schon am 30. Januar zu schlagen. Er besaß weder genügende Bepannungen, um Artillerie und Troß auf vereisten Wegen fortzubringen, noch genügend Truppen, um Blücher rasch zu erledigen und zugleich seine eigene linke Flanke zu decken, gegen die Wrede von Joinville heranzog. Er sann auf eine neue Wendung und Rückkehr in den Mittelpunkt des strategischen Kreises.

Blücher erhielt auf Betreiben Alexanders zwei Korps Schwarzenbergs und die russischen Garden als Verstärkung und griff Napoleon am 1. Februar an. Der Kaiser war gerade im Begriff, nach Troyes abzumarschieren, machte aber sofort kehrt und stellte sich dem zweifach überlegenen Feind bei La Rothière zur Schlacht. Im Schneegestöber, das die Sicht trübte und das Pulver durchnäßte, entspann sich an den Ufern der Aube und um La Rothière ein erbitterter Kampf. Napoleons Kräfte wurden darin verzehrt. Als Wrede drohend in seiner linken Flanke auftauchte und sechtend in den Rücken der französischen Aufstellung drang, ordnete Napoleon den Rückzug an. Die russischen Garden nahmen La Rothière, aber zur Verfolgung reichte ihre Kraft nicht mehr aus. Unter Einbuße seiner

Geschütze, die im durchweichenden, nachgefrorenen Boden stecken geblieben waren, und einiger tausend niedergebrochener Gefangenen, zog der Kaiser im Abenddunkel auf Arcis an der Aube ab.

Ratschlagend saß das Große Hauptquartier im Schloß zu Brienne. Man kam zum Entschluß, mit der Hauptarmee um Chaumont stehen zu bleiben und dem unwirksam polternden Blücher Bewegungsfreiheit zu lassen. Daraus ergab sich eine Trennung der kaum vereinigten Armeen, die schweres Unheil nach sich zog.

Blücher rückte sofort nach Chalons ab, um sich mit Bork zu verbinden, der von Metz über St. Mihiel auf Chalons im Anzug war. Bork erreichte vor ihm die Stadt, traf dort auf Macdonald, der endlich von Nimwegen herangekommen war, schlug ihn am 4. Februar über die Marne zurück und stellte bei Vatry die Verbindung mit Blücher her. Nun litt es den Marschall Vorwärts nicht länger im Marnetal. Er strebte geradenwegs nach Paris.

Napoleons strategische Stunde war gekommen.

Während hinhaltende Weisungen an seine Unterhändler nach Chatillon abgingen, zog er sich von Troyes nach Nogent zurück und warf sich dann von hier in mächtigem Anprall auf Blüchers westwärts ziehende Marschkolonnen. Am 8. Februar stieß er mit 35 000 Mann über Sezanne gegen den Morinbach vor, vernichtete in der Morgenfrühe des 10. Februar bei Champeaubert das Korps Olsuwieff, ließ 10 000 Mann gegen Osten stehen, schwenkte mit 24 000 links ab, zersprengte am Tage darauf bei Montmirail das Korps Sacken und trieb am 12. Februar die Kolonne Bork unter Verlusten über Chateau-Thierry zurück. Als Bork und Sacken über die Marne geworfen waren, schwenkte er kehrt und stürmte auf Montmirail zurück, gegen das Blücher selbst zur Wiederherstellung der Lage im Annarsch war. Der Kaiser erreichte Blüchers Vorhut am 14. Februar bei Vauchamps, kesselte sie ein, vernichtete sie, schlug Blüchers Hauptkolonne zwischen Champeaubert und Etoges, verfolgte die Flüchtigen und sprengte sie bei Etoges vollends auseinander. Die Trümmer der Schlesiſchen Armee enteilten in der Richtung auf Chalons. Der alte Blücher war vor Wut und Schmerz dem Wahnsinn nahe, richtete sich aber als braver Degen auf Gneisenaus Zuspruch bei einem Glase Sekt zur alten Stärke auf und sammelte seine Truppen, um ungesäumt von neuem ins Feld zu rücken und mit Schwarzenberg vereint zu schlagen.

Bonaparte hatte sich unterdessen gegen Schwarzenberg zurückgewandt, der tatenlos bei Troyes stehen geblieben war, bis Alexander ihn zum Entlastungsangriff auf die Seineübergänge von Nogent und Montereau antrieb. Napoleons Marschälle wichen dem schwachen Stoß und zogen sich

auf die Yèreslinie zurück. Der Schall der Gefechte drang nach Paris und versetzte die Stadt, die seit Johann von Werth's verwegenem Ritt keinen Feind mehr unter ihren Mauern gesehen hatte, in wilden Aufruhr. Die Sorge um Paris rief den Kaiser, der schon auf einen Rückenangriff Schwarzenbergs an der Aube gesonnen hatte, in Eilmärschen an die Yères. Der Tritt seiner Marschkolonnen erschreckte Schwarzenberg so, daß er den allgemeinen Rückzug auf Troyes befahl. Er hatte im Grunde nur ein vorsichtiges Ablenkungsmanöver geplant und legte sich gern wieder bei Chaumont zur Ruhe, denn man hoffte immer noch, in Chatillon mit Napoleon auf der Grundlage von 1792 zum Frieden zu kommen. Aber der Kaiser dachte weniger als je daran, die Rheingrenze zu opfern, für die er auf den Siegesfeldern von Montmirail, Champeaubert und Vauchamps das Blut seiner letzten Armee verspritzt hatte.

Als Napoleon an die Yères eilte, traf er nur noch auf das Korps des Kronprinzen von Württemberg, der sich zur Sicherung des Rückzugs bei Montereau aufgestellt hatte. Am 18. Februar fiel der Kaiser über den Kronprinzen her, warf ihn, überschritt hinter ihm die Seine und gewann Mantes zurück. Am 21. Februar stand er schon vor Méry. Als er abermals angriff, stieß er plötzlich auf hartnäckigsten Widerstand. Es waren nicht Schwarzenbergsche Nachhut, die mit großem Mut einen kleinmütigen Rückzug deckten, sondern der wiedererstandene Blücher, der seine Unbesonnenheit gebüßt und verwunden hatte, am 16. Februar von Chalons nach Méry aufgebrochen war und sich verschworen hatte, keinen Fuß mehr hinter sich zu setzen. Er stand mit diesem Vorsatz allein. Im Hauptquartier sann alles auf Rückzug.

Schwarzenberg fürchtete einen großen Zusammenstoß, obwohl er noch 130 000 Mann um sich hatte. Er sah überall Gefahren und zählte sie im Kriegsrat einzeln auf. Er sprach von Wellington, der an der Garonne zur Ruhe übergegangen war und Napoleon erlaubt hatte, frische Kräfte an sich zu ziehen, er sprach von Augereau, der bei Lyon 30 000 Mann auf die Seine gebracht hatte und die Verbindungslinien Schwarzenbergs mit der Rhone bedrohte — die strategische Bedeutung der Rhonelinie springt noch einmal aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte —, er klagte über Überfüllung der Hospitäler und berechnete die Kranken der Armee auf 50 000 Mann. Er sah die Bevölkerung Frankreichs sich erheben und fürchtete durch einen herzhafte Entschluß alles aufs Spiel zu setzen, statt alles zu gewinnen. So vermehrte er die Schwierigkeiten des Feldzuges der 230 000 gegen Napoleons 70 000 ins Ungemessene.

Ganz im Unrecht war der Feldherr Österreichs nicht. Frankreich begann sich zu regen. Der Schatten eines Volkskrieges zog herauf. Die

vom Krieg ergriffenen Provinzen erblickten in Napoleon den Verteidiger der französischen Erde und im „Befreier“ den Eindringling, der Frankreich mit Vernichtung bedrohte. Der Begriff der „Invasion“ erhielt Gestalt, die Erinnerung an den Feldzug in der Champagne und an Valmy zog herauf, und das reizbare politische Empfinden des Volkes schuf daraus sofort eine diplomatische Waffe. Der Deutsche wurde zum Angreifer gestempelt und ihm die Feindschaft aufgebürdet, die Frankreich seit Jahrhunderten Deutschland bezeugt hatte. Das egozentrische Denken des französischen Volkes warf einen Vorhang über die Politik Philipps des Schönen, die Einfälle der Armagnaken, die Vorfälle der Valois, den Vormarsch Richelieus, die Raub- und Verwüstungskriege Ludwigs XIV., die frivolen Feldzüge Ludwigs XV., die Eroberungen und die unmenschlichen Handlungen der Revolutionsheere, die Eroberungen Bonapartes und die große organisierte Ausraubung der deutschen Lande durch die napoleonischen Armeen und sah nur noch den Champagnefeldzug und den Krieg, der jetzt auf Frankreichs Boden geführt wurde, den Krieg, der sich in Wirklichkeit als der erste große Rückstoß Deutschlands darstellte, seit der Kampf um den Rhein von Frankreich entfesselt worden war, und dabei noch zum Vorteil des bourbonischen Königshauses geführt wurde. Das französische Gedächtnis, das die Ansprüche der Römer zu bewahren gewußt hatte und keinen Rechtsvorwand seiner Kronjuristen, keine formalistische Begründung seiner vermeintlichen Rechtstitel auf rheinisches Land vergessen hatte, erstarrte zu eifersüchtiger Bewahrung der Schrecken dieser ersten großen Invasion. Man nahm den royalistischen Kreuzzug des Jahres 1792 hinzu, obwohl damals viele Tausende von Franzosen als geschlossene Armeekorps unter französischer Führung auf der Seite der Alliierten gekämpft hatten, und gewann daraus eine völlig neue Gesichtsauffassung zum Gebrauch der nachlebenden Geschlechter. Frankreich war fortan das angegriffene, von einem unverträglichen, eroberungsfüchtigen, barbarischen Nachbarn vergewaltigte Land, der heilige Herd der Zivilisation, der Vorkämpfer der Freiheit und die Heimat der Demokratie, die von Preußen und Baschkiren mit Feuer und Schwert überzogen wurde. Die Baschkiren Alexanders wurden bald aus dem historischen Fabelbuch entlassen, aber die Preußen blieben darin gefangen und kamen als das wildeste der deutschen Barbarenvölker auf die Nachwelt.

Napoleon zog aus der moralischen Wandlung, die im französischen Volke um sich griff, neue Kraft. Er wies seinen Unterhändler an, keine Schwäche zu zeigen, und rüstete in Tropen unter den Augen der Alliierten eine neue Armee.

Der Feldzug wuchs in die Krisis. Die Alliierten waren voller Sorgen und Bedenkllichkeiten. Alexander wich vor Österreich zurück. Preußen schwieg. Selbst die britische Regierung begann von der starren Linie ihrer Politik abzugehen und sich mit Zugeständnissen zu tragen, und fand sich darein, über Napoleons Verbleiben auf dem Thron zu verhandeln.

Ein Kriegsrat, der am 25. Februar zu Bar gehalten wurde, malte schon einen „Rückzug von Troyes über den Rhein“ an den verdunkelten Himmel, der Schatten des unglücklichen „Mannes von Valmy“ wandelte über die Bühne. Endlich faßten die Kriegsgewaltigen der Koalition den Beschluß, die Hauptarmee über die Marne nach Chaumont und Langres zurückzunehmen, um Reserven heranzuziehen und die Fühlung mit den Flankenhuten des Doubsstales und der burgundischen Hochebene herzustellen, Blücher aber mit verstärkten Kräften nach Chalons zu entsenden, um Napoleon im Rücken zu bedrohen. So wurde die alte Schleifische Armee trotz ihrer zahlenmäßigen Schwäche wiederum zum Träger des Angriffsgedankens wie einst an der Raabach und bei Möckern. Wäre Blücher nicht nach Chalons marschiert, um in Napoleons Rücken zwischen Troyes und Paris zu erscheinen, sondern der Rückbewegung Schwarzenbergs gefolgt, so hätte sich ohne Zweifel ganz Frankreich unter den kaiserlichen Fahnen in einer neuen patriotischen Kraftanstrengung zu kriegerischem Handeln erhoben. So aber ließ Blüchers Rechtsabmarsch den Rückzug Schwarzenbergs im Lichte einer strategischen List erscheinen, die einzig dazu bestimmt war, Napoleon hinter sich heranzuziehen und seine Armee einem Rückenangriff Blüchers preiszugeben.

Als die ausgeflogelten Bewegungen am 26. Februar begannen, die Schwarzenbergische Masse rückwärts wich und Blücher nach Chalons abzog, gipfelte Napoleons kühne Operation auf den inneren Linien in einem strategischen Erfolg, der dem Kaiser den letzten Trumpf in die Hand stieß. Aber der Imperator war Kompromissen nicht geneigt. Er sandte seinem Unterhändler in Chatillon nicht den Befehl, die Grenzen von 1792 anzunehmen, um seinen Thron zu retten, sondern bestand erst recht auf den „natürlichen Grenzen“ und damit auf der unbedingten Vorherrschaft am Rhein.

Er hatte schon am Tage von Montereau an seinen Bruder Joseph geschrieben: „Hätte ich einen Frieden mit den alten Grenzen unterzeichnet, so würde ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffen und der Nation gesagt haben, das wäre kein Friedensschluß, sondern eine Kapitulation gewesen. — Heute könnte ich das nicht mehr behaupten, denn das Glück ist zu mir zurückgekehrt und ich bin der Verhältnisse wieder Herr geworden.“ Zwei Tage später schrieb er an Kaiser Franz, er bestehe auf den „natürlichen Grenzen“.

Der Mann, der so spricht, handelt seinem Ingenium und seiner ungebrochenen dämonischen Natur gemäß, aber er kennt auch die Natur des französischen Volkes, das den Verzicht des Rheins auf den Rhein nicht zu dem seinen gemacht hätte und dem Kaiser zwei Jahre später willig in den neuen Krieg gefolgt wäre, um die vorübergehende Preiszgabe des Stromes ungeschehen zu machen. Auch in der französischen Nation, dieser „nation déconcertante“, lebt der dämonische Zug, der das Wesen des neuen Cäsars beherrschte, und in dieser Übereinstimmung liegt vielleicht die Erklärung für Napoleons und Frankreichs überwältigendes Zusammenwirken.

Der Mann, der so handelt, spielt nicht auf Remis, sondern auf Gewinn und verwirft die Günstbezeugung einer glücklichen Stunde. Er besinnt sich auf seine Feldherrnschaft, sendet Schwarzenberg zwei Korps nach, vor denen Schwarzenberg, Napoleons Schatten fürchtend, bis La Rothière weicht, und wendet sich gegen seinen gefährlichsten Feind, den „alten Teufel“ Blücher. Aber er kommt im Morast der aufgewühlten Champagne zu spät, um Blücher an der Marne zum Kampf zu stellen, und sieht ihn nach einem Gefecht mit den kaiserlichen Deckungstruppen über die Aisne entschwinden. Blücher vereinigt sich vor Soissons mit den Korps Bülow und Winkingerode, die soeben aus Belgien eingetroffen sind, und rückt auf dem Plateau von Laon zur Abwehrschlacht zusammen. Der strategische Kreis hat sich von Langres nach Laon erweitert.

Unterdessen ist Schwarzenberg vor Dudinots 30 000 Mann über die Aube zurückgegangen. Erst als er erkennt, daß Napoleon nicht mehr hinter ihm steht und Friedrich Wilhelm III. in ihn dringt, endlich einmal zu schlagen, macht er kehrt und greift den Marschall am 27. Februar bei Bar an der Aube an. Dudinot wird unter Verlusten geworfen, aber die große Armee schreitet wiederum nicht zu größeren Taten. Sie hungert, sorgt sich um ihre Verbindungen und vermeidet die erlösende Schlacht aus Furcht, sie zu verlieren. Schwarzenberg sucht nach Metternichs Rat das Heil nicht in einer „Euerie“, sondern „in der militärischen Attitude“ und versäumt darüber noch einmal die Unterstützung Blüchers, der auf dem Plateau von Laon den Kampf auf Tod und Leben aussucht.

Blücher stand seit dem 3. März vor Laon aufmarschiert, Bülow hatte Soissons zu Fall gebracht und bildete Blüchers rechten Flügel, neben ihm hielten Kleist und York; auf dem linken Flügel, östlich der Straße Soissons—Laon, standen die Russen. Napoleon griff ohne Zaudern an. Er sandte Mortier und Marmont gegen die Preußen und umging den Russenflügel. Als Blücher die Gefahr erkannte, warf er die Russen gegen Osten herum, besetzte das Plateau von Craonne und sandte eine Umgehungskolonne über Fétieux in Napoleons rechte Flanke. Napoleons erste Angriffe auf

Craonne glitten an der Steilhöhe ab, aber seine Artillerie schlug blutige Gassen in die dicken, aufrecht stehenden Kolonnen. Als es seiner Reiterei gelang, sich zwischen zwei Steilrippen zum Chemin des Dames hinaufzu ziehen und überraschend in der rechten Flanke des Verteidigers aufzutreten traten die Russen den Rückzug auf Laon an. Blüchers Gegen umfassung war in Raum und Zeit ertrunken.

Am 8. März rückte Blücher eng um den Felskloß von Laon zusammen, um Napoleon noch einmal Schach zu bieten. Napoleon griff abermals an. Er sandte Marmont über Berry-aux-Bac, Corbigny, Athies in Blüchers linke Flanke und brach mit der Masse seiner kleinen Armee über Soissons und den Ailettegrund gegen Blüchers Zentrum vor. Dichter Nebel lagerte in den Schluchten der Ailette und auf den Dächern der Felsenstadt, als die napoleonische Stoßkolonne auf der Straße Soissons—Laon vorbrach und in heißem Gefecht in die Unterstadt drang. Hier blieb der Angriff stecken. Vergebens sandte der Kaiser seine Adjutanten zu Marmont, um ihn zur Eile zu treiben. Der Marschall gelangte erst am späten Nachmittag bis Athies, eroberte das Dorf und sank dann ermattet nieder. In einer Kanonade erstarb der Tag. Da gebar die Nacht im deutschen Lager einen herzhafsten Entschluß. Kleist und York warfen sich auf den lagernden Marmont, brachen in seine Bivaks und sprengten sein Korps in wilde Flucht. Trotzdem erneuerte der Kaiser am Tage darauf die Schlacht und stand erst vom Kampfe ab, als er erkannte, daß er mit 40 000 Mann der 85 000 Mann Blüchers in einer Stirn Schlacht nicht Herr werden konnte. Aber er zog nicht entmutigt ab, sondern wandte sich wie ein gereizter Löwe gegen Reims, das von dem russischen Korps St. Priest weggenommen worden war, überfiel die Russen in ihren Quartieren und rächte Marmont durch völlige Zerspaltung des auseinanderstäubenden Feindes. Dann überließ er Blücher, der krank zu Laon lag, der Beobachtung Marmonts und eilte an die Aube zurück, um Schwarzenberg anzufallen.

Die Angst um Blücher hatte Schwarzenberg laute Klagen entlockt, ihn aber nicht in den Harnisch gejagt. Nur die Diplomaten handelten. England, Österreich, Preußen und Rußland schlossen am 9. März zu Chaumont einen neuen „defensiven Allianzvertrag“, der die Mächte verpflichtete, „Frankreich auf die Grenzen von 1792 zurückzudrängen und dafür 20 Jahre zu kämpfen“. England erklärte sich bereit, hierfür 5 Millionen Pfund im Jahre an die Mächte zu zahlen und gleich ihnen 150 000 Mann zu stellen. Der Zerfall der Koalition war beschworen, der Schwächeanfall überwunden. Das linke Rheinufer wurde in diesem Vertrag noch einmal feierlich zurückgenommen und zugleich festgesetzt, daß Holland, Italien, Spanien, die Schweiz ihre volle Unabhängigkeit zurückgewinnen

sollten. Daraus sprach das Vorkämpfertum Englands für die Freiheit Europas und das Gleichgewicht der Mächte. Aber die Grenze war immer noch auf deutschem Boden abgesteckt, denn diese Bestimmungen nahmen Frankreich die Revolutionsbeute und die napoleonischen Eroberungen wieder ab, ließen ihm aber das Elsaß, Lothringen und das Land an der Saar, die große Ausfallsbasis gegen den Rhein, die Ludwig XIV. und Ludwig XV vom Reiche abgerissen und ihrer Eroberungspolitik dienstbar gemacht hatten.

Am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrags drang die Kunde von der siegreichen Abwehrschlacht, die Blücher unter den Mauern Laons geschlagen, ins Große Hauptquartier. Nun war auch der Feldzug über die Krisis hinweggehoben. Die Rückeroberung der Stadt Reims, die Zerspaltung des Korps St. Priest und der Anmarsch Napoleons täuschten nur noch einen letzten heroischen Aufschwung des Kaisers vor. In Wirklichkeit war der Feldzug auf dem Schlachtfeld und auf dem diplomatischen Brett nach der Selbstbehauptung Blüchers auf der Kreidetafel von Laon für den Imperator verloren. Er erscheint noch einmal drohend vor Schwarzenbergs Front, liefert bei Arcis an der Aube ein Treffen, ruft die Ostprovinzen zum Aufstand, kann aber den Vormarsch der Alliierten auf Paris nicht mehr hindern. Blücher bricht Bahn, Schwarzenberg rückt nach, Wellington nimmt Bordeaux und öffnet der englischen Flotte den alten Hafen des Hauses Plantagenet, und das Volk von Paris wendet sich von Napoleon ab. Der Senat entsetzt ihn der Gewalt und entbindet die Nation der Verpflichtung gegenüber dem Vollender der Revolution und dem Vorkämpfer der französischen Weltherrschaft. Auch die Marschälle entziehen sich seiner Führung, nichts bleibt ihm als einige tausend Mann seiner Garde, sein eigener starrer Sinn und die Prinzipientreue, mit der er an seiner persönlichen universalen Auffassung festhält.

Er bewahrt die klare politische Erkenntnis bis zuletzt. Selbst als er sich am 4. April, von seinen Marschällen gedrängt, zu Fontainebleau zur Abdankung entschließt, gibt er nicht mehr preis, als die Umstände fordern. Er scheidet als der Erbe der Revolution, der großen bourbonischen Könige und der Vertreter der von ihm entrechteten Nation, ohne den Verzicht auf den Rhein unterschrieben zu haben. Frankreich tritt in die Grenzen von 1792 zurück, hat aber dank der Hartnäckigkeit Napoleon Bonapartes seinen Gewaltanspruch auf das linke Rheinufer nicht verleugnet. Der romantische Raumsinn und der weltbürgerliche Universalismus gehen ungekränkt aus dem Zusammenbruch der imperialistischen Politik hervor.

Als die siegreiche Koalition am 30. Mai 1814 mit Ludwig XVIII. den ersten Pariser Frieden schloß, trug Frankreich die päpstlichen

Enklaven Avignon und Venaissin, die württembergische Grafschaft Mömpelgard, die Festung Landau und die Stadtgebiete von Saarlouis und Saarbrücken als gerettete Beute heim. Die gewaltigste Epoche des Kampfes um den Rhein endete mit einem Frieden, der den Deutschen die Befreiung von der napoleonischen Despotie brachte, ihnen aber kein großes Vaterland wiedergab und die französische Drohung nicht vom linken Ufer des Rheins entfernte.

In den rheinischen Landen hatte man Dank- und Siegesfeste gehalten, als die Verbündeten am 31. März in Paris eingezogen, und im Saarland war die Bevölkerung zur Kirche gegangen, „um dem allmächtigen Gott den feierlichsten Dank nahezubringen, daß er das Land nach zwanzigjährigem namenlosem Elend endlich dem Kummer entriß, es dem alten deutschen Vaterlande wiedergegeben und ihm durch Siege ohne Beispiel die gewisse Hoffnung geschenkt habe, nicht mehr von demselben getrennt und an ein fremdes Volk gekettet zu werden“.

Diese Hoffnung wurde fürchterlich getäuscht. Als der Wiener Kongreß zusammentrat, wurde weder die Saar zurückgenommen noch dem deutschen Volke ein neues Reich bereitet. Nichts war gewonnen außer der Befreiung vom französischen Joche, soweit die neuen Grenzen gezogen wurden. Dahinter brütete die finsternste Reaktion. Die Aufgabe, den Rhein zu sichern, war fortan dem nun entstehenden Deutschen Bund vorbehalten, der 38 souveräne deutsche Staaten, 34 Monarchien und 4 freie Städte, in einer schwächlichen völkerrechtlichen Vereinigung zusammenfaßte. Saarland trauerte und warb vergebens um Hilfe, und Görres schrieb umsonst, „daß die Not der Zeit und die Friedlosigkeit des Eroberungsflüchtigen Nachbarn eine starke Einheit verlange, auf daß Deutschland und seine Perle, der Rhein, nie wieder ein Raub fremder Macht werde“. Als Görres von der vollzogenen Gründung des Deutschen Bundes Kenntnis erhielt, klagte er, Deutschland werde fortan ohne Kraft, ohne Einheit und ohne Zusammenhang sein. Er gab so dem neuen „monströsen“ Gebilde die richtige Kennzeichnung auf den Weg. Der Deutsche Bund war wohl eine Vereinigung souveräner Staaten, aber er selbst wurde am 8. Januar 1815 unter die Garantie aller am Wiener Kongreß beteiligten Mächte gestellt. Da Talleyrand in Wien mit zu Rate geseßen, war Frankreich wieder in den Kreis eingelassen worden, in den es sich im Westfälischen Frieden gedrängt hatte, um Deutschland auszuhöhlen und vom Rhein zu vertreiben. Wäre das rheinische Gebiet von der Nahe bis zur holländischen Grenze nicht gleichzeitig auf Betreiben Englands als Kompensationsware an Preußen gegeben worden, so hätte die deutsche Westmark im 19. Jahrhundert keinen stärkeren Schutz genossen als zu den Zeiten Riche-

lieus und Ludwigs XIV. Preußen verzichtete auf großen sächsischen Erwerb und kehrte an den Rhein zurück, den es im Jahre 1795 um der Weichsel willen preisgegeben hatte. Schon wenige Tage später gewann es mit seinem Blut das moralische Besitzrecht auf die alten geistlichen Lande am Rhein, denn Napoleon war im Adlerflug von Elba zurückgekehrt.

Als der Deutsche Bund der zweifelhaften Bürgschaft Europas teilhaftig wurde, standen die Verblindeten schon wieder gegen Napoleon im Feld. Diesmal wirklich nur gegen ihn und sein prachtvolles Prätorianerheer, denn das politische Frankreich hielt sich fern von neuer Hingabe an den „entarteten Sohn der Revolution“, nachdem der erste Rausch der Begeisterung über die Rückkehr des Verbannten von Elba verfliegen und die europäische Acht über sein verwegenes Haupt verhängt worden war.

Der Kaiser stand am 4. Juni zwischen Philippeville und Maubeuge mit der Front nach Norden aufmarschiert, um seine beiden größten Feinde, Wellington und Blücher, zu schlagen und die Niederlande zurückzuerobern. England erneuerte den Kampf um die Freihaltung des festländischen Glacis von der französischen Vorgewalt und verteidigte das Königreich der geeinigten Niederlande, das der Kongreß als Gegengewicht gegen Frankreich zwischen der Yser und dem Rhein an Sambre, Schelde und Maas geschaffen hatte. Preußen trat für seine rheinischen Erwerbungen und die deutsche Freiheit ein, über die fortan zugleich entschieden wurde. So fochten Altengland und das neue Preußen, nunmehr zu natürlicher Interessengemeinschaft verbunden, im Jahre 1815 Schulter an Schulter, um Frankreich vom flandrischen Boden und den Ufern des Rheins fernzuhalten und Napoleon noch einmal vom Throne der kontinentalen Vormacht zu stürzen.

Napoleon war schneller bereit als seine Gegner. Sein letzter Waffengang schritt als gewaltiges Finale über das europäische Kriegstheater. Der Imperator sollte nicht ohne den Donner einer heroischen Schlacht vom Felde seiner Tätigkeit und aus dem Angesicht der Völker scheiden.

Die Alliierten liegen noch in ihren Quartieren zwischen Schelde, Sambre und Maas zerstreut, als der Kaiser seine Armee mit Blitzesschnelle zusammenfaßt und sie auf die Rahtstelle der feindlichen Konfession schleudert. Er überschreitet am 15. Juni bei Chatelet und Charleroi die Sambre und treibt die preussischen Posten auf Fleurus zurück. Dann teilt er seine Kräfte. Er sendet Ney mit 25 000 Mann auf der Brüsseler Straße gegen Quatre-Bras, um den Engländern entgegenzutreten, und befiehlt Crouchy mit 46 000 Mann die Preußen an der Lütticher Straße zurückzuwerfen. Er selbst will mit Linientreserven und 16 000 Garden in der Mitte folgen. Es gilt, die beiden feindlichen Armeen eine nach der anderen

zu schlagen, völlig auseinanderzuwerfen und wenigstens eine zu vernichten. Wie er einst als junger General der Sansculotten in Mailand eingezogen, so will er jetzt siegreich in Brüssel einrücken und die Preußen zu haltlosem Rückzug über die Maas, die Engländer zur Flucht auf Antwerpen zwingen.

Napoleons erster Schritt nach vorn hat die Alliierten auf dem niederländischen Kriegsschauplatz in eine Krise gestürzt. Am Rhein, wo Schwarzenberg die Österreicher und die Süddeutschen hinter dem Schwarzwald sammelt, um bei Basel überzusetzen, sind sie noch nicht einmal zum Aufmarsch gelangt.

Blücher rafft seine Korps bei Ligny zusammen. Gneisenau will schon bei Fleurus schlagen, läßt sich aber bewegen, auf die Linie Ligny—St. Amand—Braye zurückzugehen. In schmaler Front und mit tiefer, zurückgebogener Flanke erwarten die Preußen den Angriff. Ney fesselt Wellington, wird aber bei Quatre-Bras auch von ihm gefesselt und verbraucht seine Kraft. So liefert der Kaiser am 16. Juni eine Doppelschlacht, in der er selbst die Preußen bei Ligny nach sechsstündigem Ringen und Durchbrechung ihres Zentrums mit zerschlagenen Verbänden von der Walfstatt wirft, Ney sich bei Quatre-Bras mit Mühe behauptet, in der aber keine strategische Entscheidung reift. Es ist dem Schlachtenmeister nicht gelungen, die preußische Flanke zu umfassen und die Vernichtung auf Blücher herabzurufen. Der Tag von Jena kehrt nicht wieder. Nur eine Ähnlichkeit besteht: wie dort Bernadotte, so gerät hier das Korps Erlon, von Ney und Napoleon hin und her gerufen, zwischen die Schlachten. Blücher ist geschlagen, ist bei der letzten verzweifelten Attacke, in der er selbst das bremende Ligny im Abendschein zurückzuerobern suchte, mit dem Pferde gestürzt und unter die Hufe der napoleonischen Klirassiere geraten, aber er flieht nicht haltlos über die Maas, sondern sammelt die Armee bei Wavre, um sich Wellington, der dem Kaiser bei Waterloo die Spitze bietet, wieder zu nähern und, seinen Verfolger abschüttelnd, am 18. Juni in der Entscheidungsschlacht in Napoleons rechter Flanke zu erscheinen.

Die Schlacht bei Waterloo steht, von der Legende verklärt, als ein Kolossalgemälde vor dem Ausgang des Mannes, der mit ihr von der Weltbühne Abschied nimmt. Sie entbehrt der strategischen Ausblicke und der taktischen Feinheiten, sie weiß nichts von napoleonischer Umfassungstechnik, von blitzschneller Eingebung und dem gelassenen Handeln, das den Sieg aus gewaltiger Krisis wie eine Wundererscheinung aufsteigen läßt. Kunstlos, starr, zu wenigen großen hieratischen Zügen vereinfacht hebt sie sich vom Hintergrund der flandrischen Schlachtenebene ab, als wäre sie bestimmt, den heroischen Ausgang des napoleonischen Schicksalsdramas in einem titanischen Zusammenprall zu symbolisieren, der Feldherrnkünsten

und menschlichen Einzelwirkungen keinen Raum mehr läßt. Alles ist Wille, alles ist Masse, alles ist Schicksal. Auf der Erdwelle von Mont St. Jean, quer über die Brüsseler Straße aufgebaut, steht starr die Wellingtonsche Front, Artillerie, Vierecke britischen, hannoverschen und niederländischen Fußvolkes. Hinter der Höhe ziehen rechts, ziehen links verdeckt die Reserven. Napoleon tritt um 9 Uhr morgens aus Marschlagern an . . . Tief aufgeweichter, schwerer Lehmbooden, tief einsinkende Geschütze, schwerfällig sich bewegende Massen kennzeichnen den Tag. Die Schlacht beginnt als Zusammenprall, 70 000 Streiter stehen hüben und drüben. Die Franzosen stellen sich in dicken Kolonnen auf, der Kaiser reitet die Front ab. „Vive l'empereur!“ hallt's über das verhangene Feld. Um 11 Uhr greift er an. Geradeaus, um Wellingtons Zentrum an der Brüsseler Straße zu durchbrechen. Die Infanterie wälzt sich in gewaltigen Tiefenkolonnen gegen den Feind, der unbeweglich harret. Alles wird Handlung: brennende Gehöfte, abgeschlagene, immer wieder erneuerte Stürme, hügelan trabende Attacken, Marschall Ney mitten im Gewühl, 10 000 Mann, die rechts abschwanken, weil sich in der Flanke preussische Kolonnen herantwälzen, Gardebataillone, die eine verlorene Schlacht retten sollen, ein Dorf erobern und darin verbluten, wankende, aufs neue sich ballende britische Karrees — plötzlich Feuer aus der Flanke. Man sieht die aus eigener Niederlage erstandenen Alliierten heranrücken und den Sieg in der Dämmerung mit dröhnendem Geschütz und von rückwärts einhauenden Geschwadern vollenden, sieht Napoleon, vom letzten Bataillon Garde umgeben, vom verlorenen Feld ins Dunkel der Nacht tauchen und als gestürzten Gott den Blicken der Menschen entschwinden, sieht Wellington und Blücher einander bei Belle-Alliance die Hände reichen . . . So haftet die Schlacht bei Waterloo im Gedächtnis der Welt.

Wellingtons Standhaftigkeit, Blüchers Vorwärtsdrang und Gneisenaus Besonnenheit haben Napoleon das letzte Schlachtenschicksal bereitet. Der heroische Versuch des Kaisers, noch einmal gegen den Rhein vorzudringen und seinen Thron im Kampfe mit Europa zu behaupten, ist an dem Zusammenwirken der preussischen und der britischen Macht gescheitert. Gneisenaus Verfolgung jagt die Franzosen bis Laon. Elf Tage nach der Schlacht steht Blücher an der Seine, am 10. Juli 1815 ziehen die verblündeten Monarchen zum zweitenmal in Paris ein. Am 20. November ist der Zweite Pariser Friede unterzeichnet. Er nimmt Frankreich die Grenzen von 1792 und gibt ihm die von 1790, nimmt also Saarbrücken, Saarlouis und Landau zurück, rührt aber nicht an Elsaß und Lothringen und wird von der Heiligen Allianz überschattet, vor der alle Monarchen des Festlandes das Knie beugen, um Europa die äußere Ruhe

wiederzugeben und sich vor der Ausbreitung der von allen gleichmäßig gefürchteten demokratischen Idee zu bewahren.

Nur England, das bündnistiftende, koalitionsuchende England bleibt dem Bunde fern. Es will keinen Teil an dem Fürstenbündnis, zu dem Alexander, der schwärmende Freund der Juliane v. Krüdener, die Monarchen geladen hat. Der Prinzregent, der an Stelle des wahnsinnigen Königs Georg III. die Regierung führt, übt englische Kritik an dem heiligen Werke, indem er erklärt, er könne der Allianz nicht beitreten, weil die britische Verfassung dem Könige die Vollziehung eines Staatsaktes ohne Gegenzeichnung der Minister verbiete. England kehrt zu seiner unabhängigen Stellung außerhalb des Systems der Festlandsmächte zurück, nachdem Frankreichs Vormacht gebrochen, die französische Seegewalt zerstört und das Gleichgewicht der Mächte wiederhergestellt ist. Es hat den Riesentampf gewonnen, in dem Abukir und Trafalgar wichtiger geworden sind als Marengo und Austerlitz und Jena von Waterloo beiseite geräumt wird.

Der Kampf um die Weltherrschaft, am Rhein entstanden und bis zum Nil, zur Meerenge von Gibraltar und über die Moskwa getragen, ist zum deutschen Strom zurückgekehrt, an dem nun Preußen als deutsche Vormacht des Westens waltet. Aber der Kampf um den Rhein ist abermals mitnichten ausgekämpft. Frankreich hat auch diesmal keinen Verzicht ausgesprochen, sondern sich nur den Umständen gefügt. Ludwig XVIII. ist zwar nicht der Erbe der Revolution, wohl aber der Erbe Ludwigs XIV. und bleibt als solcher im Besitze des geraubten Straßburg.

Frankreich war erschöpft, der Blutopfer müde und sah den Kaiser gelassen ziehen. Der französische Nationalstolz, der den Ersten Pariser Frieden hingenommen hatte, weil er nicht auf eine große Niederlage im Felde, sondern auf eine Kapitulation gegründet war, wandte das Haupt, um das blutige Feld nicht zu sehen, auf dem die Große Armee und der Kaiser nach heldenhaftem Kampf unterlegen waren. Frankreich hat Waterloo nie vergessen. Die Schlacht war kaum zu Ende geschlagen, als das Bedürfnis nach Rache und Vergeltung sich ihrer schon bemächtigte, um sie den politischen Zwecken der Nation dienstbar zu machen. Und aller Haß, der ganze Rachedurst wurde auf Preußen geworfen, denn man gab sich der festen Vorstellung hin, Wellington wäre beinahe völlig geschlagen gewesen, als die Preußen erschienen und dem siegreichen Heer in den Rücken gefallen seien. Marschall Grouchy, der nach der Schlacht bei Eigny die Verfolgung der Preußen übernommen hatte und an der Dyle vom Korps Thielemann gefesselt wurde, während Blücher mit dem herangezogenen Korps Bülow und den Geschlagenen von Eigny in Nacht und Wetter-

turm auf den Kanonendonner von Waterloo marschierte, wurde nicht ungeschickt, sondern „Verräter“ genannt. Napoleon nahm selbst an der Herstellung der Legende von Waterloo teil. Marengo und Waterloo haben eine Gedanken auf St. Helena eifriger beschäftigt als Jena, Austerlitz und die Berezina. Aus beiden Schlachten sucht er die Fehler zu tilgen und sie zu reinigen, um seine Feldherrnschaft vor jeder Minderung zu bewahren. Indoch war die ganze tragische Episode der Hundert Tage, waren das Raifeld und der Versuch, sein autokratisches Kaisertum mit konstitutionellen Zutaten zu verbrämen, waren Eigny, Quatre-Bras und Waterloo, die Flucht auf die britische Flotte, die Fahrt auf dem „Bellerophon“ und St. Helena notwendige Manifestationen im Leben des Titanen, er das Schicksal des Abendlandes in seinen Händen gehalten und Europa wie Ton geformt und geknetet hat und als der größte Zerkümmerter und ungleich als ein Träger revolutionärer Ideen über die Erde geschritten ist.

In den riesenhaften Kriegsentwürfen Napoleons war dem Rhein keine herrschende Rolle bestimmt, denn der Strom gehörte schon zum französischen strategischen Besitz, und das ganze Stromgebiet war französischer Vormacht untertan, als der Rorke aus dem Dunkel trat. Er hat ihn an der Etsch und am Fontanone mittelbar erobert, aber nie an ihm gekämpft. Die napoleonische Weltherrschaft ruhte von Anfang an nicht nur auf dem Besitze des Seinebeckens, sondern auch auf dem Besitze des Stromgebietes des Rheins. Von hier aus hielt der Imperator Italien, Deutschland und England in Schach.

Als Napoleon nach der Völkerschlacht bei Leipzig auf das linke Rheinker zurückfiel, schied er sich von der Grundlage seiner überragenden Stellung. Aber auch jetzt versagte er dem Strome größere strategische Bedeutung. Er wußte, daß er ihn weder mit der Armee, die er von den Leipziger Gefilden zurückgebracht hatte, noch mit 600 000 Mann verteidigen konnte, wenn der Feind entschlossen war, den Strom mit geballten Kräften zu überschreiten, und war zugleich überzeugt, daß eine siegreiche, bis zur Verachtung des Gegners ausgefochtene Schlacht in der Champagne oder in den Landern ihm das linke Ufer auf einen Schlag zurückgewann. Er hat diese Schlacht im Sommer 1815 liefern können, aber die Würfel fielen gegen ihn. Sein Weg war vollendet.

England sah Preußen im Jahre 1815 mit Wohlgefallen die Macht am Rhein beziehen und ließ seine eigene Armee unter Wellington noch drei Jahre in Nordfrankreich stehen, um den Bestand des Friedens zu sichern. So stark wirkte damals das Gefühl gemeinsamer Interessen gegenüber dem hegemonischen Frankreich. Aber die französische Nation ruhte von hanzigjährigem Krieg, und alles schien getan.

Die Epopöe war zu Ende.

Preußen ging in der Aufgabe, die ihm in Innern und am Rhein gestellt war, auf und litt gleich den anderen Kontinentalstaaten unter dem Fluch der Reaktion, die über Europa heraufzog, das Reformwerk Steins erstarren ließ und dem Schwung der Befreiungskriege die Flügel brach. England, das Land der politischen Kontinuität, organisierte unterdessen seine überseeische Weltherrschaft.

Das Industriezeitalter kündigt sich an und hißt seine Rauchfahnen an den Ufern des Rheins.

XIII.

Der Kampf um den Strombesitz vom Ausgang der Bourbonen bis zum Aufstieg der Hohenzollern

Der Wiener Kongreß — Das Retablissement Frankreichs — Russisch-französische Annäherung — Frankreich als handelnde Person — Das Stromgebiet des Rheins nach dem Zweiten Pariser Frieden — Die elsässische Frage im Jahre 1815 — Humboldt und Erzherzog Karl — Hardenberg und Görres — Kronprinz Ludwig von Bayern und Gneisenau — Friedrich I. von Württemberg und Mömpelgard — Die Schweiz und Holland im Jahre 1815 — Frankreichs Stellung am Rhein befestigt — Die Pentarchie als Hort der Reaktion — Frankreichs Einmarsch in Spanien — Chateaubriand in Verona — Der Freiheitskampf der Griechen — Die Seeschlacht bei Navarino — Der Kampf um die Dardanellen im Vordergrund des Geschehens — Zar Nikolaus I. und die Pforte — Frankreich und die afrikanische Küste — Karl X. und Villèle — Russisch-französische Orientpolitik — Frankreich nimmt die Rheinpolitik wieder auf — Das Projekt Polignacs — Die Julirevolution und die Eroberung von Algier — Die Franzosen in den Niederlanden — Die Aufrichtung Belgiens und die Spaltung der orientalischen Frage — Rißb — Louis Philipp und Napoleons Waise — Die Londoner Konferenz — Die Politik Thiers' — Frankreich fordert Kompensation am Rhein — Das Erwachen des deutschen Nationalgefühls — Die Eroberung Algeriens — Die Februarrevolution — Louis Napoleon und England — „Entente cordiale“ — Der Krimkrieg — „Berichtigung der Rheingrenze“ — Napoleon III. und das Nationalitätenprinzip — Napoleon III. „bedarf des Rheins“ — Magenta und Solferino — Napoleon III. in Baden-Baden — Frankreich in Annam und Mexiko — Das Zeitalter Bismarcks zieht herauf — Deutsches Gemeingefühl — Rückblick auf 1848 — Bismarcks Debut und Napoleons Politik — Der dänische Krieg — Englands Frontstellung — Die Londoner Konferenz — Düppel und Ussen — Die Deutsche Frage — Der Deutsche Krieg — Bismarcks Deckungspolitik — Napoleons Kompensationsforderungen — Das strategische Problem des deutschen Krieges — Langensalza und Custoza — Moltke und Benedek — Die Schlacht bei Königgrätz — Bismarck in Nikolsburg — „Rache für Sabowa“ — Napoleons diplomatische Niederlage am Rhein — Bismarck und die belgische Frage — Die luxemburgische Frage — Der Norddeutsche Bund — Mentana — Frankreichs öffentliche Meinung fordert den Rhein — „Es ist Frühling geworden

in deutschen Landen“ — Die römische Frage — Die spanische Thronandidatur und das Haus Hohenzollern — Frankreichs Einspruch — „La Prusse ome“ — König Wilhelm in Ems — Die Emser Depesche — Frankreichs Kriegserklärung — „Die ganze Schuld“ — Bismarck als Gestalter Deutschlands — England und Belgien — Der Deutsch-Französische Krieg — Die Feldzugspläne — Der Aufmarsch — Die Schlacht bei Wörth und das Treffen bei Spichern — Abzugsgefechte bei Metz — Die Schlacht bei Bionville — Die Schlacht bei Gravelotte-St. Privat — Die Rechtschwenkung — Die Schlacht bei Sedan — Die Revolution — Friedensunterhandlungen — Europa nicht zu Hause — Bismarcks Schicksalsstunde — Er fordert Elsaß-Lothringen — Englands Meinung — Die Französische Republik kämpft weiter — Gambetta — Die letzten Schläge — Das Bombardement von Paris — Die Gründung des Deutschen Reiches — Die französische Nationalversammlung — Der Frankfurter Friede — Rückblick auf das zweite Millennium des Kampfes um den Rhein

Der Zweite Pariser Friede trug das Rheinproblem ungelöst in die dunkle Zukunft des von Blutopfern ruhenden, allen revolutionären Ideen abgewandten europäischen Staatensystems, das der Wiener Kongreß auf Bällen und Konferenzen zurechtgerückt hatte. Die neuen Grenzsetzungen hatten nicht den Charakter dauernder Bindungen. Die künstlichen Neuschöpfungen waren nicht innerlich gefestigt. Die Politik der Großmächte stand immer noch auf Gegensätzen aufgebaut. Der Kampf um den Rhein trat in den Bann der allgemeinen Entwicklung, die durch den Eintritt Rußlands in den europäischen Machtkreis zu einer Bewegung viel größerer Massen geführt hatte, als dem europäischen Kosmos der verflochtenen Jahrhunderte eigentümlich gewesen waren. Das Schwergewicht der europäischen Politik rückte nach Osten. Der Sieg der Elemente, denen Napoleon in Rußland zum Opfer gefallen war, der Vormarsch, der die russische Armee von Moskau bis Paris geführt hatte, und die mythisch verklärte Stellung, die Zar Alexander sich als Gründer der Heiligen Allianz im Kreise der festländischen Potentaten erwählt, wirkten zusammen, Rußlands Gewicht gewaltig zu verstärken und die russische Ausdehnungspolitik als eine notwendige Folge der neuen Zurechtückung Europas erscheinen zu lassen. Das Dardanellenproblem begann das Rheinproblem zu überschatten.

Dieses Verhältnis blieb an die besondere Entwicklung Frankreichs gebunden. Solange Frankreich in den angewiesenen Grenzen verharrte und sein neues „Retablissement“ nicht in der Rückgewinnung der Rheinlande suchte, trat das Rheinproblem vor dem Dardanellenproblem zurück; sobald Frankreich seine traditionelle Rheinpolitik wieder aufnahm, wurde die Wage über dem Strom und den Meerengen ins Gleichgewicht gedrückt; sobald Frankreich erstarkte und seine Hegemonialgewalt zurückgewann, schnellte die Schale mit dem Dardanellenproblem in die Höhe, beherrschte der Kampf um den Rhein aufs neue die Welt.

Frankreich fühlte sich schon auf dem Wiener Kongreß nicht mehr vereinsamt. Da die Bourbonen gewissermaßen als Alliierte der Mächte erschienen, die sich gegen die Revolution, die Republik und Napoleon vereinigt hatten, war Frankreich von Anbeginn an keiner allgemeinen Feindschaft gegenüber-

gestanden. Die Rückkehr der Bourbonen ordnete Frankreich wieder in das europäische Staatsgefüge ein, und die Aufrichtung der Heiligen Allianz führte die französische Nation bald darauf in den Kreis der dynastischen Interessengemeinschaft zurück, die in dieser Alexandrinischen Schöpfung ihre romantisch gestaltete Wiedergeburt feierte. Das engere Einvernehmen, das Rußland, Oesterreich und Preußen als Aufsteiler Polens verknüpfte, wandte sich nicht gegen Frankreich. Alexander erblickte schon im Jahre 1814 in dem bourbonischen Frankreich einen Helfer, und die russische Diplomatie vertrat nicht zufällig und aus haarspaltender Finesse, sondern aus russischem Staatsinteresse den Standpunkt, daß man nicht mit Frankreich, sondern mit Napoleon im Krieg gelegen habe. Die osteuropäische und die westeuropäische Vormacht drängten zueinander.

Frankreichs unerschöpfliche Erneuerungskraft und unzerstörbarer nationaler Gesamtwille gliederten die Machtverhältnisse auf der Bühne des Westens rascher als Rußlands unbehilfliche Masse im Osten.

Der geistvolle Skeptizismus Ludwigs XVIII. gestaltete die Reorganisation der französischen Machtmittel und die Wiederaufnahme der traditionellen Politik leichter als leidenschaftliche Anteilnahme und Selbstbetätigung eines großen Königs vermocht hätten. Er entwaffnete den Spott der Jakobiner und der Bonapartisten, die ihm vorwarfen, er sei in den Fougons des Auslandes zurückgekehrt, durch die Erklärung „ich habe mich zwischen mein Volk und den Eindringling gestellt“ und fand in Graf Richelieu, einem Nachkommen des großen Cardinals, einen Staatsmann und in Baron Louis einen Finanzmann, die Frankreich binnen drei Jahren von der Kriegsschädigung und der Okkupation lösten. Im Jahre 1818 zogen Wellingtons Truppen aus Nordfrankreich und den Niederlanden ab. Richelieu unterzeichnete auf dem Kongreß zu Aachen den Eintritt Frankreichs in die Heilige Allianz. Im Jahre 1819 vollendete Marschall Gouvion St. Cyr die Neuordnung des Heerwesens.

Als Napoleon am 5. Mai 1821, von politischem Märtyrerglanz und der neuerstehenden Gloriole seiner Heldenlaufbahn umgeben, auf dem Felsen von St. Helena starb, wölbte sich der Bogen der französischen Macht deutlich erkennbar, anspruchsheischend, wieder von der Sambre bis zur Maas. Frankreich hatte nicht aufgehört eine Großmacht zu sein und folgte unablenkbar, unbeirrbar dem Stern seiner immanenten Hegemonialpolitik.

Im Jahre 1823 erschien Frankreich bereits wieder als handelnde Person auf der Weltbühne.

Das besiegte Frankreich hatte die in seinem Schoße wühlenden Verfassungskämpfe und das Ringen der entrechteten republikanischen Parteien

mit den ultrareaktionären Legitimisten überwunden und sich rascher aufgerafft als die siegreichen Staaten Mitteleuropas, die völlig in der Aufrichtung des Polizeiregiments aufgingen und unter Metternichs Leitung der politischen Kirchhofsruhe verfielen. Die Unterdrückung der Lehrfreiheit, die Einrichtung der Zensur, die Gefangennahme Jahnks, die Festsetzung, daß der deutsche Bundestag die innere Ruhe der Bundesstaaten durch Waffengewalt wiederherstellen sollte, die Verpflichtung der Bundesglieder, einander bei Widerseßlichkeit ihrer Untertanen gegenseitig Hilfe zu leisten, und die Erklärung, daß die landständische Verfassung eines Bundesstaates nur so weit Gültigkeit erlange, als sie mit der Vereinigung der gesamten Staatsgewalt in der Hand des Fürsten vereinbar bleibe, kennzeichneten den Geist der Zeit, der sich über ganz Europa und die britischen Inseln ausbreitete.

Unter solchen Zeichen war dem Kampf um den Rhein keine neue Gestalt gegeben. Trotzdem schied die Erörterung des Problems nicht mehr aus der Welt. Sie überlebte den Schwung der Befreiungskriege, die Deutschland nur zur Abschüttelung des fremden Joches, aber nicht zur Einheit geführt, und die Auseinandersetzungen des Wiener Kongresses, der der Sehnsucht der Völker keine vernünftige Zielfestsetzung gegönnt hatte. Aber auch der „Befreiungskrieg“ war nicht durchgefochten. Die Deutschen lebten der Überzeugung, daß der Zweite Pariser Friede dem deutschen Nationalverband die alten Grenzen nicht wiedergegeben habe, und die Franzosen erblickten in der ihnen auferlegten Norm des Jahres 1790 eine Verstümmelung ihrer nationalen Grenzen.

So waren Frankreich und Deutschland unbefriedigt von einem Kongreß geschieden, der sich rühmte, die europäische Welt göttlicher Weisheit gemäß gestaltet zu haben. Die Festsetzung der französischen Grenzen gab dem Stromgebiet die Ruhelage nicht wieder. Da der Zweite Pariser Friede den Raubgewinn Ludwigs XIV. noch einmal bei Frankreich gelassen und der französischen Ausdehnungspolitik die Ausfallstellung am Oberrhein erhalten hatte, war im Jahre 1815 die Verbrechung des fehlerhaften Zirkels nicht geglückt, der Europa seit dem Westfälischen Frieden, dem Friedensschluß zu Utrecht und den späteren Abkünften bis auf den Wiener Kongreß bedrängte. Hätte Europa das Elsaß damals von Frankreich gelöst und die alte Sprachgrenze wiederhergestellt, so wäre der Kampf um den Rhein im Rahmen einer allgemeinen Neugestaltung Europas ausgetragen worden. Da dies nicht geschehen war, wälzte die Lernäische Schlange sich weiter.

Die deutschen Patrioten hatten die Kabinette vergebens zu einer Festsetzung aufgerufen, die Straßburg in deutsche Hand zurückbrachte. Alle

Versuche waren an der Gegensätzlichkeit der Interessen gescheitert. Kein übermächtig auftretendes Nationalgefühl schwemmte die Hemmungen der Kleinen und die Widerstände der Großen hinweg. Vergebens suchte Wilhelm v. Humboldt den allgemeinen europäischen Gesichtspunkt hervorzuführen, um das Elßas aus der Umklammerung zu lösen, indem er in einer Denkschrift die Sätze niederlegte: „Die Sicherheit Europas muß die Basis des Friedens werden . . . Eine andere Verteilung der Kräfte ist das einzige Mittel, Europa vor neuen Gefahren wahrhaft zu beschützen . . . Man muß den an Frankreich stoßenden Mächten eine gesicherte Grenze verschaffen, indem man ihnen zu ihrer Verteidigung die festen Plätze gibt, deren sich Frankreich, seit es sie besitzt, als Angriffspforten bedient hat . . .“

Weber Rußland noch Österreich hatten sich zu solcher Höhe der Betrachtung erhoben, auch England war in der Auffassung befangen, daß es an der Rückkehr Straßburgs zur deutschen Gesamtheit kein Interesse habe. England blickte seit dem Jahre 1815 nicht mehr über Belgien hinaus. Sein Interesse lag in der Emanzipation Flanderns und Brabant's von der französischen Vormundschaft beschlossen. Deshalb sorgte der Herzog von Wellington während der Besetzung der Niederlande für die Ausbesserungen des alten Festungskreises, der die Niederlande zwei Jahrhunderte vor dem eroberungslüchtigen Nachbarn geschützt hatte. Als der Lord den Feldherrnstab niederlegte, um nach England zurückzukehren und das Staatsruder zu ergreifen, glaubte er alles getan. Österreichs äußerste Forderung gipfelte im Jahre 1815 in der Schleifung der Straßburger Festungswerke. Selbst Erzherzog Karl, der sich einen Augenblick mit der Aufrichtung einer Sekundogenitur am Oberrhein getragen hatte, verstummte und ließ die Forderung, daß die „Citadelle Deutschlands“ in deutsche Hand zurückkehren müsse, wieder fallen. Auch der Freiherr vom Stein, der den Zaren für die Rückverlegung der Grenze auf den Vogesenkamm zu gewinnen trachtete, fand kein Gehör.

Friedrich Wilhelm III. war zu scheu, zu sehr Preuße und durch die Erwerbung der Rheinlande zu sehr gebunden, um als Fürsprecher für den Oberrhein aufzutreten, an dem der Große Kurfürst einst brandenburgisches Blut vergossen hatte. Der preussische Staatsminister v. Hardenberg machte sich zwar die Forderung auf Zurückstattung des Elßasses zu eigen und wies darauf hin, daß ein angriffslustiges Volk wie die Franzosen für seine Nachbarn ewiglich bedrohlich sei, besaß aber nicht die Kraft, seinem Einspruch Nachdruck zu verleihen. Auch er war durch die Einverleibung der Erzstifte in preussischen Besitz gehemmt, obwohl Preußen diese rheinische Erwerbung nicht gesucht, sondern seiner Elbe- und Oderpolitik entsagt hatte, um die rheinischen Lande gegen sächsischen Besitz zu tauschen.

Das linksufrige Gebiet der Rheinlande war ihm von England und Rußland mit großem Eifer angetragen worden, Westfalen hatten Talleyrand und Metternich ihm zugeschoben. So saß es am Mittelrhein und in der westfälischen Landbucht in gesichertem Besitz. Görres war nicht müde geworden, die Festsetzung Preußens in den alten Landen am Rhein aus größerer Perspektive zu betrachten und den nationalen Gedanken in diese Besitznahme zu tragen. Als die Entscheidung gefallen war und die rheinischen Departements, deren Söhne schon bei Ligny und Waterloo „zur Verteidigung des deutschen Vaterlandes“ in den preussischen Reihen gekämpft hatten, dem Königreich Preußen endgültig einverleibt waren, schrieb der rheinische Patriot im „Rheinischen Merkur“: „Hand in Hand geschlagen mit den Landsleuten im Norden wird das rheinische Volk zum gemeinsamen Ziele gehen. Was verschieden ist in beiden, nach des Himmels verschiedener Art und der Abweichung der Stämme, wird sich mischen und aushelfen und wechselseitig zu einem starken Ganzen sich ergänzen.“

Wie Preußens Bemühungen um die Rückgewinnung des Elsasses scheiterten, so waren auch die Einsprüche Badens, Württembergs und Bayerns, die des französischen Druckes auf die Rheinflanke seit dem Jahre 1642 nicht mehr ledig geworden waren, von allzu geringem Gewicht. Den süddeutschen Staaten war keine Macht gegeben, die Frage zu lösen. Der Großherzog von Baden saß zu nahe dem gefährlichen Nachbarn, um sich für die Rückerstattung des französischen Aufmarschgebietes in die Schanze zu schlagen, und Bayern war durch die Tradition seiner zweihundertjährigen frankophilen Politik und seinen historischen Gegensatz zu Österreich und Preußen verhindert, seine Stimme zu Gehör zu bringen. Es hatte seinen Einfluß in Geheimverträgen ausgegeben, die auf die Gewinnung einer Verbindung der Rheinpfalz mit dem bayerischen Donaufstaat gerichtet waren, und kam nicht zu Wort. Trotz dieser Bindung schlug damals in Bayern ein deutsches Herz stark und voll für die nationale Einheit und die Rückkehr Straßburgs und des Elsasses in den Verband der deutschen Völker. Kronprinz Ludwig war vielleicht der einzige deutsche Fürst, der in jener partikularistischen Zeit ein einiges Reich ersehnte und in der französischen Vorherrschaft am Rhein das Grundübel der europäischen Politik erblickte, aber es war ihm nicht beschieden, dieser Sehnsucht Gestalt zu leihen und das Elsaß in den deutschen Schoß heimkehren zu sehen. Dem bayerischen Kronprinzen erstand merkwürdigerweise in dem preussischen Generalstabschef Gneisenau ein Bundesgenosse, der sich in Wort und Schrift für die Vereinigung des Elsasses mit Bayern einsetzte, aber Friedrich Wilhelm verbot seinem General unwirsch die Einmischung in die Politik und wies ihn zur Ruhe.

Auch der Schwabe fehlte nicht im nationalen Chor, der die Rückgabe des Elsasses forderte. König Friedrich I. faßte seine Meinung in den lapidaren Satz: „Auf keinem Punkt der Grenzen Frankreichs von den Alpen bis zur Nordsee sind die Bollwerke der angrenzenden Staaten durch die Natur deutlicher abgezeichnet als durch die Vogesen für die süddeutschen Staaten.“ Umsonst — der Schwabe konnte nicht einmal seine Grafschaft Mompelgard retten, obwohl die Bewohner des Elsäneländchens ihn bestürmten, sie heimzuholen. Er mußte die endgültige Einverleibung der Landschaft Montbéliard in die Grenzen Frankreichs geschehen lassen. Deutschland gab damit den Riegel der Burgunder Pforte für immer in Frankreichs Hand. Auch Mülhausen kehrte nicht zur alten Daseinsform im Rahmen der Eidgenossenschaft zurück. Die erwerbsfreudige Bürgerschaft zog so große Vorteile aus der französischen Volksgemeinschaft, daß sie die Rückkehr in kleinstaatliche Verhältnisse trotz der Hingabe ihrer alten Vorrechte, ihrer Sprache und ihrer Sitten scheute.

Die Schweiz besaß weder die Möglichkeit noch den Antrieb, den verlorenen Außenposten heimzuholen. Sie hatte auf den Friedenstag schwer um die Anerkennung ihrer ewigen Neutralität gerungen, die ihr von Frankreich entrissenen Stände wiedergewonnen, an der Südschwelle der Burgunder Pforte eine Grenzberichtigung, an der Westgrenze die Ausgestaltung einer durch geographische und historische Verhältnisse vorgeschriebenen Freizone erhalten und war nicht gesonnen, in den Streit der Mächtigen zurückzukehren. Die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, das ihr stets nur dann gefrommt hatte, wenn Frankreichs Vormacht in ein Wellental zurückgeschleudert worden war, genigte der aufgelockerten, in ihrer alten germanischen Struktur geschwächten Eidgenossenschaft, sich im politischen Daseinskampf zu behaupten. Eine andere Zielsetzung begehrte sie nicht mehr von den außenstehenden Gewalten. So schied das Quellgebiet des Stromes aufs neue aus dem Kampf um den Rhein, der in den Revolutionskriegen und in den Napoleonischen Feldzügen zum erstenmal über die Schweiz dahingebraust war. Die Kriegführung in der Schweiz hatte zuerst den deutschen, dann allen südlich der Alpen operierenden Mächten, zuletzt den Franzosen die strategische Bedeutung des Quellgebiets des Rheins eindrücklich gemacht und ihnen die Nützlichkeit der Neutralisierung dieser allseitig wirkenden Flankenstellung in der Hand eines wehrhaften Volkes aufs neue ins Bewußtsein gerufen.

Das Mündungsgebiet lag um so mächtiger zusammengeschlossen als unneutralisierbarer Raum zwischen den preussischen Rheinprovinzen, Frankreich und dem Armeekanal, aber auch hier war die germanische

Struktur geschwächt. England hatte alles darangesetzt, die alten spanischen Provinzen durch Verknüpfung mit der Republik der Niederlande dem Einfluß Frankreichs zu entziehen und so eine Schranke und ein Glacis aufzurichten, die dem französischen Ausdehnungsdrang ein Ziel setzten. Aber die Romanisierung der Sübprovinzen war zu weit gediehen, ihre politische Verwelschung zu ausgesprochen und die konfessionelle Scheidung der Belgier von den Holländern zu stark betont, als daß das entstandene Staatsgebilde das innere Gleichgewicht hätte behaupten können. Die flandrische Schlachtenebene spottete der Ausschließung aus der Domäne des Kriegsgottes, und das lebhafte Herrschbedürfnis des belgischen Volkes widerstrebte der Einordnung in einen von flämischem und batavischem Beharrungsvermögen beruhigten Staat. Der Einfluß Frankreichs strömte in mächtigen Pulsen durch die Scheldedepforte und das Maastal ins belgische Land.

So trug Frankreich, indem es das Elsaß behielt, den Anspruch auf das ganze linke Rheinufer zum zweiten Male heim und stand bald mächtiger im Rat der Heiligen Allianz als England lieb war.

Da Frankreich das Elsaß und Straßburg behauptet hatte, war ihm das Recht auf Eroberungen am Rhein gewissermaßen von einem europäischen Aereopag zugesprochen worden. Seine Stellung am Rhein war, dank der Behauptung des Elsasses, die einer gegen Mitteleuropa vorgeschobenen westeuropäischen Großmacht geblieben. Der Franzose hatte sich die strategische Beherrschung des deutschen Südens durch das Anklammern an den Oberrhein gesichert, Deutschland aber hatte seine natürliche, durch die Sprachenscheide gekennzeichnete Grenze nicht wiedergewonnen.

Als die Völker Europas sich um das Jahr 1820 gegen den Druck der Reaktion aufzulehnen begannen, Spanien wiederum die Fackel vorantrug und die liberale Bewegung gegen das absolutistische Regiment Ferdinands VII. die Heilige Allianz in den Harnisch rief, war es Frankreich, das als Mandatar der Pentarchie über die Pyrenäen zog.

Der Beschluß der Heiligen Allianz, Frankreich das spanische Mandat zu übertragen, wurde auf dem Kongreß zu Verona gefaßt. Der Kongreß erteilte Frankreich die Vollmacht in Spanien einzuzureiten und das absolute Königtum, „el rey netto“, wieder in die Gewalt einzusetzen. Eine Armee von 100 000 Mann rückte unter dem Lilienbanner auf napoleonischen Spuren über die Pyrenäen, durchzog das Land, in dem der Imperator die Blüte seines Heeres verloren hatte, auf einem militärischen Spaziergang, trieb die Truppen der Konstitution bis Kadix und erfüllte Europa durch die Erstürmung des Trocadero im Jahre 1823 zum ersten Male wieder mit dem Echo kriegerischen Handelns.

Unterdessen suchte Chateaubriand, der zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, in Verona das Ohr Alexanders I. zu betören und ihn für Frankreichs historische Rheinpolitik zu gewinnen. Acht Jahre nach der europäischen Festsetzung war Frankreich schon wieder bereit, den Kampf um den Rhein und somit auch den Kampf um die Hegemonie in Europa zu erneuern. Alexander entzog sich der Lockung, schürzte aber die Bande der Freundschaft fester, die Rußland und Frankreich seit den Tagen des Wiener Kongresses verknüpfen. Er bedurfte Frankreichs im Orient.

Die Balkanfrage kündigte sich an. Der Tag von Verona und Frankreichs überraschendes Hervortreten brachten Albion in Bewegung. England blickte von den Geschäften auf, sah den erst vor acht Jahren nach zwanzigjährigem Ringen niedergeschlagenen Rivalen plötzlich wieder im Felde erscheinen, sah ihn das spanische Mandat zur Ausdehnung seiner Handelsbeziehungen mit den spanischen Kolonien und den Nachfolgestaaten Spaniens auf dem amerikanischen Kontinent benützen und machte sich zum Handeln bereit. Frankreichs Wiederaufstieg drohte Europas künstliches, jetzt als unvollkommen erkanntes Gleichgewicht abermals zu stören und Englands Weltherrschaft und Handelshegemonie zu erschüttern. Gewann Frankreich seine Bewegungsfreiheit zurück, so begann der Kampf um die Vorherrschaft aufs neue, und mit ihm der Kampf um den Rhein. Da weder der Deutsche Bund, noch Preußen, noch Österreich daran dachten, diesen Strom von sich aus zu erobern, war der Friede am Rhein gesichert, bis Frankreich sich zu neuem Angriff erhob.

Noch war es hierzu nicht fähig, noch war seine äußere Politik zu sehr an die allgemeine europäische Politik gebunden, die sich jetzt trotz der ungeheuren inneren Spannungen nach außen entlud und in der Balkanzone neue Konflikte gebärte. Der Freiheitskampf der Griechen schlug in blendender Lohe am verdüsterten Himmel empor und forderte die leidenschaftlichste Teilnahme des angeketteten europäischen Weltbürgerturns heraus.

Der Philhellenismus ergriff alle Länder. Die Dichter aller Zungen sangen, eigener Sehnsucht Worte leihend, von der Freiheit der Griechen.

Als Admiral Codrington sich gegen den Willen des Kabinetts von St. James verleben ließ, das russische und das französische Mittelmeergeschwader mit seinen Schiffen zu vereinigen und die türkisch-ägyptische Flotte am 20. Oktober 1827 in der Bucht von Navarino kurz entschlossen in den Grund schoß, erhob sich das Dardanellenproblem in seiner vollen Größe vor dem überraschten Abendland.

Der Kampf um die Dardanellen schob sich in den Vordergrund der politischen Bühne, der Kampf um den Rhein tauchte in die Versenkung.

Die englische Regierung billigte Codringtons Handlungsweise mitnichten. Sie fürchtete, daß die Vernichtung der türkischen Marine Rußland zuvustatten komme und den Vormarsch der russischen Macht auf Konstantinopel beschleunigen werde. England hatte sich nicht getäuscht. Der Kanonendonner von Navarino schlug in eine von erzentrischen Spannungen erfüllte Welt. Romantische Vorstellungen schäumten über und drängten nach phantastischer Gestaltung. Wo Napoleons architektonische Einbildungskraft von Riesenkraft getragene Staaten und Reiche gestürmt, zauberten die überreizten Nerven der Nachgeborenen auf der Schwelle einer neuen Zeit rasch zerfließende Luftgebilde an den politischen Himmel.

Da erstand dieser schwärmenden Zeit ein Despot, dem Napoleons Genius versagt, aber der Charakter einer geschlossenen Persönlichkeit gegeben war. Zar Nikolaus I. bemächtigte sich des Orients. Nikolaus, der seinem Bruder Alexander am 1. Dezember 1825 unter den blutigen Vorzeichen einer Militärverschwörung auf dem Throne Peters des Großen gefolgt war, erklärte der Pforte als Schutzherr der christlichen Balkanvölker den Krieg und rückte mit Heeresmacht gegen den Bosporus. Er war als Eidam Friedrich Wilhelms III. der wohlwollenden Neutralität Preußens sicher und vertraute auf Frankreichs Freundschaftsbedürfnis, das Alexander seit den Wiener Tagen mit Eifer gepflegt hatte. Karl X., der seinen Bruder Ludwig im Jahre 1824 beerbt hatte, ließ den Saren gern gewähren. Er fand in Villèle einen Staatsmann, der an Choiseuls Mittelmeerpolitik anknüpfte und, gestützt auf das Einvernehmen mit Rußland, eigene Wege ging. Villèle wandelte die Politik Choiseuls, den veränderten Machtverhältnissen entsprechend, und wandte sich gegen die Barbarenstaaten, von denen Choiseul einst die Fregatten Ludwigs XV. zurückgerufen hatte, um die Interessen der hohen Pforte nicht zu verletzen. Jetzt fiel solche Rücksichtnahme dahin. Frankreich benötigte eine Beleidigung seines Konsuls, um mit Waffengewalt in Algerien zu erscheinen. Da die französische Macht sich noch nicht stark genug fühlte, den Kampf um den Rhein zu erneuern, warf sie sich hinter russischer Deckung auf die afrikanische Küste.

Die französische Ausdehnungspolitik betrat keine neue Szene. Die Kreuzzüge Ludwigs IX. und die Expedition Buonapartes nach Ägypten hatten die Tradition geschaffen, der die Bourbonen des 19. Jahrhunderts gehorchten. Es war auch keine Abkehr vom Rhein. Aber es war eine Abkehr von der selbstherrlichen Politik des „bon plaisir“ Ludwigs XIV., von der schrankenlosen Ideenpolitik der Revolutionszeit und von der egozentrischen Universalpolitik Napoleons. Die Vormacht Frankreichs war so geschwächt, das Gewicht Rußlands so vermehrt und die Verteilung der Kräfte im europäischen Staatensystem so differenziert, daß Frankreich

dem Kontinent nicht mehr allein entgegentreten konnte. Es bedurfte nicht mehr untergeordneter Helfer, sondern wieder gleichgeordneter Bundesgenossen. Die Zeit Königs Franz I. war wiedergekehrt. Zar Nikolaus übernahm die Rolle Solimans des Prächtigen. Galt es auch keinen Karl V. zu bekämpfen, so war doch das französisch-russische Einvernehmen gegen alle gerichtet, die Rußlands Ausdehnungspolitik im Osten und Frankreichs Machtpolitik im Westen Europas in den Weg traten. Nikolaus zog gegen Persien, der Bourbone gegen Algerien, Rußland verkündete das Balkanpatronat und den öffentlichen Anspruch auf den Bosphorus und die Dardanellen, Frankreich erstrebte die Wiederaufrichtung der Hegemonialgewalt über Belgien und die Eroberung der Sambre und des Rheins.

Als die Franzosen ein Landungskorps auf Morea ausschifften und den Griechen zu Hilfe zogen, während die Russen gegen Adrianopel rückten, wurden die Umrisse einer neuen europäischen Konstellation sichtbar. Deutschland schlief.

Die neue Weltkonstellation wurde bald durch ein drittes Problem bestimmt, das dem Kampf um die Dardanellen und dem Kampf um den Rhein den planetaren Hintergrund lieh, von dem sich fortan die Entwicklung Europas in Einzelzügen abheben sollte. Englands Weltherrschaft, die an die Beherrschung der Wogen geknüpft war, erschien durch die russische Ausdehnungspolitik in Asien und die Wiederaufnahme der französischen Mittelmeerpolitik plötzlich zu Lande bedroht. Die Landenge von Suez, auf der Buonapartes Pioniere nach den Spuren des antiken Kanals gegraben hatten, und die Wüstenstraße, auf der Alexander der Große durch Persien und Afghanistan gen Indien gezogen war, tauchten aus dem Dämmer vergangener Zeiten.

Das Vorrücken Rußlands in Persien und am Balkan und die Festsetzung der Franzosen in Algerien schlugen Horizonte auf, deren Anblick England mit Unruhe erfüllte. Nikolaus entriß den Persern im Jahre 1827 Erivan und marschierte am 28. April 1828, gestützt auf den Vertrag, den er am 6. Juli 1827 mit England und Frankreich geschlossen, um einem selbständigen Griechenstaat zum Leben zu helfen, gegen die Hohe Pforte. Als General Paskewitsch den Kaukasus überschritt und Erzerum eroberte, Diebitsch den Balkan überstieg und vor Adrianopel erschien, reckten sich die Schatten Rußlands drohend über den Zugängen des Orients.

Da erhoben in Frankreich Staatsmänner und Generale ihre Stimmen und mahnten die Regierung Karls X. an die Gunst der Stunde. Chateaubriand, der sich von Villèle geschieden hatte und zur Opposition übergegangen war, forderte die Wiederaufnahme des Kampfes um den

Rhein. Die Mahnung traf eine von inneren Kämpfen geschüttelte, aber stets bereite Nation. Es war zur Zeit, da Adolph Thiers die zehnbändige Geschichte der Revolution aufstürzte, um den Blick des französischen Volkes auf die Größe der Bewegung zurückzulenken, die Frankreich nicht nur die Befreiung vom alten Regime, sondern auch das linke Ufer des Rheins gebracht hatte. Das Frankreich Karls X. forderte den Rhein unverblümt zurück. „Was der Bosporus für Rußland ist, das ist für Frankreich der Rhein,“ lautete die Parole des Tages. Da Karls Staatsminister, Fürst Polignac, der Nachfolger Villèles, sich nicht stark genug fühlte, die Forderung mit den Waffen zu vertreten, schränkte er die Ansprüche Frankreichs ein, sandte aber den Entwurf einer Neuteilung der europäischen Welt nach Petersburg, um die Meinung des Zaren zu erforschen. Nie ist ein phantastischerer Plan erfunden worden als dieses Projekt aus romantischer Zeit. Es teilte Rußland Kleinasien und die Walachei zu, gab dem Hause Österreich Serbien und Bosnien, gedachte Thrazien, Thessalien und Griechenland unter dem Scepter des Drapiers als byzantinisches Reich zu erneuern, wollte Alt-Holland in preussische Hand legen, England die holländischen Kolonien überlassen, den König von Sachsen mit Seefländern belehnen und für Frankreich die Südpfalz, das Saarland, Luxemburg und Belgien in Anspruch nehmen.

Der siegreiche Vormarsch der Russen, den Englands diplomatischer Einspruch erst bei Adrianopel zum Stehen brachte, machte dem Spul ein schnelles Ende. Der groteske Entwurf teilte das Schicksal aller buntschillernden Seifenblasen und zerprang, aber der Anspruch Frankreichs auf Belgien und die Rheingrenze blieb bestehen. Der Ausbruch der Sultrevolution, die Karls und Polignacs ultrareaktionäres Regiment samt dem Thron der älteren Linie der Bourbonen binnen vier Tagen in den Abgrund riß, unterbrach Frankreichs Ausdehnungspolitik mitnichten. Am 8. Juli 1830 waren die französischen Truppen unter dem Lilienbanner in das eroberte Algier eingezogen, am 31. Juli erschien Louis Philipp von Orleans in Paris, am 9. August wurde er zum konstitutionellen König ausgerufen, am 16. August flüchtete Karl nach England. Die Tricolore wehte über Paris und wurde wenige Tage später auch auf der Kasbah von Algier aufgezogen. Daraufhin weigerte sich Palmerston, Englands leitender Staatsmann, ein engeres Bündnis mit der Regierung Louis Philipps einzugehen. England wurde durch Frankreichs Mittelmeerpolitik und das Auftauchen der belgischen Frage von einem Bündnis mit dem liberal und merkantil veranlagten Bürgerkönig abgeschreckt. Auch Rußland wandte sich von ihm ab. Der Zar wurde durch die Revolution und die Abkehr vom Prinzip der Legitimität bewogen, seine Politik von der

Frankreichs zu trennen. Nikolaus verschloß sich den Annäherungsversuchen des „Renegaten“ Louis Philipp und löste das Band.

Das revolutionäre Feuer, das in Paris zu einem sanften Brande gedämpft worden war und den alten Thron der Bourbonen verzehrt hatte, ohne das Staatsgebäude einzuäschern, warf seine Funken über die Grenzen und entfesselte überall die so lange unterdrückte liberale Bewegung. Hier konstitutionell, dort national, erfaßte sie ganz Europa und schlug in Polen und Belgien zu hellen Flammen auf. Das Königreich der Niederlande, die von England gehegte Schöpfung des Wiener Kongresses, brach in zwei Hälften auseinander. Der Sicherungsgürtel, der den europäischen Westen vor Frankreichs Ausdehnungspolitik bewahren sollte, zerbrach. Da Frankreich vereinsamt war, wagte Louis Philipp nicht Belgien zu annektieren. Er begnügte sich, seine Tochter als Gemahlin des erwählten Königs der Belgier, des Prinzen Leopold von Koburg, in Brüssel einzulehen und die Befestigungen fallen zu sehen, die Wellington während der Besatzungsjahre gegen Frankreich errichtet hatte. Aber Fortuna sorgte dafür, daß Frankreich auch in diesem Handel eine schöne Rolle bewahrt wurde.

Der Stolz Wilhelms von Oranien, der die Einheit der Niederlande nicht preisgeben wollte und Belgien mit Gewalt niederzuwerfen suchte, veranlaßte die Großmächte, Frankreich abermals als Mandatar ins Feld zu rufen. Es erschien unter der Trikolore als Bringer der Freiheit, obwohl nicht die Sorge um die Freiheit Belgiens, sondern die Sorge um die Ruhe Europas den Arm Frankreichs bewaffnet hatte. Im Spätherbst des Jahres 1832 rückten französische Truppen über die Grenze und brachten die Zitadelle von Antwerpen zu Fall. Holland wich in das Mündungsgebiet des Rheins zurück.

Da das neuerstandene Königreich der Belgier sich von der westflanderrischen Küste bis zu den Toren Luxemburgs erstreckte und die große Scheldemündung, die Sambresmündung, die Maasübergänge und die Ardennenpässe hütete, war es nichts anderes als ein Pufferstaat und ein nach allen Seiten wirkendes Glacis. Wer es beherrschte, wer es als Gefolgsmann gewann, errang am Kanal, an den Mündungen der großen Ströme und am Niederrhein das Übergewicht. Das insulare England, das zurückgedrängte Holland, das angriffsunlustige, ungeeinigte Deutschland waren nicht in der Lage, von diesem Übergewicht Gebrauch zu machen und es zu Offensivzwecken zu benutzen. Um so größer war der Schatten, den das hartanliegende, aus seinen Grenzen drängende Frankreich über Belgien warf.

Sechs Jahre mühten sich die Großmächte um die internationale Stellung des Landes. England dachte daran, Belgien dem Deutschen Bund einzu-

ordnen, aber Preußen lehnte den Vorschlag Palmerstons ab und trat in kurzfristiger Weise für eine Sicherung Belgiens durch die Großmächte ein. Frankreich ließ dies gern geschehen, da es dadurch gewissermaßen seinen Einfluß auf Belgien gewährleistet sah, ohne sich in Abenteuer stürzen zu müssen. Die Lösung war dem Bürgerkönig und der Reichthümer sammelnden Bourgeoisie Frankreichs in diesem Augenblick willkommener als eine Verwicklung, die der Nation einen Kampf auf zwei Fronten auferlegt hätte.

Die französischen Waffen kämpften um diese Zeit schon im Innern Algeriens, am Fuße des Atlasgebirges, und die Flotte, die von Portal, dem Marineminister Ludwigs XVIII., aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt worden war, kreuzte in der Levante. Hier reiften neue, England schreckende, Frankreich stachelnde Konflikte. Die Türkei und Agypten rückten gegeneinander, die orientalische Frage spaltete sich in das türkische und das ägyptische Problem.

Frankreich ergriff im großen Kampfe des Sultans Mahmud II. mit dem mächtigen Beherrscher des Niltales, Mehemed Ali, folgerichtig für den Agypter Partei und feierte den Sieg, den Mehemed Ali am 24. Juni 1839 bei Nisib über das Sultansheer davontrug, wie einen eigenen.

Napoleonische Erinnerungen stiegen auf und wurden von Thiers, den Louis Philipp zu seinem Staatsminister erkoren, zu glühender Ekstase gesteigert, war doch um diese Zeit die Asche des Imperators von St. Helena unterwegs, um im Pantheon beigelegt zu werden.

Als Rußland, Österreich und Preußen für die Pforte eintraten, Palmerston den Augenblick nützte, um Aiden zu erwerben und sich dann auf der Londoner Konferenz der Erias des Ostens anzuschließen, sah sich Frankreich isoliert und zum erstenmal bei einer größeren Neuordnung der Dinge zur Ohnmacht verurteilt. Louis Philipp mahnte seinen Ministerpräsidenten Thiers zur Nachgiebigkeit und wich vor dem drohenden europäischen Konflikt zurück. Er beugte dadurch einem Kriege vor, in dem Frankreich keinen Bundesgenossen gefunden hätte, verlor aber darüber seine Volksthümlichkeit. Die reizbare Nation fühlte sich tief verletzt und antwortete auf die Ablehnung, die Frankreichs orientalische Politik in London und auf dem Kontinent erfahren hatte, mit der Verwandlung der Stadt Paris in eine mächtige Zentralfestung und der Wiederaufnahme der Rheinpolitik. Der Feldzug in Algerien, wo jetzt 100 000 Mann an den Grenzen Marokkos kämpften, und der Wiederaufstieg Frankreichs zur Kolonialmacht, der sich in dieser Eroberung weithin kundgab, genügten der französischen Nation nicht mehr zur Befriedigung ihres Machtbedürfnisses. Kein Nebenziel, kein orientalisches Abenteuer, kein Ruhmes-

titel vermochte sie vom Rhein abwendig zu machen, dem sie jetzt mit heftigen Gebärden zustrebte, da sie ihren moralischen Anspruch als Vorvölk Europäas mißachtet sah.

Das französische Volk warf die Schuld an der diplomatischen Niederlage, die Ehlers erlitten, auf Preußen und Österreich, und die öffentliche Meinung, die seit der papierenen Revolution des Jahres 1830 von der Tagespresse beherrscht und gelenkt wurde, erhob sich zur Forderung auf die Rückerstattung des Rheinuferes. Der Zweite Pariser Friede wurde offen als eine Verstümmelung Frankreichs bezeichnet, die Wiederherstellung der natürlichen Grenzen verlangt und der hegemonische Gedanke auf den Schwingen revolutionärer und napoleonischer Erinnerungen über den Rhein getragen. In diesem geschichtlichen Augenblick trat die französische Nation zum erstenmal mit dem Anspruch hervor, Frankreich gebühre eine Kompensation am Rhein, wenn die französische Politik irgendwo in der Welt in Nachteil geraten sei.

So erneuerte Frankreich, das im Jahre 1815 Elsaß und Lothringen, Straßburg, Metz und Mömpelgard behauptet hatte, im Jahre 1841 seinen Offenfoanspruch auf deutsches Gebiet und die Ufer des Stromes, an denen der Deutsche in der Abwehr verharrete. Aber da zeigte sich, daß Deutschland, trotz der Schwäche seiner politischen Verfassung mehr war als ein geographischer Begriff, daß in den 38 Territorien, die im Deutschen Bund vereinigt waren, ein gemeinsames Nationalgefühl Raum gefunden hatte und zu lebendigem Bewußtsein erwachte, wenn der alte Bedrücker drohend über den Rhein rief. Da erhob sich das von engbrüstigen Verfassungen umschürte deutsche Volk zu Rundgebungen, die keiner fürstlichen Billigung mehr bedurften, um sich Gehör zu verschaffen. Zwar war die Antwort, die von den Ufern des gefährdeten Stromes aufstieg, noch nicht von staatlichem Machtwillen getragen, aber sie kündete doch den Anbruch einer neuen Epoche im Erleben des deutschen Volkes.

Der Kampf um den Rhein erstand nicht zu einem Waffengang der Seere, sondern zu einem gewaltigen Zusammenprall der Geister. Er offenbarte sich als der uralte Gegensatz zwischen Welsh und Deutsch, als ein Zwiespalt der Gefühle und eine Verschiedenheit der Auffassung, die nicht allein im Machtwillen des einen und in der Selbstbehauptung des anderen Volkes, sondern auch in der Unvereinbarkeit elementarer Empfindungen begründet sind.

Edgar Quinet schleuderte das Pamphlet „1815 et 1840“ in die Welt, um Frankreichs Zurückweichen vom Rheine als einen Verrat an der Sache der Menschheit zu geißeln und den Strom zurückzufordern. Nikolaus Becker antwortete mit dem Gesang: „Sie sollen ihn nicht haben den

freien deutschen Rhein, ob sie wie gier'ge Raben sich heißer danach schreien". — „Nous l'avons eu votre Rhin allemand, il a tenu dans notre verre," rief Alfred de Musset zurück. — Der französische Generalstab legte die Karten für einen Rheinfeldzug heraus, preussische Regimenter rückten felbmarschbereit ins Moseltal und lagerten zur Abwehr bereit an den Ufern der Saar. — Max Schneckenburger schenkte der „Wacht am Rhein" das Leben, deren getragene Weise seither unverlierbar über den Ufern des Stromes schwebt. Der französische Sozialist Louis Blanc schrieb die Worte nieder: „Die rheinische Frage ist für Frankreich nicht eine Frage der Gebietserweiterung, sondern eine Frage der nationalen Verteidigung," und sein Genosse Proudhon bezeichnete die französische Rheinpolitik als die „Mission Hugo Capets und aller seiner Nachfolger". — Helmuth v. Moltke zwang das Problem in den programmatischen Satz: „Wenn Frankreich die Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt . . ., so sollten wir uns in festem Entschluß vereinigen, das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken . . . bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat." So traf im Kampf der Geister Schwert auf Schwert.

Da die deutsche Gegenbewegung sich mit der Erweckung des rheinischen Frühliberalismus paarte und der Regierungswechsel in Preußen, wo dem nüchternen Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1840 der phantasievolle Friedrich Wilhelm IV. folgte, konstitutionelle Hoffnungen wachgerufen hatte, verbreiteten sich die Kreise der Erregung über das ganze deutsche Sprachgebiet und schlugen selbst im fernen Österreich noch patriotische Wellen.

Doch es kam nicht zum Kriege. Louis Philipp dämpfte die Erregung, indem er sich von Thiers schied und den Konflikt, der über der orientalischen Frage entbrannt war, durch einen Kompromiß löste. Frankreich nahm im Juli 1841 an der Konvention über die Meerengen teil und wahrte das Gesicht. Unterdessen vollendete die französische Armee die Eroberung Algeriens. Thiers hatte zwar noch im Jahre 1837 erklärt, mit einigen Geviertmeilen algerischen Bodens in der Umgebung von Oran, Algier und Bone könne er sich völlig zufrieden geben, aber der Eroberungsdrang wirkte auch hier in die Ferne und rückte Marokko, Tunis und das verlorene Agypten in den Gesichtskreis der Nation. Als die Scharen, die der Sultan von Marokko im Jahre 1844 dem algerischen Freiheitskämpfer Abdellader zu Hilfe sandte, von Marschall Bugeaud am Berge Isly geschlagen wurden und die französische Flotte Tanger und Mogador beschloß, war Frankreichs Macht in Nordafrika fest begründet. Die Beschließung der marokkanischen Küste verkündete die Erneuerung der französischen See-
geltung.

Erst im Jahre 1848 zerriß eine kurze Säsur die aufsteigende Linie des französischen Ausdehnungsdrangs. Als im Februar 1848 in Paris die dritte Revolution ausbrach und die im Jahre 1815 auf den Besitz — le système censitaire — gegründete konstitutionelle Monarchie beseitigte, wandte Frankreich sich einen Augenblick von der äußeren Politik ab. Louis Philipps Bürgerkönigtum wäre nicht so leicht gestürzt worden, wenn ihm größere Erfolge auf dem Felde der äußeren Politik gelächelt hätten. So aber entfloß es, von allen Parteien verlassen, unter einem Regenschirm, um einer bürgerlich-konservativen Republik Platz zu machen, die sich aus blutigen Straßenkämpfen zur Macht rang. Die große Barrikadenschlacht, die vom 22. bis 26. Juni 1848 in den Pariser Gassen wiederhallte, glich einer napoleonischen Walschlacht und sah allein sieben Generale im Feuer der Pariser Arbeiterschaft zusammenbrechen. Die Erhebung des vierten Standes wurde niedergeschlagen, aber die diktatorische Republik des Generals Cavaignac wandelte sich rasch zur Pseudorepublik Louis Napoleons, der sich am 2. Dezember 1851 durch einen Staatsstreich in den Besitz der vollen Gewalt setzte und kurz darauf das napoleonische Kaiserreich erneuerte. Die Franzosen begaben sich zum zweitenmal ihrer staatsbürgerlichen Freiheiten, um die Kräfte der Nation wieder in einer Hand zu sammeln. Das hegemonische Frankreich erstand zu kriegerischem Handeln. Der Kampf um den Rhein stieg langsam aus der Tiefe empor, in die er nach den Geschehnissen des Jahres 1840 zurückgesunken war.

Napoleon III. wechselte die Front zweimal, ehe er an ihn rührte. Er zog erst mit England gegen den Zaren Nikolaus, um Rußland für seine Abkehr von der französischen Freundschaft zu strafen, und schlug ihn vor Sebastopol, suchte aber bald den Frieden. Der Krimkrieg erstickte in den Laufgräben vor Sebastopol und in den Fiebersümpfen der Dobrudscha.

England hatte in der orientalischen Frage, die es in den Krimkrieg getrieben, in viel höherem Maße seine grundsätzliche russenfeindliche Politik zum Ausdruck gebracht als Frankreich, das die „Entente cordiale“, die es mit dem Inselvolk eingegangen, nur zur Stärkung seiner eigenen Machtstellung nützte. Die Interessen der beiden Alliierten klangen schon vor dem Friedensschluß auseinander. Rußlands Macht war durch den Fall Sebastopols geschwächt, aber nicht erschüttert worden, das britische Kriegsziel also nicht erreicht, wenn auch Nikolaus kurz vor seinem Tode zum zweitenmal von Adrianopel zurückgeseucht worden war. Das britische Kabinett forderte daher Napoleon III. nach dem Fall der Krimfestung zur Fortsetzung des Krieges auf. Frankreich bekannte sich zum entgegengesetzten Standpunkt. Ihm genügte der erfochtene Sieg, der das Prestige des Zweiten Kaiserreiches gefestigt hatte und ihm die Handlungsfreiheit

im Westen wiedergab, wenn Rußland die Front verkehrte und die russisch-französische Freundschaft wiederhergestellt wurde. Napoleon träumte schon von dem großen Pariser Kongreß, auf dem die orientalische Frage geordnet werden sollte. Die „Revanche“ für Thiers' Niederlage im Orient war genommen, Frankreichs Wiederaufstieg zur kontinentalen Macht gesichert. Trotzdem lehnte der Kaiser Englands Aufforderung nicht auf der Schwelle ab, sondern erklärte sich bereit, weiter zu kämpfen, wenn das britische Kabinett seine Einwilligung zu einer „Berichtigung der Rheingrenze“ gebe. Jählings und dennoch mit vorbestimmter Selbstverständlichkeit tauchte das Rheinproblem aus dem Wirbel der orientalischen Krisis.

Das deutsche Schicksal blickt gramvoll aus den Verhandlungen der Westmächte.

England lehnte Napoleons Forderung ab. Es wußte, daß Frankreichs Rückkehr an den Rhein die europäische Ordnung über den Haufen warf und Britanniens Weltstellung bedrohte. Die englische Staatsräson erkannte die Notwendigkeit, Frankreich vom Rheine fernzuhalten, im Jahre 1855 in kritischer Stunde noch einmal an. England verzichtete lieber auf eine Schwächung Rußlands, als daß es Frankreich die Rückkehr an den Rhein erleichtert hätte. So kam es zum Frieden. Paris sah den ersten europäischen Kongreß in seinen Mauern. Rußland wurde ins Schwarze Meer zurückgedrängt und ihm die Ausfahrt aus den Meerengen verboten. England gab die schrankenlos geübte Seepolizei preis und willigte in die Abschaffung der Raperie und der papierenen Blockade. Frankreich stand vorherrschend im Rate der Nationen. So verknüpfte sich der Kampf um die Dardanellen wiederum auf eigentümliche Weise mit dem Kampf um den Rhein, der auf dem Pariser Kongreß noch einmal im Dunkel der Zukunft zerfloß.

Als Napoleon III. die Bevollmächtigten der europäischen Staaten in den Tuileries empfing, erschien er als Schiedsrichter Europas.

Der Vertrag, der von Frankreich, Großbritannien, Rußland, Österreich, Preußen, Sardinien und der Türkei unterzeichnet wurde, löschte die Erinnerung an den Wiener Kongreß. Da Sardinien mit zu Rat geessen und Graf Cavour, der Staatsminister Viktor Emanuels, in der Verdrängung Österreichs aus der Lombardei und der Einigung Italiens das Ziel seiner Politik erblickte, bedeutete dieser Friedensschluß vielleicht eine Regelung der orientalischen Frage, aber keine Beruhigung Europas. Napoleon III. ging seinen Weg. Er wandte sich nach der Abfertigung Rußlands von außen nach innen in konzentrischen Kreisen dem Rheinproblem zustrebend, der italienischen Frage zu, um das Nationalitätenprinzip auf die Apenninische Halbinsel anzuwenden und suchte Österreich auf die

Julischen Alpen zurückzudrängen. Revolutionäre Kreise, denen er in turbulenter Jugend selbst angehört hatte, riefen ihn zur Tat. Aber unverrückbar stand hinter allen Problemen, die den grüblerischen, von romantischen Vorstellungen erfüllten Mann bewegten, das Rheinproblem, die Rückkehr Frankreichs an den Rhein, die Wiederaufrichtung seiner Vormacht auf beiden Ufern des Stromes.

Als der Kaiser im Jahre 1857 mit dem Prinzgemahl von England zusammentraf, erklärte er dem Gemahl der Königin Viktoria, er bedürfe des linken Rheinufers zur Befestigung seiner Herrschaft. In dieser Voraussicht schlug er im Jahre 1859, vom Attentat Orsinis an alte Verpflichtungen gemahnt, den italienischen Krieg.

Er zog zwar nicht aus, Piemont und die Lombardei für Frankreich zu erobern, sondern half Cavour die Österreicher aus Mailand zu vertreiben, aber er trug Nizza und Savoyen als vorausgeforderte Kompensation davon. Der Krieg, in dem Österreich die Schlachten von Magenta und Solferino verlor, nachdem es noch im Jahre 1848, kaum von der Revolution genesen, die Sarden bei Custoza, Volta und vor den Toren Mailands geschlagen hatte, wurde ohne den Deutschen Bund ausgefochten. Es war ein Krieg Österreichs, kein deutscher Krieg geworden. Die Rheingrenze wurde nicht mehr am Po verteidigt. Österreich stand allein und bezahlte seine historische Abkehr vom Rheine mit dem Verluste der auf Kosten des Stromes erworbenen Lombardei.

Als der Friede zu Villa franca geschlossen war, erschien Napoleon III. vor den Toren Germaniens. Der Imperator kam ohne Seeresgefolge. Er traf im Juni 1860 als Gast in Baden-Baden ein, wo die deutschen Fürsten soeben zu einem Kongreß zusammengetreten waren, um über die Lage des verblaffenden Deutschen Bundes zu beraten. Der Kaiser der Franzosen fand keine Gelegenheit, die Traditionen des Rheinbundes zu erneuern. Prinz Wilhelm, der Regent von Preußen, der den Thron seines in Geistesnacht gefallenen Bruders Friedrich Wilhelm hütete, gab auf dem Badener Fürstentag die Erklärung ab, daß er die Integrität Deutschlands wahren werde. Der Rhein wurde am Rhein selbst verteidigt.

Napoleon ließ es bei einer Brunnenkur bewenden und hielt an der „Entente cordiale“ mit England fest, um das französische Kolonialreich zu erweitern. Er zog mit England gegen Peking und besetzte das Königreich Annam. Als er sich im Jahre 1861 in das mexikanische Abenteuer verstrickte, um im Schatten des amerikanischen Sezessionskrieges im alten Aztekenreich ein transozeanisches lateinisches Kaiserthum aufzurichten, überschritt er den ihm gesteckten Machtskreis und band sich die Hände im Augenblick, da der deutsche Dualismus zur endgültigen Entscheidung drängte.

Das Zeitalter Bismarcks zog herauf.

Der Drang zur Einheit war in Deutschland seit dem Tage von Waterloo nicht mehr zur Ruhe gekommen. Stärker noch als der Drang zur inneren Freiheit befeelte er das in den Napoleonischen Kriegen zum Bewußtsein seiner Zerrissenheit, in den Befreiungskriegen zum Bewußtsein seiner Stärke erwachte Volk. Die Erstarkung des deutschen Gemeingefühls hatte in inneren Kämpfen und in von außen drohenden Gefahren unzweifelhaften Ausdruck gefunden. Sie lebte nicht nur in Sang und Dichtung, sondern auch in Kämpfen und Konflikten. Als der Tod König Wilhelms IV. von England das Band gelöst hatte, das Hannover an Britannien knüpfte, Herzog Ernst August von Cumberland den Welfenthron bestieg und die Verfassung aufhob, fand sich ganz Deutschland zusammen, den sieben Göttinger Professoren beizustehen, die sich gegen die Verfügung des Herzogs aufgelehnt hatten. Als Hoffmann von Fallersleben im Jahre 1841 das sehnsuchtsvolle Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ sang, um der Liebe zum großen Vaterlande Ausdruck zu leihen und den kurzen Zusammenstoß, den französische und deutsche Geister an den Ufern des Rheins ausgefochten, in die großdeutsche Sphäre hob, regte sich, von Westen hergetragen, aber von deutscher Empfindung erfüllt, der Flügelschlag einer neuen Zeit.

Die Hoffnungen auf die Errichtung eines großen Vaterlandes waren im Jahre 1848 furchtbar getäuscht worden. Die Reaktion war noch einmal über Deutschland dahingeschritten, aber das Beispiel der Neuordnung, die sich die Schweiz in fester und doch freiheitlicher Zusammenfassung ihrer konfessionell, kulturell und sprachlich verschieden geordneten Territorien zu einem wesentlich als politische Einheit empfundenen Staatswesen gegeben hatte, die Barrikadenkämpfe in den deutschen Residenzen, die zerfahrene demokratische Bewegung der freiheitlich erregten südwestdeutschen Lande, der Sturz des Metternichschen Systems und das tragische Schauspiel, das die ideal gerichtete, aber von allen Machtmitteln entblößte deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt geboten, waren nicht verloren gegangen. Die Saat fiel in blutige Furchen, um erst im Nachfroß ihre Keimfähigkeit zu erlangen und in einem späteren Lenz auf gebrängterem Feld ans Licht zu steigen.

Das Debüt Otto v. Bismarcks als leitender preussischer Staatsmann, stand daher im Zeichen der Reaktion. Aber dieses Zeichen erschien an einem von Wetterwolken verhangenen Himmel, der keinen Austrag verfassungsrechtlicher Kämpfe ohne Gefährdung der Machtmittel des Staates mehr ertrug. Die napoleonische These von der Anwendung des Nationalitätsprinzips drohte die ganze Welt aus den Fugen zu sprengen. Italien verdankte ihr seine nahezu vollendete Vereinigung, die Donaufürstentümer

ihre langsam reifende Selbständigwerdung, die Polen einen erbarmungslos geführten Zustand. Deutschland aber sah sich immer noch im Deutschen Bunde gefesselt, der ein Mittel zur Teilung, kein Mittel zur Zusammenfassung der deutschen Kräfte darstellte.

Da Frankreichs historische Rheinpolitik auf die Zersplitterung Deutschlands gegründet war, konnte Napoleon das Nationalitätenprinzip nicht auf Germanien anwenden, ohne den Besitz des Elsasses zu gefährden. Aber er stützte sich auf eine andere, nicht minder wirksame These, diesem Einwurf zu begegnen, auf die alte französische Forderung, daß mit Frankreich vereinigt Gebiet seine nationale Ruhelage gefunden habe, und bewahrte nicht nur den Grundsatz der Revolution, daß die alten Rheindepartements zu Frankreich gehörten, sondern auch die cäsarische Begriffsbestimmung Galliens und die Lehre von den „natürlichen Grenzen“. So bewegte er sich in Widersprüchen und Paradoxien, um Deutschland zu verweigern, was er Italien zugestanden hatte, war aber bereit, Deutschlands Zusammenfassung in eine preussische, eine österreichische und eine französische Sphäre zu gestatten und wurde nicht müde, seine Kompensationspolitik zu pflegen, um Belgien und das linke Rheinufer wieder zu Frankreich hinüberzuziehen. Die Schlagwörter und die Methoden wechselten, aber die Zielfestsetzung der französischen Politik blieb dieselbe. Nur die Verstrickung in das mexikanische Abenteuer und militärische Erschöpfung hinderten ihn, den Vormarsch auf die Sambre und die Saar anzutreten, als der Kampf der Herzogtümer Schleswig und Holstein um ihre autonome Stellung und der Eintritt Preußens, Österreichs und des Deutschen Bundes in den Krieg mit Dänemark die deutsche Westflanke im Norden im Jahre 1864 ohne Verteidigung ließ.

Es war ein bedeutungsvoller Augenblick. Die europäische Arena sah zum erstenmal seit undenklichen Zeiten deutsche Heere ins Feld rücken, ohne daß eine fremde Hand sich vorweg ins blutige Spiel mischte.

Als ein österreichisches Geschwader in der Nordsee erschien, die Preußen am 18. April 1864 die Düppeler Schanzen erstürmten und die Dänen nach hartnäckigen Kämpfen vor dem Andrang der Alliierten nach Sütlund und auf die Insel Alsen flüchteten, war der Bann gebrochen, der die Deutschen seit Jahrhunderten unter europäischer Aufsicht gehalten hatte. Aber der Augenblick war kritisch, wie jede geschichtliche Wendung zu neuen Zielen. Nicht Frankreich, sondern England geriet in Bewegung und tat alles, den Vormarsch der vereint vorrückenden Preußen und Österreicher diplomatisch zu hemmen und Dänemark vor größerem Unheil zu bewahren.

Rußland und Frankreich ließen England den Vortritt. Bismarck hatte Rußlands Freundschaft durch seine russenfreundliche Haltung im Polen-aufstand gewonnen und hielt Napoleon durch feinsingerige Behandlung der

französischen Kompensationspolitik in Schach. Als England zum erstenmal die Front verkehrte und den deutschen Waffen zur Sicherung seiner Vorherrschaft auf dem Meere auf dem Marsch zu den nordischen Häfen und Inseln Halt gebieten wollte, traf es auf den harten Willen des überlegenen zielbewußten Neugestalters der preussischen Macht. Bismarck war weder gesonnen, Schleswig und Holstein den Dänen zu überlassen, noch österreichischem Einfluß an der Ostsee Raum zu geben, noch die deutsche Kleinstaatenwelt durch eine neue Zwergengeburt zu vermehren, noch sich unter das Joch einer Konferenz zu bücken. Er war im Begriff, Preußen Bewegungsfreiheit zu erkämpfen und den Staat Friedrichs des Großen von dem Fluch der Verzichtspolitik und der Willfährigkeit zu erlösen, der seit dem Tode des Großen Königs auf ihm lastete. So hatte einst der Cherusker unter den Stämmen Niedersachsens geworben, ehe er die Völker Nordgermaniens gegen die böhmische Zitabelle führte.

Die Londoner Konferenz verlief ergebnislos. Bismarck beharrte nach der Gewinnung Österreichs für seine Ansicht auf der Grenzlinie Sondern—Alpenrabe, der Däne lehnte im Vertrauen auf spätere britische Hilfe die Forderungen der Verbündeten ab, der Krieg nahm seinen Fortgang. Die Preußen stürmten Alsen, die Österreicher eroberten Morsø, die Dänen wichen, von keiner Macht unterstützt, nach Norden und suchten den Frieden. Der Friede, der am 30. Oktober 1864 zu Wien geschlossen wurde und die Herzogtümer Lauenburg, Holstein und Schleswig in die Hand der Verbündeten legte, war der erste, der deutsche Mächte in voller Freiheit handeln sah. Er führte zur Krisis des Deutschen Bundes und dem großen deutschen Kriege, der in der Verfassung des Deutschen Bundes, dem neuerstandenen Machtwillen Preußens und der Entwicklung des historisch gewordenen preussisch-österreichischen Gegensatzes vorbereitet lag, aber er verkündete auch den Niedergang der französischen Allgewalt, die seit dem Pariser Kongreß auf Europa gelastet und Englands Einfluß zu Wasser und zu Lande unmerklich in den Hintergrund gedrängt hatte.

Im Jahre 1865, kurz nach der Beendigung des Dänischen Krieges, erschien Bismarck am Hoflager des Kaisers in Biarritz, um sich mit der napoleonischen Sphinx über die deutsche Frage zu unterhalten. Er kehrte beruhigt nach Berlin zurück, überzeugt, daß Napoleon sich nicht mit Österreich zu einem Waffenbündnis zusammentun, sondern äußerlich neutral zu bleiben gedachte, bis der Krieg zur Verklämpfung der beiden Mächte geführt hätte, um erst dann seine Ansprüche auf „Kompensationen“ anzumelden. Louis Napoleon gedachte im gegebenen Augenblick unter erzwungener Billigung der gefesselten Gegner am Rhein einen Pufferstaat unter französischem Patronat aufzurichten.

Es galt daher den Krieg so zu gestalten, daß Napoleon weder Zeit noch Raum fand, sein Gewicht in die Waagschale zu werfen und Kompensationsforderungen geltend zu machen. Preußens Strategie ist damals durch diese Erwägung in höherem Maße bestimmt worden als durch die Rücksicht auf die allgemeinen militärgeographischen Verhältnisse.

Der Deutsche Krieg, der im Jahre 1866 aus dem historischen Dualismus Preußens und Österreichs entstand, war die erste große deutsche Auseinandersetzung der neueren Zeit, an der weder England, noch Rußland, noch Frankreich Anteil nahmen. Bismarck hielt Rußland durch seine Polenpolitik freundschaftlich gebunden und Österreich war durch den Verlust der Lombardei zu sehr vergrämt, um ein offenes Bündnis mit Frankreich einzugehen. Napoleon aber gefiel sich in der Rolle des Tiberius. Wie jener den Armin und Marbod ihren Kampf hatte ausfechten lassen, um die Früchte deutscher Zwietracht zu ernten, so saß Napoleon III. still und wartete des Gewinnstes. Italien ergriff um so begieriger die Gelegenheit, abermals mit fremden Waffen zu schlagen und rückte als Bundesgenosse Preußens gegen Venedig.

Als Preußen und Österreich widereinander zogen, erstand die Maxime Friedrichs des Großen, daß Preußens Kriege „kurz und viß“ sein müßten, zu neuem Leben. Nur wenn es Preußen gelang, Österreichs und seiner deutschen Verbündeten binnen kurzer Zeit Herr zu werden und einen Frieden auf breiter, tragfähiger Grundlage zu schließen, ehe Napoleon als eigennütziger Mediator erscheinen und seine Ansprüche auf das linke Rheinufer mit der Schärfe des Schwertes vertreten konnte, gedieh die gewaltsame Lösung der deutschen Frage Deutschland zum Heil.

Napoleon ließ sich nach vielen Winkelsügen daran genügen, Bismarck Neutralität zu versprechen, Österreich in Paris eine Anleihe von 265 Millionen Franken zum hübschen Kurs von 65 Prozent zu gewähren und mit Kaiser Franz Joseph einen geheimen Vertrag zu schließen, der Österreich im Falle seines Sieges Schlesien zusprach, wenn es Venedig abtrete und in die Aufrichtung eines „autonomen Staates“ am Rhein willige. Niemand zweifelte daran, daß Österreich, Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel und die süddeutschen Staaten Preußen überlegen waren. Frankreichs Rheinpolitik stand also in der Deckung vor neuen Zielen.

Der Krieg brachte aber auch die Krise des Deutschen Bundes zur Reife, jener auf Machtlosigkeit gestellten, von Österreich und Preußen hin und her gezerrten und vom Ausland über die Achsel angesehenen Organisation der deutschen Staaten, die sich der wesenlosen Bürgschaften der Unterzeichner der Wiener Kongressakte erfreute. Dieses europäische Statut besaß keine Kraft mehr, seit es vom Pariser Kongreß wie ein altes Freskogemälde überflutet worden war.

So hing an Verlauf und Ausgang des drohend heraufsteigenden Krieges noch einmal das Schicksal der deutschen Nation und zugleich das Schicksal des deutschen Rheins.

Seit Österreich sich ganz vom Rhein geschieden und Preußen zu ihm zurückgekehrt war, lag dieser Austrag in der Entwicklung vorgezeichnet. Die Entscheidung war zu einer intergermanischen staatlichen Machtfrage geworden, nachdem der begeisterungsfrohe idealistische Versuch eines Wiederaufbaues des alten Reiches auf liberaler und großdeutscher Grundlage im Jahre 1848 am Widerstand der Kronenträger, am Sonderbewußtsein der Einzelstaaten, am Mangel materieller Machtmittel und an innerer Unreife gescheitert war.

Das strategische Problem des Krieges lag tief im politischen Gehäuse gebettet. Österreich stand trotz der Zweifrontenbildung vor der einfacheren Aufgabe, wenn es genügend Zeit gewann, seine böhmischen Streitkräfte in Bewegung zu setzen und dem nordischen Kriegsschauplatz die Bedeutung des Entscheidungsfeldes zumaß. Rückten Sachsen und Österreicher in Böhmen, Hannoveraner und Süddeutsche vor der Saalepforte zusammen, so waren die Preußen vor eine Aufgabe von friederizianischer Größe gestellt. Es blieb Preußen daher keine andere Wahl als den Feind vor der Vollendung seines strategischen Aufmarsches und der Vereinigung seiner Masse auf der sächsischen Schlachzebene zu überfallen, Hannover und Hessen im Norden zu fesseln und Sachsen und Österreicher in Böhmen zu schlagen, ehe Bayern und Schwaben hier oder dort zur Stelle waren. Der Feldzug drängte daher schon zur Entscheidung, als die Armeen noch in ihren Quartieren lagerten.

Am 14. Juni 1866 zerbrach der Deutsche Bund unter dem Zusammenstoß der preussischen und österreichischen Gewalten, am 15. Juni erklärte Preußen an die Parteigänger Österreichs, Sachsen, Hannover und Hessen, den Krieg, am 16. Juni rückten preussische Truppen in Hannover und Sachsen ein. Am 18. Juni war der preussische Aufmarsch gegen Böhmen in vollem Gange. Es war der erste große Eisenbahnaufmarsch der Kriegsgeschichte.

König Wilhelm hatte den Feldherrnstab in die eigene Hand genommen, die felbherrliche Leitung aber dem Chef des Generalstabes, Hellmuth v. Moltke, übertragen. Es war kein Krieg der Kabinette, aber auch noch kein Krieg der Völker. Die Mächte rückten ins Feld. Preußens staatsbildende Kraft stieg, von Bismarcks gestaltendem Temperament emporgeschleudert, Anklammerung heischend, aus dem zerrissenen Schoß der deutschen Welt.

Friederizianische Erinnerungen kreiften wie Sturmvögel über den preussischen Armeen, die von drei Seiten gegen Böhmen vorrückten, während

der König von Italien an der Etsch aufmarschierte, um Venetien zu erobern.

Europa suchte den Sieg bei den österreichischen Fahnen, die, von den Streitkräften der meisten deutschen Mittelstaaten unterstützt und von Napoleons geheimen Segenswünschen begleitet, auf den geschichtlichen Schlachtgefilden des habsburgischen Kaiserhauses in Nord und Süd im Feld erschienen.

Die Feder folgt den Zügen des letzten deutschen Bruderkrieges, der dem zweitausendjährigen Dualismus ein Ende setzen sollte, nur in flüchtigen Umrissen, denn mahnend klingt unter der Schwelle des böhmischen Feldzuges das Rauschen des Rheins.

Moltke sandte drei Divisionen gegen Hessen und Hannover, um die Streitkräfte beider Staaten vom Main abzuschneiden, und führte drei Armeen über die böhmischen Grenzgebirge, um vor den Österreichern in Böhmen aufzumarschieren und ihnen an der Elbe eine Entscheidungsschlacht zu liefern.

Unterdessen sammelte Napoleon III einen Teil seines Heeres im Übungslager von Châlons. Es waren stolze Regimenter, über denen die alte napoleonische Gloriole und der neuerworbene Ruhm des Krimkrieges und des italienischen Feldzuges schwebten, aber keine kriegsbereiten Truppen. Frankreich war daher nicht in der Lage, sein Schwert mit vollem Aufschlag in die Wagschale des Krieges zu werfen, der sich jenseits des Rheins mit napoleonischer Wucht entlud.

Die Verbündeten brachten 340 000 Mann in Bewegung, Preußen warf 311 000 Mann ins Feld. In Italien standen 140 000 Österreicher gegen 250 000 Italiener. Am 16. Juni — noch ehe der Aufmarsch gegen Böhmen vollendet war — fiel Preußen gegen Hannover aus. General Vogel v. Falckenstein zwang die unfertige Armee Georgs V., des blinden Königs von Hannover, zu überstürztem Abmarsch auf den Main. Die Hannoveraner schlugen sich bis Langensalza durch, warfen am 27. Juni das preussische Korps Fließ auf Erfurt zurück, sahen sich am Tage darauf von völliger Umfassung bedroht und streckten mit geleerten Patronentaschen die Waffen. Die Preußen gewannen Kurhessen und Thüringen, brachen aus der Saalepforte hervor und rückten gegen den Main. Der Deutsche Bundestag floh von Frankfurt nach Augsburg. Die Hessen wichen über den Fluß, der jetzt zum erstenmal als strategische Frontlinie in die Erscheinung trat, Österreichs süddeutsche Verbündete sahen sich in die Abwehr gedrängt und standen ungeschlagen auf verlorenem Feld. Als der Juni zu Ende ging, waren die preussischen Hauptarmeen der Gefährdung ihrer rechten Flanke enthoben. Aber die Entscheidung war noch nicht voraus-

bestimmt, denn die Italiener waren am 24. Juni von Erzherzog Albrecht bei Custoza angefallen, durchbrochen, aufs Haupt geschlagen und zu haltlosem Rückzug auf Modena gezwungen worden.

So hing um die Monatswende noch alles in der Schwebe. England und Rußland sahen dem Waffengang aus der Ferne zu. Napoleon rüstete zur Vermittlung, die er anzubieten gedachte, sobald die erste blutige Schlacht in Böhmen geschlagen war. Er hielt seine „Kompensationsobjekte“ bereit, Saarbrücken und Landau winkten ihm als erste Etappe auf dem unblutigen Vormarsch zum Rhein.

Moltkes böhmischer Feldzugsplan war an das preussisch-sächsische Eisenbahnsystem gebunden. Es galt die drei Angriffsarmeen so hart wie möglich nebeneinander zu setzen und sie auf böhmischer Erde vor dem Feinde zu vereinigen. Strategische Offensive und Versammlung nach vorn flossen in diesem Plan zusammen. Die Elbearmee des Generals Herwarth von Bittenfeld marschierte bei Torgau auf, die 1. Armee des Prinzen Friedrich Karl rückte bei Görlitz zusammen, die 2. Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm sammelte sich in Schlesien. Landesväterliche Sorge des Königs, der von der Provinz Schlesien um Schutz gegen die bei Olmütz stehenden Österreicher gebeten wurde, zwangen den Feldherrn, die 1. und die 2. Armee mehr nach links zu schieben als dem konzentrischen Vormarsch förderlich war. Moltke gehorchte ungern. Am 16. Juni überschritt die Elbearmee, 46 000 Mann stark, die sächsische Grenze, am 22. Juni erhielten Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz den Befehl, mit 93 000 und 115 000 Streitern in Böhmen einzurücken. So brachen die Preußen in drei Armeekolonnen auf getrennten Wegen durch das Gebirge, um sich in Böhmen vor dem Feinde zu vereinigen. Die sächsische Armee zog sich auf die österreichischen Streitkräfte zurück.

Der dreigeteilte Vormarsch führte ins Unbekannte. Stand der Feind schon auf den inneren Linien versammelt, so konnte er den Angreifer anfallen, ehe er seine Masse vereinigt hatte. Aber die Österreicher waren noch nicht zur Stelle. Benedek war erst am 21. Juni aus dem Olmützer Lager aufgebrochen. Auf drei Straßen rückte er gen Königgrätz in den Mittelpunkt des strategischen Kreises, um den Sachsen die Hand zu reichen und den Preußen an der Elbe Halt zu gebieten. Moltkes kühner Vormarsch nahm dem langsameren Gegner das Gesetz aus der Hand. Ehe Benedek den Zentralraum erreichte, hatten die Preußen sich von drei Seiten schon so weit vorbewegt, daß die Österreicher den Vorteil der inneren Linien an den Nachteil taktischer Beengung tauschen mußten. Es gelang den Österreichern auf ihrem Flankenmarsch nur noch eine der aus dem Gebirge tretenden Kolonnen der Kronprinzenarmee zu schlagen, in den

anderen Paßgefechten wurden sie mit schweren Verlusten abgewiesen. Die Runde von dem siegreichen Gefecht bei Trautenu war der letzte Sonnenblick, den der böhmische Himmel nach Wien hinübersandte. Die Sachsen und das österreichische Spitzenkorps vermochten den nördlichen Vorraum nicht zu halten und wurden in dem blutigen Gefecht bei Gitschin nach innen geworfen. Wenige Tage darauf standen Österreicher und Sachsen zwischen der Bistritz, der Trotina und der Elbe im Umkreis von Sadowa, Ehlum und Lipa vor den Nordwesttoren der Festung Königgrätz mit zerzausten Korps zusammengedrängt und erwarteten den rastlos marschierenden Feind zum Austrag einer entscheidend gedachten Schlacht. Das wie von alters vorbestimmte Schlachtfeld war erreicht.

Der konzentrische Anmarsch der Preußen hatte die Gegner erst zu verlustreichem Ausweichen und dann zur Annahme des Kampfes auf beengtem Feld gezwungen. Das Schicksal des Krieges lag im Würfelfsturz einer einzigen Schlacht verborgen. Sie zog am 3. Juli 1866 über die nebelverhangenen Täler und Wälder der Bistritz herauf. Moltke setzte die Elbearmee und die 1. Armee vereinigt gegen den rechten Flügel und die Front Benedek's an, um den Feind mit voller Kraft zu fesseln, bis die 2. Armee in seine linke Flanke marschiert war und ihm den Stahl in die entblößte Weiche bohrte.

In der Nacht auf den 3. Juli ergingen die entscheidenden Befehle. Kronprinz Friedrich Wilhelm erhielt um Mitternacht in Königinhof durch reitende Boten die Weisung, die ihn zum Aufbruch und zum Vormarsch in des Feindes Flanke mahnte. So erfolgte die Vereinigung der preussischen Masse nicht vor der Schlacht sondern in der Schlacht selbst und durch den Feind hindurch. Am frühen Morgen griffen Herwarth und Friedrich Karl an. Benedek stand fest und verteidigte seine Höhenstellungen gegen die unermülich stürmenden Preußen. Aber die wütenden Gegenstöße seiner Infanterie, die, unbelehrt durch die Erfahrungen von Magenta und Solferino, wie in spätnapoleonischer Zeit in Bataillonskolonnen zum Gegenangriff vorbrach, und das Feuer seiner unerschütterlichen Artillerie, die Sänge und Mulden mit Granaten fegten, vermochten die Entscheidung nicht zu erzwingen. Der österreichische Feldherr verbiß sich in dem Ringen mit Herwarth und Friedrich Karl so, daß er den drohenden Flankenangriff der 2. Armee völlig aus den Augen verlor. Benedek verzweifelte trotzdem nicht am Erfolg. Er hatte in der Lombardei einst glücklich gefochten, hatte den Oberbefehl in Böhmen ungern übernommen und den Kaiser Franz Joseph noch am Vorabend der Entscheidung, trüber Ahnung voll, inständig gebeten, den Frieden zu suchen, erhob sich aber im Feuer der Schlacht zum Glauben an den Sieg und vertraute auf „sein altes Soldatenglück“.

Es wurde Mittag, die Sonne brach durch Nebel und Wetterwolken, schwerfällig schwankten die Schalen der Schlacht über den Hügel von Sadowa und den Wäldern der Bistritz. Benedek's Front war nach Westen gedreht worden, der rechte Flügel etwas vor-, der linke ein wenig zurückgegangen, das Zentrum unbeweglich stehengeblieben, seine Schlachtordnung weder umgangen noch durchbrochen. Allzu eng staute sich der Feind vor der österreichischen Stellung, statt des Gegners Flanke zu suchen. Schon samm der österreichische Feldherr auf einen Gegenangriff aus der Mitte, um das Zentrum des Feindes zu durchbrechen, da traf ihn der Flankenangriff der von Nordosten anmarschierenden 2. Armee mit überraschender Wucht in die ungeschützte Weiche.

Benedek war zwar durch eine Meldung des Festungskommandanten von Josefstadt gewarnt worden, hatte aber nur schwache, von Kampf und Marsch erschöpfte Korps gegen den neuen Feind abdrehen können. Sie wurden geworfen. Um 1 Uhr erschien im Rücken seines eigenen Standortes, auf der Höhe von Eblum, plötzlich preussische Gardeinfanterie, erstieg im Pulverrauch, der dicht über den mannshohen Getreidefeldern hing, den steilen Hang und tauchte hart vor den Batterien aus dem Dunst. Als der Gegenstoß rasch zusammengeraffter Reserven im Schnellfeuer der Zündnadelgewehre zersplitterte, fiel die österreichische Schlachtfrent, von hinten aufgebrochen, in Stücke auseinander. Benedek erfuhr das Gelingen des preussischen Flankenangriffs erst, als Eblum schon gefallen war. Er suchte den Feind vergebens durch das Feuer einer Batterie von 120 Kanonen zu zermalmen. Die zerrissene Ordnung ließ sich nicht wieder erneuern, die Schlacht war verloren. Hätte der Feind sich nicht abermals vor der österreichischen Front zusammengedrängt, so wäre die kaiserliche Armee gänzlicher Vernichtung anheimgefallen. Benedek entrann dem Verhängnis mit zerrütteten Verbänden. Kavallerie und Artillerie deckten, Attacken reitend und Kartätschen feuernd, voller Hingebung den Rückzug des Fußvolkes, das in wirren Massen gen Königgrätz enteilte. Ein Viertel des Heeres ging im Kampf und auf dem Abzug unter. Vom Schlachtfeld verlassen, dem überlegen operierenden Gegner weder auf dem Marsch noch im Feuer gewachsen, entwichen die Tapferen über Königgrätz auf Olmütz. Böhmen war verloren, die Preußen rückten auf Wien.

Da trat Bismarck vor den König, der den Sieg aus Moltkes Hand empfangen, und forderte den Erfolg zur Ausführung einer politischen Tat. Der große Staatsmann suchte, erhaben über Siegestrausch und Triumphgefühl, mit feherhafter Klarheit in die Ferne blickend, auf dem Kulminationspunkt des Angriffsfeldzuges den Frieden.

Die Kunde von der gewaltigen Schlacht lief an tausend Drähten um den Erdball. Schon zwei Tage nach dem preußischen Sieg riefen französische Offiziere an den Regimentstafeln im Lager von Châlons nach „Rache für Sadowa“. Sie gaben dem verletzlichen Nationalgefühl ihres Volkes Ausdruck, das den Aufstieg Preußens und die Verschattung eigener Siege als französische Niederlage empfand. Das Unbehagen, das alle Pariser Kreise erfaßte, war gerechtfertigt. Da Frankreich im Geheimvertrag vom 12. Juni 1866 auf Österreichs Sieg gesetzt hatte, war es bei Königgrätz mitgeschlagen und Napoleon vom Schicksal um den autonomen Rheinstaat betrogen.

Der deutsche Dualismus lag an der Elbe erschlagen. Das ganze europäische Brettspiel fiel auseinander. Eine neue Ordnung kündigte sich an. Wer sie zu seinen Gunsten nützte, riß die Leitung in seine Hand.

Ein gewaltiger diplomatischer Wettstreit begann.

Während Benedek den Rückzug von Olmütz auf die Donau fortsetzte, die Preußen auf Wien rückten und Erzherzog Albrecht mit der siegreichen Südbarmee in schwindelnden Eisenbahnmärschen vom Mincio an die Donau eilte, um dem Feinde eine ungebrochene Heereskraft entgegenzustellen, bemühte sich Napoleon, das zerrüttete Spiel neu zu stellen. Er trat auf ein besetztes Brett. Bismarck lehnte Frankreichs Einmischung auf der Schwelle ab. Der Garant des „Westfälischen Friedens“ sah sich zum erstenmal vor die Tür des deutschen Hauses gestellt, in dem er so lange nach Gefallen ein- und ausgegangen war. Da der Kaiser der Franzosen keine schlagfertige Armee besaß, um sich mit Gewalt zum Vermittler eines deutschen Friedens zu machen und dafür linksrheinisches Gebiet zu fordern, und weder Rußland noch England willens waren, sich in den Streit zu mischen, stand das hegemonische Frankreich machtlos vor dem deutschen Staatsmann, der ihm plötzlich statt des preußischen Junkers entgegentrat.

Als Bismarck dem französischen Botschafter am 9. Juli 1866 im preußischen Hauptquartier mitteilte, daß Preußen mit Österreich und seinen Verbündeten über den Frieden zu verhandeln gedenke, stieg am europäischen Himmel die Morgenröte einer neuen Zeit empor. Diese Verwandlung Bismarcks, diese Manifestation eines überlegenen Staatslenkers, der die Ereignisse nicht nur hervorrief, sondern auch höheren Zwecken dienstbar machte, sicherten Deutschlands Zukunft.

Napoleon III. verdankte es dem habsburgischen Stolz, daß ihm ein Scheinerfolg blühte, der seinen ersten Rückzug vor Bismarck deckte und Frankreichs verletztes Machtgefühl besänftigte.

Kaiser Franz Joseph brachte es nicht über sich, Venetien selbst in die Hand der Italiener zu legen, die bei Custozza zu Lande und bei Lissa zur

See geschlagen worden waren, und gab die Provinz an den Kaiser der Franzosen. So empfing das in Schlachten unglückliche, stets von Bundesgenossen zum Siege getragene italienische Volk Venetien aus Napoleons Hand. Diese Geste stärkte Napoleon den Rücken im diplomatischen Kampf. Der Kaiser der Franzosen gab das Spiel noch nicht verloren, denn diese Vermittlung erlaubte ihm, sich zwischen Preußen und die süddeutschen Staaten zu drängen.

Frankreich erklärte sich bereit, Preußen die Neuordnung der norddeutschen Verhältnisse zu überlassen, und forderte als Gegengewicht gegen den entstehenden Norddeutschen Bund eine Süddeutsche Konföderation. Die „deutsche Trias“ eines von Preußen überschatteten deutschen Nordens, eines von Österreich gebildeten deutschen Ostens und eines von Frankreich bevormundeten deutschen Südens erwachte noch einmal zu gespenstischem Leben. Dahinter verbargen sich Ansprüche auf deutsches Land, die den Kampf um den Rhein aus der Versenkung zerrten. In riesigen Wolkengebilden wälzte sich die französische Forderung als Drohung heran. Bismarck begegnete dem französischen Schachzug durch den Abschluß des Friedens mit Österreich, den er seinem königlichen Herrn am 26. Juli in Nikolsburg in leidenschaftlichen Kämpfen abrang.

Als Österreich und Sachsen unverkürzt an Land und Leuten aus dem Kriege hervorgingen und die preussischen Armeen die Front nach Westen nahmen, hob sich der Vorhang über einer verwandelten Szene. Drei Tage später trat Napoleons Minister mit der Forderung hervor, dem französischen Kaiserreiche sei für seine Nichtteilnahme am deutschen Kriege und seine Einwilligung zur Neuordnung der deutschen Verhältnisse in preussischem Sinne deutsches Land am Rhein zu überlassen. Napoleon III. verlangte die Saar, die Pfalz und das linksrheinische Hessen und stellte dieses Begehren als eine Sicherheitsmaßregel hin. Bismarck sah sich einer Wiederaufnahme der französischen Offensive gegenüber. Er wußte, daß Frankreich drei Wochen nach der Schlacht bei Sedan noch weniger imstande war einer solchen Forderung Nachdruck zu verleihen als zu Beginn des Krieges, aber er wußte auch, daß die Lage, die immer noch auf der Spitze des Schwertes im Gleichgewicht schwebte, durch das Auftreten Europas jeden Augenblick umgestürzt werden konnte. Preußen mußte die Ernte in die Scheunen fahren, ehe die Garanten der alten Ordnung aus dem Halbschlummer fuhren und nach einem Kongreß riefen.

Da Österreich aus dem deutschen Machtkreis geschieden war, um sich gegen Osten zu wenden, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt dem Königreich Preußen einverleibt wurden, auf die Gefahr, die welfische Gegnerschaft großzuziehen, hing nur noch der Friede

Preußens mit den Süddeutschen in der Schweben. Frankreichs Forderung stützte sich also vornehmlich auf den Zwang, den sein Einspruch zugunsten seiner alten süddeutschen Klientel übte. Doch nun wurde ihm gerade dieser Umstand zum Verhängnis. Preußen tat den zweiten großen Zug im weltbestimmenden Spiel und entriß dem Gegner die Waffe zu eigenem Gebrauch.

Bismarck schob die Hindernisse, die dem deutschen Frieden im Wege standen, mit einem Ruck beiseite, indem er den süddeutschen Staaten empfahl „statt aller Gebietsabtretung die geforderte Kontribution und — ein Bündnis gegen das Ausland anzubieten“. Da fielen die Hemmungen auf einen Schlag. Die von Frankreich zur politischen Trennungslinie erhobene und als solche störend im deutschen Einigungsproblem erschienene „Mainlinie“ verlor ihre Bedeutung, denn Bayern bewahrte seinen rechtsufrigen Besitz. Frankreich aber erblickte Bayern, Württemberg, Hessen und Baden nicht zu Napoleons Füßen, sondern auf der Seite des Gegners. So flog der Speer, im Flug gefangen und gedreht, von Reckenhand geschleudert auf den überraschten Schützen zurück.

Frankreich trat den diplomatischen Rückzug an. Napoleon schränkte seine Forderungen ein und suchte nun selbst das Bündnis des gewaltigen Gegners, um statt des Rheinufers die Rheingrenze von 1792 und Belgien zu erwerben. Am 29. August 1866 schrieb der französische Botschafter am Berliner Hofe, Graf Benedetti, einen Vertragsentwurf nieder, in dem Frankreich sich Landau, Saarbrücken, Luxemburg und Belgien ausbedang. Bismarck nahm das Schriftstück entgegen und legte es vorsorgend zu den Akten, ohne sich dem Gegner zu verpflichten.

Eine Kampfpause schied die Gegner von dem Brett, auf dem die Figuren stehen blieben. Der Kampf um den Rhein war aufs neue entbrannt. Er wurde mit diplomatischen Waffen geführt, aber der Tag nahte, der die Völker wieder in den Harnisch rief, denn Frankreichs hegemonisches Verlangen nach dem Strom wurde durch den Aufstieg Preußens und der Hohenzollern und durch die Festigung des deutschen Machtgebildes, das plötzlich aus dem ohnmächtigen Deutschen Bunde hervorgetreten war und das europäische Gleichgewicht neu bestimmte, nicht geschwächt, sondern gestärkt. Seine ganze Politik konzentrierte sich, aus der planetaren Weite zurückgekehrt, aufs neue am Rhein. Es spürte, daß es die Welt-herrschaft wieder auf die Beherrschung des Rheinufers gründen mußte, um seine hegemonische Rolle im Räte der Nationen auf die unerschütterliche Grundlage zu stellen, die Richelieu ihm einst bereitet hatte. Das französische Weltbild, das sich dem verschleierten Auge Napoleons III. in konzentrischen, von außen nach innen gelagerten und gewonnenen

Kreisen offenbart hatte, zerfloß im Grenzenlosen, wenn Frankreich den Innentreis, das Stromgebiet des Rheins, nicht zurückgewann. Solange Preußen nur preußischer Politik gehuldigt hatte, war Frankreichs Rheinpolitik nicht geschädigt worden. Als Bismarck Preußens befestigte Machtposition benützte, um Deutschland unter Preußens Führung mit der Front nach Westen aufmarschieren zu lassen, sah Frankreich sich zum erstenmal seit seinem triumphierenden Vormarsch auf den Rhein, auf dem ihm ganz Europa mit Mühe Halt geboten hatte, der historisch erneuerten Urgestalt des Rheinproblems gegenüber.

Das Echo von Sadowa vermählte sich mit Erinnerungen an Waterloo. Die Kyffhäuser Sage wurde lebendig. Frankreich stand vor einer veränderten Weltlage, ließ sich aber dadurch nicht von seinem Ziel ablenken.

Die Zeit, die seit dem Zweiten Pariser Frieden verflossen war, hatte eine neue Technik, eine neue Weltwirtschaft und neue soziale Gegensätze hervorgebracht, hatte Revolutionen erzeugt, das Verfassungsleben der meisten europäischen Staaten umgestaltet, und das System der Großmächte durch den Eintritt Italiens in den Ring erweitert, aber die Geschichte des Kampfes um den Rhein weiß von diesen fünfzig Jahren nichts anderes zu berichten, als daß Frankreich seiner offensiven Rheinpolitik treu geblieben ist. Es hatte keinen Anspruch aufgegeben und jede Gelegenheit benützt, den Strom zurückzugewinnen.

Es war Frankreich nicht gelungen, Preußen und Bayern über den Rhein zurückzudrängen, Belgien zu erobern, das Rheinufer und das neutralisierte Fesslandsglacié wieder an sich zu reißen, weil sich weder Karl X. noch Louis Philipp noch Louis Napoleon stark genug gefühlt hatten, den Waffengang zu wagen, aber es war dem Ziele, der Wiederaufrichtung der französischen Hegemonie im Stromgebiet des Rheins, näher gekommen, mußte den Kampf führen oder auf die Führerrolle verzichten und sich dem System des Gleichgewichts einordnen. Die glänzende Kuppel, die Napoleon in Wiedererweckung des Hegemonialprinzips über den Schlachtfeldern der Krim und der Lombardei und auf Kolonialboden in Asien und Afrika gewölbt, stürzte ein, wenn sie nicht auf den rheinischen Gefilden abgestützt und England und Deutschland dadurch ins Schach gebannt wurden. Der politische Instinkt der französischen Nation war sich dieses Zwangsverhältnisses bewußt. Frankreich drängte daher auf die Wiederaufnahme des Kampfes um den Rhein.

Auch Napoleon III. entzog sich der Erkenntnis nicht, daß die Stunde der Entscheidung gekommen war. Er hatte sie durch dunkle Mächenschaften seiner Kompensationspolitik vorbereitet, aber er scheute vor dem offenen Kampf zurück und suchte vorsichtig tastend, grüblerisch spürend nach Mittel-

wegen, um sein Ziel zu erreichen, ohne seine Dynastie den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen.

Der Norddeutsche Bund war kaum ins Leben getreten, als Frankreich neue Fäden zu spinnen begann.

Napoleon knüpfte Verhandlungen mit dem König der Niederlande an um Luxemburg zu erwerben, das mit Holland durch Personalunion verbunden war. Wilhelm III. von Holland war bereit, das entlegene Großherzogtum zu veräußern, machte aber die Unterhandlungen von der Zustimmung Preußens abhängig. Darauf erklärte Bismarck, daß Preußen das Besatzungsrecht der Festung Luxemburg zustehe, wie es im Jahre 1831 verbrieft worden sei, und daß er zum Verkauf des Ländchens an Frankreich keine Hand rühren könne. Da flammte Frankreich auf. Die Presse und die Straße drängten zum Kriege. Aber wiederum fühlte Napoleon sich nicht stark genug, das blutige Spiel zu wagen. Die Armee war in der Umbewaffnung begriffen, das mexikanische Expeditionskorps noch nicht eingetroffen und die Feldarmee aller Reserven bar. Kriegsminister Marschal Niel verlangte drei Jahre Zeit, um dem Kaiser das Heer schlagbereit zur Hand zu stellen. Da das Land davon nichts erfuhr und die öffentliche Meinung auf einer Züchtigung Preußens beharrte, veröffentlichte Bismarck die Tatsache, daß Nord und Süd zu Schutz und Trutz verbündet seien. Das deutsche Nationalgefühl sprengte die Fesseln der Duldung und richtete sich zum Handeln auf.

Der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes, der am 17. April 1867 geschlossen wurde, ließ erkennen, daß die Sehnsucht nach der Wiederherstellung des Reiches auf der Grundlage des Erbkaufes sich unter dem Antriebe der Ereignisse zum nationalen Willen verdichtet hatte. Aber die Zeit war noch nicht reif. Bismarck wußte, daß die Luxemburger Frage zu leicht in der Schale des deutschen Gesamtchicksals und willigt deshalb in eine „Botschafterkonferenz“, die im Mai 1867 in London gehalten wurde und dem Zwischenfall den Stachel nahm. Luxemburg wurde neutralisiert, die Festung geschleift, die Beziehungen Limburgs zu Deutschland gelöst.

Frankreich feierte das Ergebnis als einen Erfolg. Im Grunde war beiden Gegnern, Napoleon und Bismarck, die vermittelnde Lösung willkommen. Frankreich bedurfte der gestetzten Frist zur Rüstung des Angriffskrieges. Deutschland bedurfte noch der Zeit, sich an die neugeschaffene inneren Ordnung zu gewöhnen und seine Rüstung zum Abwehrkrieg zu verstärken. Kurz darauf warf Napoleon das Steuer herum und wandte sich wieder dem Norden zu. Er suchte Belgien zu einer Zollunion mit Frankreich zu locken und die belgischen Eisenbahnen aufzulaufen. Beides mißlang. De

Zollanschluß wurde von England bekämpft und der Bahnlauf scheiterte, weil die belgische Regierung Preußens Einspruch fürchtete. Der Mißerfolg traf Napoleons ganze Politik. England bezog, vom britischen Interesse auf den Kontinent zurückgeworfen, wieder seine historische Stellung an der belgischen Grenze.

So blieb Frankreich kein anderer Ruhm als der der ersten großen Weltausstellung des Industriezeitalters auf dem Festland, zu der alle Souveräne Europas erschienen, und der des Treffens von Mentana, in dem französische Truppen am 3. November 1867 die italienischen Freischaren aus dem Kirchenstaat herauschlugen, um dem Papst Rom und Frankreich die Schlüsselrolle zu bewahren. Als General Failly, der Sieger von Mentana, berichtete, daß das neue Chassepotgewehr Wunder getan habe, nahm Paris die Meldung als Omen größerer Siege an. Da der Sieg von Königgrätz nicht der überlegenen Strategie Moltkes, sondern dem preußischen Sündnadelgewehr zugeschrieben wurde, wählte Frankreich des Triumphes sicher zu sein und wartete nun zuversichtlich auf die Stunde der Revanche für Sadoma.

Es war Zeit, daß die Uhr zum Schlag aushub, denn Napoleons Stern war im Verblaffen. Der alternde Kaiser wurde von einem schmerzhaften Steinleiden geplagt und war oft in entscheidenden Augenblicken der Geistesklarheit und der Handlungsfähigkeit beraubt. Die radikale Opposition, die ihm den Staatsstreich nie verziehen hatte, erhob ihr Haupt um so höher, je weiter Frankreich vom Rheine entfernt blieb. Vergebens warf Louis auch das innerpolitische Steuer herum, vergebens wandelte er das autoritäre und absolutistische Empire in ein liberales Kaisertum. Er fühlte, daß keine Reform, kein Gewährenlassen seinem Sohne den Kaiserthron sicherte, wenn der „Mann des 2. Dezember“ dem französischen Volke nicht zugleich den deutschen Rhein hinterließ.

Napoleons Sinnen blieb daher trotz Krankheit, Opposition und römischer Frage auf die Gewinnung des Stromes gerichtet. Er trug sich mit dem Gedanken, Rom der Obhut der Königin Isabella von Spanien zu übergeben und die Herrscher von Österreich und Italien durch geheime Allianzen zu fesseln, um dann mit gesammelter Macht, aller Sorgen ledig, am Rhein zu erscheinen und die Stromgrenze in neuen Verhandlungen zu gewinnen. Er suchte den Krieg nicht, aber er brauchte den Erfolg, den die Nation immer gebietender von ihm forderte. Die Wogen der nationalen Erregung stiegen höher und höher und brachen selbst über die Opposition herein. Schon erhob sich in der Pariser Presse der Ruf, daß die Begründung der deutschen Einigkeit die Welt bedrohe und daß das Rheintal dem französischen Genius gehöre. Emile de Girardin erinnerte

an den Ausspruch Napoleons I : „Frankreich ohne die Rheindeparten und ohne Belgien wäre nichts“ und setzte das herausfordernde I hinzu: „Wenn Europa ein Blutbad nötig hat, so muß man es berei-

Zum erstenmal tauchte in einer französischen Schrift „Nos front du Rhin“, die einen Elsässer, Charles Müller, zum Verfasser hatte richtige Behauptung auf, daß das Rheintal von Straßburg bis I eine Einheit bilde. Doch die Schlußfolgerung lautete nicht auf die Herausgabe Straßburgs, sondern auf Herausverlangen Bölns. Deutschland aber erstarkte die Überzeugung, daß der Rhein aufs bedroht sei, im Gefühle des festeren nationalen Zusammenhalts gegen der historischen Gefahr zu der sicheren politischen Vorstellung, daß Kampf um den Rhein die deutschen Stämme früher oder später u einem einigenden Banner im Felde sehen werde. Bismarcks norddeu Schöpfung wuchs zum Unterbau eines zyklischen Reiches.

Der Einheitsgedanke nahm zusehends bestimmtere Gestalt an. deutsche Zollverein brach ihm vollends Bahn. Die politische Mainlinie Napoleon III. als Grenzscheide in die Karte Deutschlands eingetragte hatte, verlor ihre Bedeutung. Man begriff den Main wieder als den Bewegungslinie, erblickte in ihm wieder das vielgewundene flüssige B, das Ober- und Niedergermanien verbindet und die Elblände an das Rheintal knüpft. Der Aufschwung des politischen Geistes fand seinen schönsten Ausdruck in dem Wort des schwäbischen Abgeordneten Böck, der dem Abschluß des Zollvereins voll Ergriffenheit ausrief: „Es ist Frühling geworden in deutschen Landen!“

Als das Jahr 1870 nahte, wurde Napoleons Plan, das päpstliche I vor dem Heimfall an Italien durch Spaniens Hilfe zu bewahren und französische Besatzung an den Rhein zu ziehen, im Entwurf vereitelt. (Revolution stürzte Isabellas reaktionäres Säuslingsregiment und zwang die Königin in Frankreich Zuflucht zu suchen. Es war der Beginn des Scheidungsspiels. Die spanischen Revolutionäre trugen die Königin nach langer Wallfahrt von Thür zu Thür im geheimen zu dem Schwiegersohn des Titularkönigs Ferdinand von Portugal, Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, der als Sohn des Fürsten Karl Anton der italienischen Linie Hohenzollern-Sigmaringen angehörte. Bismarck unterstützte den Antrag und bewog den Fürsten Karl Anton, die Annahme des Antrags als eine patriotische Pflicht des Hauses Hohenzollern anzuerkennen.

Als Napoleon davon Kunde erhielt, daß eine solche Kandidatur wogen werde, befahl er seinem Botschafter, Bedenken gegen die Annäherung spanischer und preussischer dynastischer Interessen zu erheben. stellte Ferdinand von Portugal als Gegenkandidaten auf. Erinnerung

an polnische Königswahlen und die Besetzung rheinischer Erzbistümer tauchen auf. Stets hatte die Krone Frankreich ihr Gewicht in die Waagschale geworfen, um am Rheine Anwärtern zur Macht zu helfen, die ihr genehm und verpflichtet waren. Jetzt folgte sie derselben Übung und bestritt zugleich dem fürstlichen Hause Hohenzollern das Recht auf die Annahme der Kandidatur, weil das Fürstenhaus dem preussischen Königshause verwandt war.

Die spanische Thronfolge wurde zur Machtfrage, schob sich aber noch unsichtbar wie ein Wurm durch das Gestrüpp geheimer Verhandlungen. Der Erbprinz nahm die Kandidatur nach langem Schwanken an. König Wilhelm gab am 21. Juni 1870 als Familienoberhaupt seine Zustimmung zur Kandidatur Leopolds zu erkennen. Napoleon suchte das Spiel zu durchkreuzen, indem er Isabellen zum Verzicht auf die spanische Krone zwang, und trat nun für die Wahl ihres zwölfjährigen Sohnes, Alfons von Asturien, ein.

Als die Dinge in geheimen Verhandlungen so weit gediehen waren, gaben Leopolds Parteigänger, General Prim und Graf Salazar, die Bewerbung des Hohenzollernprinzen öffentlich bekannt. Am 3. Juli 1870 flog die Nachricht über die Pariser Boulevards. Da brach sich die lang gestaute nationale Erregung Bahn. Das Kabinett Ollivier, das seit dem 27. Dezember 1869 die Geschäfte Frankreichs führte, wurde von der Mehrheit zum Handeln gebrängt und der kränkelnde Kaiser von der Bewegung mitgerissen. Am 6. Juli erklärte der Minister des Aeuseren, Graf von Grammont, in der Kammer, die Spanier seien zwar frei, einen König ihrer Wahl auf den Thron zu heben, Frankreich könne aber nicht zugeben, daß eine fremde Macht dadurch, daß sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte in Europa zu Frankreichs Schaden störe und Frankreichs Interesse und Ehre gefährde. Frankreich rechne zur Verhinderung dieser Möglichkeit auf die Weisheit des deutschen Volkes und die Freundschaft der spanischen Nation. Sollte es anders sein, so werde die Regierung, gestützt auf die Kammer und die Nation, ihre Pflicht ohne Schwäche und Zaudern zu erfüllen wissen.

Als Grammont so sprach, lag das Reich Karls V., in dem die Sonne nicht untergegangen war, längst zerschlagen. Spanien besaß sogar nicht mehr entfernt die Macht, die es im Abglanz universaler Größe noch geübt, als Ludwig XIV. seinen Vertrauten zu Philipp von Anjou sandte, um ihn vom L'hombrespiel aufzustören und ihm mitzuteilen, daß des Königs Majestät die spanische Erbschaft angenommen habe. Damals war das „europäische Gleichgewicht“ von Frankreich noch nicht hervorgezogen

worden. Der angeblich von England erfundene Begriff, der in Wirklichkeit eine notwendige Verständigung im Kampfe um den europäischen Raum in sich schließt und daher einen Zustand bezeichnet, der solange gesucht, gefunden und innegehalten werden muß, als die Nationen des differenzier-testen Erdteils im Wettbewerb um die Macht verharren, wurde am 3. Juli 1870 zum erstenmal von einem französischen Minister als ewiges Statut angerufen. Das hegemonische Frankreich bediente sich seiner erst, als es seine Weltstellung bedroht glaubte und sein Drängen nach dem Rhein, von dem es um des Gleichgewichts willen von England, Deutschland und ganz Europa seit Jahrhunderten immer wieder zurückgeworfen worden war, im psychologischen Augenblick unterbrochen sah. Der Einspruch Frankreichs erhielt in Grammonts Munde den Charakter einer unverhüllten Drohung, die, von offener Tribüne gesprochen, einer Herausforderung gleichkam. Diese Herausforderung wurde verstärkt, als Graf Benedetti am 9. Juli im Auftrage seines Souveräns vor König Wilhelm in Bad Ems erschien und verlangte, der König möge von seiner Eigenschaft als Familienhaupt Gebrauch machen und dem Erbprinzen von Hohenzollern die Annahme der Kandidatur verbieten.

Bismarck saß auf seinem Gut Varzin in Pommern, sah den Sturm herandrausen und begab sich, den Ereignissen voraneilend und zu ihrer Lenkung berufen, ohne Säumen nach Berlin. König Wilhelm aber entbehrte seines Rates und ließ sich am 11. Juli in Ems zu der Erklärung bewegen, daß er zwar nicht für die Zurückziehung der Kandidatur wirken, aber einem freiwilligen Verzicht des Prinzen beipflichten werde. Dem König war selbst nicht wohl ob des verdeckten Rückzuges und des Vorteils, den er in den Händen Benedettis gelassen hatte, und er atmete erleichtert, als am Tage darauf eine Erklärung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern veröffentlicht wurde, die den Verzicht Leopolds auf die eigenen Schultern nahm. Paris triumphtierte. Der Schatten von Olmütz, wo Preußen im Jahre 1850 im Kampf um die Verfassung des Deutschen Bundes vor Österreichs Drohungen kläglich zurückgewichen war, ging höhrend um. „La Prusse cane,“ wispterten die Diplomaten.

Da ließ Napoleon sich von Grammont verleiten, den Erfolg bis auf die Reize auszulasten, und sann dem König von Preußen einen demütigenden Verzicht an. Benedetti erhielt die Weisung, von dem König Sicherheit zu verlangen, daß die Hohenzollernsche Kandidatur ein für allemal abgetan sei und daß der König sein Veto einlegen werde, wenn sie noch einmal auflebe. Der Botschafter entledigte sich dieses Auftrages, indem er dem Monarchen die Forderung am Morgen des 13. Juli auf der Brunnenpromenade vortrug. Da fühlte König Wilhelm, daß das Maß voll war.

Er erinnerte den Grafen an das Gespräch vom 11. Juli und erklärte ihm, daß er ihm in dieser Angelegenheit nichts weiter zu sagen habe. Die Unterredung war zu Ende. Der König nahm seinen Gang wieder auf. Die Lahn floß still zwischen den Walbhügeln zu Füßen der Brunnenanlage. Vom Rhein her wehte die Morgenluft.

Unterdessen war Bismarck in Berlin eingetroffen und hatte Roon und Moltke zu sich berufen. Am Nachmittag ereilten ihn die ersten Meldungen aus Ems, darunter der Wortlaut eines von Ollivier und Grammont aufgesetzten „Entschuldigungsschreibens“, das König Wilhelm hätte unterschreiben sollen. Der diplomatische Begleiter des Monarchen hatte es gar nicht gewagt, dem König das Dokument vorzulegen. Bismarck wußte, daß die französische Regierung sich auch ohnedies eines diplomatischen Sieges rühmen konnte, der eine Demütigung Preußens und Deutschlands in sich schloß. In tiefer Verstimmung saß der Kanzler des Norddeutschen Bundes mit Roon und Moltke zusammen. Da lief spät am Abend die Meldung von der neuen Forderung Frankreichs ein, der der König ausgewichen war. Der Kanzler las die breitangelegte Mitteilung, und Moltke sagte, sie klinge wie eine Schamade. Bismarck aber erkannte, daß Frankreich sich zu weit vorgewagt hatte, gab dem Telegramm durch ein paar Striche, die das Wesentliche, die Ablehnung des Königs, dem Botschafter eine neue Audienz zu gewähren, für sich allein stehen ließ, politischen Charakter und überantwortete sie dergestalt der europäischen Öffentlichkeit. Nun klang sie wie eine Fanfare. Die spanische Thronkandidatur war abgetan, Frankreich und Deutschland standen einander gegenüber. Das in seinem empfindlichen Stolz verletzte hegemonische Frankreich stieß auf das zur Einheit strebende deutsche Volk.

Im Augenblick, da die Emser Depesche in die Welt ging, erhob sich der Kampf um den Rhein in voller Größe, allen Beiwerk entkleidet, jeder Vermummung ledig, aus Blut und Staub der Jahrhunderte.

Bismarck knüpfte das Garn fester, indem er auf die Erklärung Grammonts in der Kammer zurückgriff und dem englischen Botschafter mitteilte, daß Frankreich die Versicherung friedlichen Verhaltens geben müsse, wenn es Zerwürfnisse mit dem Norddeutschen Bunde vermeiden wolle.

Solche Sprache hatte die Welt aus deutschem Munde noch nicht gehört.

Die französische Regierung konnte nicht mehr auf den Boden des diplomatischen Erfolges zurücktreten, den sie unbedacht verlassen hatte, um Preußen zur Kniebeuge zu zwingen und dadurch Preußens Ansehen in Deutschland und in der Welt zu brechen. Napoleon fühlte den unterwühlten Thron schwanken und wagte in Übereinstimmung mit dem Kabinett, von der Zustimmung der Kammer, der Armee und der Boulevards

getragen, den Krieg. Aber der grübelnde, von Siechtum gequälte Imperator, der mit geschwimkten Wangen und gefärbtem Bart mühsam zu Pferde stieg, ging nicht so leichts Herzens in den Kampf wie sein Rabinett, die Boulevards und das Heer. Das Rabinett war auf die innere Politik zugeschnitten, die Gasse folgte der erhitzen Presse und das Heer war noch nicht kriegsfertig, obwohl der Kriegeminister, Marschall Leboeuf, erklärte, es sei „erzberet“. Niel war gestorben, die Reform liegen geblieben. Der Kaiser blickte nicht zuversichtlicher in die Zukunft als Thiers, der Führer der Opposition, der ihm zum Vorwurf machte, den Krieg ohne feste Allianzen eröffnet zu haben. Napoleon hätte den offenen Waffengang wohl kaum gewagt, wenn er nicht auf das geheime Einverständnis mit dem König von Italien und dem Kaiser von Osterreich und auf süddeutsche Neutralität vertraut hätte. Er mochte auf einen raschen Vorstoß aus der elsässischen Ausfallsbasis über den Rhein hoffen, um durch die Mainpforte und das Neckartal einzubrechen, den deutschen Süden vom Norden zu trennen, auf alten Siegespfaden mainaufwärts vorzudringen und Osterreich von Würzburg und Bamberg aus zum Rachefeldzug mitzureißen oder, im Besitze der Südpfalz und Luxemburgs, Frieden zu schließen, ehe die ganze Volkskraft des deutschen Nordens im Feld erschien. Er spielte vielleicht sogar mit dem Gedanken, sich nach einigen glücklichen Zusammenstoßen mit Preußen zu vertragen und auf diese Weise die belgische Frage zuungunsten Englands zu lösen. Aber seine vom Romantizismus einer verschollenen Zeit lebenden Spekulationen waren künstlicher Natur und zerstoben im hellen Licht des Tages, als die beiden Völker, von elementarem nationalem Empfinden getragen, an den Grenzen aufeinander prallten.

Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich Preußen und dem Norddeutschen Bunde den Krieg.

Bismarck hatte nichts getan ihn zu vermeiden, nachdem die Stunde gekommen war, in der Frankreich nach Moltkes Wort „seine ganze Schuld“ abtragen mußte. Er war „der Mann von Blut und Eisen“ genannt worden, weil er am 30. September 1862 in einer Rede vor der Budgetkommission des preussischen Landtages erklärt hatte, daß nicht Preußens Liberalismus, sondern Preußens Stärke in Betracht falle und daß die großen Zeitfragen nicht durch Abstimmungen und Reden, sondern durch Eisen und Blut entschieden würden. Er galt als Verächter des Rechts, weil er am 27. Januar 1863 im Landtag angesichts der Budgetverweigerung gesagt hatte, alle Regierungskunst bestehe in Kompromissen. Träten Konflikte ein, so würden diese zu Machtfragen, und wer die Macht habe, gehe dann nach seinem Sinn vor, denn das Staatsleben könne nicht stille stehen.

Nun stand er als Ministerpräsident eines starken, territorial zusammengefaßten Preußens auf dem Unterbau des Norddeutschen Bundes, dessen Grundfesten er auf den böhmischen Schlachtfeldern gelegt hatte, wuchtete die in Gestalt von Königreichen und Fürstentümern umherliegenden zyklischen Mauersteine des deutschen Neubaus zu einem Ganzen und sandte Deutschland in den Kampf um den Rhein. Es war nicht seine Schuld, daß das erst jetzt geschah und beinahe wie ein Anachronismus erschien. Frankreich, Österreich, England, Spanien, die nordischen Reiche, Rußland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Holland und die Schweiz, Staaten, die dem Schoße des Reiches entrissen waren, sogar das zerklüftete Italien hatten ihre Daseinsform gefunden. Deutschland kam um Hunderte von Jahren zu spät, sich seine Burg zu bauen, nachdem das tausendjährige Reich von Frankreich zertreten worden war. So mochte Bismarck wohl als eine brutale Erscheinung vor dem besänftigten Europa stehen, nachdem Karl V., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Cromwell, Wilhelm III. von Oranien, Prinz Eugen, Friedrich der Große, Pitt, Vater und Sohn, Peter der Große, Katharina, Washington, Cavour dahingegangen waren und der finstere Genius des Kosmos seine Bahn vollendet hatte. Aber der Schwerblitz, der aus dem Teutoburger Wald auf seine schöpferische Arbeit fiel, ließ sein Tun als Vollendung einer nationalen Tat erscheinen, die dem deutschen Volk am Rhein vorbestimmt war.

Der Kanzler des Norddeutschen Bundes ragte als Staatenbaumeister in seiner konservativen preußischen Gebundenheit anachronistisch berührend und doch als ein moderner Geist aus der Mitte der Deutschen wie eine politische Urgestalt auf und stand gleich dem namenlosen, barbarischen Helden der Cheruskier einsam in der Welt, um den Deutschen als nationaler Erwecker und Schicksalsträger den Aufstieg zu neuer Macht zu bereiten und dem Volk der Dichter und Denker, dem „Volk ohne Staat“, die Einheit wiederzugeben. Daß das nur im Kampfe mit Frankreich möglich war, lag an der politischen Beständigkeit des Rheinproblems und dem historischen Gegensatz, der sich im Verhalten beider Völker im Kampf um den Rhein seit Jahrhunderten spiegelte.

Bismarck war der erste Deutsche, der im geschichtlichen Kampf um den Rhein aus der Abwehr heraustrat, seit Frankreich den Vormarsch auf den Strom angetreten hatte. Und auch diesmal hatte der Gegner den Kampf gesucht. Als Bismarck vor den Reichstag des Norddeutschen Bundes trat, konnte er ihm die Kriegserklärung als einziges Aktstück bekanntgeben, das er über den Ursprung des Krieges vorzulegen habe. Kurz nach der französischen Kriegserklärung veröffentlichte der Kanzler in der „Times“ den Vertragsentwurf, den Benedetti ihm am 29. August 1866

übergeben hatte. Das furchtbare Ferngeschöß tat verheerende Wirkung. Als man erfuhr, daß Napoleon schon damals Landau, die Saar, Luxemburg und Belgien verlangt hatte, wandten sich diesseits und jenseits des Kanals die Sympathien von dem hegemonischen Frankreich ab.

England erkannte, daß Frankreich mitnichten auf die Eroberung des flandrischen Glacis verzichtet hatte und daß Deutschland wiederum Englands Schlachten schlug. Rußland erinnerte sich, daß Preußen ihm im Krimkrieg und im polnischen Aufstand nicht in den Rücken gefallen war und hoffte, sich in diesem Kriege der Dardanellenfesseln zu entledigen, die der Pariser Kongreß unter der Führung der Westmächte an seinen Füßen befestigt hatte. Italien wartete auf die Stunde, da Frankreich gezwungen sein würde, die Besatzung Roms an den Rhein zu rufen, um die Ewige Stadt dem nationalen Königreich einzuverleiben, und Österreich zögerte trotz der geheimen Verabredungen, die Kaiser Franz Joseph und Napoleon getroffen hatten, in einem Augenblick gegen Preußen aufzumarschieren, da die Wogen der nationalen Erhebung ganz Deutschland übersluteten und auch auf altösterreichischem Boden deutsche Lieder klangen. Österreich konnte sich Frankreichs Behauptung, daß der Prager Friede, der die Nikolsburger Präliminarien verbrieft hatte, durch den Schutz- und Trutzbund des deutschen Nordens mit dem deutschen Süden verletzt werde, in diesem Augenblick nicht zu eigen machen. Die Donaumonarchie war aus dem Deutschen Bund geschieden und von Bismarck zu rücksichtsvoll behandelt worden, als daß sie jetzt im Rücken der Deutschen die Waffen gegen Deutschland erheben konnte. Hat sie es dennoch, so drohte eine allgemeine europäische Verwicklung, denn Rußland, das Österreich im Jahre 1849 in der großen ungarischen Insurrektion vom Erliegen errettet und keinen Dank geerntet hatte, konnte eine Machterhebung Österreichs mit Frankreichs Hilfe nicht geschehen lassen, ohne Partei zu ergreifen.

So blieb es bei dem großen Duell, das zwischen Deutschland und Frankreich ausgefochten wurde.

Bismarck wußte, daß der Franzose das rechte Ufer des Rheins nicht betreten durfte. Die Erschütterungen und die Veränderungen, die der Bruderkrieg des Jahres 1866 im Innern Deutschlands hervorgerufen hatte, wirkten in dem vielgestaltigen, von Stammesverschiedenheiten und dynastischen Interessen durchsetzten Lande noch schmerzhaft nach, die deutsche Einigkeit war noch nicht in einem nationalen Krieg mit Blut getauft worden und die Großmächte waren schwerlich gesonnen, sich völlig abseits zu halten, wenn der Krieg sich in die Länge zog. Es galt daher, den Kampf mit voller Wucht an den Grenzen auszufechten.

Politische Erwägungen forderten auch diesmal die Anwendung des friederizianischen Grundsatzes vom „raschen, vifen Handeln“. Aber die strategischen Verhältnisse erschwerten den Deutschen das Schlagen. Süddeutschland lag immer noch der Bedrohung preisgegeben, die der Verlust des Elsass, der Burgunder Pforte, der Zaberner Steige, der Lauterlinie und Straßburgs über das Stromgebiet des Rheins gebracht hatte. Der Feind beherrschte vom linken Ufer aus das badische Glacis und konnte schon nach wenigen Stunden auf dem Schwarzwald, in der Neckarpforte und an den Donauquellen stehen, wenn er ohne Säumen aus den elsässischen Ausfallstoren hervorbrach und auf den Spuren Eurennes, Moreaus und Napoleons ostwärts rückte.

Dieser Gedanke lag auch in den französischen Feldzugsplänen vorgezeichnet. Napoleon wußte, daß seine Feldarmee der norddeutschen Heeresmasse an Streitern unterlegen war, hoffte aber die mangelnde Zahl durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen zu ersetzen, den Rhein zwischen Maxau und Sünningen zu überschreiten, die Rheinbundfahnen zu entfalten und dann, auf eine siegreiche Schlacht gestützt, mit Preußen Frieden zu schließen. Strategische und politische Erwägungen mischten sich in diesem Plane ohne sich organisch zu verbinden. Selbst gesondert hing alles in der Luft. Die französische Armee war weder marsch- noch schlagbereit und die Süddeutschen nicht willig, sich dem napoleonischen Joch zu fügen. So bißten Frankreich und Napoleon schon zu Beginn der Feindseligkeiten den Fehler, den sie im spanischen Handel begangen hatten. Sie waren am 6. Juli ausgezogen, dem preussischen Gegner, in dem sie den Vorkämpfer eines stärkeren, fester am Rhein wurzelnden Deutschlands erkannt hatten, eine diplomatische Niederlage zu bereiten, ohne darum Krieg führen zu müssen, hatten den Sieg eifrig ausgebeutet, waren auf der Verfolgung mit einem Bleistift zurückgeworfen worden und sahen sich am 19. Juli gezwungen den Krieg zu erklären, ohne wirklich zum Kampf bereit zu sein. Der Wille zum Krieg war in Frankreich stärker als die Kraft ihn zu führen.

Im Augenblick, da der französische Generalstab zur Einsicht kam, daß er nicht über den Rhein vordringen konnte, weil die Versammlung von 5 Korps bei Metz und 2 Korps im Elsaß trotz des Eisenbahnmarsches und des Heranführens der Regimenter ohne ihre Reserven mehr Zeit in Anspruch nahm, als der Gegner zu gewähren willens war, fiel Napoleons Feldzugsplan in sich zusammen. Die französische Heeresleitung wurde genötigt, auf dem linken Ufer des Rheins zu schlagen. Das war kein Grund zu verzweifeln. Die Verkürzung der Operationslinien, die engere Versammlung der beiden Heeresgruppen, die Nähe der starken Festungen Straßburg, Belfort, Metz und Diedenhofen und die Vertrautheit mit dem

in allen Jahrhunderten benützten Schlachtenraum, der sich zwischen dem Rhein und der Mosel von der Sorn über die Queich bis zur Saar erstreckte, erleichterten den Franzosen die Annahme des Kampfes, denn der Feind mußte im pfälzischen Saß zwischen Karlsruhe und Mainz aufmarschieren. War die französische Kriegsmacht in Lothringen zur Stelle, ehe die Deutschen auf Reichweite herangekommen waren, so blieb ihnen die Wahl des Schlachtfeldes und die Freiheit der Bewegung gegen die Flanken der tiefen feindlichen Marschkolonnen gewahrt. Aber auch das mißlang. Wohl waren die französischen Korps schon wenige Tage nach der Kriegserklärung um Metz und Straßburg versammelt, aber sie bestanden aus Regimentern auf Friedensfuß, entbehrten des Trosses, der Reserven, der Verpflegung und waren unfähig sich zu rühren. Frankreichs Feldarmee stand, 250 000 Mann stark, ohne inneren Halt wahllos zusammengeschüttet in weitem Bogen von Metz bis Mülhausen zerstreut und wartete ergeben auf den Feind, der mit 384 000 Streitern über den Strom setzte und, zur Masse geballt, in die Linie Bingen—Dürkheim—Landau rückte. Das Stromgebiet des Rheins hallte von dem Aufmarsch der geeinigten deutschen Stämme. Der Rhein selbst fiel abermals aus dem Bereich des Feldzuges.

Der erste Gang des großen Zweikampfs, der Deutschland und Frankreich nach ungezählten Koalitionskriegen und französischen Angriffsfeldzügen allein im Felde sah, wurde auf dem linken Ufer des Rheins vor den natürlichen Grenzen des alten französischen Staates auf der lothringischen Hochfläche abgesteckt. Holland und die Schweiz, Mündungs- und Quellgebiet des Stromes, lagen außerhalb der kriegerischen Sphäre. Die künstliche Neutralisierung des alten flandrischen Schlachtenbodens und die dadurch bedingte Verammung der Scheldepforte, die auf geglätteter Bahn ins Herzland Frankreichs führt, fielen außer Betracht, da weder Bismarck noch Napoleon England auf der Gegenseite ins Feld rufen wollten. So drängten sich die Armeen an der Mosel, der Lauter, und der Saar vor der französischen Maaslinie und den Argonnen zusammen, auf die Gefahr, in beengtem Raume zu ersticken. Der Krieg kehrte zu den Vorfällen des ursprünglichen deutsch-französischen Gegensatzes zurück und führte auf den Boulevards Ludwigs XIV. zum ersten Waffengang.

Am 30. Juli 1870 stehen die Franzosen in drei Gruppen gegliedert vor Metz, Zabern und Mülhausen aufmarschiert. Marschall Bazaine vereinigt bei Metz 5 Korps und erwartet den Kaiser, um gegen Saarbrücken vorzurücken und den deutschen Vormarsch an der Saar zu zerreißen. Marschall Mac Mahon steht mit $1\frac{1}{2}$ Korps vor der Zaberner Steige im Hügelland der Sauer, hütet den Paß und die rechte Flanke der Großen

Armee und deckt durch diese Aufstellung zugleich die Festung Straßburg und das Unterelsaß. General Felix Douay lagert mit einem Korps bei Mülhausen, erwartet Zuzug aus Dijon und sichert das Oberelsaß und die Burgunder Pforte. Da Mac Mahon am meisten bedroht erscheint, stellt der Kaiser ihm Douays Korps und das Korps Failly zur Hand, das bei Bitsch die Verbindung zwischen Bazaine und Mac Mahon aufrecht hält. Der Marschall zieht darauf eine Division von Mülhausen heran und ruft Failly in größere Nähe. Napoleon setzt am 2. August 3 Korps gegen Saarbrücken in Bewegung, vertreibt 1 Bataillon und 3 Schwadronen deutscher Deckungstruppen, die nach lebhaftem Gefecht das Feld räumen, und hält dann enttäuscht inne. Der Stieb, der den Aufmarsch der deutschen Hauptarmee zerreißen sollte, fällt ins Leere. Napoleon kehrt voll düsterer Ahnungen nach Metz zurück, aber der Telegraph sendet Siegesbotschaft nach Paris und die Boulevards hallen von dem triumphierenden Schrei: „A Berlin!“ Der Kaiser ist kein Feldherr, trotzdem erkennt er schon am Abend des 2. August, daß der napoleonische Adler die Schwingen nicht mehr rühren kann. Der Feind schwebt über ihm. Der Feldzug hat den strategischen Antrieb verloren. Nichts bleibt als Rückzug auf die Grundlinie an der Marne oder erlösende Schlacht.

Am Tage darauf brechen die deutschen Armeen vor.

Die 1. Armee rückt unter dem Befehl des Generals v. Steinmetz am rechten Flügel über Wadern auf Saarbrücken, die Masse der 2. Armee durchschreitet unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl den Waldgürtel der Saar, die 3. Armee erreicht die elsässische Nordgrenze und wendet sich unter der Führung des Kronprinzen von Preußen gegen die Lauter. Moltke hat alles dicht hintereinander in Bewegung gesetzt. Zwölf Korps rücken heran. Die Oberkommandos schließen noch enger zusammen als der Feldherr gewünscht. Der Umfassungsgedanke leidet, aber die Wucht des Vorwärtsdranges überwindet die strategische Schwäche und der Gegner hält still.

Am 4. August trifft die Armee des Kronprinzen bei Weißenburg auf die Division Abel Douay, die Mac Mahon als Deckung vorgeschoben hat, packt, von Kampfbegier brennend, den Feind an den Hörnern und wirft ihn von der Höhe des Gaisberges und aus den Mauern der Stadt nach Westen. Douay kämpft, bis der Sturm über ihn hinweggeht und fällt inmitten seiner Batterien. Die Trümmer der Division enteilen gen Wörth und verschwinden in den Walddülfen. Erst am Abend des nächsten Tages trifft der Kronprinz wieder auf die feindliche Hauptmacht. Mac Mahon steht hinter der Sauer in starker, erhöhter Stellung um Fröschweiler und Elsaßhausen in einer Flankenstellung, welche Straßburg und die Zaberner Steige

deckt, und erwartet mit 5 Divisionen — die 6. ist von Bitsch im Anmarsch — den Angriff des Feindes. Der große Gedanke Moltkes sah den Kronprinzen Mac Mahon südlich werfen und dann an der oberen Saar in der linken Flanke der französischen Hauptarmee erscheinen. Es sollte anders kommen. Die 3. Armee trifft nicht auf die Flanke, sondern auf Mac Mahons Front, und die Schlacht wird im Stirnkampf ausgefochten. Keiner von beiden tritt zur Umfassung an. Wie in spätnapoleonischen Feldzügen steht Masse gegen Masse. Der Kronprinz will erst am 7. August schlagen, aber der Eifer der Unterführer und das Kampfverlangen der Truppen reißen die Deutschen schon vor dem angesetzten Tag ins Feuer. Preußen, Bayern, Schwaben und Badener, alles drängt nach vorn. So entbrennt in der Frühe des 6. August im Umkreis von Wörth die erste große Schlacht. Die Deutschen prallen über die Sauer vor, stürmen in blutigem Kampf die Wiesenhänge, die Höhen und die Dörfer des Feindes, der sein überlegenes Gewehr auf weite Entfernung ausnützt, seine afrikanische Infanterie und seine alte Schlachtenreiterei im Gegenangriff mit wilhem Elan ins Treffen führt und grimmig kämpfend zwischen brennenden Dörfern auf grüner Flur erliegt. Die Wucht des deutschen Aufsturms, das Feuer der weit vorprallenden Artillerie und die überlegene Masse — die Franzosen fechten gegen doppelt starken Feind — erdrücken Mac Mahons an den Platz geheftete Armee und werfen sie am Abend in Auflösung auf Zabern zurück. Mac Mahon vermag sich nicht mehr nach Metz zu wenden, wird aber auch nicht nach Süden in die elsässische Ebene gesprengt, sondern folgt dem empfangenen Stoß, entrinnt der Verfolgung, löst schon vor den Pfaffen die Fühlung mit dem Sieger, lenkt die zertrümmerte Armee über die Zaberner Steige und das Gebirge und setzt den Rückzug mit keuchendem Atem über die Maas und durch die Argonnen bis Châlons fort. Hinter ihm verblaßt der Boulevard Frankreichs, auf dem die Große Armee vereinsamt zurückbleibt und sich wie ein angeschossenes Wild im Kreise dreht. Sie hat ihre Flankenstütze verloren, mit Mühe rettet sich Faillh, der, von Bitsch vormarschierend, bei Wörth zu spät gekommen ist, zu ihr hin.

Der Tag von Wörth hat den Deutschen das Elsaß geöffnet. Felix Douay weicht ohne Kampf fluchtähnlich von Mülhausen auf Belfort, um sich mit den Dijoner Reserven über die Cote d'Or nach Châlons ins Marnetal zu werfen. Die Burgunder Pforte springt auf.

Am Tage, da Mac Mahon erliegt, sind die Spitzen der 1. und 2. deutschen Armee gegen das Korps Frossard vorgebrochen, das bei Saarbrücken stehengeblieben ist und den Angreifer auf den Höhen von Spichern erwartet. Wiederum bestürmen die Deutschen aus den Marschkolonnen

heraus die feindliche Front. Alter Schlachtrausch lebt auf und tilgt die strategische Erwägung. Der verwegene Angriff krallt sich in den Schluchten der Steilhöhen, auf den Schlackenhalben der Rohlengruben und an den Waldhängen der französischen Trugstellung fest und reißt die einzeln herantauchenden deutschen Divisionen unwiderstehlich in seinen Feuerkreis. Als die Deutschen sich auf Frossard stürzen, ist man im französischen Hauptquartier mit der Zurücknahme der Armee auf die Nied beschäftigt, um den Feind vor Metz zu erwarten. Frossard steht als Nachhut aufgepflanzt, will aber die „unangreifbare Stellung“ nicht kampflos räumen. Er weiß, daß 4, ja 5 französische Korps in einer Entfernung von 14 bis 30 Kilometern hinter ihm gestaffelt stehen und schlägt sich im Vertrauen auf seine natürlichen Schanzen, gesicherten Rückzug und den Beistand Bazaines mit 3 Divisionen erst gegen 2, dann gegen 3, zuletzt gegen 4 Divisionen, deren Befehl von Hand zu Hand geht, bis tief in die Nacht. Aber nur die Deutschen marschieren auf den Kanonendonner und ringen sich immer wieder zur Spicherner Hochfläche empor, so oft der Verteidiger sie auch von den steilen Wänden in die Waldschluchten und die Wiesenmulden werfen mag. Die französischen Marschälle säumen. Am Nachmittag stürmen preussische Fußiliere unter der Führung des Generals v. François die Schlüsselfeststellung auf dem Roten Berg. François fällt, aber die Höhe wird behauptet, Frossards Gegenangriffe im Abendschein abgeschlagen und der Feind zum nächtlichen Rückzug gezwungen. Die Deutschen sinken erschöpft nieder und ordnen die auf konzentrischem Ummarsch durch-einandergequirkten Massen. Weder bei Wörth noch bei Spichern reißt strategische Verfolgung. Die 2. Armee steht am 8. August noch an der Saar, und sammelt sich erst in den nächsten Tagen nach vorn. Die 3. Armee trifft erst am 12. August ein.

Die Franzosen waren mit geballter Masse auf Metz gewichen. Dort rückten 174 000 Mann zusammen. Unterdessen ordnet Mac Mahon seine zertrümmerten Korps und die einrückenden Reserven in Châlons mit fiebernden Händen zu einer neuen Armee.

Die politische und die moralische Wirkung der Schlacht bei Wörth und des Treffens bei Spichern waren unendlich größer als der strategische Erfolg. Als Wörth und Spichern geschlagen war, deutsche Truppen vor den Wällen Straßburgs erschienen und die deutsche Nation, im Flammenelement des Krieges gereift und geläutert, das Walten eines Genius über sich spürte, war der Austrag des Krieges als eines Zweikampfes zwischen Deutschland und Frankreich gesichert. Der Kampf um den Rhein wurde zum Einheitskampf des deutschen Volkes. Die „Wacht am Rhein“ klang wie Sturmeseißen, am Kyffhäuser verschwanden die

Raben. Kein europäisches Kabinett, kein Monarch fand mehr den Entschluß, sich in das Ringen der beiden Nationen zu mischen, die den Kampf um den Rhein in einem Kriege durchfochten, dessen Dynamik aller Erfahrung spottete. Die politische Meisterschaft, mit der Bismarck den Krieg in den Dienst der nationalen Sendung des deutschen Volkes gestellt, der große strategische Gedanke, den Moltke in die Bewegung der Massen getragen, und die wohl geahnte, aber noch nie in solcher Größe erschaute Kraft, mit der die Deutschen den Kampf ausfochten, bannte die Großmächte und brachte der Welt die geschichtliche Tatsache zum Bewußtsein, daß hier ein Volk um seine Erneuerung rang, das jahrhundertlang unter die Füße getreten worden war.

Der Rheinfeldzug war abgetan, der Moselfeldzug begann. Die ganze Masse der Deutschen war in langsamer, aber unablässig drängender Bewegung. Die 1. Armee zog mit 3 Korps, die 2. mit 7 Korps heran. Napoleon saß als kranker, von seinem Stern verlassener Mann in Metz. Das Felbherrnblut des vergötterten „Oheims“ schlug nicht in den Adern des Sohnes der Hortense Beauharnais. Er sah sich von Befehlen der Kaiserin-Regentin auf der lothringischen Hochfläche festgehalten und wagte nicht hinter die Argonnen zu weichen und auf dem französischen Glücksfeld der Champagne zu schlagen, weil der Rückzug seinen wankenden Thron gestützt hätte. Nun drohte ihm Umfassung des rechten Flügels und Abdrängung an die luxemburgisch-belgische Grenze oder Einschließung in Metz. Da übergab er dem Marschall Bazaine die Leitung. Bazaine ging am 12. August auf die Mosel zurück und schwenkte, unsicher tastend, schließlich doch noch den Rückzug erwählend, nach Westen ab. Die Deutschen folgten, ungewiß, ob der Feind zu einer Schlacht nach rückwärts ausholte oder abzog. Am Abend des 12. August legte der Imperator den Oberbefehl völlig in Bazaines Hand, bat ihn aber noch, nach der Maas abzurücken. Dann rief er, dem Drängen des Hauptquartiers gehorchend, seine Eskorte und verließ die Armee, um sich nach Châlons zu begeben. Bazaine machte sich bereit, den Rückzug anzutreten. Das Verdammungsurteil der Pariser Boulevards schwebte über seinem Haupte, bevor er noch die erste Schlacht geschlagen.

Noch ehe er die Moselbrücken überwunden hatte, waren die Deutschen zur Stelle. Abrückende Korps wurden am 14. August durch vorstürmende Spitzen der 1. Armee bei Colombey und Noisseville festgehalten und in einem hitzigen Gefecht um einen Marschtag betrogen. Zwei Tage später sah sich die abziehende Armee bei Vionville und Mars-la-Tour von dem III. Korps der 2. Armee unter der Führung des Generals v. Alvensleben abermals angefallen und in blutiger Schlacht von einer kleinen

Minderheit aus der Richtung geworfen. Der richtungsgebende strategische Erfolg des Feldzuges wurde von brandenburgischen Korps in der Augustsonne auf welliger Flur erfochten. Zwei Divisionen traten gegen 5 in den Kampf, trafen zuletzt auf 8, fanden aber keinen entscheidungskräftigen Gegner vor sich und fesselten eine ganze Armee. Bei Bionville wurde Bazaines Schicksal entschieden. Als der linke Flügel Albenslebens — 4 Bataillone — unter der Last zweier Divisionen zu zerbrechen drohte, warf sich die Kavalleriebrigade Bredow, 6 Schwadronen Kürassiere und Ulanen, opferwillig auf den Feind. Sie marschierten an der alten Römerstraße auf, segneten sich zum Todesritt, überrannten das erste Treffen, nahmen die Artillerie, hieben die Bedienung nieder, durchbrachen das zweite Treffen, jagten die rückwärtsstehenden Batterien in die Flucht, bohrten sich 3000 Schritt tief in die französische Schlachtordnung, schlugen sich mit heranbrausenden französischen Kürassieren und jagten, vom Feuer zerrissen, vom Feinde verfolgt, den weiten, siegreich durchstürmten Weg noch einmal zurück. Der zweite Mann blieb liegen, aber 10 Batterien waren vom Felde geseucht und des Feindes Umfassungsfügel erstarrte in der Abwehr. Frische französische Kräfte wurden an den Cronviller Büschen festgehalten, die dritte Staffel des Feindes von der Infanteriebrigade Wedell an der Bruviller Schlucht gefesselt. Die Brigade geht darüber zugrunde, Garbedragonier, die ihren Rückzug decken, werden auf jauchzendem Ritt in französischem Feuer vernichtet, aber die französischen Generale vermuteten Armeekorps hinter den stürmenden, verblutenden Bataillonen, verloren den Tritt, hielten an, hielten Division auf Division zur Abwehr und schwankten endlich ermüdet zurück. Bazaine meldete den Parfern, daß die preußische Armee überall zurückgeschlagen worden sei, und führte seine Korps auf die Hochfläche von Metz. Er sorgte sich um seine linke Flanke und rückte am 17. August auf der Erdoelle von Gravelotte—St. Privat, dicht an die Festung gelehnt, mit verwandter Front, zur allgemeinen Abwehrschlacht zusammen. Die Deutschen vermuteten ihn immer noch im Abmarsch nach Westen. Moltke rief daher alles heran, um ihn vollends nach Norden abzu drängen, und prallte am 18. August nach Entwirrung der gestauten Korps auf Bazaines Front. Steinmetz und Prinz Friedrich Karl trafen schon im Anmarsch auf schlachtbereiten Feind.

Unter dessen rückte die 3. Armee den Spuren Mac Mahons folgend über die Maas und trieb ihre Kavallerie auf Vitry vor. Auf beiden Seiten griff, den Franzosen zum Anheil, eine Zerteilung der Operation statt. Der Kronprinz und Mac Mahon marschierten, Bazaine, Steinmetz und Friedrich Karl schlugen auf dem Fled.

Bazaine hatte seine Armee am 17. August rechts rückwärts geschwenkt und stand auf dem Höhenrücken zwischen dem Châtel- und dem Mancetal um Roncourt, St. Privat-La Montagne, Ste. Marie-aux-Chênes, Amanvillers, Montigny, Rozérieulles, Plappeville in einer Höhenstellung aufmarschirt, die er selbst als „position inexpugnable“ bezeichnet hatte. Die Deutschen stießen auf festgewurzelten Feind, zogen sich kampfbegierig wiederum zu dicht zusammen und brachen die Schlacht in wilhem Vorwärtssdrang vom Saun. Sie griffen Bazaines linken Flügel und das Zentrum an, im Glauben, seine ganze Front vor sich zu haben, und gerieten bald in ein Höllefeuer. Aus allen Aderfurchen, aus allen Wasser-rissen, aus Dörfern und Gehöften sprühte der Flammengürtel. Erst allmählich gelang es Moltke, die 2. Armee an der feuerspeienden Front entlang seitwärts zu ziehen, um Bazaines unauffindbare rechte Flanke zu suchen. Steinmetz lag auf dem rechten Flügel an der Manceschlucht gefesselt, rannte starrköpfig an, prallte vor, wurde zurückgeschlagen, nahm St. Hubert und sah sich gegen Abend in eine schwere Krise verstrickt. Weichende Infanterie, zerfetzte Kavallerie strubelte bis Gravelotte, zum Standort des Königs, und wurde von den herankuchenden Pommern des 2. Korps aufgefangen. Der rechte Flügel der 2. Armee rannte sich vor Montigny fest, und der linke Flügel des Prinzen wurde bei Amanvillers, Ste. Marie und St. Privat von den Korps L'Admirault und Canrobert im Kampf um sturmfreie Felbbefestigungen zu Boden gedrückt. Stundenlang lag die preussische Garde nach der Wegnahme von Ste. Marie-aux-Chênes auf dem nackten Glacis in den Aderfurchen vor dem weißen Mauerkranz des Dorfes St. Privat, das Marschall Canrobert in eine Zitabelle verwandelt hatte. Aber der unerhörte Schwung des Angriffs siegte zuletzt wider alle Vernunft über die zähe Verteidigung und die Ungunst der Lage und trug die zerfetzten Garderegimenter bei sinkender Sonne über das braune, von Blei durchpflügte Feld zur grabenungürteten, mauerbewehrten Höhe.

Als das sächsische Korps links überflügelnd über Roncourt vorbrach und die Garde mit einem Drittel ihrer Stärke vor den französischen Schützengraben erschien, war der Tag entschieden. Aus Leichenhügeln erhoben sich die zerfetzten Regimenter zum letzten Sturm. Die letzten Trommeln, die letzten Hörner, zerfetzte Fahnen, die letzten Offiziere riefen bergan, und im verglasenden Abendschein fiel das brennende Dorf. Canrobert wich unter dem Schutze der Artillerie und des herabsteigenden Dunkels nach Nordosten. Bazaine hatte ihm die Kaisergarde als letzten Einsatz verweigert und büßte seine starre Abwehr und die Häufung seiner Machtmittel auf dem eigenen linken Flügel mit der Entblätterung der ganzen Front. Die Entscheidungsschlacht war geschlagen. Der Marschall befahl den Rückzug

auf Metz und lagerte sich unter den Mauern der großen Moselfestung, von der er sich im Grunde nie hatte trennen wollen. Die Deutschen, die mit 204 000 Mann aufgerückt, aber nicht voll zum Schlagen gekommen waren, verloren rund 20 000 Mann und 900 Offiziere, die preußischen Garderegimenter, die vor St. Privat gelegen, trugen ein Viertel des gesamten Verlustes. Die Franzosen, die 135 000 Mann in die Schlachtfrent gestellt hatten, büßten 15 000 Mann und 600 Offiziere ein, ließen nur 2600 Gefangene in Feindeshand und bargen alle Geschütze. Wie bei Mars-la-Tour hatte auch hier der unbezähmbare Angriffsdrang gesiegt, dem Moltke im Kampf mit draufgängerischen Generalen unbeirrt die entscheidende Richtung wies. Dahinter stand als treibende Kraft die große Vaterlandsiebe, die Sehnsucht nach dem neuen Reich, stand im Schlachtenqualm verloren, im Schatten seines straffen, königlichen Herrn, den Blick über die blutigen Felder und quälende kleinliche Intrigen ins Weite gerichtet, äußerlich unbewegt mit vibrierenden Nerven Otto v. Bismarck.

Unterdessen war Mac Mahon von Châlons aufgebrochen und den Befehlen der Pariser Regierung gehorsam über Reims nach Norden gezogen und suchte sich irgendwo im Maastal mit dem im Abzug von Metz gedachten Bazaine zu vereinigen oder die Rheinarmee um den Preis einer Durchbruchschlacht zu entsetzen. So marschierte die letzte bewegungsfähige Feldarmee der Franzosen mit sehenden Augen ins Verderben. Marschall Mac Mahon trat seinen Flankenmarsch im Bewußtsein an, daß er nicht mehr von ihm zurückkehren werde. Mit ihm zog der kranke Kaiser, der sein Los nicht mehr von dem seiner Truppen trennen durfte. In Paris brütete schon die Revolte, drohte die Revolution, dachte aber niemand an Entwaffnung, Fußfall und Frieden.

Moltke sann auf Zusammenfassung des gespaltenen Feldzuges. Er ließ den Prinzen Friedrich Karl mit 150 000 Mann vor Metz stehen, schied 83 000 Mann unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen als Maasarmee aus und rückte mit dieser dem anmarschierenden Feind entgegen. Die 3. Armee erhielt Befehl rechts zu schwenken und Mac Mahons Südfanke zu gewinnen. Der Feldzug wälzte sich von Osten maasaufwärts, von Süden über die Aisne in Sonnenbrand und Gewitterwolken einem unbekannten Schlachtfeld zu. Marschall Mac Mahon quälte sich mit einer mühsam zusammengestückten Armee von 150 000 Mann, die unbehilflich des Weges zogen, durch die Champagne und gewann den Abstieg ins Maastal. Als er am 30. August bei Beaumont angefallen, nach schwerem Gefecht geworfen, aber nicht zer schlagen wurde, löste er sich von der Pariser Belagerung und sann auf Rückzug. Es war zu spät. Er sah sich am 1. Sep-

tember gestellt und rückte unter den Mauern der Festung Sedan zu einer großen, verzweifelten Schlacht zusammen. Die Franzosen waren nicht mehr fähig, sich frei zu bewegen und in Kriegsmärschen nach Metz oder nach Paris durchzubrechen, aber sie waren bereit, sich zu schlagen, um sich einen Ausweg aus dem strategischen Netz zu erkämpfen, das sich wie ein Netz um sie zusammenzog. Ihre Zuversicht war geschwunden, ihre Sucht im Reiten, der Nimbus des Kaisertums verblaßt, aber ihr kriegerischer Stolz war nicht gebrochen. Sie riefen nicht mehr „Es lebe der Kaiser!“, aber sie gingen mit dem Ruf „Es lebe Frankreich!“ tapfer ins Feuer. Mac Mahons Armee lagerte auf dem rechten Ufer der Maas im Umkreis von Sedan dicht gedrängt. Sie mußte streiten, wo sie stand, und die Höhen behaupten, die den Kessel der Flußsperrung umgaben. Wurde sie ins Tal geworfen, so bereiteten ihr die deutschen Geschütze das Schicksal, das die Österreicher vor Ulm getroffen hatte. Eine Vernichtungsschlacht kündigte sich an.

Über 100 000 Mann hielten den Stellungsbogen besetzt, der sich zwischen St. Menges und Floing zum Halbkreis wölbte und bei Bazeilles und Floing auf den Ufern der Flußschleife aufsaß. Am Rande des linksseitigen Stromgebiets des Rheins, wo sie vor 300 Jahren siegreich eingebrochen waren, schlugen die Franzosen jetzt eine Schlacht, die über das Schicksal der napoleonischen Dynastie und den Ausgang des Krieges entscheiden sollte.

König Wilhelm von Preußen führt die Deutschen aller Stämme heran. Getrennt marschierend, vereint schlagend, fegen zwei Armeen das Feld, während die dritte Bazaine und Metz in eisernen Armen erdrückt.

In der Nacht auf den 1. September eröffnen die Bayern den Angriff auf Bazeilles, den Stützpunkt des rechten Flügels, und als der 1. September tagt und die Herbstsonne die Maasnebel aus den Gründen saugt, entbrennt um die Dörfer Bazeilles, Balan, Givonne, Ill, Floing und die Höhen, die den Talkessel von Sedan umgürten, ein leidenschaftlicher Kampf. Die Franzosen wehren sich mit letzter Kraft gegen den unwiderstehlichen Ansturm der deutschen Korps, die den würgenden Ring eng und enger ziehen und alle Durchbruchversuche des Verteidigers abweisen. Mac Mahon verläßt schon in der Frühe des Tages verwundet das Schlachtfeld. General Ducrot empfängt den Feldherrnstab aus seiner fiebernden Hand, sucht über Ill nach Metziers durchzubrechen, wird aber nach den ersten Unordnungen durch Wimpffen ersetzt, der eine geheime Vollmacht des Kriegsministeriums bei sich trägt und lehrmachend wieder über Balan auf Cartignan marschieren will, um sich Bazaine in die Arme zu werfen. Aber aus diesem Zirkel gibt es kein Entrinnen. Alle Gegenangriffe prallen ab, jede Wehr zerbricht. Um 9 Uhr verblutet die Kavalleriedivision Mar-

gueritte in hingebungsvoller Attacke auf der Höhe von Illy vor und zwischen den bergansteigenden preußischen Bataillonen, in Bazeilles zerfleischen sich Bayern und französische Marineinfanterie in mörderischem Kampf, um 10 Uhr ist der Feuerring geschlossen. Noch einmal versuchen französische Generale mit Haufen zusammengeraffter Infanterie und verzweifelt anreitenden Schwadronen bei Balan und Floing durchzubrechen. Napoleon ist zu Pferd gestiegen und im Schritt in die Feuerzone geritten, hält eine Weile in stumpfer Resignation auf der Straße von Balan und kehrt dann, von entscharten, entfesselten Flüchtlingen umdrängt, nach Sedan zurück. Von allen Seiten strömen die Franzosen unter die Wälle der veralteten Festung. Überall staut sich der Troß. Urmeezufuhrwerke, Batterien, Munitionsstaffeln liegen ineinander verfahren, die Dörfer stehen in Brand, die Sonne starrt qualmgerötet auf die ersterbende Schlacht. Um 1 Uhr kreuzen die deutschen Granaten ihre Flugbahnen über dem Todeskeßel. Wie ein Spielzeug liegt die Baubanefeste im menschenwimmelnden Grund. Um 3 Uhr erlischt der geordnete Widerstand; nur in den Wäldern von Givonne und auf dem Glacis von Illy flackern noch verzweifelte Gefechte. Eine weiße Fahne erscheint auf dem Stadthaus. Ein Parlamentär des Kaisers reitet aus dem Thor. Die französische Armee sinkt in sich zusammen und ergibt sich in ihre Niederlage. General Wimpffen sucht Unterhandlungen. Napoleon überreicht dem König von Preußen seinen Degen. Die Armee streckt die Waffen. Die Vernichtungsschlacht ist geschlagen. Am 2. September rücken 104 000 Franzosen in die Gefangenschaft.

Das Kaisertum Napoleons III. bricht in dröhnendem Fall zusammen.

Als die Kunde von der unerhörten Begebenheit nach Paris gelangt, segt das Volk die Regentschaft der Kaiserin weg und ruft die Republik aus, denkt aber im Bewußtsein seiner nationalen Größe nicht an Unterwerfung, fällt nicht der Schwäche anheim, sondern spannt alle Kräfte zur Fortsetzung des Krieges.

Die deutschen Heere rücken auf Paris.

Am 4. September traben deutsche Reiter durch Reims, am 16. September erreicht die Maasarmee Nanteuil und Lizy am Durcq, die Armee des Kronprinzen von Preußen die Marne, am 17. September stehen die Deutschen vor Paris. Drei Tage später ist die Pariser Besatzungsarmee unter die Kanonen der großen Landesfestung zurückgeworfen. Erst jetzt erscheint ein französischer Unterhändler im deutschen Hauptquartier, um den Frieden zu erkaufen. „Keinen Fuß breit Landes, keinen Stein seiner Festungen“, nur eine namhafte Kontribution bietet Jules Favre als Unterhändler der Republik dem siegreichen Deutschland, das zum erstenmal den Kampf um den Rhein als deutschen Nationalkrieg austrägt, die

napoleonische Kulisse zerfest hat, bis zur Seine vorgeedrungen ist und nun von dem alten hegemonischen Frankreich die Begleichung der historischen Schuld fordert. Da der Gegner seine Vergangenheit nicht verleugnet, ist jeder Schritt zum Frieden umsonst. Die Unterhandlungen zerrinnen im Sande. Die Pariser Regierung bietet Bismarck weder gentigende Bürgschaften noch befriedigende Bedingungen, und der Drang des deutschen Volkes zur Einheit kann wohl vor den Toren von Paris, aber nicht vor den Toren Straßburgs gestillt werden. Die Rückgewinnung des Elsasses ist vom deutschen Volke auf den blutigen Walfstätten von Wörth, Spichern, Mars-la-Tour, Gravelotte und Sedan zur nationalen Forderung erhoben worden. Der Kampf um den Rhein gipfelt nach vielhundertjährigem Ringen im Kampfe Deutschlands um die Vogesengrenzen und in der Wiederherstellung des von Frankreich zerschlagenen deutschen Reiches.

Bismarck, der Gestalter des deutschen Schicksals, stand in diesem Augenblick vor der größten Entscheidung. Die Nikolsburger Tage kehrten wieder. Es war ihm keine Zeit gegeben, das Lot auszuwerfen und Tiefen und Untiefen zu ergründen, über die das Geschwader der deutschen Einzelstaaten im Kielwasser des preußischen Staatsschiffes mit geschwellten Segeln dahinrauschte. Frankreich rief zum Nationalkrieg in revolutionärem Sinn und schöpfte daraus neue Kräfte. Es stand trotz der empfangenen Schläge feindlich aufgerichtet, wälzte die Niederlagen samt den daraus fließenden Folgen mit der ganzen politischen Wandlungsfähigkeit einer auf die Nützung des Augenblicks gestellten Nation auf das napoleonische Regime und erschien als neues Frankreich, aller Sünden bar. Als Hüterin der Menschenrechte, als Vorvork der Zivilisation rief es zum Kampf, als Mitglied der europäischen Staatengemeinschaft warb es um Bundesgenossen.

Europa lag lauernd in der Runde gebreitet, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes wußte, daß im Hintergrund aller Kriege von europäischem Ausmaß ein europäischer Kongreß zu schlummern pflegte.

Adolf Thiers, der Staatsmann Louis Philipp, der die französische Rheinpolitik im Jahre 1840 aus Syrien an den Strom zurückversetzt, die napoleonische Legende geschaffen und Paris besetzt hatte, war bereits als Wortführer Frankreichs zu den Großmächten entsandt worden, um sie im Namen des europäischen Gleichgewichts zum Einschreiten zu bewegen. Er hatte „Europa nicht zu Hause gefunden“, aber Europa konnte morgen die Läden aufschlagen, der stummen Rolle müde werden und versuchen, den Deutschen in den Arm zu fallen, um sie vor einen europäischen Kongreß zu laden. England, Rußland, Österreich und Italien wogen in diesem Augenblick die deutschen Siege auf der Wage ihrer Interessen nach.

Gewiß, Deutschland schlug nicht nur seine eigenen, sondern auch Englands Schlachten, wenn es Frankreich vom Rhein vertrieb, aber wo schieden sich Englands staatliche Interessen von denen dieses neugeborenen, wie aus dem Haupte des Zeus entsprungenen, kriegsgewaltigen Volkes, das plötzlich den Strom in eigene Rut nahm und hart an der belgischen Grenze, unmittelbar vor dem englischen Fesslands-glacis unerhörte Siege erfocht? Die Lehre von der „balance of powers“ und dem Gleichgewicht waren mehr als einer Auslegung fähig. Wehe, wenn sich eine Koalition bildete, die dem Sieger die Früchte seiner Schwertarbeit und die Selbstbestimmung seines Geschickes schmälerte! Doch Bismarck ließ sich nicht schrecken. Er wußte, daß nicht nur Deutschlands sondern auch Englands Früchte auf den Feldern von Wörth und Sedan gereift waren. Frankreich war dort vom Rhein, aber auch aus Ägypten und von der See von Lepseps durchstochenen Landenge von Suez zurückgeworfen worden. England konnte der deutschen Machtgestaltung noch Raum geben, denn die Zurücknahme Elsaß-Lothringens und die Aufrichtung eines zentral gelagerten deutschen Reiches, das dem labilen europäischen Gleichgewicht endlich Stetigkeit lieh, widersprachen Englands Interessen mitnichten. Besaß doch dieses deutsche Reich keinen universal gerichteten Trieb, trat es doch ohne Flotte, ohne Welt-handelsziele, ohne eine konkurrenzfähige Industrie aus der preussischen Vergangenheit hervor. Frankreich war auch jetzt noch Englands gefährlicherer Rivale. Führte Frankreich den Krieg fort, so war es dazu nur imstande, weil die von Napoleon III. geschaffene Panzerflotte das Meer beherrschte. Die Schwächung Frankreichs war also noch nicht so weit gediehen, daß England eine Umkehrung der Gewichtsverhältnisse hätte befürchten müssen. Dagegen versprachen die Versorgung und die Bewaffnung Frankreichs dem Handel und der Industrie Englands im aufflammenden Nationalkrieg reichen Gewinn. England beschloß zu warten.

Auch Rußland lag noch in Ruhe gebunden, hielt den Blick auf die freie Durchfahrt durch die Dardanellen geheftet und suchte den Krieg zur Befreiung von den Fesseln des Pariser Traktats zu nützen. Es bedurfte hierzu eines starken deutschen Reiches, nicht nur eines willfährigen Frankreichs, denn England war an der Fesselung Rußlands im Schwarzen Meer stärker beteiligt als Frankreich, das sich längst von der Krimpolitik abgewandt hatte. Und Bismarck tat ein übriges, sich Rußlands Freundschaft zu sichern, an der in der Zukunft alles gelegen war. Er riet dem Zaren, sich von der Dienstbarkeit der Pariser Konvention zu lösen. Als Rußland am 30. Oktober erklärte, daß es sich nicht mehr an die Zusätze der Konvention gebunden erachte und seine Freiheit im Schwarzen Meere zurücknehme, war es Bismarcks Zustimmung gewiß. Bismarck tat noch mehr. Er warf

selbst den Gedanken einer internationalen Konferenz zur Erledigung dieser Frage ins Spiel und beschwichtigte dadurch die Erregung, die in London und in Wien ob dieser russischen Erklärung entstand.

Auch Italien hatte keinen Grund, sich einzumischen, denn es zog aus der kriegerischen Verwicklung Gewinn. Die Truppen Viktor Emanuels schossen am 20. September in die von Napoleon verlassenen Mauern Roms eine Bresche und rückten in die Ewige Stadt, um dem Königreich Italien die historische Hauptstadt zu gewinnen. Da Pius IX. ausdrücklich erklärte, daß er sich als gefangen betrachte, bis er durch die Mächte befreit werde, lag die italienische Politik fortan gebunden.

Von Österreich, das sich inzwischen zu einem neuen Dualismus bequemt hatte und zur ostwärts und südwärts gerichteten österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie geworden war, hatte Deutschland nichts mehr zu fürchten.

So blieb Bismarck noch eine Spanne Zeit, das Werk zu vollenden, zu dem er, seiner Sendung bewußt, beherrschten Gefühls ausgezogen war.

Dieser Entschluß wurde ihm durch die ungeklärte innerpolitische Lage Frankreichs erleichtert. Mit wem konnte der Sieger von Sedan förmlich verhandeln? Mit dem gefangenen Kaiser, der sich darauf berief, daß er nicht als Staatsoberhaupt und Chef der Regierung in die Gewalt des Feindes gefallen sei, oder mit der Kaiserin-Regentin, die mit ihrem Sohne in England Aufnahme gefunden hatte, sich immer noch als die Souveränin Frankreichs betrachtete und sich auf Bazaines Armee stützte, um ihrem Anspruch Gestalt zu leihen, oder endlich mit der republikanischen Regierung im unbezwungenen Paris, die schon eine Abordnung nach Tours entsandt hatte und dort in Léon Gambetta einen Diktator heranwachsen sah, der seine Machtvollkommenheit aus dem eigenen Herzen schöpfte, die „levée en masse“ verkündete und sich anschickte, Armeen aus dem Boden zu stampfen? Keine dieser Gewalten bot dem Kanzler Sicherheit und Frieden.

Über die Frist, die Bismarck gesetzt war, zählte nach Tagen und der Krieg blieb dem Verhältnis des Schlachtenglücks ausgeliefert, das die Deutschen zwar nicht mehr dauernd verlassen, ihnen aber doch einmal in einem wichtigen politischen Augenblick untreu werden konnte. Ein Sandkorn konnte den Wagen aus der Bahn schleudern, dessen heftig drängendes Gespann Bismarck mit nervigen Händen zum fernher winkenden Ziele lenkte.

Die deutschen Armeen standen vor Metz und Paris, und das deutsche Kriegsvolk lag wie zu Urväter Zeiten unter einem Heerkönig und seinen Fürsten siegreich im Felde, aber hinter ihnen war alles Staatliche noch unfertig und durch keine nationale Neuordnung gebunden. Als der Erste unter Gleichen war König Wilhelm ausgezogen, Nord und Süd waren

zu Schutz und Trutz verbündet, das Nationalgefühl wallte in reiner Blut und spie alle Schlacken von sich, aber die Nation wohnte noch nicht in einem geeinten Reich, keine Verfassung hielt sie zusammen. Fürstenrechte und Volksrechte lagen ungeschieden, die Erinnerung an die deutschen „Libertäten“ und der Zeitgeist, der im Jahre 1848 aus verdorrten Zweigen einen kurzen heraufschendenden Frühling getrieben hatte, rangen immer noch feindlich miteinander. Es war ein Augenblick von so großer politischer Gedrängtheit, von so vielfältiger Spiegelung einander widerstrebender Probleme, daß dem Geschichtschreiber, der heute auf ihn zurückblickt, nichts übrig bleibt als zu zeigen, wie der gewaltige Mann sich mit ihm abfand, der damals die Zukunft Deutschlands, das Schicksal Frankreichs und die Ruhe Europas in Händen hielt.

Bismarck bestand auf der Rückerstattung des Elsasses und eines Teils von Lothringen. Er forderte Straßburg und Metz, die Frankreich aus deutschen Grenzwehren zu französischen Ausfallspforten gemacht hatte, für Deutschland zurück. Am 31. August schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ in seinem Auftrag: „Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserem Schutz: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden.“ So münzte er die ganze quirlende Masse von Fragen, Problemen und Bedenken in eine knappe, militärisch-politische Forderung, die ihr volles Gewicht bewahrte, als sie der öffentlichen Erörterung überliefert wurde. Zwei Mächte prüften sie auf Kraft und Gehalt, beide berechtigt und gehalten, sich dazu zu äußern: Frankreich und England.

Frankreich verweigerte die Abtretung und nahm die alten Lande, die es erobert, erschlichen und ererbt und im Ersten wie im Zweiten Pariser Frieden behauptet hatte, als französisches Nationalgut in Anspruch. Sein politischer Instinkt riet ihm, vom Nationalitätenprinzip und vom Machtstandpunkt zu schweigen und den Kampf fortzusetzen, um nicht eine neue Ära seiner Geschichte mit einem Verzicht zu eröffnen, zu dem sich weder Ludwig XIV. und seine Nachfolger, noch die Revolution, noch Napoleon Bonaparte, noch Napoleon III. hatten bereit finden lassen. Da die revolutionäre Pariser Regierung, die Kaiserin Eugenie und alle Parteien des Landes diese Auffassung teilten und niemand sich zu einer unfranzösischen Verzichtserklärung herbeiliess, stand Schwert gegen Schwert, Nation gegen Nation, um den Kampf um den Oberrhein auszutragen.

England hatte zwar den Frieden von Utrecht zur Grundlage seiner Politik gegenüber Frankreich gemacht, handelte aber unter dem Zwange

der historisch gewordenen, durch Höchstädt und Malplaquet, Krefeld und Minden, Albuſir, Trafalgar und Waterloo bekräftigten Vorſtellung, daß Frankreichs Vormacht Englands Weltſtellung gefährde und daß Frankreichs Rheinpolitiſik getroffen werden müſſe, wenn man die unruhige Nation auf das Syſtem des europäischen Gleichgewichts zurückführen wolle. Die Äußerungen der englischen Zeitungen ließen über dieſe Auffaſſung keinen Zweifel. Die „Daily News“ erinnerte ſchon am 20. Auguſt daran, daß Ludwig XIV. das Elſaß geraubt habe, und ſchrieb: „Verführung mag den Diebſtahl decken, aber ſie beſeitigt nicht die Berechtigung das Land zurückzuerobern“, und fügte am 8. September bei: „Frankreich hat ſich ſtets in deutſche Verhältniſſe gemiſcht . . . Alle ſeine Staatsmänner, Legitiimiſten und Orleaniſten, Imperialiſten und Republikaner waren gleich eiferſüchtig auf die deutſche Einheit und gierig nach deutſchem Boden. Ein Krieg für den Rhein war ſtets volkſtümlich.“ Thomas Carlyle, nicht nur der Apologet Friedrichs des Großen, ſondern auch der angelsächſiſche Kommentator der franzöſiſchen Revolution, erhob ſich in der vollen Größe ſeiner leidenschaftlichen Natur und ſchrieb der „Times“: „Seit 400 Jahren hat keine Nation ſo böſswillige Nachbarn gehabt, wie die Deutſchen an den Franzoſen, die unverſchämt, raubgierig, unerſättlich, unverſöhnlich aufgetreten ſind und ſtets bereit waren, zum Angriff zu ſchreiten. Deutſchland hat während all dieſer Zeit Frankreichs Übergriffe und Anmaßungen erduldet. Wenn es aber heute, da es Sieger iſt, nicht aus der Lage Nutzen zöge und ſich nicht eine Grenze ſicherte, die ihm in der Zukunft den Frieden verbürgt, ſo würde es nach meiner Überzeugung ſehr töricht handeln.“

Im Schoße des englischen Kabinetts waren die Meinungen geteilt. Der Miniſterpräſident Gladſtone wäre gern gegen die Rückkehr Elſaß-Lothringens zu Deutſchland aufgetreten, da ſie ſeiner demokratiſchen Doktrin zuwiderlief, blieb aber mit ſeiner Stimme allein und mußte ſich mit der Sicherung Belgiens beſcheiden. Das belgiſche Problem, das in der geſchichtlichen Betrachtung als ein weſentliches Stück des großen Rheinproblems erſcheint, beherrſchte das britiſche Intereſſe im Jahre 1870 völlig. Da die Neutralität Belgiens im Jahre 1830 nicht um Belgiens willen, ſondern im Intereſſe der Großmächte, vor allem Englands, feſtgeſtellt wurde, war England beſtrebt, ſie jezt unberührt zu erhalten. Die Auffaſſung Gladſtones war daher vielleicht auch von der Beſorgnis eingegeben, das vom Rhein auf die Vogesen und von Meß auf Verdun zurückgedrängte Frankreich könnte ſich ſpäter eher gegen das offene belgiſche Glaciſ wenden als gegen die von Waffenmacht und Gebirgswällen gedeckte deutſche Grenze. Aber er beſchied ſich und verſtummt. Da die

Deutschen die belgische Grenze in den großen Kämpfen an der Maas geachtet hatten und Bismarck auch die luxemburgische Frage unberührt ließ, enthielt England sich der Einmischung und ließ dem Kriege den Lauf.

So schuf Bismarcks Erklärung, daß Deutschland um der Sicherung seiner Westgrenze willen kämpfe, Raum zur Durchföchtung des Krieges, indem er seine Politik in einen knappen militärgeographischen Rahmen spannte und es der Nation überließ, die wieder zu gewinnenden Lande — Straßburg war am 28. September nach tapferer Verteidigung gefallen — im Glanze ihrer alten deutschen Kultur hineinzumalen und daraus die Gewißheit der Erneuerung des Reiches zu schöpfen.

Die französische Republik kämpfte mit französischer Energie. Paris feuerte aus allen Rohren, um den Belagerer durch Zerstörung der Schlösser, Dörfer und Gehölze im Umkreis zu schädigen, und die Provinzen erhoben sich zu ungeheurer Anstrengung, um die eingeschlossene Hauptstadt zu entsetzen. Bazaine war nach einem großen Ausfall, der am 26. August eröffnet und erst am 31. August bei Noisseville gestaut und zurückgeworfen worden war, kraftlos in sich zusammengefunken. Als er die politischen Pläne zerrissen sah, die er mit der Kaiserin gesponnen hatte, und der Armee das Brot ausging, übergab er sich am 27. Oktober samt seinem Heere dem Belagerer, der in sturmgepeitschten, verschlammten, von Lagerfeuchten heimgesuchten Bivaks auf der lothringischen Hochfläche ausgeharrt hatte, wo einst die Belagerungsarmee Karls V. elend zugrunde gegangen war. Als die Armee des Prinzen Friedrich Karl zur Verwendung frei wurde, war die Krisis des Feldzuges überwunden, die sich im Anmarsch französischer Entsatzarmeen auf Paris angekündigt hatte. Der Krieg rückte aus dem Stromgebiet des Rheins ins Innere Galliens. Der Kampf um den Rhein wurde zum erstenmal von den beiden Hauptkämpfern in einem großen Völkerduell auf dem alten Boden des Angreifers ausgetragen. Deutschland führte ihn mit seinem Volksheer, das durch den Suzug der Landwehr auf eine Million Streiter erhöht wurde, Frankreich mit der gesamten Volkskraft, die sich in Armeen und Freischaren gegliedert in offener Schlacht und in ungeordneter Guerilla gegen den Eindringling wandte. Die französische Nation besann sich auf den Feldzug Braunschweigs und den Kampf Napoleons mit den Allterten. Die große, tief im politischen Bewußtsein wurzelnde Legende von der friedfertigen, nur auf die Verkündung der Menschenrechte, den Vorkampf um die Freiheit des Individuums und die Souveränität der Völker gestellten Mission Frankreichs erwachte zu dämonischem Leben. Die „Invasion“ wurde zum Inbegriff des Kampfes gegen einen friedlosen Nachbarn, gegen ein barbarisches Volk, gegen die politische Reaktion. Der Angriff auf Paris erschien in

der Auffassung und der Darstellung der Franzosen als ein Kampf der Finsternis gegen die Stadt des Lichts, der brutalen Gewalt gegen die Stätte erhabener Menschlichkeit. Ein rückständiges, unter wilden Kriegsfürsten stehendes Volk zog gegen die fortschrittlichste, sich aus Sturz und Aufstieg, Blut und Flammengluten zu immer größerer Vollenbung erhebende Nation. Als die französischen Städte mit Kontributionen geschlagen, die von Franktireurs wimmelnden Wälder durchforstet, die im Häuserkampf genommenen Dörfer niedergebrannt wurden und die Guerilla mit harten Repressalien geahndet wurde, wuchs der Krieg um den Rhein in die Gestalt eines Nationalkrieges, der im politischen Gedächtnis der Franzosen unvergängliche Spuren hinterließ und sie abermals befähigte, den Deutschen in den Augen der Nachwelt zum Angreifer und zum Barbaren zu stempeln. Den Deutschen war das nie geglückt.

Im Zeichen solcher Vorurteile, die Frankreich bald als furchtbare Waffe zu gebrauchen wußte, wälzte sich der Krieg in die Weite. Gambettas Feueratem blies den Widerstand zu hellen Flammen an. Schwere Schlachten erfüllten die Gegend von Orleans und Le Mans im Süden und den Umkreis von Amiens und St. Quentin im Norden der bedrängten Landesfeste, die sich des Belagerers in mächtigen Ausfällen zu erwehren trachtete. Aber die konzentrisch auf Paris zielenden Entsatzschlachten fielen gegen die Franzosen aus und der erzentrische Versuch, eine französische Armee von der Loire an die Oisaine zu senden, um Belfort zu entsetzen, die deutschen Verbindungslinien zu durchschneiden und wieder ins Stromgebiet des Rheins zu dringen, endete mit dem Übertritt der von Feind und Frost geschlagenen Masse auf den Boden der neutralen Schweiz.

Die Ereignisse drängten sich in den Januar Tagen des Jahres 1871 in großen Schlägen zusammen. Am 12. Januar wurde die Loirearmee des Generals Chanzy von Friedrich Karl auf den gefrorenen Feldern von Le Mans zerschlagen, am 17. Januar die Armee Bourbaki von General Werder von der vereisten Oisaine in die verschneiten Juraschluchten getrieben, am 18. Januar die Armee Faidherbe von General Boeken von den Wällen St. Quentins auf Cambrai zurückgeworfen. Sibirische Kälte machte die Kriegführung zur fürchterlichsten Pein. Die französischen Truppen verloren viele Tausende auf dem Marsch und in den Lazaretten, selbst die Sieger sahen ihre Kampfkraft schwinden. Die Kavallerie brach zusammen, die Infanterie erlahmte, die Artillerie beherrschte das Schlachtfeld und die Schlacht. Paris nagte am Hungertuch. Die kriegerische Spannkraft ging erschütterlich zu Ende. Aber es war auch die höchste Zeit, daß der Zweikampf sich schied. Die soziale Revolution stieg aus dem französischen Chaos und drohte den nationalen Krieg zu verschütten.

Als die kriegerische Handlung in dem Belagerungsangriff auf die Süd- und die Nordfront von Paris gipfelte und das am 27. Dezember 1870 eröffnete Bombardement seinen Donner bis London rollte, trugen die kriegerischen Maßnahmen schon politische Züge. Bismarck hatte das Einsetzen des schweren Geschützes und die Beschießung mit Mühe erwirkt. Aus der Stimme der Kanonen sprach die Entschlossenheit, den Krieg und die Auseinandersetzung Deutschlands und Frankreichs nicht auf einem europäischen Kongreß beistatten zu lassen. Da der Wiener Kongreß versäumt hatte, das Elsaß zurückzufordern und sich an den französisch interpretierten Westfälischen Frieden und das Traktat von Utrecht angeschlossen hatte, suchte Bismarck jetzt ohne den europäischen Areopag fertig zu werden, um die Wiederherstellung des Reiches nicht dem Interessenspiel der Mächte zu überantworten. Es gibt Dinge, die eine Nation auf Gedeih und Verderb auf die eigenen Schultern nehmen muß, wenn es gilt versäumte Gelegenheiten gewaltsam wieder erstehen zu lassen.

Am 18. Januar 1871, dem Tage, da an der Loire, in den Jura-schluchten, vor Cambrai, Belfort und Paris die letzten Kämpfe grollten, gab sich das neue Reich in Versailles als entstanden zu erkennen. Bismarck hatte in mühsamen, mit größtem diplomatischem Feingefühl geführten Verhandlungen die einigende Formel gefunden, die die deutsche Monstrosität in ein deutsches Machtgebilde verwandeln sollte. Die Lösung war in der Umwandlung des deutschen Staatenbundes in einen deutschen Bundesstaat gefunden worden. Die Sehnsucht des nicht politisch, sondern historisch empfindenden Volkes verlangte nach der Kaiserkrone. Dem wurde Genüge getan. Die deutschen Fürsten hatten den König von Preußen am 3. Dezember durch König Ludwig II. von Bayern gebeten, die Kaiserwürde anzunehmen. Als König Wilhelm am 14. Januar erwiderte, er nähme die Kaiserkrone nicht im Sinne jener Machtansprüche an, für deren Verwirklichung einst die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt worden sei, sondern mit dem festen Voratz, der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands nur zum Schutz des Reiches zu führen, als Bismarck, der Begründer und Vollender des Einheitswerkes, am 18. Januar im Spiegelsaal Ludwigs XIV. die Proklamation verlas, die den Satz enthielt, daß das deutsche Kaiserreich nicht auf kriegerische Eroberungen sinne, und Großherzog Friedrich von Baden das erste Hoch auf den Deutschen Kaiser ausbrachte, war der Traum der Jahrhunderte erfüllt. Zehn Tage später wurde Waffenstillstand geschlossen. Die Deutschen „hatten die deutsche Kaiserkrone aus den französischen Bataillonen herausgehauen“ und im Kampf um den Rhein nicht nur den Strom selbst wiedergewonnen,

sondern auch ein deutsches Kaisertum zisalpinischen, nationalen Gepräges vom Grunde des Stromes emporgehoben, an den ihr Schicksal geknüpft war.

Im Kampfe gegen das hegemonische Frankreich, das Deutschland seit Jahrhunderten geplagt, mit Krieg überzogen, mit Verwüstung und Brandschatzung heimgesucht hatte, um seine Macht über den Ufern des Rheins aufzurichten und, auf den Rhein als Operationsbasis gestützt, seine Hegemonialgewalt über Europa und bis zu den britischen Inseln zu erstrecken, waren die deutschen Stämme wie zur Zeit des großen Cheruskers zusammengestanden und pflückten nun der Mühe Preis. Das Reich, das den friederizianischen Gedanken des Fürstenbundes in neuer Gestaltung zum Leben erweckte und gleichzeitig dem allgemeinen Stimmrecht seinen Tribut zollte, mutete romantisch an, aber es war aus uralter Sehnsucht geboren, tief im blutgetränkten Boden verwurzelt und fügte sich äußerlich zwanglos in die Welt. Der Kosmos Europas wurde durch die Einlagerung einer deutschen Großmacht im geographischen Mittelpunkt der alten Landfesten nicht aus den Fugen gesprengt, sondern gefestigt.

Am 12. Februar trat zu Bordeaux die französische Nationalversammlung zusammen, 14 Tage später wurde zu Versailles der Präliminarfriede geschlossen, in dem Frankreich das Elsaß ohne Belfort und Lothringen bis zur Seille ohne Nancy an Deutschland abtrat und eine Zahlung von 5 Milliarden Franken als Kriegsschädigung auf sich nahm.

Als am 10. Mai 1871 zu Frankfurt der endgültige Friede unterzeichnet wurde, lagen die Deutschen noch in den Pariser Forts. Sie beobachteten den Aufstand der Kommune, der von der Regierung Thiers mit Hilfe der alten kaiserlichen Truppen niedergeschlagen wurde, die zu diesem Zwecke aus deutscher Kriegsgefangenschaft entlassen worden waren. Als Frankreich die Kriegsschädigung von 5 Milliarden noch vor der festgesetzten Frist zu erstatten vermochte, verließen die deutschen Besatzungskörper, die unter dem Befehle des Generals Manteuffel ihres Amtes korrekt und duldsam gewaltet, in voller Ruhe den französischen Boden.

Deutschland und Frankreich traten auseinander. Das große Turnier, das sie unter den Augen Europas um den Besitz des grünen Stromes ausgefochten, war beiden zum Nationalkrieg geworden. Der Rhein floß von der Quelle bis zur Mündung zwischen germanischen Ufern und von Basel bis Emmerich unter deutschen Brücken. Vom Tage, da Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Merseben den endgültigen Vertrag über die Teilung des karolingischen Frankenreiches geschlossen hatten, bis auf den Tag, da die nationale Grenze im Stromgebiet des Rheins dem Geiste — nicht dem Wortlaut — jenes Vertrags entsprechend wieder auf die

Vogesen zurückverlegt wurde, waren just 1000 Jahre vergangen. Das zweite Millennium des Kampfes um den Rhein lag erfüllt. —

Noch einmal schweift der Blick zurück.

Karolingerfehden stehen am Anfang. Karl der Kahle zieht sechs Jahre nach der Fertigung des Meersener Vertrags mit dürstenden Kriegsgrossen an den Rhein und wird bei Andernach geschlagen. Der Gegensatz von Welsch und Deutsch blüht auf. Die Karolinger führen noch auf beiden Seiten, aber sie fallen wie Ähren unter der Sichel. Arnulf von Kärnten schirmt den Rhein vor Ungarn und Normannen, Ludwig das Kind sinkt als letzter Ostkarolinger in den Tod und das Königtum der Deutschen steigt herauf, um am deutschen Rheine seine Kraft zu erweisen. Die Westkarolinger werden zu Vorkämpfern des Franzosentums. Zwischen deutschen Ufern rinnt der Strom durch die Jahrhunderte. Otto der Große wirft die Ungarn auf dem Lechfeld für immer aus den deutschen Grenzen und führt die universale Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation herauf. Sein Sohn Otto II. verteidigt Aachen gegen Lothar von Frankreich und macht zu Sedan mit Frankreich Frieden. Das Stromgebiet des Rheins bleibt in deutscher Hand. Von der Rheinmündung bis zur Sambrequelle liegt deutsches Reichsleben vor dem Zentralgebiet des Stromes ausgedehnt. Frankreich sammelt hinter den Cevennen, der Cote d'Or, den Argonnen und den Aisnehöhen seine Kraft und findet in dieser Raumbescheidung sein nationales Glück, Deutschland streut seine Kraft in die Weite über die Alpen und das Mittelmeer und schwächt seine nationale Einheit. Die Rheinlande liegen voll vielgestaltigen, vielbuhenden deutschen Lebens an der Hauptschlagader des Heiligen Römischen Reiches gebettet, bis Kaiser Friedrich Barbarossa in den Kyffhäuser zieht. Als die Capetinger um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus dem Seinebecken hervortreten, England auf der Bühne erscheint und das Verhältnis Englands, Frankreichs und Deutschlands zum erstenmal politisch bestimmt wird, der Kampf um den Rhein im Schatten der Kreuzzüge verschwindet, während die Staufenkaiser Heinrich VI. und Friedrich II. ihr mediterrantisches Wunderreich gründen, beginnt sich der Zusammenstoß der drei Mächte an den Quellen der Sambre im Zusammenhang mit deutschen Thronkriegen vorzubereiten. Die Schlacht bei Bouvines sieht Kaiser Otto IV. über das Blachfeld flüchten, der Capetinger Philipp August nützt den deutschen Dualismus und setzt Frankreich nationale Ziele. Cäsars „natürliche Grenzen“ erscheinen schattenhaft im französischen Machtprogramm. Der Tod Friedrichs II. stürzt das Reich in „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“. Territorialgewalten zerlegen die deutsche Kraft am Rhein. Rudolf von Habsburg sieht noch volles deutsches Leben an den Ufern des Stromes,

das in tausend Fehden nach Gestaltung ringt. Die Bischofsschlachten von Hausbergen und Worringen steigen herauf. Adolf von Nassau reitet gegen Albrecht von Habsburg, der Habsburger fällt den König bei Gölheim und wird von Philipp dem Schönen im Vertrag von Vincennes zum Verzicht auf deutsche Reichslehen an der Maas gezwungen. Frankreich überschreitet die natürlichen Grenzen der Ebenen und der Argonnen, erscheint vor der Burgunder Pforte und auf der Lothringer Hochfläche, öffnet sich das Sommetal und kämpft an der Lys. Flandrische Bürger schlagen die Sporenschlacht bei Courtrai. Der Franzose fordert zum erstenmal in der Sprache seiner Kronjuristen die Vier Ströme und darüber hinausgreifend den Rhein. Der Kampf um den Rhein wälzt sich auf der Schwelle des 14. Jahrhunderts in den Vordergrund der europäischen Bühne, der deutsche Strom wird das Objekt zielbewußter französischer Politik. Während Dante das Kaisertum Heinrichs VII. besingt, legt Frankreich die Hand auf Lyon. Um dieselbe Zeit entbrennt im Quellgebiet des Stromes zwischen Habsburg und den Eidgenossen der Streit zwischen Territorialgewalt und freiem Volkstum. Die Alpenpässe gewinnen strategische Bedeutung im Kampf um den Rhein. Der hundertjährige Krieg Englands und Frankreichs kündigt sich an. Ludwig der Bayer zieht gegen Koblenz zum Empfang Eduards III., scheidet aber nicht gegen Frankreich, das kurz darauf unter den Valois gegen den Oberrhein rückt. Das burgundische Mittelreich steigt empor, weckt Erinnerungen an karolingische Kämpfe und Teilungspläne und schlägt das Saonetal und die Niederlande in seinen Bann. Der welsche Machtbereich sichert sich auf der Schwelle des 15. Jahrhunderts den Zugang zum Strom, die Maas ist überschritten, das Gebiet der Sambre wird zum Glacis. Im Jahre 1444 erscheinen die Valois erobernd am Oberrhein. Vor dem Stechenhaus St. Jakob an der Birse liegen die Eidgenossen im Heldekampf gefallen, das Elsaß wird die Beute der Armagnaken. König Karl VII. fordert den Rhein als Grenze des französischen Königreiches. Da reißt sich die düsterprachtige Gestalt Karls des Kühnen zwischen Frankreich und dem Rhein auf. Er schlägt und verträgt sich mit Friedrich III von Habsburg und Ludwig XI. und wird von den Eidgenossen in hallenden Schlachten überwunden. Über seiner Leiche entbrennt der Kampf um das Erbe, der die Westflanke des Stromgebietes bis zur vollen Raamtiefe aufreißt. Die Eidgenossen treten als Großmacht in den Streit und fechten an der Quelle des Rheins und in der Lombardei für ihre eigene Größe, entfremden sich dem Reich und scheiden bei Marignano aus dem Spiel der Mächtigen, um auf dem Eigenen zu ruhen. Mit Maximilian nimmt das Rittertum Abschied, der Glanz der deutschen Reichsstädte spiegelt sich im Rhein. Als das 16. Jahr-

hundert, das Zeitalter der Religionskriege, heraufzieht, taucht das Rheinproblem in dem Weltverhältnis der Häuser Habsburg und Valois unter, aber der Franzose erscheint im Bunde mit deutschen Fürsten vor Metz, nimmt die Stadt, erobert Toul und Verdun und bedroht Straßburg. Die lothringische Hochfläche fällt in französischen Besitz, die Zaberner Steige springt auf. Das Herzogtum Lothringen gerät in Gefahr. Die Weltmonarchie Karls V. rafft noch einmal alle Kraft zusammen, vermag aber Metz nicht mehr zu lösen. Als Karl scheidet, teilt sie sich in den spanischen und den österreichischen Hausbesitz der Habsburger, und der Rhein rückt an die Westgrenze des Reiches. Die Niederlande erheben sich zur Republik, Quell- und Mündungsgebiet des Stromes sind dem Reiche verloren. Fortan wird der Rhein von Frankreich als Operationsziel aufgestellt, um, auf ihn gestützt, Eingang ins Heilige Römische Reich zu gewinnen. König Heinrich IV. mischt sich in die Bekenntnisstreitigkeiten Kölns und Straßburgs und umschreibt die Ansprüche der Valois als nationale französische Forderungen. Als in deutschen Landen der Dreißigjährige Krieg ausbricht, macht Frankreich sich zum methodischen Vormarsch auf den Rhein bereit. Die Politik Richelieus wird zum klassischen Ausdruck des französischen Ausdehnungsdranges, erntet die Früchte von Gustav Adolfs und Bernhard von Weimars Siegen und rafft aus dem aufgewühlten Schoß deutscher Zwietracht das Elsaß hinweg. Frankreich steht in Dreifach auf dem rechten Ufer des Rheins, überschattet die Schweiz, entmannt Lothringen, wirft sich auf die spanischen Niederlande und die Franche Comté und empfängt im Augenblick, da es den Fuß auf das ober-rheinische Ufer stellt, die Anwartschaft auf die Hegemonie in Europa. Der Westfälische Friede läßt ihm die Wege ins Reich offen, die Einheit des Stromgebiets ist zerrissen, der Zwang der Sicherung des eroberten Gebiets führt Frankreich über den Strom hinaus. Die Schatten Cäsars und seiner Nachfahren schreiten über die Bühne. Nun wühlt Frankreich in den Flanken des Stromgebiets, um das Elsaß vollends zu gewinnen und sich von Metz auf Mainz, von Lille auf Antwerpen Bahn zu brechen. Mazarin wird, gestützt auf Frankreichs Rheinbesitz, in Oliva zum Schiedsrichter Europas und läßt Ludwig XIV die Freiheit, die Hegemonie Frankreichs am Rhein aufzurichten. Die französische Rheinpolitik mündet in unverhüllte Eroberungskriege. Deutschland ist entkräftet, nahezu völlig aufgelöst zurückgefunken. Mit dieser Zertrümmerung beginnt die große europäische Unruhe, die keine Ruhelage mehr kennt. Sie gebiert die Forderung nach der Herstellung des europäischen Gleichgewichts, das am Rheine verankert werden muß. Ludwig XIV. reißt den Unter aus dem Grund, raubt Straßburg, bricht in die spanischen Niederlande ein, bekriegt Holland,

weckt die erste Koalition gegen sich auf und erfüllt das Stromgebiet des Rheins und des Pos mit Feldzügen, die in der Verwüstung der Kurpfalz und der Zertrümmerung des deutschen Gemeingefühls gipfeln. Der französische Machtgedanke erhebt sich zu universaler Gestaltung. Da wirft sich England um seiner Selbsterhaltung willen auf Tod und Leben in den Kampf um den Rhein. Vom Spanischen Erbfolgekrieg umfassen, wälzt der Strom seine Wogen ins 18. Jahrhundert. Der Friede von Utrecht bannt Ludwig XIV. auf dem Weg zur Weltmonarchie französischen Stils, läßt ihm aber einen Besitz, um den es sich wohl lohnte zu kämpfen. Er behält die große Linie Straßburg—Metz—Lille und die Herrschaft über die rheinische Klientel. Das hegemonische Frankreich steht am Rhein festgewurzelt und behauptet sich dadurch im Besitz der kontinentalen Vormacht. Die französische Festlandspolitik schließt Türken, Polen, Schweden, Orient und Skandinavien gegen Deutschland zusammen und bedrängt England, indem es Deutschland innerlich auflöst. Mit Mühe entraft sich Preußen dem Chaos, während Österreich vom Rhein zurückweicht. Das Stromgebiet des Rheins wird von den Epigonen Richelieus und Ludwigs XIV., dem Kardinal Fleury, Choiseul und Ludwig XV. als Objekt der französischen Ausdehnungspolitik und Grundfeste seiner hegemonischen Stellung nicht geringer geachtet und nicht weniger umworben als unter dem Sonnenkönig selbst. „Frankreich hat im Osten keine Grenzen als die seiner Mäßigung und Gerechtigkeit“, spricht der ironische Mund Friedrichs des Großen, und Frankreich nützt die strategische Grundstellung, die es sich an den Ufern des Rheins, an den Ösningpässen und in Süddeutschland gesichert hat, um in Westfalen und Böhmen Krieg zu führen. Der Polnische Erbfolgekrieg bringt es in den Besitz des Restlandes Lothringen, der Österreichische Erbfolgekrieg stellt es im strategischen Besitz des flandrischen Glacis und der Weserlinie. Deutschlands Macht ist vom Rhein abgedrängt und auf die Elbe geworfen, wo Friedrich der Große Preußen gegen Westen abgrenzt, um seinen Staat auf die Ober zu stützen, während England in fremden Meeren um die Weltherrschaft ringt. Der Siebenjährige Krieg steht die Rheinlande und die Bewegungslinien des Rheins, der Weser und des Mains in französischer Hand, bis England in William Pitt einen Staatsmann findet, der das Werk Wilhelms III. erneuert, und Friedrich der Große sich dem gewaltigen Ringen mit Maria Theresia und der Zarin Elisabeth einen Augenblick entraft, um die französische Kriegsgefahr bei Rossbach aus dem Feld zu stäuben. Der „terror panicus“ Soubtzens und Silbburghausens bezeichnet den geschichtlichen Augenblick, in dem Frankreichs Hegemonialgewalt zum Rückzug gezwungen wird und das moralische Gewicht Frankreichs in Deutschland zerbricht. Frankreich sieht sich

von der Elbe über die Weser zurückgedrängt. Als Friedrich mit Maria Theresia Frieden macht, ist England schon von seiner Seite geschieden, Frankreich aber setzt sich am Rhein, verkehrt die Front und sinnt auf Wiederaufnahme des Krieges mit England, um, auf die unangreifbare Ausfallsbasis und Flankenstellung am Rhein gestützt, den Riesenkampf zwischen angelsächsischer und französischer Hegemonialgewalt auszutragen. Der Kampf um den Rhein ist zum Kampf um die Herrschaft der Welt geworden.

Der Zerfall, der im Schoße des Königtums um sich frißt, hemmt die französische Macht in der Wiederaufnahme dieses Kampfes, aber sie verliert ihn mitnichten aus den Augen. Frankreich kämpft an der Seite der Vereinigten Staaten und sinkt erst zurück, als die Revolution seine Machtmittel lähmt. Aber die Idee, die in der Revolution um Ausdruck ringt, verheißt dem französischen Volke nicht nur Errettung, sondern reißt es auch, vom natürlichen Ausdehnungsdrang der Nation gepelzt, über alle Grenzen in die Wette. Deutschland steht staunend vor dem unfassbaren Phänomen. Die Monarchen schließen Defensivallianzen, Emigranten und Revolutionäre rufen zum Krieg, Revolution und Reaktion prallen zusammen. Der Kanonendonner von Valmy bezeichnet „eine Epoche der Weltgeschichte“. Frankreich nützt den Monarchentreuzug zu einem Rückstoß über den Rhein, der das ganze Gebäude der rheinischen Kleinwelt in Trümmer legt. Die historische Rheinpolitik der Franzosen gipfelt in der Eroberung Belgiens, Hollands und des ganzen linken Rheinufers. Die Revolutionskriege werden zu Eroberungskriegen, die den französischen Machtbereich bis zum Ostsaum des rheinischen Stromgebietes erstrecken. Napoleon Bonaparte erobert den Rhein an der Elsch und reißt ihn bei Marengo von Deutschland los. Das europäische Gleichgewicht ist bis auf die Grundmauern zerstört, denn Frankreich beherrscht den Strom von der Quelle bis zur Mündung, beherrscht die Donaufente, die Mainpforte, die Saalepforte und die Ösningspässe. Das Stromgebiet des Rheins ist in eine Hand zurückgekehrt und liegt einem Cäsar romanischen Geblüts zu Füßen. Frankreich ist Herr in Deutschland und damit Herr über den alten europäischen Machtkomplex, dessen Ostgrenze vom Russischen Haß zu den Karpathen läuft. Europa ist der Einwirkung Englands entzogen, England selbst in seine insulare Stellung zurückgeworfen, obwohl der allgemeine Stand der Technik Frankreich die Besetzung Großbritanniens noch nicht gestattet und die britische Flotte die Meere beherrscht. Austerlitz und Jena verschatten Abukir und Trafalgar.

Als England den Kampf unermüdblich fortsetzt, von dem es nicht lassen kann, ohne sich selbst aufzugeben, schwindet der Kampf um den Rhein aus

der Vorstellungswelt Napoleons. Der Rorfe verschlittet Europa, um England niederzuwerfen. Die Erdveste zieht mit ihm gegen das Meer zu Felde. Aber auch Napoleons Universalreich ruht auf der Basis, die ihm der Besitz des Stromgebiets des Rheins gewährt. Von hier aus bedroht er die Welt. Als er, von den Elementen gescheucht, aus Rußland zurückkehrt, kämpft er im Schlüsselgebiet zwischen Oder und Elbe vor dem Saalepaß unbezwungen, bis er vom Opfermut der nach Befreiung lechzenden Völker — nicht von den Rabinetten — bei Leipzig erdrückt, für immer aus Deutschland weichen muß. Er wird genötigt, auf einen Zug hinter den Rhein zu weichen, denn im Stromgebiet braust der Sturm des aufstehenden Volkes, und mit dem Verlust des rechtsrheinischen Glacis sinkt der Kampf, sinkt das Aufmarschgebiet am Rhein, sinkt Frankreichs hegemonische Macht in sich zusammen. Aber Napoleon denkt so wenig an den Verzicht auf den Rhein, wie das von ihm beherrschte Volk der Franzosen. Der Genius des Rorsen schlägt das militärische Europa in der Champagne noch einmal in Bann, weicht den Alliierten, von Frankreich verlassen, kehrt von Elba zurück, türmt sich auf der Walfstatt von Waterloo am 18. Juni 1815 das von Hekatomben umlagerte Selbennal und wird von England nach St. Helena verbracht, um auf dem „Märtyrerfelsen“ zu sterben. Er ist im Kampf um Europa Sieger geblieben, aber im Kampf um den Rhein erlegen. Frankreich scheidet ohne Verzicht aus den Napoleonischen Kriegen. Das größte Weltverhältnis, in dem der Rorfe sich bewegt, ist sein Kampf mit England, aber der Rhein fließt auch auf dem Grunde dieses Konflikts, und als Napoleons Asche im Jahre 1840 an die Seine zurückgebracht wird, ruft man in Frankreich wieder nach Belgien und dem Rhein.

„C'est pour Anvers que je suis ici,“ hatte der sterbende Imperator einmal auf St. Helena ausgerufen und mit diesen Worten sein Verhältnis zu England gekennzeichnet. Er war auch um des Rheins willen gebannt worden, aber um den Rhein hatte England nur mittelbar gekämpft, während am flandrischen Glacis sein Anteil unmittelbar zu spüren war. Die letzten Bourbonen, Karl X. und Louis Philipp, erneuerten den Anspruch Frankreichs auf den Rhein, und Napoleon III. griff zur Kompensationspolitik, um ihn zurückzugewinnen. So zog sich das Verlangen Frankreichs nach dem deutschen Strom ins sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein, nicht mehr wie zu Ludwigs XIV. und Napoleon Bonapartes Zeiten mit brutaler Gewalt den Zugang suchend, sondern wieder, wie Richelieu geraten, aber schwächer geübt, auf verdeckte Weise, bis Bismarck den Vorhang von der Rampe riß und Deutschland in den großen Zweikampf um die Einheit sandte, die auf dem Grunde des Stromes begraben lag. Da war's so weit, da wurde der Kampf um die deutsche

Einheit im Kampf um den Rhein und in beiden zugleich der Kampf um das wahrhafte europäische Gleichgewicht ausgefochten, das in der Mitte Europas ein starkes deutsches Reich fordert, wenn die richtig verstandene „balance of powers“ nicht der zentralen Ruhelage entbehren soll.

Der Deutsch-Französische Krieg tritt in die Erscheinung. Er wird mit ungeheurem dynamischem Schwung aus der Enge der Schlachten in die Weite der Politik gewälzt und endet mit der Rückeroberung des Elsass und der lothringischen Hochfläche und mit der Auferstehung des Deutschen Reiches.

Diesmal konnte das hegemonische Frankreich sich nicht dem ausgesprochenen Verzicht entwinden, aber es kämpfte, bis es seine Selbstbehauptung anerkannt und die verlorenen Provinzen sich dem Schoße der neubegründeten einen und unteilbaren Republik entrißen sahen. Der Protest folgte dem Verzicht auf dem Fuße. Der Frankfurter Friede ward ein Waffenstillstand sine die. Die Kontinuität der französischen Politik wurde weder durch Revolutionen noch durch verlorene Kriege unterbrochen. Frankreich konnte nicht auf seine Rheinpolitik und die Rückkehr an den Rhein verzichten, denn sein Machtwille war ungeschwächt und trieb die Nation immer wieder an den Rhein zurück, weil ihr dort die hegemonische Stellung winkte, die sie nicht missen konnte, ohne ihre Vergangenheit zu verleugnen. So blieb Deutschland nichts übrig als die Drohung der Zukunft hinzunehmen, um die Gegenwart zu behaupten und sich politisch und militärisch zu wappnen. Die Raben flogen nicht mehr um den Berg, aber der Bestand des von einem Titanen erweckten Reiches war an die Bewahrung einer im Rücken und in der Seeflanke gesicherten politischen Stellung im Herzen Europas geknüpft. —

Der Kampf um den Strom wälzt sich weiter, wälzt ungelöste Probleme in das dritte Jahrtausend.

Die Entwicklung des Imperialismus, die europäische Krisis und das Rheinproblem in unserer Zeit

Die Welt nach dem Deutsch-Französischen Kriege — Imperialistische Betätigung — Wirtschaftliche Blüte des Stromgebiets — Die Politik Frankreichs — Die internationale Lage Deutschlands — Bismarcks äußere Politik — Deutschland saturiert — Wilhelm I und Bismarck — Das Deutsche Reich als politische Erscheinung — Rhein und Bosporus — Das neue Retablissement Frankreichs — Kriegsgefahr im Jahre 1875 — Le canchamar des coalitions — Bismarck und die Weltpolitik — Der Russisch-Türkische Krieg — Die Russen vor Adrianopel — Der Berliner Kongreß — Bismarcks Bündnispolitik — Das deutsch-österreichische Bündnis — Der Dreibund — Der Rückversicherungsvertrag — Französisch-russische Annäherung — Die elsassische Frage — *Toujours y penser, jamais en parler* — Boulanger — Bismarcks Rede vom 6. Februar 1888 — Der Sturz des Kanzlers — Die Politik Wilhelms II. — Wachsende Weltspannung und Kolonialkriege — Die kaiserliche Weltpolitik und ihre Folgen — Schimonofski, Jameson, Agadir und Algieras — Ungeeignete Methoden, aber friedliche Ziele — Ablehnung von Rußland und Verzicht auf England — Die Ablehnung des Präventivkrieges — Die Balkankrise — Das Attentat von Serajewo — Der Ausbruch des Weltkrieges — Frankreichs Rheinpolitik erneuert — England gegen Deutschland — „Die Geschichte des Krieges“ — Das Rheinproblem im Rahmen des Weltkrieges — Über den Strom hinweg — Auf Frankreichs Boden — Die großen strategischen Wendepunkte — Falkenhayn und Conrad — Hindenburg und Ludendorff — Waterloo und die letzte deutsche Offensive — Das politische Problem des Krieges — Die Weltkoalition Sieger über Deutschland — Der Gewaltfriede von Versailles und Wilsons Völkerbund — Frankreich der wahre Sieger — Englands Weltstellung nach dem Kriege — Frankreichs Hegemonialpolitik und die Verkümmerng Deutschlands — Geschichtliche Parallelen — *Achivi qui pleotuntar* — Saar, Rhein und Ruhr in französischer Hand — Passiver Widerstand — Der englisch-französische Weltgegensatz aus der Perspektive des Rheinproblems — Deutschlands Zukunft — Geschichte ist Bewegung — *Rhenus fluminum princeps*

Als die Welt den Deutsch-Französischen Krieg verblassen und ein deutsches Kaiserreich in ihre Mitte treten sah, das im Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts verankert lag und den Rhein von der Schweizergrenze bis zu den Pforten Hollands wieder sein eigen nannte, ruhte sie nicht wie von schwerem Kampfe, sondern stürzte sich in einen Strudel imperialistischer Betätigung, der die Grenzen bis anhin gepflegter weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Ausdehnung weit hinter sich ließ. Der vom Großkapital getragene, industriell befruchtete Imperialismus triumphierte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens.

Das dritte Jahrtausend des Kampfes um den Rhein wurde von dieser Entwicklung empfangen und über die Schwelle geleitet, auf der die deutschen Siegeszeichen mit den Namen Metz und Sedan aufgepflanzt standen. Aber da der Kampf nicht ausgetragen war, reifte unter der Schwelle dieser Entwicklung ein neuer furchtbarer Zusammenstoß. Die Woge war zurückgeschwankt, um als Sturmflut wiederzukehren. Das war um so sicherer zu erwarten, da das Stromgebiet des Rheins sich unter der Ägide des Deutschen Reiches bald einer ungeheuren wirtschaftlichen Blüte erfreute. Sundgauer Rastlager, lothringisches Erz, Saar- und Ruhrkohle, elsässische und rheinische Textilfabrikation, die Stahl- und Eisenindustrie, die aus dem alten Erusterlande eine Zyklopenschmiede schuf, die Zusammenfassung des ganzen Stromgebiets durch ein kunstvoll gestaltetes Eisenbahnnetz und eine hochentwickelte Stromschifffahrt machten die Lande am Rhein in einem neuen modernen Sinne wiederum zum Herzland Deutschlands, zugleich aber auch zu einem lebenswichtigen Teil der europäischen Wirtschaft. Diesen empfindlichen Organismus vor jeder Verlegung zu bewahren, war fortan eine weltwirtschaftliche Notwendigkeit. Hier lag eine Gefahr, hier schlummerte ein folgenschwerer Konflikt, wenn Deutschland und Frankreich je zu neuem Waffengang gerufen wurden. Dieser neue Kampf lag in dem Frankfurter Frieden vorgezeichnet, denn dieser Friede war ebensowenig ein Friede wie jener englisch-französische Vertrag vom Jahre 1762, über den die Pompadour Tränen der Wut geweint hatte.

Frankreich ordnete seine Staatspolitik nach dem großen Duell weder nach neuen Zusammenhängen noch nach neuen Zielen. Es handelte wie es

im Jahre 1715, im Jahre 1763 und im Jahre 1815 gehandelt hatte und widmete sich seinem „Retablissement“, um seine Machtsstellung wiederzugewinnen und seinem hegemonischen Willen Genüge zu tun. Deutschland aber stand, von dem Vollender seiner äußeren Einheit auf seinen Platz gehoben, vor der ungeheuren Aufgabe, seine politische Ausgestaltung und seine wirtschaftliche Struktur binnen wenigen Jahrzehnten in einer Synthese zu vereinigen, die ihm gestattete, diesen Platz auszufüllen und sich den fortgeschrittenen, auf eine wesentlich demokratischere Verfassung gestützten Nationen als gefestigtes, entwicklungsfähiges Machtgebilde zu gesellen.

Deutschland war im Grunde keinem Teilhaber des längst geordneten Staatensystems willkommen. Der Nachfahr des alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wurde als Emporkömmling betrachtet und als preußische Gründung mit Mißtrauen empfangen. Nur in den alten germanischen Staaten sah sich das Deutsche Reich erwartungsvoll begrüßt. Die Lage war voller Gefahren. Begründet auf die Reichsgewalt der verbündeten Regierungen, gestützt auf eine Verfassung, die nach der Ansicht der Franzosen nur „aus einer praktischen Regelung der Gewalten“ bestand, „realistisch, wie Bismarck, der Gründer des Reiches selbst,“ bot Deutschland seinen Gegnern nicht nur in geographischem, sondern auch in politischem Sinne Angriffsflächen, gegen die sich leicht eine Weltkoalition zusammenfinden konnte.

So hing alles davon ab, wie Deutschland sich in die Welt zu fügen mußte, wie diese sich zu der neuen Macht stellte und wie die deutsche Staatspolitik sich im Ausbau der errungenen, auf das Schwert gestützten Machtsstellung bewährte. Da der Kampf um den Rhein nicht ausgelämpft war, wurde die Entwicklung auch künftig *ex fundamento* von dem ungetilgten Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich beherrscht. Deutschlands Politik war dadurch unverrückbar bestimmt. Bismarck gab sich vom ersten Tage des Reiches über diese Frontstellung Deutschlands und Frankreichs keinem Zweifel, keiner Täuschung hin. Er faßte seine ganze Politik im Kardinalverhältnis dieser Frontstellung zusammen. Er suchte daher stets Rückendeckung und Sicherung der Flanken. Er, der als der letzte große, vielleicht als der größte europäische Kontinentalpolitiker in Europa die Welt begriff, suchte in der Bewahrung der Handlungsfreiheit gegenüber Frankreich zugleich die Grundlage der Weltgeltung Deutschlands. Er machte diesem Gedanken das Verhältnis zu Österreich und zu Rußland dienstbar, ohne daraus eine Dienstbarkeit Deutschlands abzuleiten, mied die Verflechtung in orientalische Konflikte, ohne sich zu verleugnen, achtete die Sphäre Englands, ohne die berechtigten Interessen Deutschlands preiszugeben, und faßte den Inbegriff seiner auswärtigen Politik in den Satz: „Deutschland ist saturiert“.

Bismarck führte die Reichspolitik, gestützt auf das Treueverhältnis, das ihn mit Kaiser Wilhelm I. verband. Mochte der Monarch dem Reichskanzler auch in manchem widerstreben, konnte er sich nicht immer dem Gedankenflug des Kanzlers erschließen, so versagte er ihm doch nie und nirgends die Deckung, deren Bismarck zur Durchführung seiner großen Politik und zur Aufrechterhaltung seiner autoritären Stellung bedurfte. So tat auch er in seiner schlichten, zurückhaltenden Art seine Königspflicht. Wilhelm I. war nicht „der letzte der Könige“ in Carlyles Sinn, aber er war der letzte große König von Preußen und als Deutscher Kaiser eine singuläre Erscheinung. Er hat im Kampf um den Rhein die geschichtliche Aufgabe erfüllt, die die Kyffhäuser Sage dem Erneuerer der alten Kaiserherrlichkeit vorbehalten hatte. Aus dem „Kartätschenprinzen“ war ein wahrhaft konstitutioneller Fürst geworden. Er blieb ein Preuße und wurde zugleich — das geschichtlich geordnete Problem erfassend — ein großer Deutscher.

In dem langen Leben, das dem Siebzigjährigen als Deutschem Kaiser noch beschieden war, blieb er seiner beherrschten Natur, seinen konservativen Anschauungen und dem Verhältnis, das ihn mit dem Gründer des Reiches verband, unverbrüchlich treu. Als er am 9. März 1888 starb, sein Sohn Friedrich III. ihm nach hundert leidenvollen Tagen in den Tod folgte und der 28jährige Enkel Wilhelm II. den Thron bestieg, lagen in den Annalen des Kampfes um den Rhein 18 Friedensjahre verzeichnet, die das Stromland wieder zur „hochschlagenden Pulsader“ des Reiches gestaltet hatten. Deutschland war zu einer Macht aufgestiegen, deren materielle Mittel und politische Bedeutung in beispielloser Weise gegipfelt hatten, ohne daß dieses saturierte, auf der Esse dreier Kriege geschmiedete Reich je zu Eroberungen ausgezogen wäre, je sich friedensstörend in den Streit der Mächte gemischt hätte. Bismarck, der Mann von Blut und Eisen, war zum großen Friedensbürger und Friedensschützer des europäischen Kosmos geworden. Nichts ist falscher als die Vorstellung, daß er „wie ein Dompstier die Bestien aufeinander geheßt habe“, um in Sicherheit zu wohnen und dem Deutschen Reich dadurch die Rolle des Vändigers und die vorwaltende Stellung zuzuweisen. Die äußere Politik des Kanzlers war seit dem Abschluß des Frankfurter Friedens auf den Weltfrieden und die Befriedung Europas gerichtet. Aber die Führung dieser Politik stellte Anforderungen, denen nur ein Genius gewachsen war, denn Europa warf sich, von dem gewaltigen Auftrieb der Wirtschaft und sozialen Zuckungen aus der Ruhelage gehoben und von dem politischen Rachebedürfnis Frankreichs durchwühlt, immer unruhiger hin und her. Alte Gegensätze spitzten sich zu, neue wuchsen in die alten hinein, die Reibungen mehrten sich statt sich zu vernichten.

Die imperialistische Ausdehnung, an der alle Machtvölker des Erdballs beteiligt waren, vollzog sich mit schwindelnder Eile. Deutschland wurde von diesem Auftrieb am stärksten erfaßt. Der wirtschaftliche Aufschwung des Deutschen Reiches gründete sich auf die Tüchtigkeit des militärisch organisierten, zu geordneter Massenarbeit befähigten Volkes und fand seinen Ausdruck in einer staunenswerten Industrialisierung. Man sah darüber hinweg, daß die seelische und soziale Struktur der Nation durch diese Entwicklung gewandelt wurde. Die Zusammenfassung der deutschen Kräfte in einem großen nationalen Staat öffnete dem deutschen Handel und den deutschen Erzeugnissen auf einen Schlag die Welt. Die deutsche Handelsflotte, die bisher unter der Hanсаflagge gefahren war, trug jetzt die Farben des Reiches um den Erdball. Eingeeordnet in den universalen imperialistischen Zug des Industriezeitalters vollzog sich diese Entwicklung nach kürzer, schwerer, allgemeiner Krisis mit einer Schnelligkeit, die Deutschland bald in die erste Reihe der großen Handelsvölker trug und seine Weltgeltung aus dem kontinentalen Rahmen in die planetare Weite riß. Als diese Entwicklung Gestalt gewann, lernte England Deutschland als Rivalen fürchten. Aber noch lag dieser Wettbewerb auf wirtschaftlichem Gebiet gebunden, noch war die deutsche Politik eine wesentlich kontinentale. Sie ist dies bis zu Bismarcks Sturz geblieben.

Noch der Auftrieb der Wirtschaft führte Deutschland rascher in den Kreis der großen Industrienölker und auf den Weltmarkt als seiner inneren Entwicklung förderlich war. Diese lag immer noch konservativ geordnet. Das Staatsprogramm des Reichsfürherren vom Stein, das nach den Befreiungskriegen in Vergessenheit geraten war, erstand in Preußen nicht zu neuem Leben. Die Verfassung des preußischen Staates blieb in den Schranken gefangen, die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgerichtet worden waren. Bismarck wurde der Träger eines staatsgewaltigen Konservatismus. Als Erhalter und Mehrer der staatlichen Macht, als Vorkämpfer des Staatsganzen stand er inmitten des deutschen Volkes, das jahrhundertlang keine große nationale Staatsgewalt gekannt hatte und sich nun mit wahrer Inbrunst zum Glauben an die Allmacht des Staates und des Staatsgedankens bekannte. Aus diesem Gesichtspunkt begriffen ersteht Bismarck als Urgestalt, steht er folgerichtig über den Parteien, regiert er gelassen mit wechselnden Mehrheiten, den Reichstag auf das allgemeine und unmittelbare Stimmrecht gründend, die Vorgevalt der preußischen Krone unveränderlich festhaltend und die Souveränität des Reiches nicht ins Volk, sondern in den Schoß der verbündeten Regierungen legend, die unter Preußens herrschendem Einfluß, aber föderativ bestimmt, als Reichsgewalt erscheinen. In diesem Zusammenhang be-

wahren Armee und Beamtentum ihre friderizianisch betonte Bedeutung als Stützen der Staatsgewalt, wird der Sozialismus vom Staate kämpft und zugleich durch eine an sich vorbildliche, autoritäre Sozialorganisation staatsproletarisch gebunden. Das Reich, das auf diesen Grundlagen errichtet wurde, stand fremd in der demokratisch entbundenen Welt, erscheint aber im Vergleich zu der „Monstrosität“ des alten Reiches ein Monumentalbau, der sich in eindrucksvoller Größe inmitten der europäischen Landfeste erhob.

Da die europäische Politik nach dem Deutsch-Französischen Kriege t der wachsenden Verflechtung der Weltinteressen immer noch durch Kampf um den Rhein und um den Bosporus bestimmt wurde, war Politik des Deutschen Reiches von Anbeginn diesem doppelten Problem verpflichtet und den daraus fließenden Konflikten unterworfen.

Das Dardanellenproblem war schon im Oktober 1870 in Bewegung geraten, als Rußland die drückendste Fessel der Pariser Konferenz streifte, sich von der Beschränkung seiner Streitkräfte auf dem Schwarzen Meer los sagte und seine Kriegsflotte wieder souverän gestaltete. Das Rheinproblem schrie aus der unerquicklichen Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen, die schon im Jahre 1874 aufs neue gefährdet erschienen.

Frankreich war im Jahre 1871 durch das Interesse, das die Großmächte an der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts hatten, vor der Überlegung schwerer Bedingungen bewahrt worden. Bismarck hatte von französischer Republik keine Abrüstung, keine unbegrenzten Tribute verlangt. Das Retablisement Frankreichs wurde daher durch keine Forderung gehemmt. Frankreich schwankte noch vier Jahre zwischen der Rückkehr einer konstitutionellen bourbonischen Monarchie und der Befestigung der Republik und bekannte sich dann zur republikanischen Staatsform, die plutokratischen Entwicklung und der Bildung einer regierungsfähigen Monarchie förderlicher war als eine monarchische Restauration. Die Kontinuität der französischen Staatspolitik blieb dabei unverbrüchlich bewahrt. Die Republik zuerst konservativ gerichtet war, wurde es ihr leicht, neue Beziehungen zu den um Deutschland gelagerten Kontinentalmächten anzuknüpfen. Das besiegte Frankreich lehrte zur Bündnispolitik zurück, die in Schwachmomenten stets mit Eifer gepflegt hatte. Die Konstellation der friderizianischen Zeit drohte wiederzukehren.

Bismarck suchte dem natürlichen Streben Frankreichs nach Bunt entgegen in klarer Erkenntnis der daraus erwachsenden Gefahren auf der Schwelle zu begegnen. Er durchkreuzte Frankreichs Annäherungsversuche an Österreich und Rußland, indem er die Herrscher Deutschlands, R

lands und Österreich-Ungarns im September 1872 in Berlin zusammenführte, um dem französischen Koalitionsbedürfnis durch die Stärkung des Solidaritätsgefühls der Monarchen entgegenzuwirken. Das gelang indes nur für kurze Zeit. Deutschland stand trotz seiner Machtfülle vor Gefahren, die sein Dasein bedrohten. Der Besuch, den Viktor Emanuel im Jahre 1873 in Berlin abstattete, um seine Solidarität mit den monarchischen Mächten zu bekunden, warf nur ein Sandkorn in die deutsche Wage, denn auf Italien war kein Verlaß. Es folgte seinem nationalen Instinkt in jeder Lage, unbekümmert um gegebene Zusicherungen, um sein Staatsgebiet zu erweitern. Dazu bedurfte es wechselnder Bündnisse. Aber auch das Dreikaiserbündnis war nur ein Behelf. Deutschland war im Jahre 1875 im wesentlichen noch auf seine eigene Kraft angewiesen. Frankreich hielt damals schon 453 000 Mann gegen 401 000 deutsche Streiter unter den Fahnen und vermehrte seine Kampfmittel von Tag zu Tag. Seine Politik ging bereits deutlich erkennbar auf eine Annäherung an Rußland aus, wo das Erwachen panslawistischer, von revolutionären Ideen gespeister Tendenzen eine volkstümliche Bewegung zugunsten der französischen Republik hervorrief. Als Frankreich seine Bewaffnung durch Ankäufe von Kriegsmaterial und Pferden zur befristeten Kriegsrüstung steigerte, ballten sich die ersten Wolken über den Vogesen. Moltke erwog die Möglichkeit eines Präventivkrieges.

Da warf Bismarck in einem offiziellen Zeitungsartikel die Frage auf: „Ist Krieg in Sicht?“ Er zerstreute durch diesen Warnschuß das drohende Gewölk, vermochte aber die Nebenwirkung nicht aufzuheben, die sich zwangsläufig aus dem Machteinpruch erhob. Frankreich fühlte sich bedroht und sandte einen Hilferuf nach Petersburg. Zar Alexander II. und sein Kanzler Gortschakow eilten nach Berlin, um das Mittleramt wahrzunehmen, das Frankreich ihnen mit Bedacht nahegelegt hatte. Bismarck beschied sich mit der Aussprache, die ihm die Möglichkeit bot, sich von einer Drohung zu befreien, den Frieden zu erhalten und neue Perspektiven aufzuschlagen. Aber er nahm die schattenhafte Abzeichnung eines russisch-französischen Einvernehmens wohl in acht. Da er auch England auf dem diplomatischen Feld erscheinen sah, um für Frankreich zu wirken, erkannte er die Notwendigkeit, sich vor einer antideutschen Ringbildung zu schützen. Fortan war seine ganze Politik auf die Abwehr der französischen Allianzpolitik gerichtet. „Le cauchemar des coalitions commença.“

Bismarck bannte daher die deutsche Weltpolitik in den Schatten seiner Kontinentalpolitik. Er wußte, daß Deutschland auf der Landfeste noch nicht volle Handlungsfreiheit besaß, daß der Kampf um den Rhein zwar von deutscher Seite als beendet gelten konnte, daß der Rückstoß aber in der

immanenten Politik Frankreichs vorgezeichnet lag. Möchte hatte diese Erkenntnis in die Worte gefaßt: „Was wir mit dem Schwerte gewonnen haben, werden wir 50 Jahre mit dem Schwerte verteidigen müssen.“ Der Kanzler drängte wohl auch aus diesem Grunde nicht mit großen Mitteln auf das Meer hinaus. England fühlte daher seine Seeherrschaft durch Deutschland noch nicht bedroht und stand ihm noch nicht grundsätzlich feindlich gegenüber. Es hielt die Augen auf die Dardanellen geheftet, wo Rußland immer heftiger drängte, und suchte Frankreichs „Retablissement“ im Mittelmeer und im fernen Orient mit seinen eigenen Machtansprüchen in Einklang zu bringen. Da Bismarck auch in der orientalischen Krisis Zurückhaltung bewahrte, fand keine der rivalisierenden Mächte an Deutschland einen Regen zu eigenem Nutzen. Solange die „Prépondérance de l'Allemagne“, von der sich das hegemonische Frankreich seit dem Tage von Sedan bedrückt fühlte, in dieser Weise wirkte, war sie eine Bürgschaft des europäischen Friedens.

Als die Orientkrisis sich im Jahre 1876 abermals in einem russisch-türkischen Krieg entlud, traten die Mächte Europas in neuer Gruppierung auseinander. Das Dreikaiserbündnis zersprang, der Panславismus erhob das Haupt. Rußland erschien als Vorkämpfer der christlichen Balkanvölker an der Donau, überschritt nach schweren Kämpfen den Balkan, drang im Bunde mit den Rumänen wiederum gen Adrianopel vor und forderte die Errichtung eines Fürstentums Großbulgarien, das die Rüste des Ägäischen Meeres von Dedeagatsch bis Saloniki beherrschen sollte. Als Rußland für sich selbst in Kleinasien neue Eroberungen wegraffte, sah sich die auf zwei Fronten geschlagene Türkei unter die Mauern von Adrianopel und auf Erzerum zurückgeworfen und von ihrem westbalkanischen Besitz Bosnien, Nowibasar und Albanien beinahe völlig abgeschnitten. Da vereinigten Österreich-Ungarn und England sich gegen die drohende russische Expansion. Österreich verlangte, auf seine eugenische Vergangenheit gestützt, freien Ausblick auf die Levante. Es sah die politische Zukunft verbaut, die ihm nach der Abkehr vom Rhein und dem Verlust des Pos und der Esch nur noch in Bosnien und Serbien, an der Save und der Struma winkte, und bezog nun als Orientmacht, jeder deutschen Sorge ledig, Stellung gegen Osten. England blickte noch unruhiger auf die Entwicklung der orientalischen Politik als Österreich. Es sah den Bosphorus von russischem Kriegsvolk beherrscht, sah Kosaken an den Säumen der indischen Karawanenstraßen erscheinen und die ganze Levante von der panslawistischen Flut bedroht. Die Ruhe Europas war tödlich getroffen. Die Gefährzone der europäischen Politik erschien zwar nach Osten hinausgerückt, aber sie wurde von einem Beben erschüttert, das am Rhein und

an der Seine nachzitterte. Ein großer europäischer Krieg begann sich auf dem Hintergrund des Russisch-Türkischen Krieges abzuzeichnen.

Die rivalisierenden Mächte trafen kriegerische Vorbereitungen. Nur Deutschland und Frankreich blieben in der Kluft. Deutschland stand dem Dardanellenproblem und den Balkanfragen kühl gegenüber, Frankreich war im Jahre 1878 noch nicht zur Rückkehr zur selbständigen großen Politik erstarkt. Im Grunde wurden beide durch ihre Frontstellung am Rhein gefesselt. Frankreich lag zwischen Furcht und Hoffnung schwebend hinter den Vogesen gekettet, den Blick unverwandt auf die Berge gerichtet, die es seit acht Jahren vom Rheine und seiner hegemonischen Stellung im Rate der Nationen schieden. Die Republik hatte sogar eine nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt, sich in Ägypten neuen Einfluß zu sichern, und den napoleonischen Anspruch und die Erinnerungen an Ludwig den Heiligen im Pharaonenland und in Syrien beiseitegesetzt, um ihre Politik auf das Elsaß zu konzentrieren. Diese Politik der Sammlung lag Frankreich im Blute. Es wußte, daß es alles auf einen Schlag zurückgewann, wenn es seine hegemonische Stellung am Rhein wieder aufrichtete. Der Nugnießer dieser Gebundenheit wurde England. Der verschwenderische, geldbedürftige Khedive Ismail legte seinen Besitz an Suezkanalaktien in Albions Hand. England wurde Frankreichs lachender Erbe, Abukir und St. Jean d'Acre trugen verspätete Frucht. Benjamin Disraeli, Gladstones Nachfolger, wandte für diesen Kauf lächelnd 40 Millionen Pfund Sterling auf und sicherte England dadurch in einem Augenblick die Aufsicht über den Suezkanal und das Recht der Einsprache im Nilland, in dem sich die Kontinentalpolitik in der Levante und am Balkan zum erstenmal zu einem allgemeinen europäischen Konflikt ballte.

England, Österreich und Rußland drängten feindlich gegeneinander.

Da beschwor Bismarck das unheil drohende Wetter, das ganz Europa mit Gefahren überzog. Er erklärte, daß Deutschland an der bulgarischen Frage kein Interesse nehme, und prägte den sinnfälligen Satz, daß der Orientkonflikt ihm nicht die guten Knochen eines pommerschen Musketiers wert sei. Diese Erklärung legte die Bahn zu einer europäischen Verständigung. Die widerstreitenden Mächte fanden den Weg nach Berlin, der Kanzler des Deutschen Reiches erschien als der Mediator Europas und suchte auf dem europäischen Kongreß, der im Sommer 1878 in Berlin zusammentrat, die orientalische Frage im Sinne der Erhaltung des europäischen Friedens zu lösen, ohne Rußlands Sphäre zu verletzen. Er fand die Zustimmung Englands und Österreichs, vermochte aber Rußland nicht vor Enttäuschungen zu bewahren. Als der Vertrag Gestalt gewann, Österreich-Ungarn Bosnien besetzte, England auf Zypern landete, der Rumäne

Bessarabien herausgab, um mit der Dobrudscha fürlieb zu nehmen, Rußland sich mit Kars und Batum und der Errichtung Kleinbulgariens bescheiden und seine Armeen über den Balkan zurückführen mußte, sah Bismarck Gortschakow unter dem Drucke der Panlawisten von Deutschland abrücken. Der „ehrliche Mäler“ erntete keinen Dank.

Der Berliner Kongreß hat die orientalische Frage nicht gelöst. Er verschärfte die Gegensätze und ließ dem Übelwollen der Mächte gegen Deutschland Nahrung, aber er hat Europa damals den Frieden erhalten. Er ist daher bedeutungsvoll für Bismarcks feinverzweigte Politik, die er als ein „durchdachtes und sorgsam behandeltes Ganzes“ auffaßte. Bismarck hatte die Friedfertigkeit des saturierten Deutschen Reiches auf dem Kongreß öffentlich erwiesen, hatte der Welt vor Augen geführt, daß Deutschland die Kraft besaß, einem europäischen Kongreß vorzusitzen und daß das Reich die Verantwortung einer Friedensvermittlung nicht scheute. Diese Manifestation wurde mit neuen Erkenntnissen erkaufte. Aus dem Schoße des Berliner Kongresses erwuchs die erste fühlbare Verstimmung Rußlands gegenüber dem Deutschen Reich, raffte Frankreich die Überzeugung, daß ihm an der Newa ein Bundesgenosse im Kampfe um den Rhein erstehen könnte, kehrte die französische Republik zur selbständig handelnden Politik zurück.

Die Zeit der großen Koalitionen beginnt.

Der Berliner Kongreß ist der letzte Versuch einer europäisch zugeschnittenen Befriedung des Kontinents, eines Ausgleichs, in dem die über Europa hinausgreifenden und die von außen nach Europa hineinspielenden Weltprobleme noch keine bestimmende Bedeutung erlangen. Er macht daher Epoche in der Geschichte. Bismarck, der einzige wahrhaft große, von deutschem Machtwillen erfüllte Staatsmann, den Germanien im Laufe der Jahrhunderte gezeugt hat, schied von diesem Kongreß mit der Erkenntnis, daß Deutschland künftig nicht nur auf die in seinem Willen und in seiner Macht liegende friedliche Sendung, sondern auch auf die Bewahrung eines stark bewaffneten Friedens und eine defensive Bündnispolitik angewiesen war und daß er die peripherisch gelagerten Mächte auf dem Erdenrund beschäftigt sehen mußte, um sie von einem Zusammenschluß gegen Deutschland abzuhalten. Deutschlands friedliche Sendung mit dem wirtschaftlichen Ausdehnungsdrang des rasch sich mehrenden Volkes im Kampfe um den überseeischen Raum zu vermählen, ohne Schwäche zu zeigen oder gefährliche Feindschaften heraufzubeschwören, und die notwendig gewordene Koalitionspolitik so zu gestalten, daß Deutschland im Kreise der Bundesgenossen die Führung behielt und nicht in Abenteuer seiner Alliierten verstrickt wurde, das war fortan Bismarcks Lebensaufgabe. Er hat sie meisterlich gelöst.

Er knüpfte im Herbst des Jahres 1879 das Bündnis mit Österreich Ungarn, das beide Mächte verpflichtete, einander mit aller Macht beizustehen, wenn eine von ihnen von Rußland angegriffen würde, sie aber in zu wohlwollender Neutralität verpflichtete, wenn dies von dritter Seite geschehen sollte, solange Rußland sich nicht selbst dem Dritten gesellte. Er erweiterte dieses Bündnis im Jahre 1883 durch Zugiehung Italiens zu einem Dreibund und deckte dadurch die verletzliche Südküste, soweit die der Gegensatz Italiens zu Österreich gestattete. Er ließ Frankreichs Ausdehnungsdrang in Afrika und Asien freien Spielraum, um es vom Rhein abzulenken, er vermied jeden Eingriff in die englische Sphäre, ohne Deutschlands Haltung schwächlich erscheinen zu lassen, er betrat selbst bedächtig ruhigen Schrittes die Bahn der Kolonialpolitik, auf der die imperialistische Weltwirtschaft vom Schwung der Bewegung fortgerissen wurde, und krönte sein Werk im Jahre 1887 durch einen geheimen „Rückversicherungsvertrag mit dem Zaren Alexander III., der Rußland den Beistand Deutschland zusicherte, falls Rußland von Österreich angegriffen werden sollte, wo gegen Rußland Deutschland Beistand versprach, wenn Deutschland von Frankreich angegriffen werden sollte. Das britische Weltreich gefiel sich damals in „splendid isolation“ und bewies dadurch, daß man in London das Gleichgewicht als hergestellt betrachtete. So erschien die Stellung Deutschlands in den letzten Lebensjahren Kaiser Wilhelms I. so gut befestigt als die drängende, Tag für Tag neue Verhältnisse schaffende Entwicklung gestattete. Europa wuchs in die Welt hinein. Neue Horizonte taten sich auf. Aber die deutsche Politik bedurfte ruhiger Führung, sich in diesem erweiterten Kreis als kontinental gebundene germanische Vormacht zu behaupten. Das kunstvolle Gewebe, das Bismarck gesponnen lag so fein verknötet, daß das Lösen einer einzigen Verbindung das Ganze in Gefahr brachte, und das Retablissement Frankreichs war inzwischen durch die Ausbreitung der französischen Macht über den Erdball so sehr gefördert worden, daß der hegemonische Willen der französischen Nation sich von selbst wieder stachelnd und treibend der Rückgewinnung Elsaß-Lothringens und dem Rhein zuwandte.

Frankreich fühlte sich schon im Jahre 1887 stark genug, aus der Zurückhaltung hervorzutreten und dem Ruf nach dem Rhein aufs neue sein Ohr zu leihen. Es hatte nicht umsonst seine Beziehungen zu den „verlorenen Provinzen“ mit Inbrunst gepflegt und ihnen einen Kultus geweiht, der in der französischen Literatur, in den staatlichen Lehrmitteln, in Kunst und Politik nach Entfaltung drängte und in der Schmückung elsässischer und lothringischer Denkmäler mit Traueremblemern sinnfälligen Ausdruck fand. Der Kampf um den Rhein erschien als „elsässische Frage“ verkleidet auf der Bühne.

Wohl war der Krieg von 1870/71 ein neues Glied in der Kette von Zusammenstößen und Auseinandersetzungen, die Frankreich und Deutschland im Laufe von Jahrhunderten miteinander erlebt hatten, aber wenn er den Deutschen als Endglied erschienen war und von ihnen als gerechter Abschluß dieser vielhundertjährigen Entwicklung betrachtet wurde, so teilte Frankreich diese Anschauung mitnichten. Der nationale Stolz der Franzosen ließ den Krieg von 1870 um so weniger als entscheidende Auseinandersetzung mit Deutschland gelten, als ihnen im Frankfurter Frieden „ein Stück nationalen Bodens“ entrissen worden war. Wohl ist das Elsaß einst ein Teil des deutschen Siedlungs- und Machtgebietes gewesen und wertvolles deutsches Kulturland geblieben, aber die Einverleibung des Landes in den französischen Nationalstaat hatte sich zu Zeiten vollzogen, da das deutsche Staatsgefühl noch nicht lebendig war. In losem Zusammenhang fügte sich das Elsaß gezwungenermaßen dem glänzenden Reiche des Sonnenkönigs an. Dann wurde es mit von der Revolution erfaßt und erlebte mit Frankreich die Emanzipation des dritten Standes, die Verkündung der Menschenrechte und die Aufrichtung eines bürgerlichen Staatswesens auf demokratischer Grundlage. Die Heldenzeit der napoleonischen Ära tat ein übriges, und die industrielle Blüte, der das Land schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entgegenging, vollendete den politischen Entwicklungsgang. Im Wesen blieb das Land deutsch, im Kulturgefühl wurde es von deutschen und französischen Einflüssen gespeist, in der politischen Denkart war es Frankreich verwandt und im Bau ein Stück Frankreichs geworden. So rächten sich die Versäumnisse von Utrecht, Aachen, Paris und Wien.

Die Abtretung Elsaß-Lothringens bedeutete für Frankreich im Jahre 1871 nicht nur eine Minderung an Macht und Volkstum, eine Einbuße an militärischer Kraft und eine Verschlechterung seiner Ostgrenze, sondern auch einen politischen Verlust. Die Tatsache, daß aus dem kunstvollen Gebäude des politischen Einheitsstaates ein Stück herausgebrochen wurde, erschien den Franzosen als eine Verletzung ihres Staatsideals. Dieser Gedanke belebte den Wunsch nach Wiederherstellung der alten Rheingrenze stets aufs neue und hat Frankreich nicht schlafen und den Krieg von 1870 nicht vergessen lassen. Das Bewußtsein dieses geschichtlichen Verlustes hat die Politik der französischen Republik unverrückbar bestimmt. Es gab Zeiten, da man den Verlust im Dunkeln ließ, Zeiten, in denen man ihn in Worte faßte und mit dem banalen Ruf „Ravanche“ über die Grenze sandte — verschmerzt war er nie. Dazu trat das brennende Gefühl, besiegt worden zu sein. Der französische Nationalstolz hat, abgesehen vom Verlust Elsaß-Lothringens, die Niederlage an sich nie verwunden und nie

vergessen. Die französische Republik, die sich nach dem Kriege von 1870 rasch und kraftvoll wieder zur Höhe emporshawang, trieb Welt- und Machtpolitik, errichtete ungeachtet schwindender Volksfruchtbarkeit ein Kolonialreich von unbegrenzter Entwicklungsfähigkeit, machte aber im Grunde alles dem einen großen Leitgedanken dienstbar, dem Gambetta die denkwürdigen Worte lieh: „Toujours y penser, jamais en parler“. Der Kampf um den Rhein blieb Frankreichs primäres machtpolitisches Prinzip.

Die französische Politik hat sich nicht buchstabengetreu an Gambettas Wort gehalten. Der klingende Satz war auch nicht bestimmt, als Parole zu gelten, sondern nur eine wirkungsvolle Antithese, die den Gegensatz zwischen Wollen und Können herausarbeitete, um auf nationale Willensstärkung zu dringen und eine sichere Zielsetzung zu gewährleisten. Frankreich handelte danach. Selbst Jules Ferry, der die Republik im Jahre 1881 auf der Bahn der Kolonialpolitik nach Tunis, Annam und Tonkin führte, mahnte die Nation, der Lande am Rhein nicht zu vergessen, und malte die Vogesen — „la ligne bleue des Vosges“ — in seinen Kammerreden mit schwungvollem Stift als Ziel nationaler Sehnsucht an den östlichen Himmel.

Als Frankreich sich im Jahre 1887 durch den Kriegsminister Boulanger aus inneren Wirren zu ekstatischer Bewegung hinreißen ließ und herausfordernd zusammenrückte, wurde Europa zum ersten Male von der Ahnung des drohenden Revanchekrieges erfaßt. Bismarck sah sich gezwungen, am 6. Februar 1888 öffentlich gegen die kriegerische Politik Frankreichs aufzutreten, die von der panslawistischen Flut genährt, immer höher an den Vogesen aufbrandete. Deutlich vernehmbar pochte der Kampf um den Rhein aufs neue an die Pforte des europäischen Friedens. Der Reichskanzler gab damals, jedes Wort wägend, im Reichstag einen Abriß der von ihm gepflegten Bündnispolitik und warnte davor, „die friedliebende deutsche Nation“ anzugreifen, denn man werde sie einheitlich bewaffnet finden und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: „Gott wird mit uns sein“. Der Nachhall dieser Worte war so gewaltig, daß die Wirkung noch zu spüren war, als Bismarck schon von seinem Amte geschieden und seine Methode von Kaiser Wilhelm II. und den Epigonen auf dem Stuhle des Kanzlers und in den Kanzleien verlassen worden war.

Als der Enkel Wilhelms I. den Einfluß des Kanzlers auf die Leitung der Geschäfte zu schmälern suchte, selbsttätig große Politik zu entfalten begann, Bismarck dadurch am 18. März 1890 zum Rückzug nötigte und das autoritäre Kanzleramt in eine kaiserliche Magistratur verwandelte, die im Laufe der Zeit einer ressortmäßig betriebenen Kabinettpolitik den Weg bereitete, schieden sich nicht nur Kaiser und Staatsmann, sondern

auch zwei Generationen und zwei Weltanschauungen. Erst jetzt versank das Zeitalter Wilhelms I., das sich trotz der materialistischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte einen romantischen Schimmer und eine historisch geordnete Auffassung deutscher Größe bewahrt hatte.

Auch der Rhein war von der Generation Bismarcks und der im Jahre 1870 zur Sicherung des Stromes und zur Rückeroberung Elsaß-Lothringens ausgezogenen Jugend noch romantisch verklärt worden. Das war nun vorbei. Der frühe Hinschied Friedrichs III. brachte Deutschlands Entwicklung und die Deutschen um eine politische Generation. Ob dieser liberal gerichtete Fürst Deutschland einer neuen Zukunft entgegengeführt hätte, ob Bismarck sich dieser Richtung hätte bequemen können, steht hier nicht zur Frage. Zweifellos aber klast zwischen der Zeit Wilhelms I. und der Zeit Wilhelms II. ein Spalt, der durch Bismarcks Sturz zur Kluft erweitert worden ist. Die Stimmen versunkener Geschlechter stiegen klagend und mahnend daraus empor und verhallten ungehört. Zwar schien auch Kaiser Wilhelm II. äußerlich noch völlig in romantischen Vorstellungen befangen, aber diese Neuromantik entbehrte der idealistischen Grundlagen und war zu einem dekorativen Element erstarrt oder wurde zum persönlichen Bedarf zugeschnitten. Als das Jahrhundert sich neigte, waren die Deutschen in Politik und Leben dem Impressionismus gewonnen. Der gewaltige Auftrieb der Wirtschaft hatte alle Kräfte des Staates erfaßt und entzog sie der Pflege politischer Ideale, um sie materialistischen Zielen zuzuführen. Aber so sehr sich auch die politische Auffassung und die diplomatischen Methoden der Wilhelminischen Zeit von denen der heroischen Bismarckschen Ära unterschieden, der Friedenswille Deutschlands blieb ungeschwächt. Die deutsche Politik litt an einer erschreckenden Inkohärenz der Handlungen und einer gefährlichen Überspannung der Gehärden, ließ überall das Augenmaß und die gestaltende Hand Bismarcks vermissen, vergaß, daß Deutschland in Europa nicht fest genug stand, um unbedacht aus der Ruhelage hervorzutreten, aber kriegslustig, zum Kriege drängend, war sie mitnichten.

Die persönlich gefärbte, zuweilen impulsiv überstürzte, oft überlaut betonte Politik Wilhelms II., die der Monarch sich in höherem Grade von seinen Ministern und dem Auswärtigen Amt soufflieren ließ, als sein selbstherrliches Auftreten zu erkennen gab, erinnert an die Politik Friedrich Wilhelms II. Wie jener das friederizianische Erbe zu wahren und zu mehren glaubte, indem er sich in egozentrischen, dem Kraftzentrum und dem Machtbereich seines Staates entrückten Unternehmungen verstrickte, suchte dieser im Wirbel des unendlich erweiterten Weltgeschehens das Erbe Bismarcks durch neuen Glanz zu erhöhen, indem er gegenüber den peripherisch ge-

lagerten Mächten aus der Zurückhaltung heraustrat und zugleich sprunghaft handelnd das Steuer allzuoft herumwarf. Aber die Politik Kaiser Wilhelms war noch deutlicher, noch rückhaltloser auf die Bewahrung des Friedens gerichtet als die Politik König Friedrich Wilhelms II. Diese Zielsetzung war sogar unabhängig vom Wandel des Geschehens festgelegt und wurde nur durch die Unvollkommenheit der Methoden verdeckt. Der Weltfriede ist wesentlich infolge dieser pazifistischen Grundsätzlichkeit der nachbismarckschen Politik noch 24 Jahre bewahrt worden. Deutschland sah sich und Europa erst dann in den Krieg gerissen, als die Weltspannung, die aus dem imperialistischen Wettlauf aller auf Machtpolitik gestellten Nationen des Erdballs so groß und die europäische Konfliktstimmung auf dem Balkan, im Mittelmeer und am Rhein so ungeheuer geworden war, daß die ganze Welt aus den Fugen gesprengt wurde.

Der Beginn des Prozesses geht auf den Frankfurter Frieden zurück und kam nach Bismarcks Sturz in Bewegung. Auf dem Grunde dieses Prozesses aber schlummert der Kampf um den Rhein.

Als Bismarck am 29. März 1890 von den Klängen der „Wacht am Rhein“ und des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ umbrauft von Berlin schied, um in die Ruhe des Sachsenwaldes einzufehren, war seine große Bündnispolitik bereits gefährdet. Rußland und Frankreich rückten einander näher.

Kurz darauf ging Frankreich zur diplomatischen Offensive über.

Aber noch verbarg sich der Kampf um den Rhein, der auf dem Grunde aller europäischen Beziehungen und Wandlungen lauerte, hinter dem gewaltigen imperialistischen Zuge der Zeit. Wie er einst vom Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois verschlungen worden war, so verschwand er jetzt hinter dem Riesenprospekt, der den Wettbewerb der Großmächte um den planetaren Raum und den Welthandel in flimmernden Schattenbildern spiegelte.

Die wachsende Weltspannung wurde im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch die Kolonialkriege gekennzeichnet, die sich immer rascher folgten und immer tiefer ins Weltgefüge griffen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika annektierten die Hawaiiinseln und entrißen den Spaniern Kuba, Portoriko und die Philippinen; Frankreich dehnte sein asiatisches Reich aus, bemächtigte sich ganz Tunesiens, Nigerias und Madagaskars, drang vom Easabsee zu den Nilquellen vor und wich am Nil nur vor der Drohung Englands, das ihm bei Faschoda mit Heereskraft gegenübertrat; Rußland schob seine Bedetten gegen die indische Nordgrenze vor, baute die strategische sibirische Eisenbahn, die Moskau mit der Mandschurei und Wladivostok verband und ihm die Möglichkeit gewährte, als Landmacht am Gelben Meer aufzutreten und Korea in seinen Bann zu ziehen; Japan bekriegte die Chinesen und faßte auf dem asiatischen Fest-

land Fuß, um Rußland Halt zu bieten; England griff nach der Eroberung Ägyptens und der Organisation Südafrikas die Burenstaaten an und unterwarf sie um die Jahrhundertwende in einem blutigen Kriege; Belgien setzte sich am Kongo fest und trug den Kongostaat mit Englands Unterstützung heim; Italien suchte in Abessinien und Tripolitarien Ersatz für das von Frankreich eroberte Tunesien; Deutschland tauschte das kaum gewonnene Sansibar und Uganda gegen den Felsensplitter Helgoland und erwarb zu seinem kargen Besitz in Südwestafrika und Kamerun die Kolonie Ostafrika, einige Inselgruppen im Stillen Ozean und die Pachtung Kiautschau. Die Preisgabe Sansibars war der erste sichtbare Rückschlag der deutschen Politik. Kaiser Wilhelm II. aber erblickte im Erwerb Helgolands, dessen er als Flottenstützpunkt zu bedürfen glaubte, ein Äquivalent für den Verlust des reichen ostafrikanischen Gebiets.

Als das 19. Jahrhundert erfüllt war, lag die europäische Politik trotz der chronischen Orientkrisis, die in einen kurzen griechisch-türkischen Krieg aufgeflammt war, scheinbar endgültig vom planetaren Ausdehnungsdrang überflutet.

Die nachbismarcksche Politik Deutschlands war dieser rasend dahinstürzenden Entwicklung unsicher tastend, sprunghaft handelnd gefolgt. Sie hatte nur kleine Werte, aber große Feindschaften erworben, obwohl sie immer und überall pazifistischen Interessen dienen wollte. Ihre Methode wurde durch die Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, durch die Einflußnahme auf die japanisch-chinesischen Friedensverhandlungen und durch das Verhalten im Konflikt Englands mit den Burenstaaten erschreckend beleuchtet.

Als Kaiser Wilhelm II. auf die Erneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages verzichtete, befand er sich in einer durch die Entlassung Bismarcks verschuldeten Zwangslage. Alexander III. und das russische Kabinett brachten den Nachfolgern Bismarcks kein Vertrauen entgegen, und diese erblickten in dem Vertrag ein zweischneidiges Schwert, auf dessen Gebrauch sie gern verzichteten. Daß die Nichterneuerung des Vertrages das ganze kunstvolle Gefüge der Bismarckschen Deckungspolitik zum Einsturz brachte und Deutschlands Ostflanke aufriß, entging der Wilhelminischen Erkenntnis. So schied man sich nicht nur von einem Vertrag, sondern auch von einem System. Fortan war die deutsch-russische Freundschaft auf die sprunghafte Privatkorrespondenz Kaiser Wilhelms II. und des Zaren Nikolaus II. gestellt, die russische Politik aber an Frankreich gebunden. Da Rußland in Deutschland nur noch den Alliierten der Balkanmacht Österreich erblickte, errang die frankophile Politik am Zarenhof die Oberhand. Am 22. August 1891 gewann das französisch-

russische Bündnis dauernde Gestalt. Französisches Kapital floß in Massen nach Rußland, das große Wetttrüsten begann. Der Kampf um den Rhein stieg heimlich, ungesehen aus der Tiefe.

Zu dem ersten Feind gesellte sich kurz darauf der zweite. Die deutsche Politik entfremdet sich Japan.

Als Deutschland Japan im Jahre 1895 in den Arm fiel, um China vor Versümmelung zu bewahren, tat es dies zusammen mit seinen Gegnern Frankreich und Rußland und ließ sich dazu verleiten, in diesem Trio eine so drohende Sprache zu führen, daß die japanische Feindschaft nicht auf die gemäßigter sich ausdrückenden Zweibundmächte, sondern auf sein Haupt fiel. So wurde der Friede von Shimonoseki, in dem Japan vor Rußland, Frankreich und Deutschland zurückwich, zum Ausgangspunkt einer einseitig empfundenen, von dem asiatischen Volk unter lächelnder Maske versteckten japanisch-deutschen Feindschaft.

Kurz darauf rief die kaiserliche Politik auch England aus der Kulisse. Kaiser Wilhelm sandte dem Präsidenten des südafrikanischen Freistaates, Paul Krüger, unter dem Einfluß seines Kabinetts ein Telegramm, das ihm zur Abwehr des von England geduldeten Einfalls des Freischärlers Jameson Glück wünschte. Als England im Jahre 1899 auf Jamesons Spuren in den Krieg mit den Burenstaaten trat, zog sich Deutschland wiederum vor allen anderen Mächten die Feindschaft Albions zu. Da Kaiser Wilhelm II. die Buren preisgab, kam es nicht zum Bruch, aber die Inkohärenz der kaiserlichen Politik nahm dem Einspruch Deutschlands jegliches Gewicht. Als im Jahre 1900 in China der große Boxeraufstand ausbrach und die Mächte gen Peking zogen, sandte Deutschland eifrig drängend 20000 Mann unter dem Befehl des Feldmarschalls Grafen Waldersee ins Feld, lud durch sein Hervortreten wiederum asiatische Abneigung auf sein Haupt und erregte, in friedlicher Absicht zwischen Rußland und England lavierend, abermals in beiden Lagern Mißtrauen. Der „Kotau“ eines chinesischen Prinzen vor dem deutschen Kaiserthron bezeichnet sinnfällig den Höhepunkt dieser pathetischen, dekorativen Politik, die jeder Mißdeutung Raum ließ.

Drei Jahre später war Deutschlands Weltstellung unterwühlt. Deutschland hatte die einzige Gelegenheit, sich nach der Abkehr Rußlands eine neue Deckung zu sichern, auf der Schwelle des 20. Jahrhunderts versäumt. Sie war ihm von England geboten worden.

England war der „splendid isolation“ müde geworden, als es sich von Rußland in Asien und von Frankreich in Afrika ernstest bedroht sah als je zuvor, während seine Kraft in Südafrika gebunden lag. Es fühlte sich nicht mehr fähig, gegen die unverkennbar erstarkte französisch-russische

Allianz zu fechten und zugleich Deutschlands Handelswettbewerb zu ertragen. Es sah das Gleichgewicht der Festlandsmächte aus der Ruhelage in eine gefährliche Schwebelage verwandelt und seine eigenen Weltverflechtungen so ins Univerfum gedehnt, daß es in Europa einer Rückendeckung und in Asien eines Degens zu bedürfen glaubte, um in die Weite zu wirken. England suchte daher Deutschland nach längeren Taftversuchen im Jahre 1901 zu einer Verständigung zu gewinnen, stieß aber auf Ablehnung. Die kaiserliche Politik wich einer Abkunft aus, von der man eine Bindung Deutschlands in englischem Interesse fürchtete. Da bediente England sich der ihm gebliebenen Handlungsfreiheit gegen Deutschland und bekämpfte fortan in diesem den großen Handelsrivalen, der inzwischen zum größten schiffahrenden Volk des Kontinents aufgestiegen war und England bereits auf dem Weltmarkt zu überflügeln drohte. Das britische Staatsinteresse besann sich auf die althergebrachte Allianzpolitik gegen den Stärkeren. Als König Eduard VII. sich zum Träger dieses Allianzgedankens machte, ohne ihn zur Bindung Englands zu gestalten, war Deutschlands Stellung auch in Europa gefährdet. Das Deutsche Reich erschien fürder trotz seiner Allianz mit Österreich-Ungarn und Italien gegenüber Rußland, Frankreich, England und Japan isoliert. England aber gewann Japan als Degen gegen Rußland und gab Frankreich das Land Marokko preis, um die russische Macht in Asien zu schwächen und die französische Republik durch ein Kondominium im Mittelmeer zu binden und gegen Deutschland zu waffnen.

Nun war Frankreichs große Stunde zur Wiederaufnahme seiner historischen Rheinpolitik im 20. Jahrhundert gekommen. Die Woge sammelte sich, um als Sturmflut zurückzukehren. Frankreich hatte den Sturz Bismarcks mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßt, lehnte aber alle Versuche Wilhelms II., sich der französischen Republik liebenswürdig zu erweisen, schroff und unverblümt ab. Es verstärkte seine Rüstung, spendete Rußland Milliarden auf Milliarden und ließ sich weder durch die heftigsten inneren Kämpfe noch durch die regsamste Kolonialpolitik von der überlieferten Rheinpolitik abdrängen. Als es seinen Vortrupp von Faschoda am Nil zurückrief und die Eriklöre vor dem englischen Leopardbanner senkte, tat es dies mit Ingrimm im Herzen, aber es verbiß die Demütigung und trug keine Bedenken, kurz darauf mit Albion in eine Entente cordiale zu treten, die ebenfalls den Reiz der Überlieferung für sich hatte. Der Rhein war wichtiger als der Nil. Da das französisch-russische Bündnis bereits zur genau festgestellten Waffengemeinschaft ausgebaut war, fühlte Frankreich sich schon im Jahre 1904 im Vertrauen auf die Entente mit England stark genug, seine Politik nach eigenem Ermessen zu regeln, seinem Ausdehnungsdrang rücksichtsloser zu folgen und seine nord-

afrikanische Domäne zu einem mächtigen Kraftzentrum zu gestalten. Dieser französische Vorstoß entband den ersten großen deutsch-französischen Konflikt.

Als Frankreich rücksichtslos in Marokko Fuß faßte und im Einvernehmen mit England daran ging, sein nordafrikanisches Reich über das Scheriffat auszudehnen, trat Deutschland der Republik in den Weg, um die große Machtverschiebung im Mittelmeer, die auf eine Nichtbeachtung Deutschlands gegründet war, nicht ohne seine Billigung geschehen zu lassen. Auch hier wirkte die politische Gebärde verhängnisvoller auf Deutschlands Stellung als der Einspruch selbst. Nicht nur Frankreich, sondern auch England fühlte sich getroffen. Die deutsche Politik sah sich zu ihrer Überraschung einer neuen „Entente cordiale“ der Westmächte gegenüber. Da sie selbst den entscheidenden Augenblick versäumt und die britischen Versuche, aus der „splendid isolation“ hervorzutreten und zuvörderst mit Deutschland ein Einvernehmen zu treffen, von der Schwelle gewiesen hatte, lag diese neue Frontstellung in der Entwicklung vorgezeichnet. Deutschland gab sich von dieser Sachlage ungenügende Rechenschaft. Als Kaiser Wilhelm nach Tanger reiste, wurde sein Einspruch zur Demonstration. Da erfuhr man aus britischem Munde, daß England hinter Frankreich stand. Drohende Kriegsgefahr stieg aus zerrütteter Freundschaft und uraltem Haß und erfüllte die Welt und das Rheinland mit Unruhe und Waffenraffeln. Fortan galt Deutschland, von geschickter Propaganda getroffen und verfernt, als europäischer Störenfried. Als Deutschland sich gar verleiten ließ, zur Regelung der Marokkofrage auf eine Konferenz zu gehen und in Algier auf die Sekundantendienste Österreichs angewiesen war, um in seiner Vereinsamung nicht völlig zu erliegen, verlor es die letzte Sicherung, auf die Bismarck sein System gegründet hatte: die Führung in der Dreibundpolitik. Italien löste sich im stillen von dem äußerlich aufrecht erhaltenen Bündnis und verstärkte die schon längst wieder geknüpften Freundschaftsbande mit den Westmächten, Österreich emanzipierte sich von dem Berliner Einfluß, forderte im Jahre 1908, als es kurz entschlossen zur Annexion Bosniens schritt, ohne Zaudern Deutschlands Hilfe und raffte die Zügel der Koalition zur Führung seiner Politik in der neuaufliegenden Orientkrise in die eigene Hand. Bismarcks System lag in Trümmern, Deutschlands „Präponderanz“ war sogar im eigenen Lager gefährdet.

Fortan blieb dem Deutschen Reiche nur noch seine Waffenmacht als schreckendes Mittel, wenn seine Lebensinteressen verletzt wurden.

Da Kaiser Wilhelm auch im Orient neue Wege eingeschlagen, sich zum Protektor der Pforte gemacht, Rußland dadurch entgegen der Tradition

von Konstantinopel ferngehalten und die Ausbreitung des deutschen Einflusses in Persien und Mesopotamien propagiert hatte, erschien alles auf die Spitze gestellt. Die Frontstellung Deutschlands und Frankreichs war durch eine Frontstellung Deutschlands und Rußlands und eine Frontstellung Deutschlands und Englands ergänzt worden. Das war nichts anderes als eine völlige Umfassung der im Herzen Europas gelegenen, zu Wasser und zu Lande eingekreisten deutschen Macht.

So vertat die kaiserliche Kabinettspolitik das Patrimonium Bismarcks, ohne sich innerlich von Bismarcks Ziel, der Erhaltung des Friedens, abzuwenden, ja, ohne daß Kaiser Wilhelm II. je daran gedacht hätte, kriegerische Lorbeeren zu sammeln. Die deutsche Staatspolitik bewahrte von Bismarcks Lehren nur die eine: keinen Präventivkrieg zu entfesseln. Bismarck hatte in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 den Präventivkrieg verdammt und erklärt: „Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff . . . Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir rucklos angegriffen wurden . . .“

Der große Gestalter hatte nicht bedacht, daß einmal eine Zeit erscheinen könnte, in der eine aus der Bahn geworfene, friedliche aber völlig aufgelaufene Politik kein anderes Mittel besaß, sich zu befreien, als einen verzweifelten Anruf der Waffen.

Als das Jahr 1911 gekommen war, Deutschland in dem ungelösten, stets neue Zwischenfälle gebärenden Marokkokonflikt gebunden lag und der feindliche Ring sich zusehends enger schloß, wäre ein Präventivkrieg das einzige Mittel gewesen, sich aus den Schlingen zu befreien, die Frankreich, Rußland und England zur Verknotung schürzten, um ihre eigenen Rüstungen zu vollenden. Da handelte Wilhelm II. unter gänzlich veränderten Verhältnissen genau nach Bismarcks Wort und mied den Krieg, den seine Generale angesichts der russisch-französischen Drohung pflichtgemäß erwogen. Weder England, noch Frankreich, noch Rußland waren damals kriegsbereit. So wurde Deutschlands Friedenspolitik auf wahrhaft erschütternde Weise erhärtet.

Die feindliche Koalition nützte die Zeit zur Vollendung ihrer Vorbereitungen. Der französische Ministerpräsident, Raymond Poincaré, eilte nach St. Petersburg, um Rußland zur größten Anstrengung und zur Zusammenziehung seiner Armee an der Weichsellinie zu spornen, und

übernahm dagegen die Verpflichtung, in Frankreich von der zweijährigen zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Frankreich verwandelte sich in ein Kriegslager und vereinigte seine ganze Seemacht im Mittelmeer, England den Schutz der Nordsee und der atlantischen Küsten überlassend.

Am 23. November 1912 wurde die Entente cordiale Englands und Frankreichs durch einen Briefaustausch des englischen Ministers Grey und des französischen Botschafters Cambon ohne Befragung der Parlamente zum Einvernehmen im Kriegsfall gestaltet. Es war ein Triumph der französischen Staatskunst und eine Neugeburt geheimer Kabinettspolitik. Kurz darauf bestieg Poincaré den Sitz des Präsidenten der Republik. Frankreich hatte den Mann gefunden, der entschlossen war, den Rhein zurückzuerobern. England aber, dem König Eduard VII. im Jahr 1910 vielleicht zu früh gestorben war, lag fortan an Frankreichs europäische Ziele gebunden.

Diese Bindung wirkte einseitig zumgunsten Englands, denn Frankreichs erklärtes Ziel war die Rückeroberung Elsaß-Lothringens, sein geheimes, darum aber geschichtlich nicht minder offenkundiges, die Rückgewinnung des Rheins, auf dem seine hegemonische Stellung allzeit fester geruht hatte als auf dem Besitz der überseeischen Welt. Gewährleistete England der französischen Republik die Rückeroberung Elsaß-Lothringens, um dafür Frankreichs und Rußlands Degen zu gewinnen und Deutschland aus seiner Weltstellung in die kontinentale Gebundenheit zurückzudrängen, so öffnete es einem Vernichtungskrieg das Tor, wenn ein europäischer Konflikt Frankreich den Weg zum Rheine freigab. So handelte Frankreich als der Schwächere das stärkere England und raffte, dem Beispiel Österreichs im Dreibund folgend, im Dreiverband die Zügel an sich. Der russische Botschafter Iswolski ließ Poincaré seine Hilfe, Rußlands Angriffs willen zu stacheln, sofern die Umstände zum Kampfe lockten.

Die englisch-französische Freundschaft hatte im Jahre 1912 zwar noch nicht die Gestalt eines öffentlichen Kriegsündnisses gewonnen, aber die Interessenverknüpfung war längst so weit gediehen, daß militärische Verabredungen für den Kriegsfall getroffen worden waren. Da Frankreich durch Deutschlands Stärke gebannt wurde und England von vornherein darauf bedacht sein mußte, nicht nur zur See, sondern auch zu Lande zu fechten, war eine Kooperation der englischen Feldarmee mit dem französischen Heere unabweislich. Diese konnte vernünftigermaßen nur durch Aufstellung einer englischen Gruppe am linken französischen Seereschiffel gesichert werden. Ihre räumliche Aufstellung aber war an die Benutzung des belgischen Glacis gebunden. Da Deutschland im Falle eines Zweifrontenkrieges ebenso wenig auf die flandrische Schlachzebene und den

Einbruch durch das Scheldetor verzichten konnte, um gegen Frankreich aufzumarschieren, ergab sich von beiden Seiten a priori eine Beiseitesetzung der künstlichen belgischen Neutralität. Belgien hatte diese Zwangslage belzeiten erkannt, entschied sich aber nicht für eine allseitig wirkende Neutralitätspolitik, sondern ließ sich unter dem Drucke auf seine Seeflotte und unter dem Einflusse Frankreichs zu einer einseitig wirkenden Stellungnahme herbei, die ihm von den Ententemächten in Umkehrung des historischen Verhältnisses als Frontstellung gegen Osten auferlegt wurde. Dahingehende Verabredungen sind von englischen, französischen und belgischen Militärs schon im Jahre 1906 getroffen und im Jahre 1912 bestätigt worden. Die Gunst der militärgeographischen Verhältnisse gestattete indes der Entente, den Bruch der äußerlich aufrechterhaltenen Neutralität Deutschland zuzuschieben, denn eine deutsche Westoffensive erforderte einen so raschen Aufmarsch deutscher Truppen an der belgischen Maas, daß Deutschland gezwungen wurde, vom Fleck anzutreten, um vor dem Gegner die belgischen Grenzen zu überschreiten. England und Frankreich konnten also auf französischem Gebiet zusammenrücken, während die belgische Armee, Lüttich festhaltend, auf die Gatte weichen und in eine Flankenstellung zurückgehen mußte, an der die Deutschen nach der Ansicht des französischen Generalstabes nicht ungestraft vorbeimarschieren durften. So fügte sich auch auf militärischem Gebiet alles zugunsten der Entente. Sie gedachte die Deutschen im Osten durch die Russen zu fesseln, sie in Belgien und auf der lothringischen Hochebene zu schlagen und den Krieg in die deutschen Grenzen zu wälzen, wenn die Zeit erfüllt war.

Der Konflikt nahte in Gestalt der von Bismarck prophezeiten Orientkrise.

Als das Jahr 1912 einen neuen großen Balkankrieg gebar und die Balkanvölker sich unter dem Antriebe Rußlands gegen die Türkei erhoben, um sie auf die Meerengen zurückzuwerfen, waren die europäischen Verhältnisse schon zum Zerreißen gespannt. Die englische Koalitionspolitik hatte die Fäden so eng gezogen, daß jede Berührung des Gespinnstes das ganze System in Unruhe versetzte. Dreibund und Dreiverband standen einander bis an die Bühne bewaffnet gegenüber. Aber der Balkankrieg kam den Westmächten unerwünscht, denn er trug Fermente in sich, die eher auf eine Schwächung als auf eine Stärkung des englisch-französisch-russischen Einvernehmens wirkten. Rußland war von Frankreich und England verpflichtet worden, seine ganze Kraft gegen Deutschland und Österreich-Ungarn ins Feld zu stellen. Eine Ablenkung Rußlands auf den Bosporus erschien daher den Westmächten als eine Gefährdung ihrer Operationen, wenn aus der Orientkrise ein allgemeiner Zusammenstoß hervorgehen sollte.

Aber die Lawine war ins Rollen gekommen. Aufplatternde Schneeschleier kündeten ihr Nahen. Als die Balkanstaaten Mazedonien erobert hatten und aus dem Streit über die Beute ein zweiter Krieg entsprang, in dem Bulgarien gegen Serbien und Griechenland stand und Rumänien den Bulgaren in den Rücken fiel, nagten die Flammen des Weltbrandes schon an den Strebem des europäischen Staatensystems. Der Brand wurde von dem Konzert der Großmächte noch einmal mühsam erstickt. Keine Macht wirkte eifriger für die Beschwörung des Urteils als Deutschland, aber alle Hoffnungen auf bessere Zeit wurden getäuscht. Die Glut schwelte unter der Asche weiter, flammte in Albanien neu auf, wandelte sich in Serbien zum Nationalhaß gegen Österreich und gebär am 28. Juni 1914 die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich.

Als der Erzherzog mit seiner Gemahlin in Serajewo unter den Kugeln eines serbischen Hochschülers zusammenbrach, riß Österreich den Dreibund durch ein überbürdetes Ultimatum an Serbien in den entscheidenden Konflikt. Rußland stellte sich schützend vor Serbien und rief, des Beistandes Frankreichs und Englands gewiß, zu den Waffen. Aus der allgemeinen Mobilmachung Rußlands entsprang, von der Verflechtung der Bündnisse, der Überstürzung der Verhandlungen, den widerstreitenden Interessen, der Bereitstellung der gewaltigen militärischen Apparate und der völligen Unkenntnis, die die Welt einem Zusammenprall von solcher Größe entgegenbrachte, der allgemeine Krieg.

Donnernd rollte die Lawine zu Tal.

Die große Krisis des Imperialismus entlud sich in tragischer Verkettung der Umstände über dem Haupte Germaniens. Der Kampf um den Rhein erschien mit dem antipolaren Dardanellenproblem gekuppelt und durch den englisch-deutschen Gegensatz neu gewendet in der Maske eines gewaltigen, den ganzen Erdball umspannenden Weltkrieges.

Es ist mir nicht gegeben, die Vorgeschichte dieses größten aller Kriege in der besonderen Verknüpfung seiner Ursachen und den Krieg selbst in seinen großen politischen Zusammenhängen und seinen unerhörten strategischen Wandlungen noch einmal zu beschreiben, nachdem ich ihn in einem größeren Rahmen, unter Einsatz der letzten Kraft, als ungeheuerstes Erlebnis geschildert habe, als er in den Jahren 1914—1918, zur vollen Wut entfesselt, über die Welt dahinbrauste und die lebende Generation von allen Wurzeln riß.

Allzu heftig drängt das Werk, das nur vom Kampf um den Rhein handeln soll und diesen heute vor einer neuen, großen, vielleicht vor seiner größten Epoche sieht, dem Ende zu. Und doch bedarf es einiger Worte aus

jener Darstellung, um den Horizont aufzuhellen, an dem dieser größte aller Kriege heraufzog und unter dem der europäische Kosmos des 19. Jahrhunderts zugrunde ging. Klar, keinen Zweifelsfragen unterworfen, hebt sich die Entwicklung des kulturverschüttenden Kampfes vom Hintergrund zweitausendjährigen Geschehens ab, aus dem immer wieder der Silberlauf des Rheinstromes aufleuchtet.

Der Weltkrieg ist gewiß nicht einzig um des Rheins willen ausgefochten worden, aber auch er ruht auf dem unzerstörbaren Gegensatz, der das hegemonische Frankreich und Deutschland während Jahrhunderten gegeneinander gewaffnet und dem insularen England um seiner selbst willen stets einen Platz in diesem Streite vorbehalten hat. Als die Heere im August 1914 gegeneinander rückten und Deutschland, dem Zwange der strategischen Verhältnisse folgend, aus seinen Grenzen brach, um noch einmal in frühkristianischem Angriff das Heil zu suchen, sah der Rheinstrom Myriaden deutscher Streiter gen Westen ziehen, während Österreich-Ungarn tapfer, aber unglücklich fechtend, gegen Serbien und Rußland stand. Noch einmal tauchte das Stromgebiet des Rheins in der historisch gewordenen Lagerung aus dem Schatten, den die Weltpolitik über seine Grenzen gebreitet hatte. Wiederum lagen Quell- und Mündungsgebiet in der Hut der Schweizer und der Niederländer außerhalb der kriegerischen Sphäre, wiederum stürmte die Kriegsfurie über den ganzen Lauf von Basel bis Maastricht hinweg. Die Entscheidungsschlacht, die der französische Feldzugsplan in dieser Linie vorgezeichnet hatte, blieb ungeschlagen, denn der deutsche Vormarsch warf alles vor sich nieder. Er überwand, um Metz schwenkend, Lüttich und Namur stürmend, mit dem rechten Flügel und der Mitte in schweren Schlachten die Maas und die Sambre, wälzte sich, dem überall weichenden Feind folgend, über die Aisne und die Marne und prallte bis Paris, Montmirail, Châlons, Vitry und Bar-le-duc vor. Die Belgier retteten sich nach Antwerpen, die Engländer wurden unter die Mauern von Paris geschleucht, die Franzosen glitten ins Seinebecken.

Aber den Deutschen blieb der strategische Enderfolg des kühnen Manövers versagt. Sie schwächten den Umfassungsfügel, um den Russen in Ostpreußen Halt zu bieten, und liefen am Durcq in eine Gegenumfassung. Sie verfrachten sich auf dem Beharrungsfügel nach siegreichen Abwehrschlachten bei Saarburg und Wörchingen auf der lothringischen Hochebene vor den Toren Nancy's in kräftefesselnden Gebirgskämpfen und sahen sich zwischen der Marne und der Aube am 5. September 1914 wie einst vor Balmis, nur in unendlich größerem Ausmaß, unter ungünstigen Umständen zur Entscheidungsschlacht geordert. Sie griffen an, zerschlugen die Umfassung

und hielten, in der aufgelockerten Mitte Raum gewinnend, auf den Flügeln stand, aber ihre Heeresleitung wagte die Schlacht in der strategischen Zwangslage nicht auf Leben und Tod durchzufechten. Sie wurden daher mitten aus der Schlacht abgerufen und wichen am 9. September von der Marne auf die Aisne, versuchten zu spät die Umfassung wieder aufzunehmen, erschöpften sich im Ringen um die Flanken, das sie und ihre Gegner bis zur flandrischen Küste führte, opferten die Blüte der jungen Korps in Frontalschlachten vor der Lyspforte und im Sommebecken und gruben sich im Winter von der Ysermündung bis zur Schweizergrenze trotzig in den eroberten Boden.

Der Westfeldzug war um seine Auswirkung betrogen.

Was half's, daß Hindenburg, ein General von altem Schrot und Korn, und seine Helfer Ludendorff und Hoffmann am 28. August 1914 auf der geschichtlichen Walfstatt von Tannenberg die größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte geliefert und 90 000 Russen vom offenen Feld in die Gefangenschaft gesandt, dann eine zweite russische Armee an den Masurischen Seen geschlagen und im Herbst in Polen einen der schönsten Bewegungsfeldzüge aller Zeiten durchgeführt hatten, um die russische Hauptmacht bei Lodz zum Stehen zu bringen — auch im Osten gerann die Strategie zur ortgebundenen Taktik der Materie. Die friederizianische Maxime von den „kurzen und vifen Kriegen“ war in Raum und Zeit verlorengegangen. Der Krieg war erstarrt. Frankreich ermannte sich wie nach Valmy, Rußland bot ganz Asien auf, England warf die Degenstiche weg, bereit, bis zum letzten Tag zu fechten, und führte das ganze britische Weltreich heran. Frankreich sah sich gerettet und riß die geistige Führung des Krieges an sich.

Der sorgsam konservierte Begriff der Invasion lebt zum drittenmal auf. Erinnerungen an „Brunswick“, „Cobourg“ und die Winterfeldzüge der Jahre 1814 und 1870/71 werden wach. Der moderne Krieg, der einen Kordon von 700 Kilometern Länge durch Frankreich und Belgien zieht und das Land auf 50 Kilometer Tiefe mit Verwüstung schlägt, gestaltet die neue Invasion zu einer schweren Heimsuchung. Kontributionen, Füllladen, Zerstörungen, die Obliegung des Sommebeckens, in dem das deutsche Heer im Frühling des dritten Kriegsjahres eine Rückwärtsbewegung vollzog, um auf die Scarpe zu weichen, wecken ein lauterer Echo als alles, was französische Invasion in unvergleichlich größerem Ausmaße unter Preisgabe jeglicher Mannszucht, Menschlichkeit und Zweckbestimmung je über Deutschland gebracht. Die Obliegung der Kurpfalz und Badens, die Verwüstung der Rheinlande, Westfalens und Hessens, die Brandschätzungen Schwabens und Frankens, die Plünderung Hannovers und

Thüringens sind vergessen. Einzelne Schiffe, die die Türme des in der Feuerlinie liegenden Domes von Reims beschädigen, fliegende Bilder, die die Städte im Feuer der Geschütze zeigen, wecken im Zeitalter der Propaganda rasch die Teilnahme und den Haß der Welt. Was frühere Geschlechter gelitten, kimmert niemand, nur „der Lebende hat recht“. Die Versenkung des englischen Schnelldampfers „Lusitania“, die ein amerikanisches Gericht nach dem Kriege als einen legitimen Kriegssakt bezeichnete, weil das Schiff Kriegsmaterial befördert hatte, erregt das Mitleid mehr als die englische Hungerblockade, die alles deutsche Leben der Verklammerung überliefert. Die Propaganda bemächtigt sich der Kriegsschrecken, malt, übertreibt, fälscht und enthüllt sich selbst als ein Kriegsmittel von nachhaltender Wirkung. So ging der Krieg für Deutschland politisch verloren, ehe die letzte Entscheidung im Felde gefallen war.

Als das Jahr 1915 sich neigte, starbte der Stellungskrieg als eiserner Rundbau aus der europäischen Landfeste. Die Entente, der der Italiener schon seit dem Mai Gefolgschaft leistete, ohne die Entscheidung zu bringen, hatte vergebens die Dardanellen angegriffen, um Rußland durch den Bosporus zu Hilfe zu kommen, Deutschland hatte vergebens danach getrachtet, im Westen und im Osten zugleich entscheidende Erfolge zu erringen, obwohl Rußland geschlagen und Serbien ausgeräumt worden waren.

Der Krieg staute sich auf den Schlachtfeldern, in allen Fabriken und im Leben der Nationen zu einer allgemeinen Katastrophe.

Erstarrt lagen die Fronten, soweit das Auge reichte. Von Flandern bis zur Burgunder Pforte lief die tief eingegrabene Wehrstellung der Deutschen, um deren Sprengung die Entente seit Dezember 1914 vergebens rang, ohne am Enderfolg zu verzweifeln. An der italienischen Grenze standen die Gegner in enger Verklammerung Brust an Brust. Der Italiener suchte durch stärkeren Druck auf Görz den Weg nach Triest freizumachen, der Österreicher widerstand, indem er sich verzweifelt ans Karstgestein krallte. In Südtirol schien alles unverändert. Auf der Balkanhalbinsel waren die österreichischen Waffen bis zur Vojusa vorgebracht und hielten die Italiener in Valona in Schach, waren aber nicht stark genug, diese italienische Grundstellung auf albanischem Boden zu entwurzeln. Vor Saloniki lagen die Bulgaren, durch deutsche Kräfte unterstützt, auf den Hängen von Doiran und an den Engen der Flußtäler, und hüteten die Tore Mazedoniens, vor denen Franzosen und Engländer Verstärkungen auf Verstärkungen häuften. Auf Gallipoli starbten verlassene Kampfstätten, die die Halbinsel in eine Metropole verwandelt hatten, aber britische Kriegsschiffe schwärmten immer noch um die Dardanellen. Im Osten reckten sich die in Eis und Schnee begrabenen Fronten von Riga bis Czernowitz. Sie

liefen durch Sumpf und Bruch an der Dina entlang, verketteten die litauischen Seen mit Schara und Serwetsch, wanden sich durch die Poljesje zum Stochod und von den Bugquellen zur Strypa, um den Dnjestr zu überschreiten und vor den Toren von Czernowiz an der rumänischen Grenze zu enden.

Für die Staatsmänner und die Heeresleitungen der Entente war die Frage, was nun zu geschehen habe, einfach genug. Ihr Streben mußte mehr als je auf eine völlige Einkreisung der Mittelmächte gerichtet bleiben und darüber hinaus auf die Zertrümmerung des Befestigungsgürtels zielen, den Deutschland und Österreich im Laufe des Jahres 1915 durch glückliche Feldzüge wesentlich verstärkt und erweitert hatten. Trotz des Verlustes der Balkanhalbinsel, auf der die Entente nur noch die Operationsbasen Valona und Saloniki besaß, galt es die „Zirkumvallation“ Mitteleuropas zu vollenden, gleichgültig ob dies zunächst diesseits oder jenseits der eigenen Grenzen, zu Wasser oder zu Lande geschah, und dann aus den Belagerungslinien aufs neue zum Angriff auf den eingeschlossenen Feind hervorzubrechen. Das war und blieb im Grunde eine so einfache Forderung, daß der Erwägung, wann und wo man zum neuen Angriff schreiten sollte, im Lager der Entente geringere Bedeutung zukam, als der grundlegenden Frage, ob man fähig war, die Einkreisung aufrechtzuerhalten und zu diesem Zwecke neue Waffengenossen — vor allem die Rumänen — zu werben.

Trotzdem versäumte man im Lager der Entente nicht, sich auf den Angriff vorzubereiten und die Entscheidung zu beschleunigen. Die britische Feldarmee hatte trotz der starken Abgaben nach Gallipoli, Saloniki und Ägypten zusehends an Kräften gewonnen und zählte im Januar 1916 an der Westfront 40 Divisionen. Die französische Armee war zwar auf dem alten Stand geblieben, hatte aber eine so ungeheure Verstärkung an weittragenden schweren Geschützen erhalten, daß sie jetzt allein mehr große Rohre ins Feld führte, als die Deutschen. Im ganzen standen damals an der Westfront 3 470 000 Engländer und Franzosen gegen 2 350 000 Deutsche im Feuer. Man beschloß daher im Kriegsrat der Westmächte, im Frühjahr 1916 die Entscheidung zu suchen und traf dazu schon im Winter die umfassendsten Vorbereitungen. Da die konzentrisch gedachten Angriffe in der Champagne und im Artois gescheitert waren, kehrten die Alliierten zum einfachen Stoß zurück. Sie richteten sich auf einen Massenangriff englisch-französischer Kräfte in der Sommeniederung ein. Hierzu lockten das günstige Gelände mit seinen trefflichen rückwärtigen Verbindungen, das die Entfaltung einer gewaltigen Artillerie hinter der Front, unmittelbares Zusammenwirken und rasche Rochaden gestattete, und der

Gedanke, die angesammelte Stoßkraft zu gemeinsamem Schulterstoß zu benutzen, um den deutschen Frontbogen einzudrücken.

Auch die Russen sammelten neue Kräfte zum Angriff. Wohl waren sie schwer geschlagen und aus Polen und Galizien geworfen, aber sie waren der Umfassung entgangen. Die Zuriicknahme ihrer Front hatte ihnen erlaubt, sich ihren Kraftquellen zu nähern, und Deutschlands Verzicht auf die Fortsetzung des Angriffs hatte ihnen gestattet, ihre gewaltigen Menschen- und Materialverluste zum größten Teile zu ersetzen.

Alle amerikantischen und japanischen Fabriken arbeiteten planmäßig für die Entente und stellten unter Mitwirkung französischer Techniker Geschütze, Geschosse und Gase her, um die Seeere im Osten und Westen zu Durchbruchschlachten größten Stils auszurufen. Hatte man doch erkannt, daß die Entartung des Krieges, dieses Ausharren in ausgedehnten Grabenstellungen, eine ins Ungemeßene gesteigerte Überlegenheit an Material forderte, um des Gegners Herr zu werden.

Die deutsche Seeresleitung, die am 13. September 1914 aus den Händen des Generals v. Moltke, des unglücklichen Neffen des großen Strategen Wilhelms I., in die des Generals v. Falkenhayn gelegt worden war, sah sich vor ungleich schwierigere Aufgaben und Entscheidungen gestellt als die Feldherren der Entente. Sie nährte falsche Hoffnungen, wenn sie annahm, daß der Ostfeldzug des Jahres 1915 genügt habe, Rußlands Wehrmacht und Stoßkraft zu lähmen. Gab Falkenhayn sich mit den Erfolgen der großen Durchbruchschlacht von Gorlice—Tarnow, die die russische Front im Mai über den San und den Bug gewälzt hatte, und mit ihren Nachfrüchten, der Eroberung von Rowno und Brest-Litowsk, zufrieden, in der Meinung, daß die gesteckten Ziele erreicht worden seien, so befand er sich in einem doppelten Irrtum. Konnte doch selbst die Lähmung der Stoßkraft Rußlands nicht mehr als strategische Zielfestsetzung gelten, nachdem der ursprüngliche, entscheidend gedachte Angriffsfeldzug im Westen an der Marne angehalten und gescheitert war und man sich daraufhin mit allen verfügbaren Kräften nach Osten gewandt hatte, um nun hier zu siegen. Im Osten sich mit einer „Lähmung“ der Stoßkraft des Kolosses zu begnügen, hieß unter diesen Umständen nichts anderes, als den Zweifrontenkrieg als solchen in seiner drohenden Gestalt bestehen lassen. Die Erstürmung Belgrads, das am 9. Oktober 1915 gefallen war, und die Ausräumung des serbischen Korridors änderten daran zugunsten Deutschlands nichts, denn die Festsetzung des Gegners in Saloniki und die Blockierung der Mittelmeerküsten nahmen diesem Sieg über Serbien die letzte entscheidende Wirkung. Die russische Armee hatte sich im Herbst am Stochod und an der Strypa so gut geschlagen und die Sicherung der Ukraine sowie die

Anlehnung an die rumänische Grenze so zweckbewußt wahrgenommen, daß man schon im Winter mit Rußlands Wiedererstarkung rechnen mußte. Wurde die russische Macht in die Lage versetzt, von dieser Erstarkung im Sommer 1916 Gebrauch zu machen und aus den Brückenköpfen Riga, Dünaburg, Postawy, Rowno, Tarnopol zu Angriffen überzugehen, so war die Blutarbeit des Jahres 1915 trotz der Eroberung der Weichsellinie nahezu vergeblich gewesen. Das war um so gefährlicher, als Österreich-Ungarns Heereskraft im Jahre 1915 ihre besten Kräfte verzehrt hatte. Der in Ruhe gelassene Russe erstarkte rascher als der neu rüstende Engländer, der so bald als möglich wieder angefallene Russe aber erlag rascher als der noch nicht erstarkte Engländer. Der Franzose hatte sich die eigentümliche Spannkraft bewahrt, die ihn befähigte, sich zu kraftvollem Widerstand aufzuraffen, nachdem er den ersten Unprall überwunden hatte.

Wir stehen im Januar 1916 vor der zweiten großen strategischen Wende des Weltkrieges. Und zwar ist diese Wende von dem stärksten Fechter, von Deutschland selbst herbeigeführt worden. Das geschah nicht durch Fehlgänge im Oranger des Geschehens, wie vor und in den Tagen der ersten Marne Schlacht, als man den Umfassungsflügel geschwächt, eine Durchbruchschlacht bei Nancy eingeschoben und schließlich die Durchsechtung der ungünstig eingeleiteten Entscheidungsschlacht im Marnebecken verweigert hatte, sondern durch Unordnungen im Augenblick ruhiger Sammlung und durch abermalige Verfehlung der Angriffsfront.

Die deutsche Heeresleitung beschloß im Dezember 1915, den Feldzug des Jahres 1916 im Westen zu eröffnen und die feindlichen Linien durch einen Angriff auf den Schulterpunkt der französischen Wehrstellung, das gewaltige Festungsmassiv von Verdun, zu sprengen. Es war ein Angriff auf der Westfront, wo die Belagerungslinien am stärksten drückten, und war zugleich ein Angriff auf den stärksten Punkt der stärksten Front. Die gefährlichste Ausfallsstellung der Franzosen, das Lager von Verdun, in dem General Joffre seine Massen zu jeder Zeit zum Flankenstoß auf die deutschen Eisenbahnverbindungen halten konnte, um die weit nach Westen und Nordwesten vorhängenden Teile der deutschen Wehrstellung von Rhein und Maas abzuschneiden, sollte genommen oder, wenn die Eroberung des festen Platzes mißlang, zu einer ohnmächtigen Verteidigungsflanke zusammengebrückt werden. Das war kühn gedacht, stand aber im Widerspruch zu der strengen logischen Forderung, daß der Krieg von deutscher Seite nicht mehr durch Abkürzung des strategischen Verfahrens und abermaligem Wechsel der Angriffsfront, sondern nur durch Weiterführung der Angriffe an der bereits geschwächten Ostfront fortgesetzt werden konnte. Erst wenn der Russe am Boden lag, schlug die Angriffsstunde im Westen.

In tragischer Verkennung der Gesamtlage gingen die deutsche und die österreichische Heeresleitung sogar verschiedene Wege. Beide riefen, jede für sich, zum Angriff. Während Falkenhayn zum Stoß auf Verdun rüstete, plante der österreichische Feldherr, Conrad v. Hötzendorf, einen großen, entscheidend gedachten Angriff aus den Tälern Südtirols in die linke Flanke der Italiener.

Die auseinanderstrebenden Schlachthandlungen der Mittelmächte begannen sich, wie vom Schicksal vorgezeichnet, im Westen und Süden verzehrend zu entladen, während der Osten auf sich selbst gestellt, in ungewisses Dunkel gehüllt blieb.

Die Staatsmänner der Entente dachten anders. Sie gingen daran, ihre Anstrengungen im Felde und auf dem Parkett straffer zusammenzufassen, um des Gegners Herr zu werden, und entschieden sich für mächtige Durchbruchversuche im Osten und Westen, am Isonzo und in Mazedonien. Der Plan lief auf einen Generalsturm auf die mitteleuropäische Festung hinaus.

Aber das Jahr 1916 warf keiner der beiden feindlichen Gruppen einen vollen Erfolg in den Schoß. Der prachtvolle Ansturm der Deutschen erstarb in der Hölle von Verdun, der Angriff der Österreicher erstarrte nach sieghaftem Aufstieg auf der Hochfläche von Asiago und Arstiero, der große Durchbruchversuch der Russen wurde trotz der Zertrümmerung der österreichischen Ostfront von den Deutschen aufgefangen und zurückgewälzt, und der größte aller Angriffe, der von Engländern und Franzosen gegen den deutschen Stellungsbogen an der Somme gerichtete Massenstoß, endete in völliger Verstrickung. Und doch war die Lage der Mittelmächte im August dieses verschwenderisch mit Blut umgehenden Jahres so gefährdet, der riesenhafte Rundbau, den sie der Übermacht entgegengestellt hatten, so bedrängt, ihre Strategie so auf täglich wechselnde, täglich wachsende Aushilfen gestellt, Deutschland durch diese friederizianische Kriegsführung „en navette“ so von Atem, daß das Ende gekommen schien. Auch die Seeschlacht, die die Deutschen allzuspät gesucht und am 31. Mai 1916 vor dem Skagerrak als Ausfallschlacht gegen Albions größte Flotte unbefiegt bestanden hatten, änderte die Lage nicht mehr zu ihren Gunsten. Als die Rumänen am 28. August 1916 an der Seite der Entente in den Krieg eintraten und die mitteleuropäische Festung in der offenen Kehle packten, drohte Österreich und Deutschland die äußerste Gefahr.

Da rief Kaiser Wilhelm — wiederum allzuspät — Hindenburg und Ludendorff, die Feldherren des Ostens, an die Spitze der Heeresleitung, um das Schicksal zu wenden. Sie traten das schlimmste Erbe an, hoben den Krieg, der trotz der furchtbaren Blutopfer zu einem „Salbding“ geworden war, auf die Höhe großer, geschlossener Führung und schufen eine neue,

mächtige Kriegsorganisation. Die Deutschen schlugen die Rumänen aus Siebenbürgen und der Walachei, sandten Conrad deutsche Divisionen, die die Italiener von dem Sonzo über den Tagliamento und die Piave jagten, und hielten im Westen allen Angriffen stand, aber Hindenburg und Ludendorff konnten weder das Jahr 1916 noch das Jahr 1917 zum entscheidend gedachten Angriffsfeldzug im Westen nützen.

Inzwischen warf sich Präsident Wilson namens der Vereinigten Staaten von Amerika zum mediator mundi und arbiter morum auf, indem er den „Mittelmächten“ einen Verzichtfrieden ansah, und schritt bald darauf zur Lösung der Beziehungen mit Deutschland und angesichts des drohenden Zusammenbruchs Rußlands zum Kriege an der Seite der demokratischen Mächte, um die gefährdete Interessengemeinschaft zu retten und Frankreich und England vor dem Erliegen zu bewahren.

Als Rußland im Spätherbst des Jahres 1917, von der kommunistischen Revolution erfaßt, völlig zusammenbrach, um sich zum Frieden zu bequemen, waren die Vereinigten Staaten schon in die Arena herabgestiegen und die letzten, trügerischen Hoffnungen auf einen Frieden der Verständigung längst verblüht.

Deutschland wurde zum Verzweiflungskampf um Sein oder Nichtsein aufgerufen.

Die deutschen Armeen, die im Vorfrühling des Jahres 1918 zum letzten Angriffsfeldzug im Westen zusammenrückten, marschierten auf unterhöhltem Boden. Der Krieg, der von der Koalition der außenstehenden, die See beherrschenden Mächte unter der Maske des Ideenkrieges als Vernichtungskrieg ausgefochten wurde, gestaltete sich dem Deutschen Reiche im Jahre 1918 zum politisch vorbestimmten Verhängnis.

Dieses Verhängnis zeichnete sich deutlich sichtbar am politischen Himmel ab, an dem die Deutschen nur noch nach strategischen Gestirnen Ausschau hielten, um ihre letzte Schlacht auf französischem Boden zu schlagen, während die deutsche Staatskunst noch dilatorisch verfuhr und sich vor dem harten, politisch unbelehrten Willen der Feldherren beugte, obwohl diese die Verantwortung für politische Zielsetzung nur übernommen hatten, weil die Staatskunst der Größe entbehrte und der Monarch, von eigenen Impulsen und fremdem Urteil hin- und hergezogen, die Zügel aus den Händen verloren hatte.

Unerbittlicher Zwang lastete auf Deutschlands letzter Heldenfahrt, aber er wurde von der Masse des Volkes nicht empfunden, das noch einmal auf die Kraft seines Schwertes vertraute.

Betrachtet man die Kriegshandlungen des Westens aus der Adlerschau und mißt man rückblickend die Entwicklung an der grundsätzlichen Auf-

fassung, daß Deutschland sich seit der Schlacht an der Marne im Westen zur Verteidigung bequemen mußte, bis es seiner Gegner an den anderen Fronten ledig geworden war, so erscheinen die Kämpfe des Westens und die Schlachten in Flandern, im Artois, in der Champagne, an der Maas und in den Vogesen trotz ihres Umfanges und trotz ihrer Heftigkeit auch zu dieser Zeit noch als Episoden des gewaltigen Ringens und als Ausbrüche gestauter Energien an einer weitgespannten Belagerungsfront. Engländer und Franzosen berannten den Außengürtel der deutschen Festung, der auf die Innenwände des französischen Zentralbeckens vorgeschoben war. Die Deutschen suchten sich des Angreifers durch Ausfälle zu erwehren, um Zeit zu gewinnen, bis der Feind im Osten geschlagen und die Stunde zum Heraustrreten aus der Verteidigung gekommen war.

Nun war sie allzuspät gekommen.

Der Zusammenbruch Rußlands und das Ausscheiden Rumäniens hatten die Westmächte nicht so sehr geschwächt, daß sie zur Kniebeuge gezwungen worden wären. Gelang es der englischen und der amerikanischen Flotte und den unter anderer Flagge fahrenden, von Albion beigetriebenen Schiffen, eine Million Amerikaner ans Land zu werfen, ehe die englisch-französische Heeresmacht dem deutschen Ansturm erlag, so zerstieß sich Deutschlands letztes Heer an der feindlichen Übermacht. Und zerstieß es sich, so brachen in Deutschland die letzten Bande, denn dieses von Hunger und Propaganda zerwühlte Volk war am Ende seiner Kraft. Die feindliche Koalition aber stand politisch zu seltener Übereinstimmung geeinigt. Amerika und England kämpften mit Frankreich zusammen für den Rhein. Wilson hatte den erstaunlichen, von geschichtlicher Überlieferung unbeschwerten Satz aufgestellt: „Das Unrecht, das Frankreich von Preußen im Kriege 1871 in bezug auf Elsaß-Lothringen angetan wurde, das Unrecht, welches den Weltfrieden während nahezu 50 Jahren in Frage gestellt hat, sollte wieder gutgemacht werden, damit der Friede im Interesse aller wieder sichergestellt werden kann.“ Wilson stellte sich damit an Frankreichs Seite und machte sich Frankreichs Forderung ausdrücklich zu eigen, nachdem England sich bereits durch Geheimvertrag verpflichtet hatte, solange für diese Forderung einzutreten und zu kämpfen, als Frankreich sie selbst aufrechterhalte.

Das war ein schwerer Schlag für die deutsche Politik, die am 9. Oktober 1917, also in einem entscheidungsvollen Augenblick, kurz nach dem Scheitern der letzten englisch-französischen Offensive an der Aisne und der Eys und dem Erliegen der Russen, als in Frankreich und England Friedensstimmungen nach Ausdruck rangen und eine zur Versöhnung mahnende Botschaft des Papstes Benedikt XV. noch in den Gemütern nachwirkte,

ihren Standpunkt dahin festgestellt hatte, daß an eine Preisgabe Elsaß-Lothringens nicht zu denken sei. Staatssekretär v. Rühlmann hatte im Reichstag ausdrücklich die Frage erhoben: „Kann Deutschland Frankreich bezüglich Elsaß-Lothringens irgendwelche Zugeständnisse machen?“ und darauf selbst die Antwort gegeben: „Nein, nein, niemals!“ Der starke Widerhall dieses „Niemals“ hatte die nicht minder bedeutungsvollen Worte verschlungen: „Wofür wir kochten und sechten werden bis zum letzten Blutstropfen, das sind nicht phantastische Eroberungen, es ist die Unversehrtheit des Deutschen Reiches.“ Das Bekenntnis zu einer Verständigung auf Grund des Status quo ante bellum, das in den letzten Worten verschleiert lag, war durch die ausdrückliche, emphatische Hervorhebung Elsaß-Lothringens um seine Wirkung gebracht worden. Dagegen hatte Rühlmann den von englischen Friedenskreisen erwarteten ausdrücklichen Verzicht auf Belgien vermieden. Als Wilson genau drei Monate später, am 9. Januar 1918, der französischen Forderung auf die Rück-erstattung der Reichslande zustimmte, sah sich die deutsche Politik vor einer neuen Wende. Amerika erklärte sich mit Frankreich und England solidarisch und zertrat Rühlmanns „Niemals“. Die zurückbehaltene belgische Karte war entwertet, die elsässische von Wilson gestochen.

Als die Vereinigten Staaten sich die Forderung Frankreichs und Englands auf Abtretung Elsaß-Lothringens zu eigen machten und Georges Clémenceau, der letzte Überlebende der Nationalversammlung von Bordeaux, Frankreich, als französischer Ministerpräsident, zur Durchführung des Krieges bis zum Äußersten aufrief und erklärte, die Prüfung, die Frankreich durchmache, habe eigentlich in jener Versammlung von Bordeaux angehoben, begann die letzte politische Phase des Weltkrieges.

Der Kampf um den Rhein erscheint, der Verhüllung bar, in seiner ganzen geschichtlichen Größe und im Glanze seiner zweitausendjährigen Vergangenheit und fordert Deutschland zum Duell mit der Welt des Westens.

Wiederum mischen sich schicksalhafte Züge in diesen tragischsten aller Feldzüge um den Rhein. Wie die napoleonische Epopöe bei Waterloo in einer hieratisch erstarrten Schlacht verklang, so erscheint auch die letzte große Offensive, die die Deutschen im Weltkrieg auf ihre Schultern genommen, strategischer Feinheiten bar. Sie erinnert in der elementaren Wucht, mit der sie sich über die graben-, kanonen- und menschenstarrenden feindlichen Linien ergoß, in der plötzlichen Abkehr von eingeschlagenen Bahnen, in dem jauchzenden Ansturm, in dem wilden Erraffen blutiger Siege und in dem endlichen Zerfall hungernder, übermüdeten, von keinen Reserven mehr gespeister Truppen, trotz aller modernen Kampfmittel,

trotz aller Wandlungen der Taktik an die ältesten germanischen Schlachtengänge.

Sie rettete den verlorenen Krieg nicht mehr, sie verblutete, nachdem die Engländer an der Scarpe, der Oise und der Lys, die Franzosen an der Somme, der Aisne und der Vesle geschlagen worden waren, als der erstarrte Feind am 18. Juli 1918 mit hunderten von „Tanks“ in die Flanke der vorgeprallten Armeen brach und kurz darauf, am 9. August, den Sommebogen sprengte, in einem trotzigen Rückzug, der feindwärts gewendet über die französische und die belgische Erde schreitend im Laufe des Herbstes durch gährendes Etappenland über die Maas gen Osten rollte. Auch der zu spät gesuchte, sprunghaft geführte Tauchbootkrieg, in dem deutscher Wagemut England mit einer Gegenblockade bedroht hatte, zerflatterte.

Als General Ludendorff, vom allzuoft erprobten Schlachtenglück verlassen und um den Zusammenhalt der rückwärts gewälzten, von einer Katastrophe bedrohten Front hangend, die Staatsleitung am 28. September 1918 stürmisch drängte, den Frieden durch Waffenstillstand anzubieten, brachen die letzten politischen Stützen.

Das Ende steigt herauf.

Deutschlands Verbündete, Bulgarien, Österreich-Ungarn und die Türkei, sinken ersterbend zurück. Der Rundbau ist eingestürzt. Die mazedonische und die italienische Flanke öffnen sich, in Deutschlands Abern schwindet die letzte Kraft. Betörende feindliche Propaganda ergreift das deutsche Gemüt, flawisierte kommunistische Lehren drängen sich ein, Hunger und Pein schwächen das Urteil, Illusionen einer Völkerverbrüderung finden Gläubige, Bußprediger rufen zur Rasteiung und brandmarken den Krieg, wie einst Fénelon getan. Sie wollen, sie können nicht mehr kämpfen, Zwietracht züngelt auf und vollendet den Zusammenbruch. In Kiel, in Berlin, in München erhebt die Revolte ihr Haupt. Am 9. November 1918 verläßt Kaiser Wilhelm, dem es nicht gegeben war, diesen Krieg als Prince-Commetable von friderizianischer Größe durchzufechten, das rückwärts schreitende, immer noch feindwärts gewendete Heer, um in Holland Asyl zu suchen. Die deutschen Fürstenthronen stürzen. Aber die Revolte ruft nicht wie die französische Revolution des Jahres 1792 zum Kampf gegen den Feind, die deutsche Republik fällt nicht wie die französische im Januar des Jahres 1871 mit der Waffe in der Hand, sondern sucht den Frieden und nimmt ihn im Vertrauen auf die Erklärungen, die Woodrow Wilson der letzten kaiserlichen Regierung gegeben, indem sie die Waffen von sich wirft.

Das Heer, das in den gewaltigsten Ausfallschlachten Sieger geblieben ist, das so lange in Osten und Westen auf feindlichem Boden gestanden und die gefährlichste Art der strategischen Verteidigung, die des Stellungs-

krieges auf fremdem Boden, gegen die Übermacht durchgeführt hat, rückt ab. Sie ziehen über die Weichsel in die alten preussischen Provinzen, sie marschieren von der Maas und aus den Vogesen auf den Rhein und überschreiten am 29. November 1918 den deutschen Strom, um der Kapitulation entsprechend in der Heimat auseinanderzugehen. Die Alliierten folgen ihnen im Westen unter der Führung des Franzosen Foch auf dem Fuß und erscheinen triumphierend am Rhein. Deutschland hat den Krieg verloren, dem deutschen Heere aber bleibt der Ruhm, unter den schwierigsten Umständen, vor sich den Feind, hinter sich die Revolution, von den Bundesgenossen verlassen, sich selbst getreu und seiner unsterblichen Taten eingedenk, bis zum letzten Augenblick gekämpft zu haben, ohne dem Feind den Rücken zu wenden, ohne die Grenzen des Vaterlandes zu öffnen. Ruhmbeschwerte Fahnen verschwinden in den Armeemuseen — das Heer zerrinnt im Volke.

Der Krieg ist zu Ende. Wiederum ist keine Schlacht an den Ufern des Stromes geliefert worden, von dem aller Kampf ausgeht, wiederum ist vor den Pässen der Vogesen, an den Urbergen, in den Urgornen und vor der Scheldespforte gekämpft worden, wiederum gelten die alten strategischen Gesetze. Wiederum wirkt der Zauber, der auf dem Rheine ruht, wiederum begehrt der Sieger des ganzen Stromgebietes. Deutschland bricht auf den Grundfesten des Bismarckschen Monumentalbaues zusammen. Der Bau ist eingestürzt, das Volk liegt unter den Trümmern, aber noch ruhen die Fundamente, von Titanenfäusten gefügt und vom darbenenden, verderbenden Volk mit Inbrunst umklammert und gehalten, Quader bei Quader im Schoß der Heimaterde gebettet. Alles hängt davon ab, ob die Grundfesten halten und die Einheit des Reiches nicht zerbricht. Der Kampf um Deutschlands Bestand und der Kampf um den Rhein verschmelzen zum erstenmal zu einem einzigen, unteilbaren, elementaren Ganzen. Die Weltkoalition ist über Deutschland und seine Verbündeten Sieger geblieben und schreibt das neue Weltgesetz.

Der Friede wurde am 28. Juni 1919 im Spiegelsaal zu Versailles abgeschlossen, damit die Welt den Eindruck gewinne, daß in diesem Statut ein Akt geschichtlicher Gerechtigkeit vollzogen werde. Aber dieser Vorgang trotzt und der Vertrag stößt von allen Merkmalen der Gewalt.

Er entriß Deutschland Elsaß-Lothringen, Eupen und Malmédy, Nordschleswig, Danzig, Memel und die Provinz Posen, überantwortete den Franzosen auf 15 Jahre das Saarbecken, mit der erkennbaren Absicht, es dann mit Hilfe eines wohl vorbereiteten Plebiszits der französischen Republik anzugliedern, unterstellte Oberschlesien einer Volksabstim-

mung, für die solche Bestimmungen getroffen wurden, daß Polen hoffen durfte, wertvolle Teile dieses großen, einheitlich organisierten Industriebezirks zu erhalten. Er beraubte Deutschland aller Kolonien, nahm ihm die Kriegs- und die Handelsflotte, beschränkte sein Heer auf 100 000 Mann geworbener Truppen, untersagte ihm die Unterhaltung einer Luftflotte und machte die Rheinprovinz zu einem Okkupationsgebiet, das den Alliierten 15 Jahre als Glacis dienen sollte und Frankreich die Möglichkeit offen ließ, den Napoleonischen Rheinbund zu neuem Leben zu erwecken. Er legte Deutschland die schwersten wirtschaftlichen Fesseln an und verlangte zur Wiederherstellung der verwüsteten Gegenden und zur Wiedergutmachung verursachter Schäden ungezählte Milliarden.

Auch die Deutschen Österreichs und die Madjaren sahen sich von dem verheißenen Frieden der Gerechtigkeit ausgeschlossen. Im Friedensvertrag von St. Germain erhielt Italien am 19. September 1919 die Brennergrenze und Triest zugesprochen. Serbien wurde mit den jugoslawischen Gebieten zu einem Staat vereinigt, der von der Adria bis in die Täler Kärntens und zum Neusiedler See reichte; Rumänien kam in den Besitz Siebenbürgens und des Banats und behielt die Dobrudscha und Bessarabien; Böhmen wurde unter Zuteilung des von Slowaken besiedelten Randgebiets zur tschecho-slowakischen Republik erhoben, und das vom deutschen Schwerte befreite Polen erbt von allen Seiten und erstand in künstlicher Neublüte zu alter Herrlichkeit, um Frankreich fortan an Rußlands Stelle Waffenhilfe zu leisten. So blieb von Ungarn nur das madjarische Kernland übrig, während Österreich auf Wien, das oberhalb Wiens gelegene Donautal und die Alpländer nördlich des Brennerpasses beschränkt wurde. Um eine Erstarkung Deutschlands zu verhindern, wurde Deutschen und Deutsch-Österreichern der staatliche Zusammenschluß verboten, wurden Österreich und Ungarn der eifersüchtigen Bewachung der Polen, Tschechen, Südslawen und Rumänen überliefert.

Während der mitteleuropäische Kosmos unter Mißachtung politischer, wirtschaftlicher und völkischer Zusammenhänge scheinbar spielend neugefaltet wurde, schwelte der Brand im Orient weiter. Alle Versuche der Westmächte, die türkische Frage mit den eigenen Ansprüchen und den Unrechten Griechenlands zu versöhnen, schlugen fehl. Mustapha Kemal Pascha sammelte bei Angora die Trümmer der türkischen Armee und sagte sich von Stambul los, um die Türkei vor der Aufteilung zu bewahren. Der Weltkrieg, der nicht zufällig in der Maske eines Orientkrieges aufgetreten war, ließ die Orientfrage trotz des Ausscheidens Rußlands und Bulgariens aus dem Konzern der Unwarter auf das Erbe des unsterblichen

„ranken Mannes“ ungelöst. Die Eifersucht der Westmächte bewahrte den alten Brandherd am Bosphorus vor dem Erkalten. Da Japans Hilfe von der Entente mit der Überlassung Kiautschau, des Einflußgebietes von Schantung und mit der Zuweisung der deutschen Südseebesitzungen nördlich des Äquators bezahlt werden mußte, während die südlich des Äquators gelegenen Besitzungen an Australien fielen, wurde auch im Stillen Ozean der Keim zu neuen Konflikten gelegt. Die Gefährlichkeit dieser Probleme fand alsbald im gesteigerten Wettrüsten der japanischen und der nordamerikanischen Flotte sichtbaren Ausdruck.

Auf die Ordnung der russischen Verhältnisse gewann die Pariser Konferenz keinen Einfluß. Alle Versuche, mit russischen Emigrantenarmeen gegen Moskau zu marschieren, scheiterten. Die Verbündeten besaßen nicht entfernt die Macht, die zur proletarischen Despotie erstarrende Sowjetrepublik ihrem Willen zu unterwerfen. Die Gebiete östlich des Dnjepr bis zur Amurmündung blieben von der gewaltsamen Neuordnung Europas ausgeschlossen. Polen entstand als ein Reich von 30 Millionen Einwohnern und trennte fortan Europa von Asien.

Als das ging unter den Augen und unter der Ägide Woodrow Wilsons vor sich, des Mannes, der das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das Nationalitätenprinzip und die Freiheit der Meere verkündet hatte.

Präsident Wilson hatte sich nicht abhalten lassen, die Reise über den Ozean anzutreten und sich als Staatshaupt mit den Ministerpräsidenten der Entente, Lloyd George, Clemenceau und Orlando hinter verschlossenen Türen an einen Tisch zu setzen, um die Friedensverträge fertigzustellen. Aber er wurde nicht von dem Gedanken an eine glückliche, zweckmäßige Neuordnung des europäischen Kosmos und der Weltverhältnisse und von der Sorge um einen Frieden des Rechts und der Gerechtigkeit geleitet, sondern war einzig von dem brennenden, sein ganzes Wesen erfüllenden Wunsche beherrscht, der Welt das Heil zu bringen und ihr ein ewiges Statut in Gestalt seines Völkerbundsvertrages aufzuerlegen. Dieser veräußerlichten Idee opferte er die realen Forderungen versöhnender Politik. Er vergaß, daß er mit Deutschland im Oktober 1918 einen grundlegenden Schriftwechsel geführt hatte, der dem deutschen Volke unter bestimmten, von diesem vertrauensvoll erfüllten Bedingungen einen gerechten Frieden zugesichert hatte, er verleugnete oder beugte die elementaren Grundsätze, die er selbst in 14 Punkten aufgestellt hatte, obwohl sie an sich schon zu Ungunsten Deutschlands und Österreichs gewirkt hätten, und er duldete, daß in den Friedensvertrag eine Bestimmung aufgenommen wurde, die den Unterzeichnern den aus dem Friedensschluß von Versailles hervorgehenden Bestands gewährleistete. Um diesen Preis erkaufte er die Zustimmung

Englands und Frankreichs zu seinem „Covenant“, dem flüchtig entworfenen Völkerbundsvertrag, der ihm mehr bedeutete als die zerstörte Welt. Er forderte, daß dieser Vertrag mit dem Friedensvertrag zu einem einzigen Instrument verbunden werde, um dadurch die Unterschriften der Weltstaaten zu erlangen.

Wilson war schon am 4. Dezember 1918, dem Tage seiner Einschiffung nach Europa, zu solchen Opfern bereit gewesen. Er hatte mit dem Präsidenten Wilson, der am 22. Januar 1917 in seiner Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten erklärt hatte, „nur ein Frieden unter Gleichen könne Dauer haben“, und mit dem Präsidenten, der am 11. Februar 1918 vor dem Kongreß gesagt hatte, „das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist ein gebieterischer Grundsatz des Handelns, den die Staatsmänner nur auf eigene Gefahr mißachten dürfen,“ nichts mehr zu schaffen. Als er sich zur Europareise entschloß, war ihm das Gefühl für die richtige Entfernung von Dingen und Menschen abhanden gekommen. Er büßte dies nach seiner Rückkehr mit dem Verlust seiner Machtposition und der Minderung seiner moralischen Persönlichkeit. Er war weder der sarkastischen Schärfe Clemenceaus, noch der geistigen Beweglichkeit Lloyd Georges gewachsen gewesen und erlag an den Ufern der Seine im Kreise kluger Diplomaten und schöner Frauen „Europas übertünchter Höflichkeit“.

Als Woodrow Wilson erkannte, daß nicht nur am Tiber, sondern auch am Potomac bei dem Kapitol der Tarpejische Fels steht, als er vergeblich die Zustimmung des amerikanischen Senats zu seinem Friedenswerk zu erlangen suchte und darüber zu Fall kam, war es zu spät, Geschehenes umgeschehen zu machen. Der Völkerbund, der die ersten 26 Artikel des 440 Artikel umfassenden Friedensvertrages von Versailles füllte, war auf europäischem Boden in Kraft erwachsen, und der Frieden von Versailles gewährleistete der Entente, auf den „Covenant“ gestützt, die Früchte des Krieges und den neuen Bestandsstand.

Wie war es möglich, solche unvernünftigen Friedensverträge aufzusetzen und zur Grundlage einer neuen politischen Ordnung zu machen, ohne das Verdammungsurteil der Welt herauszufordern? Die Antwort gibt der Vertrag selbst. Um den Frieden von Versailles vor der Geschichte zu rechtfertigen und zugleich den Schein des Rechts und der Gerechtigkeit zu wahren, schrieben die Sieger einen Satz hinein, in dem Deutschland der Schuld an diesem Kriege geziehen wurde, und um diese Fiktion noch tiefer im Bewußtsein der Welt zu verankern, fügte man dem Vertrag eine Bedingung ein, die die Herausgabe der „Kriegsschuldigen“, in erster Linie Kaiser Wilhelm und der sogenannten Kriegsverbrecher, forderte, und schloß Deutsch-

land vom Völkerbund aus. *) Diese Bezichtigung bildet das Fundament des Vertrages. Auf ihr fußend wurde dem deutschen Volk nicht ein eigentlicher Vertrag gewährt, sondern in 414 Artikeln Schuld, Strafe und Sühne zugemessen und der Krieg als solcher, der bisher als eine geschichtliche Erscheinung anerkannt war und als „ein Akt menschlichen Verkehrs“ gegolten hatte, rückwirkend als eine strafwürdige Handlung gekennzeichnet. Rein über den Parteien thronendes Gericht fällte diesen Schuldspruch, und die Schuldfrage selbst blieb der Erörterung entzogen. Man betrachtete es einfach als erwiesen, daß Deutschland den Krieg gewollt und herbeigeführt habe, machte aus der Legende ein Organ der Politik, schloß die eigenen Archive, ging über die geschichtliche Entwicklung eines halben Jahrhunderts mit Stillschweigen hinweg und hielt sich an die Tatsache, daß Deutschland sich im letzten Augenblick in die Rolle des Angreifers hatte manövrieren lassen und im Drange der Stunde über die innerlich brüchige, äußerlich aufrecht erhaltene belgische Neutralität hinweggeschritten war.

Da diese neue politische Lehre von der Strafwürdigkeit kriegerischen Handelns dem von den Greueln des Krieges ergriffenen Weltgewissen Gerechtigkeit tat, wurde es den Siegern leicht, den Frieden von Versailles im Augenblick des Geschehens vor ihren eigenen Völkern zu rechtfertigen. Aber der geschickt drapierte moralische Mantel reichte nicht, die Schwächen der Verträge zu decken. Die Friedensverträge von Versailles und St. Germain waren — ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit der Voraussetzung — Erzeugnisse politischer Leidenschaft und mangelnder wirtschaftlicher Erkenntnisse. Sie zerrissen völkische, ökonomische, geographische und natürliche Zusammenhänge und zerstörten den Organismus Mitteleuropas, säten Haß und Mißtrauen, schwächten die Produktion der ganzen Welt und wurden zu einer unerschöpflichen Quelle bedrückender Leiden.

Aber die Toten reiten schnell. Der Vertrag, der nach den Vorschriften des Tilsiter Friedens gefertigt worden war, trug den Keim neuer Kriege in sich.

Am 30. Juli 1898 war Bismarck gestorben. Einer der letzten Sätze, den der Eckart des deutschen Volkes mit seiner steilen Schwertschrift für den dritten Band seiner „Gedanken und Erinnerungen“ niedergeschrieben, lautet: „Über die Fehler, welche in der auswärtigen Politik

*) Paragraph 231 des Friedensvertrages von Versailles lautet:

„Die verbündeten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die verbündeten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.“

begangen wurden, wird sich die öffentliche Meinung in der Regel erst klar, wenn sie auf die Geschichte eines Menschenalters zurückzublicken imstande ist, und die Archivisten qui plectuntur sind nicht immer die unmittelbaren Zeitgenossen der fehlerhaften Handlungen.“ Als diese Worte im Jahre 1920 dem deutschen Volke vorgelegt wurden, war die in ihnen schlummernde Voraussage ergreifende Wahrheit geworden. Die Klage der Achiver hallte um das Hünengrab im Sachsenwald, in dem Otto v. Bismarck, „ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I.,“ gebettet lag. Er hatte keinen Nachfolger gefunden. Auch der deutschfeindlichen Welt war kein Staatsmann von seinem Augenmaß erstanden.

Drei Jahre nach dem Abschluß des Friedens von Versailles lag die zerwühlte Welt von größeren Spannungen erfüllt, als je vorher bestanden hatten. Die Entente der Westmächte, die sich im Jahre 1919 zusammengeschlossen hatte, um die Früchte des Sieges gemeinsam zu genießen, war in ihren Interessen zerklüftet, Deutschland seufzte von Schuldknechtschaft erdrückt und der Verelendung preisgegeben und sah sich trotz der geleisteten „Reparationen“ im Werte von mehr als 40 Milliarden Goldmark noch als böswilliger, jede Zahlung weigernder Schuldner betrießen.

Nicht Rußland, das um der Eroberung des Bosphorus und der Dardanellen willen ausgezogen war, nicht England, das sich des kommerziellen Nebenbuhlers Deutschland und seiner Seegewalt hatte entledigen wollen, nicht Italien, das den Krieg zur Vollendung seiner Einheit und zur Ausdehnung seiner Grenzen im imperialistischen Sinne genügt hatte, nicht Amerika, das der Entente gewissermaßen nur als „verpflichteter Helfer“ und großkapitalistischer Interessent zu Hilfe gekommen war, sondern Frankreich, das einzig um des Rheines willen gefochten hatte, war der wahre Sieger. Wie im Jahre 1648 geriet der Friedensvertrag ihm zu Dank, war er so geschrieben, daß ein neuer Servien erklären konnte: „Je crois qu'il se faudra contenter que chacun explique le traité comme il l'entend.“ Wiederum stand Frankreich als hegemonisches Volk, alles fordernd, was er je durch Eroberungen besessen, an den Ufern des Rheins. Der Kampf um den Rhein stieg aus dem Schuldbuch des Versailler Gewaltfriedens und schüttelte sein Gorgonenhaupt über den Trümmern des Weltkrieges und dem friedlosen Europa.

Rußland war weit von den Meerengen und dem Ballan bis hinter den Onjepr zurückgeworfen und durch das neuauferichtete Polen von Europa geschieden. Seine Rolle wurde in Umkehrung historisch gewordener Verhältnisse fortan die eines Revolutionärs. An der Newa, wo sich der zaristische Absolutismus bis zum Tode Alexanders III. behauptet hatte,

herrschte die kommunistisch gefärbte Despotie des Proletariats und streu ihren Samen in alle Winde, um die Welt der neugefaßten primitiven Lehre zu gewinnen, ohne auf die historische Staatspolitik Rußlands verzichten, die immer noch nach dem Bosphorus und Balkanien drängte. Die Marseillaife war dem Sarentum zum Verderber geworden, die französische Revolution hatte sich an den Nachfolgern Alexanders I. gerächt. Doch das großkapitalistische Frankreich verschmerzte die 20 Milliarden, die es Rußland vom Jahre 1891 bis zum Jahre 1914 zu Rüstungszweck geliehen, gern, denn der Rhein war erreicht.

England aber sah sich wohl von dem Drucke befreit, den Rußland an die indischen Grenzen und die Meerengen ausgelibt hatte, sah die deutsche Flotte vernichtet und den deutschen Wettbewerb unterbunden, aber die vom britischen Interesse geforderte Sieg war über den Gipfel hinausgewälzt worden. Die „balance of powers“, die England durch Deutschland bedrogt gefühlt hatte, war nicht wiederhergestellt, sondern endgültig zertrümmer. Lloyd George hatte William Pitts Politik ins Gegenteil verkehrt. Als von seinem leidenschaftlichen, dem Tage lebenden Temperament fortgerissen, die Parole „knock out“ ausgegeben hatte und England, von Heroismus des Krieges gestachelt, daran gegangen war, Deutschland Stücke zu reißen — „to strike Germany to pieces“ — war das britische Staatsinteresse mitnichten gewahrt, sondern auf dem Altar Frankreich geopfert worden. England hatte den Machtwillen des alten Rivalen, spät zu zügeln versucht und vergebens danach gestrebt, das hegemonische Frankreich in den interalliierten Verhandlungen über den Frieden engere Schranken zu weisen. Albion besaß nicht mehr genügende Handlungsfreiheit, Frankreich vom Rheine fernzuhalten. Während Woodrow Wilson den Vertrag von Versailles in völliger Unkenntnis des Spieles der Kräfte unterschrieben hatte, die im europäischen Staatensystem wirksam gewesen waren, hatte Lloyd George sich noch mit dem Wahn getragene Frankreichs zerstörende Politik in gewisse Grenzen bannen zu können. Als er unternahm den Versuch mit untauglichen und unzulänglichen Mitteln Deutschlands Entwaffnung, Entrechtung, Knechtung und Verstümmelung hatten England des Gegengewichts im politischen Kampf mit dem hegemonischen Frankreich beraubt.

Frankreich hatte zwar nur Elsaß-Lothringen zugesprochen erhalten, aber die während des Krieges geschlossenen Geheimverträge wirkten so. Die Besetzung des Saarlandes, der Pfalz und Rheinpreußens rückte Frankreich den Schemel der Vormacht wieder zurecht, und die Aufhebung der Neutralität Belgiens, die schon seit dem Jahre 1906 in der von England, Frankreich und Belgien vorbereiteten Kampf- und Interess-

genossenschaft vorgezeichnet gelegen hatte, war zur engsten Verbindung Frankreichs und Belgiens geblieben. England hatte das flandrische Glacis, auf dem es im Weltkriege 300 000 Mann geopfert hatte, endgültig verloren.

Drei Jahre nach dem Abschluß des Versailler Monstriefriedens war England zur Ohnmacht verurteilt und Deutschland wie einst zum Objekt der französischen Politik geworden.

Die französische Politik scheute keine Konsequenzen und nützte die Gunst der Stunde, indem sie den Bundesgenossen die Abrüstung überließ und den Helm nach dem Siege fester band. Dazu fehlten Frankreich weder die Kräfte noch die Mittel. Als es im Kreise seiner Verbündeten triumphierend an den Rhein zurückkehrte, zählte es zwar nur 39 Millionen Einwohner, aber sein Kolonialreich erschloß ihm so zahlreiche Menschenquellen, daß es fortan militärisch als ein Hundertmillionenvolk erschien. Es handelte danach und hielt eine Million Streiter unter den Waffen, um seine Ausdehnungspolitik zu stützen, die dem staatlichen Machtwillen und dem großkapitalistischen Betätigungsdrang in gleicher Weise entgegenkam. Es verpflichtete Polen, Südslawen und Tschechen durch Anleihen, schloß mit allen ihm ergebenden Vasallenstaaten Geheimverträge und richtete sich am Strome zu dauerndem Aufenthalt ein. Die Pfalz und das Rheinland wurden wie in vergangenen Zeiten durch die Ordonnanz von französischen Generälen in Intervalligkeit gehalten und „Verfehlungen“ Deutschlands benutzt, um „Sanktionen“ zu statuieren, die auf ungeheure Kontributionen an Geld und Sachwerten und auf die Besetzung wichtiger strategischer Punkte ausgingen. Die einst von General Soche gestiftete rheinische Tritolore wurde hervorgezogen und separatistischen Elementen in die Hand gedrückt, mit französischem Sinn für Konstruktionen und Schlagwörter eine „rheinische Idee“, „l'idée rhénane“, in Lauf gesetzt und die Abtrennung der Rheinlande vom Deutschen Reiche mit allen erdenklichen Mitteln propagiert. So gewann Frankreich im Laufe von zwei Jahren die Brückenköpfe Düsseldorf, Ruhrort und Duisburg und damit die Zugänge des Ruhrgebiets, so drang es in die Bevölkerung selbst ein, diese seelisch zerfetzend, sie zur Aufpflanzung einer eigenen Fahne und zur Aufrichtung eines Zwischenstaates lockend, stets bereit, sie hierbei zu unterstützen, aber auch geneigt, sich von ihr abzuwenden, wenn politische Gründe zu einer Schwenkung rieten. Die Verbreitung französischer Literatur und die Errichtung französischer Banken, der Bau von Kasernen und die Ansiedlung französischer Familien — alles verband sich zu einer „pénétration pacifique“, die vor terroristischen Mitteln nicht zurückschreckte, um die französische Macht eindrucklich zu gestalten. Eine

Tradition von Jahrhunderten trug dieser stilvollen imperialistischen Politik beflissen die Schleppe.

Diese durchdachte, zweckbewusste Tätigkeit vollzog sich unter den Augen der englischen Besatzung, die, auf den Umkreis von Köln beschränkt, korrekt und zurückhaltend ihren militärischen und verwaltungstechnischen Aufgaben lebte, während die Franzosen die Okkupation nach marokkanischen Mustern zur politischen Besitznahme gestalteten. In diese machtpolitischen Maßnahmen mischten sich aber auch Gefühle der Unsicherheit, denn Frankreich scheute vom ersten Tage Deutschlands Erstarkung. Es wußte, daß es der Volkskraft Deutschlands mitnichten gewachsen war. Daß im deutschen Volke im Jahre 1919 noch kein Haß gegen Frankreich brannte, war ihm entgangen. Geschichtliche Nemesis trieb die Franzosen, diesen Haß aus der Asche aufzustören, indem ihre Politik unnachlässig auf Schyllods Schein bestand.

Als Deutschland im Jahre 1922 mit der Lieferung von Reparationskohle im Rückstand geblieben war, machte Frankreich sich den Spruch eines in London unterschriebenen Ultimatums auf eigene Verantwortung zu eigen, trennte sich von England und Italien und rückte den Vertrag nach eigenem Gutdünken auslegend und nach allgemeinem Urteil übertretend am 11. Januar 1923 gemeinsam mit Belgien in das Ruhrgebiet ein. Die französische Armee gewann auf Römerspuren, dem Marschbild d'Étrées' und der napoleonischen Generale folgend, die Paslandschaft, die ihm den Eingang ganz Nordwestgermaniens öffnete, und legte die Hand auf den größten, feinst organisierten Industriebezirk des Kontinents. Frankreich erklärte, daß ihm die Ruhr als wertvolles materielles Pfand diene, das von Frankreich selbst verwertet werden solle, wenn Deutschland die Erfüllung des Vertrages nicht gewährleiste, aber sein zielbewusster politischer Machtwille erblickte darin weniger ein Ausbeutungsprojekt als eine militärische Sicherung. Frankreich trat nicht nur tiefer ins deutsche Land hinein, sondern machte sich auch zum Schlüsselhalter der Nordseeküste, die es nun aus der Flanke beherrschte. Die französische Armee war jetzt instand gesetzt, an der Nordseeküste aufzumarschieren. Bremen und Hamburg, die Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe erschienen bedroht, Holland umfaßt. Napoleon I. hatte Frankreich diesen Weg gewiesen, als er gegen England ausgezogen war und das Empire auf Hamburg abgestützt hatte.

England fühlte sich nicht stark genug, seinen Alliierten von diesen Schritten zurückzuhalten. Die britische Besatzung der Enklave Köln stand zwischen belgischem und französischem Okkupationsgebiet eingeklemmt auf verlorenem Posten, England selbst war innen- und weltpolitisch gebunden, Frankreich Herr der Gegenwart.

Deutschland aber lag dem französischen Zugriff nahezu wehrlos preisgegeben. Die Parteilucht, die den Zusammenbruch des Kaiserthrones überlebt hatte, schwieg zwar einen Augenblick, aber wirtschaftliche Ohnmacht und politische Inkohärenz lähmten jede wirksame Handlung. Das jeden inneren Schwerkopfs beraubte Land, das sich, seit dem erpressten „Schuldbekennnis“ zwischen Erfüllungs- und Auflehnungspolitik schwankend, ohnmächtig in inneren Wirren warf, war nicht fähig, den Einbruch, der selbst im Monstrevertrag von Versailles keine Stille fand, auf der Schwelle abzuwehren. Aber es raffte sich zu andersgestalteter Verteidigung auf. Es schüttelte die Lethargie des Jahres 1919 von sich und suchte sich gewerkschaftlicher Mittel zu bedienen, um seinem Einspruch gegen den „Griff an die Gurgel“ sichtbaren Ausdruck zu leihen. Die Ruhrbevölkerung schloß sich zu passivem Widerstand zusammen, forderte und fand den Beistand der Regierung und des ganzen gequälten Landes und riß das Pulvertum in die Sphäre des Kampfes für Freiheit und Menschenrecht. Deutschland opferte Milliarden und Billionen seiner verfallenen Währung, diesen Widerstand zu fristen und die Arbeitermassen der Ruhr am Leben zu erhalten. Aber das wirtschaftliche Kampfmittel versagte in der großen Politik gegenüber dem Mächtigen, der, auf seinen „Militarismus“ gestützt, die Zeichen der Gewalt aufrichtete und die Zeit walten ließ. Passive Resistenz eines unterlegenen Staates führt stets in ein Dilemma und wird früher oder später in aktivem Widerstand gipfeln oder in einer Kapitulation enden. So geschah's auch hier. Das zähe westfälische Volk, die entzündlichen Rheinländer und die freiheitsliebenden Pfälzer kämpften einen heroischen, aber aussichtslosen Kampf. Frankreich nützte die Lage mit rücksichtsloser Konsequenz. Es wurde zwar selbst schwer in Mitleidenschaft gezogen, aber es rückte zur Brechung des passiven Widerstandes mit Heeresmacht von Rehl nach Offenburg, von Ludwigshafen nach Mannheim und gegen Darmstadt vor, unterbrach die rechtsrheinischen Bahnverbindungen, schnitt das ganze Okkupationsgebiet vom unbefesteten Deutschland ab, brachte die Schwarzwaldpässe und die Neckarpforte unter seine Aufsicht, erneuerte im Umkreis von Mainz, am Taunus und an der Lahn die kriegsgeschichtliche Zentralstellung, die ihm den Weg mainaufwärts freigab, überflutete das Ruhrgebiet mit 100 000 Mann und ordnete so die strategischen Verhältnisse am ganzen Rhein nach Gefallen zu seinen Gunsten. Wiederum paarte sich die Wirtschaftspolitik zwanglos der großen Politik, wiederum führte Eroberung zur Sicherung, Sicherung zu neuer Fußfassung, und wiederum enthüllte sich die Einheit des Stromgebietes auf tragische Weise in der immer weitergreifenden Besetzung des rechten Rheinufers. Wiederum wurde das Stromtal zum

Aufmarschgebiet gegen Osten und Norden, war die „natürliche Grenze“ aus der politischen Kinderfibel gestrichen. England stand mit gebundenen Händen, sein Einspruch verhallte ungehört. Amerika schwieg und blickte als kontinentaler, von politischer Vergangenheit unbeschwerter Matroskosmos verständnislos auf das europäische Mikrochaos, an dem es nur noch humanitären Anteil nahm. Deutschland, zum erstenmal von einem neuen nationalen Impuls ergriffen, harrte vergebens der erlösenden Gebärde.

Das Wirtschaftsleben ganz Europas, das seit dem Kriege immer tiefer in Verwirrung geraten war, statt seine Stetigkeit zurückzugewinnen, gertet in Verfall. Hätte Deutschland noch die Kraft besessen, sich in diesem Dilemma zum bewaffneten Widerstand zu erheben, so wäre das sicherlich geschehen. Das war nicht der Fall. Deutschland verfügte zwar noch über Millionen streitbarer Männer, in denen nun der nationale Puls zu hämmern begann und der Haß der um ihre Menschenrechte betrogenen, vom Masseneleid ergriffenen Kreatur brannte, aber es war in militärischem Sinne entwaffnet. Die Arsenalen standen leer, die Flughallen waren abgebrochen, Maschinen und Geschütze zerstört, die Heeresorganisation zerschlagen. Was ihm an Ausrüstung geblieben war, reichte kaum, die Ordnungstruppe zu bewaffnen, die überall gegen kommunistische Unruhen bereitgestellt werden mußte. Verborgen gehaltene Waffen mochten genügen, im Bürgerkrieg einander auf den Leib zu gehen, aber sie waren nicht geeignet, dem stärksten modernen Heer der Welt Halt zu bieten. Der Augenblick, der zu bestimmungslosem Handeln ruft und das Fanal von Saragossa aufpflanzt, war noch nicht gekommen, im Zeitalter der Technik und in einem wirtschaftlich aufgeschlossenen Lande vielleicht für immer dahin.

So endete der passive Widerstand, in dem das unglückliche Volk noch einmal seine Dulderkraft und seinen Opferfinn vor aller Welt bewährte, Frankreich noch einmal seinen Machtwillen gegen alle Welt durchsetzte, im Herbst mit einer Kapitulation des ausgebluteten, entrechteten Reiches. Tausende waren in die Gefängnisse gesandt, Hunderttausend mit Weib und Kind aus der Heimat vertrieben, Wälder niedergeschlagen, ungezählte Gelber konfisziert, alle Vorräte abgeräumt worden, zahlreiche Todesopfer gefallen und die deutsche Verwaltung in den besetzten Ländern systematisch zertrümmert. Nun schloß der Sieger, die Reichsregierung beiseiteschiebend, Verträge mit den Industriellen und den Verkehrsanstalten des Okkupationsgebietes, in dem der separatistische Aufbruch verführter oder unlauterer Elemente brannte, und beeilte sich den Löwenanteil wegzutragen. Die industrielle Hörigkeit begann. Aber ganz umsonst

war die an und für sich unzweckmäßige Aufbaumung des deutschen Volkes nicht gewesen, denn sie bewies, daß Deutschland noch lebte, daß sein nationaler Gesamtwillen wieder Flügel bekommen hatte, wenn auch die Schwingen im luftleeren Raume nicht trugen.

Als der Widerstand zusammenbrach, sah sich Raymond Poincaré, der Frankreich vom Jahre 1912 an entschlossen in den Krieg gesteuert hatte, nach dem Friedensschluß von Versailles vom Siege des Staatsoberhauptes herabgestiegen war, um als Ministerpräsident das Wort zu krönen, das er als Nachfahr der großen französischen Expansionspolitiker der vergangenen Jahrhunderte mit neuen Methoden, aber in historischem Geiste kühn, klug und rücksichtslos gefördert, dem klassischen machtpolitischen Ziele nahe.

Frankreichs Hegemonialgewalt war auf beiden Ufern des Rheins basiert, die industrielle Versklavung Deutschlands und die Errichtung eines rheinischen Klientelstaates schienen gesichert.

Der Vertrag von Versailles war zu einem Zweiten Westfälischen Frieden geworden. Er hatte, der französischen Interpretationskunst überantwortet und von französischer Militärgewalt ausgeführt, Frankreich den Weg ins Innere des Deutschen Reiches geöffnet. Die Zeiten Ludwigs XIV. waren zurückgekehrt. Frankreich bedurfte der „douce et couverte conduite“ Richelieus nicht mehr, um sich aufs neue am Rhein einzurichten. Das Elsaß, das sich auf seine politische Vergangenheit besonnen und dem brot- und friedenbringenden Sieger gern ergeben hatte, mußte die Folgen auf sich nehmen und dem französischen Einheitsstaat seine Muttersprache opfern, die Saar wurde wirtschaftlich romanisiert und die Pfalz und das Rheinland immer tiefer in die französische Sphäre verstrickt. Der Genius des Rheins erhielt eine französische Maske. Auf daß die letzte Folgerung nicht fehle, wurde auch die internationale Rheinschiffahrtsakte französischen Interessen dienstbar gemacht und unter den Augen Hollands und der Schweiz nach dem Gefallen des Siegers gewendet. So fügte sich alles dem Kontinuitätsprinzip der französischen Vormacht. Die Rhetorik des 19. Jahrhunderts und die Rabulistik des Advokaten genügten dem modernen französischen Staatsmann, die Ausdehnungspolitik des europäischen Vorkolkes am Rhein zu rechtfertigen, um den diesmal sogar die von keiner europäischen Tradition beengten transozeantischen Großmächte Japan und Amerika auf Frankreichs Seite gekämpft hatten.

Wiederum hatte Frankreich im Osten keine anderen Grenzen als die seiner „Gerechtigkeit“ und seiner „Mäßigung“. Wiederum war es Frankreich gelungen, Deutschland in einen eisernen Ring zu pressen. An Stelle

Rußlands standen Polen und Tschechien im Felde, auf dem flandrischen Glacis erhob sich die neue Großmacht Belgien, durch Interessengemeinschaft, Kriegshilfe und Kulturgefühl an Frankreich gebunden, und verkehrte die Front gegen Osten und Norden, am Rheine selbst wucherte im zertretenen deutschen Ackerland die Saat einer neuen französischen Klientel. Wiederum hatten sich die Ereignisse der Ausdehnungspolitik des stark und rücksichtslos Handelnden leicht und gefällig gefügt. Wiederum empfanden die Elsäßer die Einverleibung in Frankreich als Geborgenheit. Wiederum focht Frankreich, des Beispiels Ludwigs XIV. eingedenk, auf dem rechten Ufer des Rheines in vorgeschobenen Stellungen, um das linke Ufer desto sicherer zu behaupten. Wiederum konzentrierte sich die französische Macht im Stromgebiet des Rheins, gestaltete es zur politischen und strategischen Operationsbasis und zur Drohestellung im Kampfe um die Hegemonie in Europa und verstärkte diese „formidable Position“ durch Beherrschung und Ausbeutung des industriellen Komplexes, zu dem sich die Lande an Saar, Rhein und Ruhr im 20. Jahrhundert entwickelt hatten. Frankreich entfaltete diese erstaunliche Tätigkeit unbekümmert um englische Einspruchsversuche und sozialistische Doktrinen. Seine historisch geordnete Politik trotzte dem Wandel der Zeit.

England stand nicht nur Poincaré, sondern auch Ludwig XIV. gegenüber. Die Allongeperücke erschien über dem Coupet des französischen Advokaten. Aber England war unfrei und gebunden, denn die Verkehrung der historischen Front im Kampf um den Rhein hatte alle Verhältnisse umgestürzt. Die zum ersten Male als Kriegsbündnis im Okzident betätigte Entente cordiale war zur europäischen Bindung Albions ausgeschlagen.

Die französische Machtstellung äußerte sich nicht nur in der Hegemonie Frankreichs über den Kontinent, sondern auch in der Gewalt, die es seit dem Kriege im Mittelmeer und in den Randländern der Levante übte. Frankreich kräftigte die Position der Pforte im Kampfe mit dem von England unterstützten Griechenland und setzte Mustapha Kemal in richtiger Einschätzung der strategischen Verhältnisse instand, die Griechen aus Kleinasien zu werfen. Aber es behauptete sich selbst in Syrien in einer Flankenstellung zwischen Ägypten und Mesopotamien, sicherte die Verbindung seiner nordafrikanischen Kolonien mit Nigeria und Kamerun und verdrängte den Einfluß Italiens, Spaniens und Englands an der marokkanischen Westküste. Es knüpfte seine Beziehungen zu Serbien und Rumänien enger und überschattete, auf alte Ansprüche gestützt, aber alte Verpflichtungen abstreifend, aufs neue Holland und die Schweiz.

Kein Bruch mit der Vergangenheit belastete diese historisch geordnete, immanente Machtpolitik. Überall lagen Vorbehalte, Rechtsvorrände,

Klauseln und Interpretationen bereit, französische Maßnahmen zu stillen, französische Ansprüche zu rechtfertigen; nirgends sah sich die französische Staatskunst von der Magime verlassen, die Frankreichs Recht zu geltendem Recht erhob, und stets lebten in dieser von der Tradition der Jahrhunderte getragenen Machtpolitik die Kraft der Entschliebung und die Gabe der Konzentration in inniger Vermählung mit dem Gesamtwillen der Nation. So wurde Frankreich die Rückkehr an den Rhein und die Fußfassung auf beiden Stromufern zur Grundlage einer neuen, historisch empfundenen Hegemonialgewalt, die die Erinnerung an Jassoda, Sedan und Waterloo nicht mehr zu scheuen brauchte.

Aber das stolze Machtgebäude, das die Trümmervelt des europäischen Kontinents gebietend überragte und den Anbruch eines zweiten französischen Jahrhunderts ankündete, war nicht so fest gegründet, als es schien. Die französische Machtstellung ruhte auf der Konstellation der Verhältnisse und wurde vom politischen Willen und den gespannten Energien der Nation getragen, Frankreich besaß jedoch nicht mehr die Fülle der Säfte und die organischen Kräfte, die zur Bewahrung einer solchen Vormacht nötig waren.

Es gebrach ihm nicht nur an den eigenen physischen Mitteln, sondern auch an schöpferischen Ideen. Kluge Nützung des angehäuften Kulturgutes und der erworbenen politischen Errungenschaften genügte nicht mehr, die Vormundschaft über die Welt zu üben. Frankreich hatte sich zwar militärisch zu einem Hundertmillionenvolk entwickelt, aber sein Heer war auf die Ergänzung durch farbige Truppen und in einem europäischen Kampfe sogar auf die Hilfe polnischer und tschechischer Kontingente angewiesen. Wie einst das erstarrende Römerreich ohne germanische Söldner und Förderatstaaten unfähig gewesen war, die Weltherrschaft zu behaupten, so stand Frankreich im 20. Jahrhundert von der eigenen Volkskraft verlassen. Nicht willkürlich, sondern einem militärischen Zwange gehorchend, hielt es 300 000 Mann farbiger Truppen unter den Waffen, um seine Stellung am Rhein zu bewahren. Auch in seinem Seerwesen vollzog sich der rächende Prozeß fortschreitender Barbarisierung.

Wohl stand es im Jahre 1923, als England unter entsetzlicher Arbeitslosigkeit litt und im Kampfe um Freihandel oder Schutzzoll alte nationale Probleme austrug, vollbeschäftigt, schwoll seine Ausfuhr im umgekehrten Verhältnis zum Rückgang seiner Währung, aber es war eine Scheinblüte, denn seine Arbeitslosen dienten im kriegsgemäß aufgefüllten Heere, und in Fabriken und Bergwerken entwickelte sich italienische und polnische Lohnlaverei. Am Rheine und im Innern dämmerte ein Heilotenverhältnis herauf. Auch seine Finanzkraft begann zu erstarren.

Wohl ließ es seinen Vasallenstaaten große Kapitalien und drang wertevererschlingend in die deutschen Unternehmungen ein, aber es bezahlte unter Berufung auf Deutschlands Säumnisse seine Staatsschulden an die Alliierten nicht und machte aus diesem Schuldverhältnis eine gefährliche zweischneidige Waffe. Sein geistiges Leben, das sich nach dem unglücklichen Deutsch-Französischen Kriege, einem alten biologischen Gesetze folgend, in Krisen zu neuer Blüte entfaltet hatte, wurde von dem glücklichen Kriege materialistisch gewendet. Wohl trug Frankreich seine Kultur, seine Kunst, seine Literatur ins Ausland und gewann dem französischen Genius neue Gefilde, aber diese abgeschlossene, national gebundene Geistesbildung war nicht geeignet, universal zu wirken und in die Tiefe zu dringen.

So stand die französische Macht fremd in der Welt, die sie beherrschte, und trotz ihrer starren Größe in ihrer empfindlichen Statistik von jedem Anstoß explosiver Gewalten bedroht. Frankreichs überragende Stellung wurzelte nicht wie zu Zeiten Ludwigs XIV., Robespierres und Napoleons in der eigenen überwältigenden Kraftfülle, sondern zog ihre Stärke aus der Erschöpfung, der Schwächung und der dynamischen Zerstreuung der anderen.

Da sich auf keinem Gebiete des menschlichen Verkehrs Überspannungen schwerer und zuverlässiger rächen als auf dem der großen Politik, drohte der Welt aus diesem Aufstieg Frankreichs zu künstlich getürmter Macht ein neuer Konflikt, eine neue Umwälzung von unberechenbaren Ausmaßen. Bismarck faßte diese Erkenntnis einmal in den Satz: „Jede Großmacht, die außerhalb der Interessensphäre auf die Politik der andern Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitert außerhalb des Gebiets, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin.“ Bismarcks eigenes Land hatte diese Mahnung unter der Regierung Wilhelms II. nicht genügend bewahrt, Frankreich hatte sie nie anerkannt.

Dem hegemonischen Frankreich war solche Bescheidung fremd. Der imperiale Stil seiner Machtbildung widersprach den Lehren des aus der Enge des preussischen Gesichtskreises zu beherrschter Größe aufgestiegenen deutschen Staatsmannes. Aber die Lehre, die am 6. Februar 1888 von Bismarcks Lippen geflossen war, erschien im Jahre 1923 wie für Frankreich gesprochen. Hatte sich doch im Großen Kriege trotz des Endtriumphes der Entente, trotz der Rückkehr Frankreichs an den Rhein als Korrigens der zerstörten Weltordnung eine innere Schwächung Frankreichs ergeben, die schon aus den geschlossenen Fenstern des stolzen französischen Machtgebäudes blickte. Die vor dem Kriege in ihren natürlichen Grenzen hinter den Vogesen ruhende französische Republik, die, von angewachsenen Span-

nungen erfüllt, zum Rhein drängte, den Krieg unter möglichst günstigen Bedingungen ersehnte und sich auf ihre unverbrauchte Kraft stützte, war innerlich stärker als die nach dem Koalitionsieg aufgerichtete, auf beiden Ufern des Rheins balancierende Macht, die in diesem Gefühl innerer Schwäche und überdehneter Grenzsetzung vergeblich Garantieverträge gegen einen Rückschlag des Glückes suchte und mit dem Schreckensvertrag von Versailles in den Händen ganz Europa in Atem hielt.

Die Aufrechterhaltung dieser labilen französischen Machtstellung war zuvörderst an die Entwicklung des englisch-französischen Weltverhältnisses geknüpft. Der europäische Kosmos lag im Frieden von Versailles zerfallen, die britisch geordnete „balance of powers“, die England durch das Aufsteigen Deutschlands zur Weltmacht bedroht gesehen hatte, war durch die völlige Umkehrung der Verhältnisse und die Zertrümmerung des europäischen Staatensystems aufgelöst worden. Der englisch-französische Weltgegensatz tauchte, scheinbar schon zu Frankreichs Gunsten vorbestimmt, ins Riesenhafte gesteigert, wahrhaft planetar gestaltet aus dem überstreckten Weltkrieg und öffnete die Entwicklung der Jahrhunderte.

England stand vor einer Erscheinung, die ihm seit dem Aufstieg Ludwigs XIV. zum Selbstherrscher bis auf diesen Tag nicht weniger als sechsmal entgegengetreten, von ihm fünfmal mit Hilfe eines deutschen Gegners, einmal von Deutschland allein gebannt worden war, und die es nun zu neuer Entscheidung forderte. Die britische Staatskunst hatte diesen Kampf stets als einen Kampf für das europäische Gleichgewicht und als einen Kampf für die Freiheit Europas und die Sicherheit der kleinen Völker bezeichnet, hatte diese Parole im Jahre 1914 zusammen mit seinen natürlichen politischen Gegnern Frankreich und Rußland gegen Deutschland angewendet und hatte, wann und wo, mit wem und gegen wen es auch kämpfen mochte, stets das britische Staatsinteresse verfolgt. Aber England war nicht immer fähig gewesen, diesen Kampf vom Fleck weg aufzunehmen. Oft war es, gleichsam der großen Sache überdrüssig, vom eroberten oder vom geteilt liegenden Feld geschieden, um sich, insular oder transozeanisch tätig, vom Festland abzuwenden, bis die stürmisch drängende Vorgewalt des alten Gegners es wieder zum Handeln, zur Ermahnung, zur Knüpfung von Festlandsbündnissen und zum Kampf auf Tod und Leben auf dem Kontinent zwang. Im Jahre 1923 lagen die Verhältnisse durch Englands Mitschuld wiederum so gewirfelt, daß Albion noch einmal zur Entscheidung gedrängt wurde.

Aber diese Entscheidung war an ungleich mannigfaltigere Bedingungen geknüpft als je zuvor. Die Ermüdung des englischen Volkes, das sein Letztes hergegeben und seine ganze Welt Herrschaft ins Spiel geworfen

hatte, um Deutschlands Herr zu werden, war größer als im Jahre 1815. Die Verflechtung der Weltinteressen mahnte zur Vorsicht und das Fehlen eines starken Gegens auf dem Kontinent beraubte Albion der Möglichkeit, vom Fleck weg anzutreten. England war nicht in der Lage, eine rasche Entscheidung, ja nicht einmal fähig, eine geschichtlich vorbestimmte Entscheidung zu suchen, denn selbst die Knüpfung einer Koalition stieß auf ungeheure Hindernisse. Das britische Weltreich war nicht mehr die insular konzentrierte europäische Macht Pitts. Spanien und Italien lagen im Mittelmeer nicht nur in einem Verhältnis mit England, sondern auch mit Frankreich gebunden, Deutschland war entwaffnet und von innerer und äußerer Auflösung bedroht, Österreich-Ungarn balkanisiert und Rußland weder bewegungs- noch blindnisfähig. So stand England im Jahre 1923 wohl vor einer Entscheidung, aber niemand durfte sich vermessen zu sagen, wann sie fiel und wie sie den englisch-französischen Weltgegensatz traf. Im Leben der Völker können Augenblicke nach Jahren zählen und Generationen vergehen, ehe der aufgesparte Entschluß wie ein Blitz aus lange gestauter Wolkentracht herniederfährt. Eins aber war offenkundig: Der Zwang der Verhältnisse war einzig und allein durch die Rückkehr Frankreichs an den Rhein geschaffen worden, denn in dieser Beherrschung des Rheins wohnte die Hegemonie Frankreichs, des großen, geschichtlichen, von Westen gekommenen Eroberers des deutschen Stromes.

Dieses eherne Gesetz regiert im Jahre 1923 nicht nur Europa, sondern die Welt. Die Erkenntnis, daß der auf das Seinebecken und die Rhone gestülzte Beherrscher des Rheins fähig ist, das Festland und das insulare England zu beherrschen, wird jedem zur unumstößlichen Gewissheit, der die militärgeographischen Gesichtspunkte im Kampfe um den Rhein hervorkehrt und die strategischen Beziehungen verstehen lernt, die ihre Geltung seit der Aufstellung des kaiserlichen Urprinzips vom Rhein als Bewegungslinie und vom Stromgebiet als Operationsbasis in mehr als zweitausendjähriger Entwicklung bewahrt haben.

In der Erfassung dieser kriegsgeschichtlichen Erkenntnis ruht die Beweisführung, von diesem Gesichtspunkt aus geht die Perspektive. Der Ausblick lag zu Ende des Jahres 1923 noch im Ungewissen, blieb aber trotz der Schaffung und Bewahrung eines friedlosen Friedenszustandes, trotz der Aufrihtung eines unvollkommen im Schatten des Versailler Gewaltstatuts lebenden und zu seiner Bewahrung aufgerichteten Völkerbundes kriegerisch bestimmt und es war zweifelhaft, ob der Völkerbund je die Kraft gewann, sich außerhalb der ihm von den Siegerstaaten eingeräumten moralischen und materiellen Sphäre zu betätigen.

England sah sich im Orient und im Okzident von Frankreichs Macht bedrängt, fühlte sich zugleich von Frankreichs Rechtsansprüchen und den aus gemeinsamen heldenhaften Anstrengungen hervorgegangenen Bindungen eingeengt und wurde im Innern durch soziale Krisen gefesselt, die aus der Überspannung des Krieges bis zur völligen Niederwerfung und Entwaffnung Deutschlands hervorgegangen waren. England mißbilligte Frankreichs Einbruch in die Ruhr, wagte aber nicht, ihm den Weg zu vertreten und spielte in tragischer Weise in einem Augenblick mit dem Gedanken, sich vom Festland abzuwenden, der festgestellt hatte, daß England militärisch keine Insel mehr war. Als England sich um die Wende des 18. Jahrhunderts in ähnlicher Lage befunden hatte, war es nicht willig gewesen, Lille oder Amiens zum „Grabe britischer Größe“ zu machen. Jetzt drohten ihm dieselben Gefahren. Bismarck schreibt im dritten Bande seiner „Erinnerungen“: „Wenn England, was nicht außerhalb der natürlichen Entwicklung der Politik liegt, von französischer Landung ernsthaft bedroht wäre, so kann ihm nur Deutschland helfen.“ — Im Jahr 1923 gab es kein bewaffnetes Deutschland mehr.

Wäre William Pitt, der Jüngere, dieses Erlebnisses inne geworden, so hätte er mit ungleich größerem Recht als an seinem Sterbetage in die vom Geiste der Geschichte verkärten Worte ausbrechen können: „O my country!“

Aber wie auch England heute den Vertrag von Versailles auslegen und sich zu ihm und Frankreich stellen mag — die Geschichte lehrt, daß England sich stets wieder zur Sammlung seiner Kräfte aufgerafft hat. Englands Spannkraft und Erneuerungsfähigkeit sind größeren Schwankungen und Ausschlägen ausgesetzt, als die der ständig starr gespannten französischen Macht, aber sie erzeugen, wenn Albion in Bewegung kommt, politische Stürmungen, die gewaltiger, nachhaltender wirken als rasch hereinbrechende, das Meer zermühlende Orkane. England wird seine Stunde wählen. Es darf das flandrische Glacis und das Stromgebiet des Rheins weder im Besitz noch unter dem Patronat einer einzelnen kontinentalen Vormacht lassen. Tut es diesem Grundsatz britischer Staatsräson nicht mehr Genüge, so verliert es die Suprematie in der von ihm mit Wunderhänden aufgebauten angelsächsischen Welt und wird zu einem Anhängsel des alten Kontinents, von dem sich die britische Inselgruppe erst kurz vor dem Eintritt des Rheins und der Landfeste in die Geschichte losgerissen hat. So schreitet das Problem des englisch-französischen Gegensatzes, am Rhein zu neuem Leben entstanden, den Lebenden voran in die verhangene Zukunft.

Wo aber ist Deutschlands Stellung abgesteckt, dessen gänzlicher Zusammenbruch die alten Rivalen nach gemeinsamem Waffengang wieder gegeneinander waffnete? Deutschland liegt im Jahre 1923 seines inneren Gleichgewichts und seiner Schwerkraft beraubt, vom Rhein abgedrängt und dennoch mit allen Fasern an ihm hangend inmitten des zerstörten europäischen Kosmos unter Frankreichs Füßen und unter alliierter Aufsicht als Objekt ihrer gemeinsamen Politik und doch nicht von beiden gleich behandelt, ohnmächtig hingestreckt. Es ist scheinbar seiner Sendung überhoben und wird in diesem Jammer von keiner Zukunft mehr gelockt. Seine Wirtschaftsordnung ist völlig zerrüttet, seine Einheit von innen und außen angezagt, seine Seele krank, sein Leib gebrochen und der brutale Hunger sein Bettgenosse. Deutschland trägt zum Schaden Englands kein Schwert mehr in der Scheide, in der die Kerben ungezählter Siege brennen, und es ist in der fürchterlichsten Weise darüber belehrt worden, daß für Germanien aller Kampf nur ein Kampf um den Rhein ist und daß dem Deutschen keine zerstreuende Weltpolitik frommt, kein materielles Gedenken, keine staatliche Ausgestaltung, keine soziale Entwicklung beschieden ist, wenn er sich vom Rheine löst oder sich von ihm abdrängen läßt. Der Kampf Armins war Bismarcks Kampf, und die Toten, die am Dnjepr, in der Ukraine, an der Struma, in der syrischen Wüste, an den finnischen Seen, am Songo, an der Sambre, der Maas, der Aisne und der Marne gefallen sind, liegen wie ihre Väter und ihre Urvordern auf den Stätten ihrer Sturmsiege eigentlich doch im Kampf um den Rhein hingestreckt. Noch einmal steigen gimbriische Schatten herauf...

So erscheint das Stromgebiet des Rheins im Jahre 1923 zu den Anfängen deutscher Geschichte zurückgekehrt und als politische und strategische Einheit aufgelöst. Aber es fordert die Fortsetzung dieses Kampfes und die Rückkehr und Einwurzelung Deutschlands an den Ufern des Stromes, wenn anders Europa nicht in einem Dualismus gespalten werden soll, in welchem dem Deutschen nur noch die Rolle eines Vorkämpfers der im Osten gelagerten amorphen halbasiatischen Masse zutäme. Eine Handvoll rheinischer Erde wiegt immer noch eine polnische Provinz auf. Daß aus diesem Kampf um den Rhein nicht nur das geschichtliche Schicksal spricht und die Verteidigung des Stromlandes für Deutschland nicht bloß eine Existenzfrage, eine Forderung des staatlichen Zusammenhaltes ist, sondern daß in dieser Anhänglichkeit an den Rhein auch die seelische Kraft der Nation wurzelt, wurde den Deutschen erst nach dem Kriege offenbar, der sie im altgermanischen Siegesturm über das Stromgebiet hinausgetragen und dann in einem vorweggenommenen Kampf um Belgien und das Baltikum vom Rheine abgelenkt hatte. Erst als sie von den Streitkräften und

den Hilfsmitteln der ganzen Welt zu Boden gedrückt, in sich selbst gespalten, zusammenbrachen und entwaffnet um Saar, Rhein und Ruhr rangen, fanden sie ihre Seele wieder. An diesem Kampfe der Waffenlosen, an diesem Beharren auf dem linken Ufer des Rheins hat das Gefühl wiederum größeren Anreiz als der politische Instinkt, aber vielleicht ist gerade dieses Moment geeignet, den Deutschen diesen Kampf als einen schicksalhaften, unausgetragenen für immerdar ins Herz zu brennen.

So wird der Kampf um die Seele des Rheinlandes, in dessen Grenzen der Franzose kalt, klar, zweckbewußt die Forderung Napoleons erneuert, „il faut dépayser l'esprit allemand“, den Entwaffneten, die den Sturz aus dem Sonnenlicht in die Nacht des Abgrundes nicht fassen können, am Ende aller Enden vielleicht doch noch zum Gewinn.

Der französische Geschichtsschreiber Eugen Cavaignac hat den schönen, politischen Erkenntnisatz niedergeschrieben: „Les splendeurs nous éblouissent davantage quand ce sont nos pères qui en ont joui, les décadences nous frappent plus douloureusement quand nous en portons nous-mêmes les stigmates.“ Auch das deutsche Volk leidet nach dem verlorenen Krieg, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches, nach dem Eingriff Frankreichs in seine innerste Lebenssphäre und nach der Aufrichtung der französischen Gewalt am Rhein und an der Ruhr unter dem furchtbaren Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt. Auch es kann sagen: „Der Glanz blendet uns um so mehr, da unsere Väter es waren, die seiner genossen, und der Zerfall trifft uns um so schmerzlicher, da wir selbst seine Schwären an uns tragen.“

Aber in diesem Kampfe der Waffenlosen liegt trotz aller traurigen Zerfallerscheinungen, trotz der Unbeholfenheit, mit der sie sich ihrer Lage zu entwinden trachten, trotz der Blößen, die sie dem Gegner bieten, trotz der Zwietracht, die sie von ihren Ahnen ererbt und in 2000 Jahren nicht überwunden haben, doch ein Zug von wahrhaft historischer Größe. Noch lebt, noch atmet das deutsche Volk, noch rauscht ihm mahnend der Rhein.

Generationen gehen durch helle Tage, Generationen wandeln durch Nacht und Dämmerung — das liegt im Auf-und-Ab der geschichtlichen Wellenbewegung begründet, aber keine Generation weiß, ob sie die letzte ihres Volkes ist. Schon im Vertrauen auf Beharrung, im Willen zur Tat liegt Zukunft beschlossen, und da der Kampf um den Rhein nicht ausgekämpft ist, nicht ausgekämpft sein kann, so ist auch dem deutschen Volke, das am Rheine haftet, die Zukunft vorbehalten. Metamorphose, Wandlung ist alles. Geschichte ist Bewegung, Glaube ist Aufschwung.

So stehen wir denn nach einem Gange, der uns durch mehr als zwei Jahrtausende geführt hat, an der Schwelle einer unbekannten Zukunft, über die der Politiker wohl nachdenken mag, auf die er sogar zu wirken suchen soll, von der der Geschichtschreiber aber den dunklen Vorhang nicht wegreißen kann, ohne seine Aufgabe zu überschreiten und sich in Vermutungen zu verlieren. Und doch lassen wir die Feder mit der Gewißheit sinken, daß der Kampf um den Rhein mitnichten ausgekämpft ist und daß dem deutschen Volke in diesem Kampf die erste Stelle vorbehalten bleibt. Deutschland kämpft heute inbrünstiger um ihn als je zuvor. Auch das Verhältnis Frankreichs, Englands und Deutschlands, das im Jahre 1214 an der Brücke von Bouvines zum erstenmal bestimmt wurde und im Kampf um den Rhein zu tragischer Schürzung verknüpft liegt, ist noch nicht endgültig bestimmt. Von der Urriovistschlacht bis zum Kampfe der Waffenlosen an der Ruhr spannt sich eine einzige kirrende Kette, zu der die Unsichtbaren täglich neue Glieder schmieden. Der Rhein aber strömt unkämpft, umworben wie kein zweiter Strom der Welt durch die Jahrtausende. Er ist heute zum Schicksalsfluß der ganzen Welt geworden, denn die ganze Welt hat um ihn gekämpft, und mit größerem Recht als je zuvor trägt der deutsche Strom bis in die Fülle der Zeiten die bedeutungsreiche Bezeichnung, die das Mittelalter für ihn ausgedacht:

RHENVS FLVMINVM PRINCEPS

Verzeichnis

der wichtigeren Gefechte, Treffen und Schlachten

Abutir (See) 1. Aug. 1798	434	Burgunder Pforte (Ariovist) 58 v. Chr. Geb.	22
Abutir (Land) 25. Juli 1799	445	Burkersdorf 21. Juli 1762	363
Abrianopol 9. Aug. 378 n. Chr. Geb.	64	Calliano 4. Sept. 1796	419
Alisne, an der 9 April—6. Mai 1917	635	Calven 22. Mai 1499	174
Almansor 25 April 1707	309	Carpi 9. Juli 1701	293
Altentkirchen 1./4. Juni 1796	421	Casteggio 9. Juni 1800	454
Andernach 876	102	Castiglione 5. Aug. 1796	419
Aquae Sextiae 102 v. Chr. Geb.	14	Ceresole 14. April 1544	191
Arausio 6 Okt 105 v. Chr. Geb.	14	Champeaubert 10 Febr. 1814	519
Arcis an der Aube 20./21. März 1814	525	Chiari 1 Sept. 1701	294
Arcole 15./17. Nov. 1796	428	Chutositz 17. Mai 1742	332
Ariovistschlacht 58 v. Chr. Geb.	22	Corbach 10. Juli 1760	361
Aspern 21./22. Mai 1809	494	Courcelles 1198	114
Audenaarde 11. Juli 1708	310	Courtrai 11. Juli 1302	129
Auerstedt (und Jena) 14. Okt. 1806	478	Crécy 24. Aug. 1346	137
Austerlitz 2. Dez. 1805	454	Custoza 25. Juli 1848	552
Auxerre (Nach der Burgundionen) Juni 841	96	Custoza 24. Juni 1866	559
Aincourt 25. Okt. 1415	139		
BaranderAube 27 Febr. 1814	523	Dahlenburg 16. Sept. 1813	507
Barrikadenschlacht (Paris) 22. bis 26. Juni 1848	550	Dennewitz 6. Sept. 1813	506
Baffano 8 Sept. 1796	419	Desenzano 3. Aug. 1796	419
Baugen 20. Mai 1813	503	Dettingen 28 Juni 1743	335
Beaumont 30. Aug. 1870	583	Dillenburg 7. Januar 1760	361
Berefina 26. Nov. 1812	500	Dornach 22. Juli 1499	174
Bergen 13. April 1759	358	Drau 113 v. Chr. Geb.	11
Biberach 2. Okt. 1796	426	Dresden 26./27. Aug. 1813	505
Biberach 9. Mai 1800	453	Düppel 18. April 1864	554
Bibracte 58 v. Chr. Geb.	19		
Bicocca, La 27 April 1522	187	Edmühl 22. April 1809	493
Borobino 7. Sept. 1812	499	Emmeningen (Kenzlingen, St. Mär- gen) 19./20. Okt. 1796	427
Bouvines 27. Juli 1214	116	Engen 3. Mai 1800	452
Breitenfeld 17. Sept. 1631	219	Enzheim 4. Okt. 1674	261
Brienne 29. Januar 1814	518	Eplau 8. Febr. 1807	488
Bruderholz 22. März 1499	172		
Buffalora Mai 1800	454	Fehrbellin 28. Juni 1675	265
		Flandern, in 31. Juli bis 10. Nov. 1917	634

Fleurus 29. Aug. 1622	212
Fleurus 1. Juli 1690	283
Fleurus 26. Juni 1794	405
Frankreich, Großschlacht in 18 März bis 11. Nov 1918	636
Grasten 20. April 1499	172
Griedland 14. Juni 1807	488
Griedlingen 14. Okt. 1702	298
Fontenoy 11. Mai 1745	339
Freiberg 29. Okt. 1762	364
Gembourg 31. Januar 1578	202
Genter Reede 24. Juni 1340	136
Gernsbach 4. Juli 1796	421
Gittschin 29./30. Juni 1866	560
Goldberg 15. Aug. 1813	505
Göfheim 2. Juli 1298	127
Grandpré 13./14. Sept. 1792	389
Grandson 2./3. März 1476	159
Gravelotte-St Privat 18. Aug. 1870	581
Großbeeren 23. Aug. 1813	506
Großgörschen 2. Mai 1813	502
Gutnegate 17. Aug. 1479	167
Haase, Wittefeld an der 783	94
Hallain 29. April 1794	405
Hanau 30. Okt./1. Nov. 1813	512
Handschußheim 24. Sept. 1795	416
Hard 20. Febr. 1499	171
Haftenbeck 26. Juli 1757	345
Hausbergen 8. März 1262	125
Hericourt 13. Nov. 1474	156
Hochkirch 14. Okt. 1758	357
Höchst 20. Juni 1622	212
Höchst 11. Okt. 1795	416
Höchstädt (Blenheim) 13. Aug. 1704	304
Hogue, La 29. Mai 1692	284
Hoßenfriedberg 4. Juni 1745	339
Hoßenlinden 3. Dez. 1800	457
Honfleur 29. Mai 1418	139
Jemappes 29. April 1792	382
Jena (und Querstedt) 14. Okt. 1806	478
Incunale (Rivoli) 14. Januar 1797	428
Jffy 1844	549
Jfongo (12. Schlacht) 23. Okt. bis 12. Nov. 1917	633
Jstein 24. Okt. 1796	427

Kaiserslautern 27. Nov. 1793	402
Kaiserslautern 29. Nov. 1793	403
Kaiserslautern 18. Aug. 1794	407
Kaperbutin 11. Okt. 1797	432
Kappel 11. Okt. 1531	193
Katalaunische Felder 451	67
Kasbach 26. Aug. 1813	506
Kinzig 28. Juni 1796	421
Kohlenwald 431	65
Kolin 18. Juni 1757	344
Königgrätz 3./4. Juli 1866	560
Krefeld 23. Juni 1758	355
Kulm 30. Aug. 1813	506
Kunersdorf 12. Aug. 1759	360
Langensalza 27./28. Juni 1866	558
Laon 7./10. März 1814	523
Launai 18. Mai 1794	405
Lauterburg 14. Okt. 1793	402
Lech 24. Aug. 1796	424
Lechfeld 10. Aug. 955	109
Legnano 16. Jan. 1797	428
Leipzig 16./18. Okt. 1813	507
Le Mans 12. Jan. 1871	592
Leuthen 5. Dez. 1757	353
Liebertwolschitz 14. Okt. 1813	507
Ligny 6. Juni 1815	528
Lisaine 17. Jan. 1871	592
Lodi 14. Mai 1796	418
Lonato 4. Aug. 1796	419
Löwen 891	103
Lutter 27. Aug. 1626	215
Lutterberg 10. Okt. 1758	356
Lüttich 18. Sept. 1794	406
Lützen 16. Nov. 1632	225
Luziensteig 6. März 1799	436
Luzzara 15. Aug. 1702	295
Magenta 4. Juni 1859	552
Malplaquet 11. Sept. 1709	310
Marchfeld 26. Aug. 1278	124
Marengo 14. Juni 1800	455
Marignano 13./14. Sept. 1515	179
Marne, an der 5./9. Sept. 1914	627
Masurische Seen 7./13. Sept. 1914	628
Mentana 3. Nov. 1867	567
Mergentheim 5. Mai 1645	235
Meßkirch 5. Mai 1800	452

Mosacz 12. Aug. 1687	276
Mollwitz 10. April 1741	329
Montereau 18. Febr. 1814	520
Montmirail 11./12. Febr. 1814	519
Mooster Seide 14 April 1574	202
Morgarten 15. Nov. 1315	134
Mori 4. Sept. 1796	419
Mühlberg 24. April 1547	194
Mühldorf 28. Sept. 1322	134
Murg (Rothenfels Malsch) 9. bis 10 Juli 1796	422
Murten 22. Juni 1476	163
Näfels 9. April 1388	138
Nancy 5. Jan. 1477	165
Navarino, Seeschlacht 20. Okt. 1827	542
Nawas di Solofa 16. Juli 1212	121
Neerwinden 29. Juli 1693.	285
Neerwinden 18. März 1793	399
Neresheim 10. Aug. 1796	423
Niße 24. Juni 1839	547
Noisseville 26./31. Aug. 1870	591
Nördlingen 5./6. Sept. 1634.	226
Novara 6. Juni 1513	177
Novi 14./15. Aug. 1799	443
Ofen 2. Sept. 1686	276
Orleans 481	71
Orleans 3/4. Dez. 1870	592
Parma 29. Juni 1734	223
Pavia 24. Febr. 1525	189
Peterwardein 5. Aug. 1716.	317
Pietra 4. Sept. 1796	419
Pirmasens 20. Aug. 1793	402
Pirmasens 14. Sept. 1793.	402
Poitiers 7. Okt. 732	82
Poltawa 8. Juli (27. Juni) 1709	313
Ponte 18. März 1799	436
Prag 6. Mai 1757	344
Praga (Warschau) 28./30. Juli 1658	244
Pyramiden 21. Juli 1798	434
Quatre-Bras 16. Juni 1815.	528
Ramillies 23. Mai 1706	309
Reichenau (Luzienfels) 3./14. Mai 1799.	441
Riva 2 Sept. 1796	419

Riboli 21. Nov. 1796.	428
Rocour 11. Nov 1746	339
Rocroi 19 Mai 1643.	234
Rosbach 5. Nov 1757	347
Rothière, La 1. Febr. 1814	518
Roveredo 4. Sept. 1796	419
Saalfeld 9. Okt. 1806.	478
Saarbrücken 2. Aug. 1870	577
Saarburg 20/24. Aug. 1914	627
Salantemen 19 Aug. 1691	277
Salz 3. Aug. 1796	419
San Marco 4. Sept. 1796	419
Schellenberg 2. Juli 1704	303
Schwaderloo 11. April 1499.	172
Sebastopol 1854/55.	550
Sedan 1. Sept. 1870	584
Sempach 9. Juli 1386	138
Senef 11. Aug. 1674	262
Stievershausen 9. Juli 1553	198
Simbach 9. Mai 1743	335
Sinzheim 16. Juni 1674	260
Slagerrad, am 21. Mai 1916	633
Solferino 24. Juni 1859	552
Somme, an der 1. Juli—13. Nov. 1916	633
Soor 30. Sept. 1745	339
Spichern 6. Aug. 1870	578
St. Gotthard 24./29. Sept. 1799	448
St. Jakob an der Birz 26. Aug. 1444	142
St. Quentin 18. Jan. 1871.	592
Stadtlohn 6. Aug 1623	213
Steenterten 3. Aug. 1691	284
Stoßach 25. März 1799	438
Strasbourg 357	59
Süntel 782.	94
Tabor 16. April 1799	444
Tannenberg 24./30. Aug. 1914	628
Teining 13. Aug. 1796	424
Tertry 687	78
Tessin, am 28. April 1799	437
Teutoburger Wald 9 n. Chr. Geb.	43
Tegel 27. Aug. u. 6. Okt. 1799	446
Tomba 5. April 1799	437
Torgau 15. Okt. 1762.	363
Trafalgar, Kap 21. Okt. 1805.	475
Trautenu 27./28. Juni 1866	560
Trebbia 18. Juni 1799	443

Trocadero 31. Aug. 1823	541	Wagram 4. Juli 1809	449
Turin 8. Sept. 1706	323	Warburg 31. Juli 1760	361
Türheim 29. Dez. 1674	262	Waterloo 18. Juni 1815	528
Tuttlingen 24. Nov. 1643	234	Weißer Berg, am 8. Nov. 1620	209
		Weißenburg 4. Aug. 1870	577
Ulm 10./17. Okt. 1805	472	Weslar 15. Juni 1796	421
Unstrut 15. März 933 n Chr. Geb.	106	Wien 11. Sept. 1683	271
		Wiesloch 27. April 1622	211
Valmy (Ranonade) 20. Sept. 1792	390	Wilhelmsdal 24. Juni 1762	362
Vaugchamps 14. Febr. 1814	519	Wimpfen 6. Mai 1622	212
Vercelli 18. Juli 101 v. Chr. Geb.	14	Wittstock 4. Okt. 1636	229
Verdun 22. Febr. 1916—26. Jan. 1917	633	Worringen 5. Juni 1288	125
Verneuilles 17. Aug. 1424	140	Wörth 1. Dez. 1793	403
Villaviciosa 19. Dez. 1710	312	Wörth 6. Aug. 1870	578
Willingen 8. Okt. 1796	426	Würzburg 2./3. Sept. 1796	424
Vincent, Kap 14. Febr. 1797	432		
Vincy 717	79	Ypern 21. Okt.—13. Nov. 1914	627
Vionville—Mars-la-Tour 16. Aug. 1870	580		
Vittoria 21. Juni 1813	503	Zornsdorf 25. Aug. 1758	357
Vouillé 507	73	Zusmarshausen 27. Mai 1648	235
		Zürich 4. Juni 1799	442
		Zürich 25. Sept. 1799	447

Aus der Literatur seien, als besonders herangezogen, nur folgende neue Schriften erwähnt. Wo ich ihnen gefolgt, wo ich, von ihnen abweichend, zu anderen Schlüssen gekommen bin, sei kritischer Betrachtung überlassen. Meiner „Geschichte des Krieges“ habe ich aus Bd. I die Seiten 3—5 und aus Bd. IV die Seiten 3—8, 516 und 517, 663—669 entnommen und im Schlußkapitel untergebracht. Die großen Werke, die den geöffneten Berliner und Wiener Archiven entspringen, sind mir leider nur auszugsweise bekannt geworden, da sie nicht erhältlich waren und ich infolge des schlechten Zustandes meiner Gesundheit der Bewegungsfreiheit ermangle und auf „Heimarbeit“ angewiesen bin. Ich glaube aber aus Auszügen und vergleichenden Studien schließen zu dürfen, daß ich meine Auffassung über die Vorgeschichte des vorab letzten Kampfes um den Rhein nicht zu ändern habe.

Der größte Teil des vorliegenden Buches ist in der Abgeschlossenheit meines Heims am Thuner See entstanden.

Ich behalte mir vor, dem Werke eine kartographische Darstellung des Kampfes um den Rhein folgen zu lassen, aus der die Häufung der kriegerischen Handlungen an gewissen Brennpunkten ersichtlich würde. Der Leser kann die strategischen Kreise die sich um diese Punkte legen, ohnedies leicht feststellen, wenn er die Darstellung zu Rat zieht und folgende Punkte besonders ins Auge faßt: den St. Gotthard, die Linth-Emmat-Linie, die Segauer Scharte, die Burgunder Pforte, die burgundische und die schwäbisch-bayerische Hochebene, die Morvanberge, die Zaberger Steige, die lothringische Hochfläche, die Schwarzwald- und die Argonnenpässe, die Neckarpforte, die Mainpforte und den Saunus, die Saalepforte, die Ösningspässe, die Ardennen, die Maaslinie, die Scheldepforte, das Dilsloch und die großen Schlachterebenen Flanderns, der Champagne und der Lombardei. Eine Entwicklung von mehr als zweitausend Jahren zeigt die relative Unveränderlichkeit der geographischen Bedingungen und die daraus fließenden kriegerischen Notwendigkeiten. Die Völker haben somit den Blutzoll für und für an geschichtlich vorbestimmten Stätten entrichtet.

S. St.

Bismarck, Otto Fürst v., Gedanken und Erinnerungen, Bd. III. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin 1919.

Brandt, Otto, A. W. Schlegel, der Romantiker und die Politik. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1919.

Cavaignac, Eugène, Esquisse d'une histoire de France. Paris, Nouvelle Librairie Nationale.

Cramb, J. A., The Origins and Destiny of Imperial Britain. (Murray 1915.)

Debrüß, Hans, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Bd. 1/4. Georg Olde, Berlin 1920.

Dibelius, Wilhelm, England, Bd. 1/2. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923.

Dierauer, Johannes, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. II. Friedrich Andreas Perthes N.-G., Gotha 1913.

Echegary, José, Misrauerdos. Madrid 1917.

- Egelhaaf, Gottlob, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart Carl Krabbe Verlag, Stuttgart 1915.
- Selmolt, Hans F., Weltgeschichte. Bd. 7 (Mayr, Professor Dr. Richard, Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen. Tille, Dr. Armin, Renaissance, Reformation und Gegenreformation. Zwiabined-Südenhorst, Professor Dr. Hans v., Die Entstehung der Großmächte). Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1900.
- Sofmann, Albert v., Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1920.
- Sofmann, Albert v., Politische Geschichte der Deutschen, Bd. 1/2. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1921.
- Kaiser Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten R. F. Koehler, Leipzig 1922.
- Rimpen, Emil, Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1923
- Marcks, Erich, England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923.
- Meister, A., Frankreich und das Saargebiet im Spiegel der Geschichte Pasing-München 1921.
- Dncken, Hermann, Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart-Gotha 1922.
- Rhein, der, und die Rheinlande, dargestellt von Ludwig Lange, Bd. 1/4. Verlag Gustav Georg Lange, Darmstadt 1858.
- Rheinlandes, Geschichte des, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart von S. Lubin, S. Hansen, S. Haspagan, F. Roepff, W. Levison, W. Plagshoff Bd. 1. G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung, Essen a. d. Ruhr 1922.
- Schlieffen, Graf Alfred v., Generalfeldmarschall. Gesammelte Schriften, Bd. 1 und 2. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1913.
- Schulte, Alois, Frankreich und das linke Rheinufer. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1918.
- Seignobos, Ch., Politische Geschichte des modernen Europa Verlag Dr. Werner Klinckschmidt, Leipzig 1910.
- Spengler, Oswald, Der Untergang des Abendlandes, Bd. 1 und 2. C. S. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1920 und 1922.
- Wackernagel, Rudolf, Geschichte des Elsasses. Verlag Frobenius A.-G., Basel 1919.
- Waldersee, Graf Alfred v., Generalfeldmarschall, Denkwürdigkeiten, Bd. 1/3. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1922/23.
- Weber-Rieff, Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden, Bd. 1/4. Wilhelm Engelmann, Leipzig 1919/1922.
- Weber-Rieff, Georg Webers Weltgeschichte in zwei Bänden. Wilhelm Engelmann, Leipzig 1918.

Hermann Stegemann

Geschichte des Krieges

Vier Bände

*

Verkürzte Inhaltsangabe

Erster Band

- Aus der Vorgeschichte des Krieges 3—72
Um Elsaß-Lothringens willen — England und Deutschland — Die Politik
König Eduards — Belgien und die Großmächte — Das Balkanproblem —
Die europäischen Bündnisse — Der Zerfall des europäischen Konzertes —
Die orientalische Krise — Zwischenspiel — Die Stellung der Mächte zur
Kriegsgefahr — Im Irrgarten der Verhandlungen — Kaiser und Zar —
Deutschlands Verhandlungen mit den Westmächten — Vom Bruch und
vom Mißbrauch der belgischen Neutralität — Auf der Schwelle des Krieges
Die militärische Lage Europas 73—106
Der Feldzug im Westen bis zum 15. September 1914 107—224
Die Vorkämpfe (Lüttich, Mülhausen, La Garde) — Der deutsche
Vormarsch durch Belgien — Die Schlachten im Sundgau
und in Lothringen — Die Schlachtenfolge in Belgien und
Frankreich — Die Schlachten um die Oise- und Maaslinie
— Von der Aisne über die Marne — Die Schlacht an der
Marne — Betrachtungen zur Schlacht an der Marne —
Die Auswirkung der Schlacht an der Marne
Der Feldzug in Ostpreußen bis zum 15. September 1914 . . . 225—266
Aufmarsch und Vorkämpfe
Die großen Entscheidungen (Tannenberg, Masurische Seen)
Der Feldzug in Galizien und Südpolen bis zum 15. Sept. 1914 267—317
Der österreichisch-ungarische Aufmarsch — Der Vormarsch
der Österreicher und Ungarn — Die Schlachten nördlich
und südlich von Lemberg — Die Schlachten westlich von
Lemberg — Der Rückzug der Österreicher und Ungarn —
Betrachtungen zu den Schlachten in Galizien und Süd-
polen — Die Auswirkung des Rückzuges
Die allgemeine Lage am 15. September 1914
Anhang zur Vorgeschichte des Krieges. Urkunden, Belege und An-
merkungen — Anhang zur militärischen Lage Europas . . 329—392

Zweiter Band

- Der Feldzug im Westen vom 12. September bis 15. Nov. 1914 3—154
Die Schlacht an der Aisne — Betrachtungen zur Schlacht
an der Aisne — Das Ringen um die Westflanke — Die
Belagerung von Antwerpen — Die Schlachtenfolge in
Flandern — Die Auswirkung des Feldzugs im Westen

- Der Feldzug im Osten vom 12. September bis 5. November 1914 155—258
 Der deutsche und österreichisch-ungarische Vormarsch auf Weichsel und San — Die Schlachtenfolge um die San- und Weichsellinie (Stary-Sambor, Zwangorod, Warschau, Opatorowa) — Der Rückzug der Verbündeten von Weichsel und San
- Der Feldzug im Osten vom 6. November bis 17. Dezember 1914 259—344
 Der Vormarsch der Russen auf die Angerapp, die Warta und die Bzchnia — Die Schlachtenfolge in Polen und Galizien (Die Schlachten bei Lodz, Zienstochau und Limanowa) — Die Auswirkung des Zusammenbruchs der russischen Offensive — Betrachtungen zum Feldzug in Polen und Galizien
- Der Feldzug im Westen vom 16. Nov. 1914 bis 15. Feb. 1915 345—414
 Die allgemeine Lage im Westen — Die französischen Angriffe — Die deutschen Gegenangriffe — Betrachtungen zu den Stellungskämpfen im Westen
- Der Feldzug im Osten vom 17. Dez. 1914 bis 21. Februar 1915 415—480
 Die Flügelunternehmungen der Russen
 Die Flügelunternehmungen der Deutschen und Österreicher (Die Schlacht in den Karpaten und die Winterschlacht in Masuren)

Dritter Band

- Der Seekrieg vom 2. August 1914 bis 24. Februar 1915 3—74
 Zusammenhänge (Die Freiheit der Meere — Deutschlands und Englands strategische Lage zur See) — Kämpfe und Maßnahmen in der Nordsee — Kämpfe und Maßnahmen in der Ostsee — Der Kreuzerrieg in fernen Meeren (Tsingtau, Die Schlachten bei Coronel und Falkland)
- Das strategische Verhältnis im Februar 1915 75—82
- Der Feldzug im Westen vom 15. Februar bis 18. März 1915 . 83—122
 Die Kämpfe in den Vogesen — Die Kämpfe in den Argonnen — Die Kämpfe im Artois und Flandern — Die Winterschlacht in der Champagne — Betrachtungen zu den Stellungskämpfen im Westen
- Der Feldzug im Osten vom 21. Februar bis 25. April 1915 . . 123—170
 Die Kämpfe zwischen Weichsel und Dnjepr — Die Kämpfe am Njemen — Die Kämpfe bei Memel und Sauroggen — Die Karpatenschlacht
- Der Feldzug im Westen vom 5. April bis 9. Mai 1915 171—184
 Die Frühlingschlacht zwischen Maas und Mosel — Der dritte Kampf um den Hartmannsweilerkopf — Die zweite Schlacht bei Ypern
- Die politische und militärische Lage im April 1915 und Italiens Eintritt in den Krieg 185—194
- Der Feldzug im Osten vom 25. April bis 14. Mai 1915 . . 195—220
 Die Offensive der Deutschen und Österreicher (Die Schlacht bei Gorlice-Tarnow)
- Der Feldzug im Westen vom 9. Mai bis 28. Juni 1915 . . . 221—238
- Der Feldzug im Osten vom 14. Mai bis 7. Juli 1915 239—302
 (Die Schlachtenfolge um die San-, die Dnjestr- und Pruthlinie)

- Der Feldzug im Osten vom 7. Juli bis 13. November 1915 . 303—400
 Die Schlachtenfolge in Südpolen, in Kurland und Nordpolen
 — Die allgemeine Lage am 26. August — Die Schlachten-
 folge zwischen dem Njemen und den Pripijetsümpfen, in
 Litauen, in Wolhynien und Ostgalizien — Der Ausklang
 der großen Offensive
- Der Feldzug im Westen vom 16. Juni bis 30. Oktober 1915 . 401—422
 Die strategische Lage an der Westfront im Sommer 1915 —
 Joffres Vorbereitungen zum großen Kampf (Die Schlacht bei
 Loos und Souchez — Die Herbstschlacht in der Champagne) — Betrach-
 tungen zur Gestaltung des Stellungskrieges im Westen
 und Osten und der strategischen Lage im Oktober 1915
- Der Balkanfeldzug vom 28. Juli 1914 bis 25. Januar 1916 . 423—494
 Das politische Verhältnis Serbiens und Bulgariens — Die
 Offensive der Österreicher in Serbien (Die Schlachten an der
 Drina und der Kolubara)
 Die Offensive der Deutschen, Österreicher und Bulgaren
 in Serbien und Montenegro (die Eroberung Belgrads, die
 Kämpfe an der Morava, auf dem Amselfeld und am Warbar)
- Der Dardanellen-Feldzug vom 3. Dez. 1914 bis 10. Jan. 1916 . 495—540

Vierter Band

- Die allgemeine Lage im Januar 1916. Der Feldzug im Westen vom
 1. November 1915 bis 1. Juli 1916 13—46
 Vorkämpfe vom 1. November 1915 bis 21. Februar 1916 —
 Die Schlacht bei Verdun — Die strategische Sonnenwende
- Der Feldzug im Osten vom 14. November 1915 bis 31. August 1916 47—114
 Die Ostfronten im Winter 1915/16 — Die Offensive der
 Russen im Frühling 1916 (Die Schlacht am Naroczsee)
 Die Offensive der Russen im Sommer 1916 (Die Doppelschlacht
 bei Luzk und Orna vom 31. Mai bis 5 Juni 1916 — Die Schlacht am
 Stochod und an der Rpa vom 3. bis 28. Juli 1916 uff)
- Der Feldzug im Westen vom 23. Juni bis 28. August 1916 115—136
 Die Schlacht an der Somme vom 1. Juli bis 28. August 1916
- Die allgemeine strategische Lage im August 1916 135—142
 (Von Falkenhayn zu Hindenburg und Ludendorff)
- Der Feldzug in Rumänien vom 28. August 1916 bis 19. Jan. 1917 143—228
 Der Eintritt Rumäniens in den Krieg — Die Haltung der
 Bulgaren — Der Aufmarsch der Rumänen — Die Lage der
 Mittelmächte am 1. September 1916 — Mackensens Ein-
 bruch in die Dobrudscha — Die Schlachten in Siebenbürgen
 (Die Schlacht bei Hermannstadt) — Der Vormarsch der Verbündeten
 und die Maßnahmen der Rumänen (Die Schlacht am Geisterwald)
 — Die Eroberung der Dobrudscha (Die Schlacht bei Coprafar)
- Die Kämpfe in den Transylvanischen Alpen vom 9 bis 12. Okt.
 1916 — Die Kämpfe in den Transylvanischen Alpen vom
 13. Oktober bis 6. November 1916 — Der Durchbruch im
 Vulkangebirge — Die Schlacht bei Targu-Jiu — Die
 strategische Lage der Rumänen am 22. November 1916 —
 Der Übergang der Verbündeten über die Donau — Die
 Kämpfe der Donauarmee vom 27. bis 30. November 1916 —
 Die Kämpfe der Armee Falkenhayn vom 3. Oktober bis
 30. Nov. 1916 — Die Schlacht am Urgeß — Die Schlacht
 bei Rimnicu-Sarat — Die Schlacht bei Focsani-Fundeni:
 Das Ende des Bewegungsfeldzuges

Der Feldzug im Westen vom 29. August 1916 bis 26. Januar 1917	229—250
Die Schlacht an der Somme vom 29. August bis 13. Nov. 1916	
Die Schlacht bei Verdun (Der Rückschlag)	
Der Seekrieg vom 24. Febr. 1915 bis 22. Dez. 1916 und der diplomatische Kampf Deutschlands mit den Ver. Staaten von Amerika	251—280
(Die Seeschlacht am Skagerrak — Auf dem Wege zum Unterseeboottkrieg usw.)	
Die allgemeine politische Lage um die Jahreswende 1916	281—312
Der Feldzug im Westen vom 27. Januar bis 26. Mai 1917 . .	313—346
Die Schlachten an der Scarpe vom 6. bis 13. April 1917, an der Aisne vom 9. bis 21. April 1917, an der Scarpe vom 23. April bis 18. Mai 1917, an der Aisne vom 3. bis 6. Mai 1917	
Der Kampf um den Frieden im Jahre 1917	347—362
Der Feldzug im Osten vom 29. Aug. 1916 bis 23. Nov. 1917 . .	363—404
Auf dem Wege zur russischen Revolution — Die Offensive des russischen Revolutionsheeres (Die Schlacht bei Brzeczany, die Schlacht bei Halicz) — Die Gegenoffensive der Deutschen und Österreicher (Die Schlacht bei Zborow und der Rückzug der Russen über den Ibrucz) — Die Kämpfe in der Moldau — Die Offensive der Deutschen (Die Eroberung Rigas)	
Der Feldzug in Italien vom 22. Mai 1915 bis 30. Dezember 1917	405—464
(Die 12 Schlachten am Isonzo)	
Der Feldzug im Westen vom 27. Mai bis 3. Dezember 1917	465—506
Die Schlacht bei Ypern — Vorbereitungen und Zwischenkämpfe — Die Kämpfe vom 31. Juli bis 31. August 1917 — Die strategische Lage im September 1917 — Die Kämpfe vom 19. Sept. bis 10. Nov. 1917	
Die Kämpfe an der Aisne und in der Champagne vom 1. Juni bis 2. August 1917 — Die Kämpfe bei Verdun vom 28. Juni bis 30. September 1917 — Die Schlacht bei Malmaison — Die strategische Lage im November 1917 — Die Schlacht bei Cambrai — „Jusqu'au bout!“	
Der Kampf um den Frieden im Osten und Wilsons 14 Punkte	507—520
Die Feldzüge im Westen und im Orient vom 13. Februar bis 11. November 1918	521—666
Die allgemeine Lage im Frühling 1918	
Die deutsche Offensive vom 18. März bis 12. Juni 1918 (Die Schlachten zwischen der Scarpe und der Oise, an der Oise, zwischen der Aisne und der Marne und zwischen der Oise und der Aisne — Die Schlacht an der Piave)	
Die Krise der deutschen Offensive vom 14. Juni bis 5. Aug. 1918 (Die zweite Schlacht an der Marne)	
Die Gegenoffensive der Alliierten vom 8. Aug. bis 15. September 1918	
Der Zerfall des Vierbundes	
Die Offensive der Alliierten und das Ende des Zweibundes	
Deutschlands Endkampf und der Ausgang des Krieges	

Erster Band. 175.—177. Tausend. 1923. XVI und 444 S. Perg.-8°. Mit 5 farbigen Kriegskarten. Gebunden Gm. 8.—, in Halbleinen geb. Gm. 8.25, in Ganzleinen geb. Gm. 9.—. Zweiter Band. 159.—161. Tausend. 1923. XII und 503 S. Perg.-8°. Mit 4 farbigen Kriegskarten. Gebunden Gm. 8.—, in Halbleinen geb. Gm. 8.25, in Ganzleinen geb. Gm. 9.—. Dritter Band. 87. bis 98. Tausend. 1923. XII und 544 S. Perg.-8°. Mit 4 farbigen und 2 Nebenkarten. Gebunden Gm. 8.25, in Halbleinen geb. Gm. 8.50, in Ganzleinen geb. Gm. 9.25. Vierter Band. 59. bis 61. Tausend. 1923. XI und 708 S. Perg.-8°. Mit 4 farbigen Karten. Gebunden Gm. 9.—, in Halbleinen geb. Gm. 9.25, in Ganzleinen geb. Gm. 10.—. Band I—IV in Halbleder geb. Gm. 7l.—

4

5